

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsgeschichte
desselben.

Lafte uns der Natur, aber — mit zarter
Hand! nachhelfen.

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben;

ein Buch

für

Eltern und Erziehende.

Herausgegeben

von

dessen Vater,

dem

Prediger, Dr. Karl Witte.

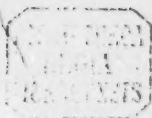
In zwei Bänden.

Erster Band.

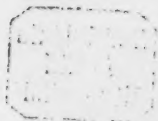
Leipzig:

G. M. Brockhaus.

1819.



Opinionum commenta delet dies; naturae
judicia confirmat.



Seiner Königl.ichen Majestät

Friedrich Wilhelm

dem Gerechten,

meinem und meines Sohnes

huldreichen Beschützer,

In tieffter Verehrung gemeldet

vom

Verfasser.

Allerburchlauchtigster, Großmächtigster,

Allergnädigster König und Herr!

Er. Königlichen Majestät, als Schutz-
geiste, dies Buch zu weihen, ist wohl ein
sehr natürlicher Gedanke. Allerhöchst
Dieselben sorgten zuvorkommend für mei-
nen Sohn, als wir kaum erst das Glück
hatten, wieder Ihre Unterthanen zu sein.
An allem, was ihn später betraf, nahm
sein gnädiger Monarch gütigen Antheil.
Da man ihn zu unterdrücken strebte, tra-

ten Ew. Königl. Majestät, ohne daß wir
geklagt, oder um etwas gebeten hatten,
Huldbreich ins Mittel, und wünschten:
„seine vollendete Ausbildung zu fördern.“
Was mein Sohn also ist, und hoffent-
lich noch werden wird, das, gnädigster
König! ist größtentheils Ihr Werk. So
lege ich denn die Auseinandersetzung, wie er
wurde, was er ist, Ew. Königl. Majestät hiez

mit unterthänigst zu Füßen. Verlieren Allerhöchstdieselben ihn und seine Eltern nicht aus Ihrem schützenden, aus Ihrem vergeltenden, Auge! Das ersucht von dem gerechtesten Regenten

Eurer Königl. Majestät

allerunterthänigster, treuehörigster

Dr. Karl Witte d. d.

Berlin, den 10. April 1819.

Vorrede,
die ich zu lesen dringend bitte.

Mein Buch ist so gut, als ich es zu machen im Stande war. Die verständige Mit- und die unpartheiische Nachwelt werden dies freundlich anerkennen. Die Anordnung seiner einzelnen Theile ist absichtlich so getroffen. Mancher Einwand sollte erst beseitigt werden, ehe ich erzählte. Hoffentlich ist das Ganze dadurch anziehender geworden. Beurtheiler, welche böghaft zwischen den Zeilen lesen; hier etwas heraus, dort etwas hinein auslegen; Stellen aus dem Zusammenhange, d. h. Ausgen aus dem Kopfe, reißen; und — absprechen; wohl gar das Buch todt zu schlagen suchen; werde ich nicht beachten. Sie versichern, (wie ich später erfahren habe,) schon ehe ich eine Feder angefaßt hatte, daß ich: „eine

Normalerziehung" schreibe; und — verurtheilten diese. Die klugen Leute! — Sie werden mein Buch, und meinen Sohn fort-dauernd befeuern! Geduld!! Mattern — stehen!

Wenn mein Buch nur nützt! — Das ist die Hauptsache! Möge es zugleich Tausenden, die uns wohl wollen, eine Danksäule sein! Nennen konnte ich manche nicht! aber ich dachte an Alle! — Guter Menschen habe ich oft, und mit Liebe erwähnt! Einzelne Schlechte sind dagegen in ihrer widerlichen Blöße dargestellt. Das that ich sehr ungern! aber, — ich konnte nicht umhin, weil meine und meines Sohnes gute Sache sonst nicht klar hätte erscheinen können; und — das sollte sie doch!

Achtungswerthe Frauen in Göttingen, Heidelberg und Berlin wünschten, daß ich mich auch über weibliche Erziehung ausließ. Ich habe es gethan, und das Entworfene gewählten Müttern und Töchtern vorgelesen. Alle verlangten es gedruckt. Da aber in diesem Werke kein Raum dafür war, so mag es später erscheinen.

Daß ich Wolfs, Heines u. Latein gern lese, traut mir wohl jeder zu. Wie hätte ich sonst meinen Sohn bis zur Universität allein unterrichten können. Nichts desto weniger habe ich mich gegen die Allgemeinheit des Lateinschreibens und Sprechens, — in sofern es noch jetzt als einer der Grundsteine zweckmäßiger Bildung aufgezählt wird, in diesem Buche erklärt. Es wird stets Menschen geben, die beides zu erlernen streben. (Vortrefflich für die Gelehrsamkeit! —) Sie werden desto weiter darin kommen. Auch gebe ich zu, daß manches noch lateinisch geschrieben werden muß. — Ich wünsche nur, daß man nicht mehr Unzählige dazu zwingt, denen — es doch nichts nützt. Entschieden hasse ich die Mönchsgelehrsamkeit. Ich war oft in Klöstern. Unter „Gelehrten der Art“ verstehe ich, nach meinen dort gemachten Erfahrungen, Lateiner, die in ihrer Muttersprache Barbaren sind; Köpfe voll Pedanterei und Pöfse, bei selbstsüchtiger Grobheit und Mangel an gesunder Vernunft; Menschen, die — das: *emollit mores etc.* (Wissenschaften veredeln die Sitten) alle Augenblicke aussprechen, und

doch Gemeinheit, Dünkel, Neid und Bos-
heit mit einander verbinden; die über Buch-
staben oder Worte, als über eine Gewiss-
senschaft streiten, dagegen: reinen Sinn
und Rechtlichkeit mit Füßen treten. Ist es
nicht wehmüthig, daß viele unsrer höhern
Bildungsanstalten noch jetzt so lebhaft an ih-
ren Ursprung erinnern? —

Wie es mit unserm Regensstrunwesen steht,
beweist Dabelows nirgend angenommene Re-
gension, Bosens Spekulationspasquill, im
Archiv für. — Staatengeschichte und Politik;
und eine lange Reihe ähnlicher Nachwerke, die
solchen Dienern der Ungerechtigkeit! — bis
zu A. Kuhn hinab! — Beifall, Gunst, Be-
förderung oder Geld brachten.

Gute Menschen und Ausländer verachten
diese Kehrseite deutscher Gelehrsamkeit tief.
Wie möchte aber der leise Ton der Vernunft,
der Wahrheit, des Rechts und der Sittlich-
keit durch das *aes triplex* dringen! — Zudem
ist mein Sohn nur für edlere Menschen
ein Wechsel auf Sicht. Sie haben ihn, und
dadurch mich, (den Aussteller) stets zuvor-
kommend honoriert. Auf Anerkennung der

Schlechten rechnete ich nie. Nur Gleiches paßt zu Gleichem! — Ich erzog ihn einfach und natürlich. Vlog: mentem sanam in corpore sano (eine gesunde Seele in einem gesunden Körper) wollte ich erhalten und zur Vollendung fördern. Den Unterricht in Sprachen und Wissenschaften schlug ich nie hoch an. Er mußte gelingen, wenn er nicht — schlecht! — gegeben wurde. Daß ich dies bestimmt zuvor wußte, kann ein Herr Arndt aus Prenzlau bezeugen. Ich ersuche ihn hierdurch, mir 1) meine Auseinandersetzung, daß Karl gewiß und leicht jedes Jahr eine fremde Sprache erlernen werde, und 2) sein — späteres — Einstimmen hiermit, möglichst wörtlich aufzusehen und zu schicken. Auch ungelehrte Eltern werden sehr viel Gutes bewirken, wenn sie nur den Körper, den Verstand, und das Herz ihres Kindes gehörig bilden. Die Kenntnisse sind dann Kleinigkeit. Ihr Sohn wird sie an sich reißen, wie einige neuere Erfahrungen beweisen. Möge es mir geglückt sein, was und wie ich's that, einfach dargestellt zu haben! Als höchstes Lob werde ich es ansehen, wenn recht

Viele sagen: „Ei, so zu erziehen ist ja gar keine Kunst!“ — Ich würde dabel, — wenn es nicht zu stolz klänge, — an das Ei des Kolumbus denken; lieber folglich an die so höchst einfachen Gedichte unsers schlichten Gellert, von denen gewiß schon jeder mehrmahls gemeint hat, dergleichen eben so gut machen zu können. Ich lasse mir jenen Tadel gern gefallen; nur wünsche ich, daß man das Gute ausübe! —

Wie man mich moralisch zwang, meinen Sohn „studiren“ zu lassen; so bestimmte man ihn auch, gegen meinen Wunsch! allgemein — aber aus Gründen! — zum Univ. Lehrer. Er selbst hatte große Lust dazu. Ich nie! — Selbst damals nicht, als wir (Michaelis 1816) in Berlin Aussichten für einen angehenden jurist. Privatdozenten fanden, wie wir sie nie geahnet hatten, und die ein gültiger Engel vorbereitet zu haben schien. Zwei Privatdozenten waren nur da; die Folge hat das (im Buche angeführte) Urtheil des Herrn Prof. E. über sie gerechtfertigt. Daß Herr Prof. Eichhorn bald nach Göttingen gehen werde, sah man zuvor. Von den

übrigen vier Professoren hatten nur drei bedeutenden Beifall. Für eine Universität wie Berlin, waren diese drei viel zu wenig! — Mehrere Studenten klagten daher, daß sie manche Kollegia hier gar nicht hören könnten. Herr G. R. Schmalz und Herr Prof. Gb. schen, (natürlich also auch der G. J. R. und Prof. Herr v. Savigny) wußten das gar wohl. Ein geschickter und fleißiger junger Mann, der dabei einen gründlichen und doch leichten Vortrag hatte, mußte folglich hier sehr bald Beifall erhalten; mußte, — wenn er seine Pflicht that, — in kurzer Zeit zum Prof. extr. mit einem angemessenen Gehalte ernannt werden. Dann, oder ein Jahr später konnte mein Sohn, den gütigen Absichten seiner Gönner gemäß, zum Prof. in Bonn berufen werden, und zugleich — wie ich im Buche gezeigt habe, — gehörig vorbereitet! seine gelehrte Reise antreten u. So glücklich sollte es aber eben nicht gehen! —

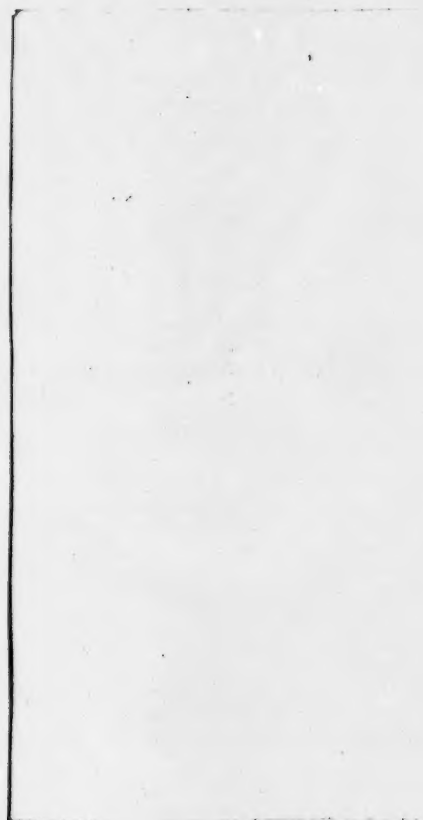
Doch man lese selbst, was einige, jenem guten Engel entgegenwirkende — Menschen gethan haben, und — ersäune! Die gerechten Hoffnungen eines unschuldigen Jüng-

singe auf Lebensglück, Ehre, Fortbildung und Freude sind dadurch — größtentheils! — zerstört; die schönen Erwartungen seiner Eltern, Verwandte, erhabenen Männer und Freunde, sind — zertrümmert. Wer kann solche Hemmungen vor Gott verantworten, wenn das Gesetz sie nicht fordert, wenn es vielmehr für den Unterdrückten spricht! — Welcher Rechtslehrer vermag die große Wahrheit weg zu sophistisiren: „Du sollst das Recht nicht biegen! —“ Wer wagt es, solchen Satz abzulängen: „Wird das Recht eines Bürgers mit Füßen getreten, so ist die Freiheit aller bedroht!“ Nur diejenigen haben es — vergeblich! — versucht, und werden es ferner thun wollen, welche mancherlei von ihnen selbst ausgestreute, Verläumdungen gegen einen Unschuldigen schamlos mit den Worten zu vertheidigen suchen: Als: *persona publica*“ muß er sich das Urtheilen über ihn gefallen lassen. „Das Urtheilen?“ — Ja! — Nicht aber das: „hämische Verläumdungen!“ Denn dies Gift mördet die Ehre, den guten Namen, die Zufriedenheit, Gesundheit, kurz das Glück auch des edelsten Menschen anwie-

verbringlich, weil — es immer aufs neue und stets heimlich beigebracht wird.

In den letzten Bogen hat der Mangel an Raum mich zu Abkürzungen jeder Art gezwungen. Ich bitte deshalb dringend um Verzeihung.

Gott schütze meinen guten Sohn ferner; bessere seine Verfolger; und erhalte ihm erhabene Götter, die das Böse, welches arglistige Widersacher ihm erwiesen haben, noch anstehen, und — wer weiß wie! — für die Folge zubereiten, durch Gutes auszugleichen geneigt, und im Stande sind! —



Inhalt des ersten Bandes.

- Erster Abschnitt. Für wen dies Buch geschrieben ist.
- Zweiter Absf. Was das Buch enthält.
- Dritter Absf. Warum dies Werk nicht eher geschrieben wurde.
- Vierter Absf. Ob mein Sohn mit außerordentlichen Anlagen geboren ist.
- Fünfter Absf. Warum hoffte ich so viel, bei so wenigem Anschein?
- Sechster Absf. Ist mein Erziehungswerk glücklich von Statten gegangen?
- Siebenter Absf. Ist die Erziehung meines Sohnes schon vollendet?
- Achter Absf. Jedes gewöhnlich organisirte Kind kann ein ausgezeichnetes Mensch werden, wenn es nur darnach erzogen wird.
- Neunter Absf. Ob ich die Absicht hatte, meinen Sohn zum frühen Gelehrten zu bilden.
- Zehnter Absf. Wie kam es, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde?
- Elfter Absf. Ob ich mir die nöthige Geschick-

lichtelt vertraute, meinen Sohn zum (frü-
hen) Gelehrten zu bilden.

Zwölfter Abf. Ob es mir unlieb ist, daß
mein Sohn ein früher Gelehrter wurde.

Dreizehnter Abf. Einwürfe gegen die frühe
Ausbildung meines Sohnes.

Vierzehnter Abf. Unterschied der Erziehung
und Bildung, die mein Sohn genos, von
der, welche bei Heinicke und Garatier ange-
wandt worden.

Fünfzehnter Abf. Hat mein Sohn Nutzen von
seiner frühen Ausbildung gehabt?

Sechzehnter Abf. Wird meines Sohnes Geis-
teskraft früher zu wachsen aufhören, als
die anderer Jünglinge?

Siebzehnter Abf. Soll man Kinder bis zum
sechsten oder achten Jahre sich selbst über-
lassen?

Achzehnter Abf. Wie fangen wir es an, Karik-
vor Schmeicheleien zu bewahren, oder doch
das Gifte derselben zu schwächen?

Neunzehnter Abf. Ob mein Sohn auch ge-
turt hat?

Folgende Veränderungen und sinnentstellende Druckfehler bitte ich vor dem Lesen des Buchs zu verbessern. Bei den übrigen wird der Leser den Sinn selbst errathen.

Im ersten Bande.

Seite Zeile.

- 6 16 hinter „so“ setze man einen Punkt.
 42 9 streiche man „selbst“ weg.
 42 10 — „mich“ weg.
 45 8 statt „modifiziren“ lese man „umwandeln.“
 53 18 streiche man „war schon“ weg.
 60 1 v. u. statt „ne“ l. „die.“
 71 1 hinter „derselben“ l. „u. f. w.“
 — 5 v. u. statt „nicht“ l. „nichts.“
 117 1 str. m. „doch“ weg.
 120 14 str. m. „vom“ weg.
 132 7. hinter „früher“ l. „zu.“ hinter „nachher“ auch „zu.“
 158 7 am Ende fehlt ein „.“
 163 14 statt „16“ l. „13“
 172 8 v. u. str. m. „bis“ weg.
 175 7 in „Langerweile“ fehlt das r.
 197 In der Uebersetzung sind mehrere Druckfehler 3. B. de für d, oder te für t.
 217 16 steht „t“ statt „e.“
 271 8 statt „bald“ l. „viele.“
 292 7 statt „nicht“ l. „nichts.“
 307 13 hinter „sich“ fehlt „auf.“

Seite Zeile.

- 312 17 statt „antseiten“ l. „arbeiten.“
 313 13 statt „aber“ l. „indes.“
 334 4 v. u. statt „festsetzen“ l. „besten.“
 336 7 statt „antwortete“ l. „antwortes.“
 406 9 statt „als“ l. „wie“
 439 4 statt „von eilendem“ l. „vom eilens
 den.“
 459 11 „freilich“ fällt weg.
 — 14 statt „dem“ l. „den.“
 461 12 „noch“ fällt weg.
 — 15 statt „Schid“ l. „Gal“
 468 4 v. u. „doch“ fällt weg.
 472 letzte Zeile das erste „und“ fällt weg.
 473 9 das letzte r in „Vorfahrer“ f. weg.
 476 13 „empor“ fällt weg.
 479 1 „sah“ fällt weg.
 491 5 v. u. „können“ fällt weg.
 492 8 statt „dem“ l. „den“
 — 9 „Beweggrunde“ fällt weg.
 500 1 v. u. statt „dem Thore“ l. d. Stadt.
 501 4 statt „machen“ l. „verkaufen.“
 — 11 statt „ihm“ l. „ihn.“
 503 7 statt „gelobt“ l. „gepriesen.“
 504 8 statt „loben“ l. „erheben.“
 507 8 „würde“ fällt weg.
 517 16 hinter „nicht“ steht „so.“
 — 18 „so“ fällt weg.
 518 5 hinter „mich“ steht „und.“
 520 5 v. u. statt „ruhige“ l. „ruhiger.“
 523 16 in „tourtren“ fällt das o weg.

a/w.

Erster Abschnitt.

Für wen dies Buch geschrieben ist.

Man wähnt vielleicht, ich schreibe ausdrücklich für Schullehrer und eigentliche Erzieher. Allein man irrt sich; denn da diese Männer sich in der Regel für meine Widersacher, und zwar aus guten und schlechten Ursachen für meine Widersacher halten, so schreibe ich nicht ausdrücklich für sie. Ihre Gründe gegen mich sind: Ich machte es nicht so wie sie. Das ist freilich schlimm! Oft machte ich es sogar grade umgekehrt. Das ist noch schlimmer! Und dann, das Publikum war, und ist, unbillig genug, zu sagen: „Ei, wenn der (Witte) das mit „seinem Sohne erreichen konnte, und doch „ausdrücklich versichert, daß aus jedem, nicht „von der Natur verwahrloseten, Kinde etwas

„Ausgezeichnetes gebildet werden könne, was
 „um leisten denn unsre Schullehrer nicht das
 „Gleiche? —“ Es kann nicht leicht ein Ver-
 gehen ungerechter sein, als dieses. Aber
 — ich habe es oft aussprechen gehört, und
 meine nachdrücklichsten Widerlegungen haben
 viele Male nichts gefruchtet. Wie kann es
 also fehlen, daß beleidigende Anschuldigungen
 der Art den redlichen Mann, den sie treffen
 sollen, unwillig gegen mich machen! Wie
 kann es fehlen, daß er verdrießlich auf denje-
 nigen wird, der — wahrlich wider seinen Wil-
 len! — Veranlassung dazu wurde! —

Mein ganzes Werk soll vielmehr dem Ver-
 ständigen beweisen, daß der Schulmann mit
 dem besten Willen, bei trefflichen Kenntnissen und
 herrlichen Lehrgaben, wenig ausrichten könne,
 wenn ihm — wie fast immer der Fall zu sein
 pflegt — früher entgegen gearbeitet
 wurde, oder wohl gar noch jetzt entgegen
 gearbeitet wird.

Schullehrer und eigentliche Erzieher sind
 aus obigen Gründen gewöhnlich mir entge-
 gen gesinnt; sind es wenigstens so lange,
 bis sie mich näher kennen gelernt, oder bis

angeführten Ueberzeugungen, — freilich meistens sehr unerwartet! — von mir selbst, oder durch Andre, gehört haben.

Für sie schreibe ich also nur, in so weit sie zugleich Väter und Mütter sind, die ihre Kinder — oder Pflegebefohlene! — herzlich und innig lieben, so daß sie sich aus zärtlicher Liebe zu den Ihrigen gern entschließen, auch den Erziehungsversuch eines Mannes näher anzusehen, der ihnen mehr als einmal mismutige Augenblicke erregte.

Dann aber schreibe ich freilich auch für sie, denn ich schreibe für alle biedere Väter und Mütter, die aus ihren Kindern gern etwas Vorzügliches an Körper, Geist, (Kenntnissen) und Herzen bilden möchten. Viele unter ihnen verfolgten meine Erziehungsweise mit steter Aufmerksamkeit, bezeugten mir schriftlich ihre liebevolle Theilnahme, oder behandelten mich und die Meinigen persönlich mit hoher Güte. Die Beweise ihres edlen Wohlwollens rührten mich oft zu Thränen. Ich darf, ja vielmehr ich muß sagen: sie haben mir vielfältig und gern in die Hände gearbeitet. Ich hoffe, daß manches

der Art aus meinem Werke selbst hervorgehen werde. Mein und der Meinigen heißer Dank bleibt ihnen bis zu unserm Grabe.

Unzählige unter ihnen baten mich herzlich und dringend, meine Erziehungswelke schlicht und einfach, wie ich ihnen, auf ihr Verlangen, davon erzählt hatte, aufzusehen, und als leichtes, angenehmes Lesebuch, der Welt, und dadurch auch ihnen zu übergeben. Oft habe ich es auf meine Ehre, auf mein Gewissen versprechen müssen, weil man alle vernünftige Bedenken, die ich dagegen vorbrachte, beseitigt hatte.

Eine meiner gegründestten Einwendungen schlen mir immer die, daß mancher hämisch Gesinnte sagen werde: Wozu ist denn das Buch gerade nöthig? — Jene antworteten darauf: „Wag es für A. für B. oder C. nicht nöthig sein! Wir wünschen, wir verlangen es.“ Sagen Sie doch in der Vorrede, daß „Sie nur für uns schreiben!“

So halte ich denn mein gegebenes Wort. Möge der Nutzen, der daraus entstehen kann, und hoffentlich wird; möge die Zufriedenheit jener Vielen mit dem, was ich zu leisten

suchte, mich kräftig vertheidigen! Neben dem ehrenvollen Beifall einiger Würdigen wird mir das spöttische, oder wilde Geschrei von mehreren Seiten her, der sicherste Beweis des guten Erfolgs meiner wohlgemeinten Bemühungen sein. Die Zukunft entscheide zwischen mir und ihnen! —

Ich weiß zwar wohl, daß nicht alles so nachgemacht werden kann, wie es mir geglückt ist. Ich glaube auch, daß es nicht nothwendig ist, daß alle Kinder grade so erzogen werden, als mein Sohn erzogen wurde. Aber ich bin überzeugt, daß sehr vieles von dem, was ich that, nachgeahmt werden kann, und daß eine vernünftige Nachahmung desselben nicht geringen Nutzen bringen müsse.

Hier fallen mir vor allen übrigen, Prediger (in der Stadt und auf dem Lande) ein; ferner Gutsbesitzer und ihre Hauslehrer oder Lehrerinnen, endlich eine Menge anderer gelehrten oder doch gebildeten Familien, die sehr viel mehr für die Ihrigen thun könnten und thun würden, wenn man ihnen die Möglichkeit klar darlegte, und dadurch ihren guten Willen aufregte. Für

Diese alle schreibe ich ganz besonders. Sie habe ich recht eigentlich im Auge. Möge ich bei ihnen erreichen, was ich so sehr herzlich wünsche! —

Endlich war es auch der Wille meiner höhern Gönner und Wohlthäter seit zehn Jahren, d. h. seitdem meine eigenthümliche Erziehungsweise bekannter wurde. Immer hieß es: „Fahren Sie so fort, aber zeigen Sie nachher auch, wie Sie es machten! —“

Auch unter unsern Schullehrern und Erziehern (im strengeren Sinne des Wortes) dachten und sprachen sehr viele Männer, wie Fink, Schewe, Campe, Salzmann, Olivier, Tilly, Gutsmuths, Lacomus, Zerrenner, Lenz, Leopold u. s. w.; eben so. Viele Andere wurden bloß darum meine Freunde, weil meine Verfahrungsweise sie interessirte; Alle aber verlangten, — und erhielten — die offene Mittheilung meiner Ideen. Alle versicherten dann, es sei nöthwendig, sie dereinst öffentlich darzulegen.

Daß ein Mann, wie Pestalozzi, sehr früh auf das, was ich that, aufmerksam wurde, und daß er, mit seinem hellen Blicke

und biederem Herzen; er, dem jeder Meid fremd ist, und der immer nur das Gute will; daß er, sage ich, im zarten Keime schon die Pflanze, ja die Frucht, ahnete, ist begreiflich. Darum sprach er schon zu einer Zeit, wo nur sehr Wenige mein Thun beachteten, mit warmem Nachdruck, ja mit großer Wichtigkeit davon. Hier sind seine eigenen Worte:

Heurer, lieber Freund!

Lassen Sie mich es Ihnen, da Sie noch in unserer Nähe sind, noch einmal sagen, wie sehr mich die Unterrichtsart, die Sie für Ihr eigenes Kind anwenden, interessiert, und wie sehr ich die mehreren Ihrer Unterrichtsmittel in ihrem Wesen mit den meinigen übereinstimmend finde. Lassen Sie mich mehr sagen: Es machte mich schon manchmal bang, daß die Rubrik der meinigen: Form, Zahl und Wort, eben wie die äußere Form meiner Elementarbücher, bei ihrem ersten Anblick so sehr von dem einfachen Gange der kunstlosen Natur und ihren besten Gewährleistern, den schlichten Formen des gemeinen Menschen sinnes, abzuföhren scheinen. Indessen ist dies ganz gewiß nur Schein; in der

Ausübung steht unser fleißiges Thun allge-
mein und gewiß jedem Erziehungsmittel nahe,
in welchem sich die Erfahrungen jedes, stren-
ger Beobachtung fähigen, Vaters; und das
Herz einer wahrhaft liebenden Mutter, rein
ausprechen. Mag das aber immer in den
todten Tabellen und in den gehäuften Zahlen-
reihen nicht also scheinen! — Es kann dar-
inn nicht also scheinen! — Aber wenn Kräft
am Faden dieser Formen dem Geiste des Kin-
des ganz kund wird, und das Kind sich in
jedem Worte Kräft's ganz selbst findet, und
um der Form seiner Lehrart willen sich so
ganz selbst finden muß, als es sich im ein-
fachsten Worte seiner Mutter, — dessen Sinn
ihm eine tausendfache Erfahrung klar gemacht
hat, — selbst finden muß: dann ist unser wirk-
liches Thun denn auch gewiß etwas ganz an-
deres, als was der trügende Anschein aus
ihm macht. — Das, Freund! sahen Sie,
wie es noch wenige sahen — und sahen es
darum, weil Sie wesentlich in eben
dem Geiste arbeiteten. Sie mußten es
nicht; aber es liegt dem Wesen ihres Thuns
eben dieses gereifte Naturgefühl zum

Grunde, aus dem sich nach tausenderlei Zweigen endlich meine Lehrformen entspannen.

Freund! Ihr Thun ist mir sehr wichtig. Wir bedürfen in diesem Zeitpunkte mehr als je, daß das Werk der Erziehung durch gereifte Erfahrungen geprüft werde, und es sind bestimmt solche Erfahrungen, welche die Ansichten, die über meine Methode Statt finden, allmählig berichtigen werden. Unter diesen Umständen fühlen Sie, Freund! wie wichtig es mir sein muß, daß Sie im Kreise Ihrer Erziehungs-Erfahrungen fortfahren, und, wo möglich, denselben ausdehnen. Freund! Sie sind unabhängig von meinen Wünschen schon für die Vetre- tung dieser Laufbahn aufgefordert; *) erlau- ben Sie mir also, daß ich hierin meine Wän- sche mit den Wünschen Ihrer näheren Freunde vereinige, und Sie dringend bitte, Gelegen- heiten, die sich Ihnen hiefür an die Hand geben möchten, nicht von sich zu weisen. Wän- ner, die mit Ihrem Scharfblicke, was vor

*) Es geschah von drei sehr geachteten theoreti- schen und praktischen Erziehern.

ihre Sinne kommt, festhalten; und im Stande sind, mit Ihrer Kraft allem dem consequent zu handeln, was sie sich dadurch, sowohl mit dem Wesen der menschlichen Natur, als mit den Umständen der menschlichen Lagen übereinstimmend, abstrahirt haben; solche Menschen können jezo vieles leisten. Ich zähle Sie mit Ueberzeugung unter dieselben, und freue mich auf jeden Fall zum voraus, von Ihnen den Fortgang Ihrer Erfahrungen mit der Offenheit und Bestimmtheit zu vernehmen, mit der Sie in den angenehmen Stunden, die ich mit Ihnen durchlebte, sich mit mir über diesen Gegenstand unterhielten.

Reisen sie glücklich, Freund! über unsere Berge, und sein Sie der Fortdauer meiner herzlichsten Zuneigung auf immer versichert!

Ihr Sie liebender Freund

Pestalozzi.

Im August, 1804.

Bei dieser Ansicht ist er nun vierzehn Jahre lang ununterbrochen geblieben. Denn noch vor kurzem hat er mich mündlich auf's dringendste aufgefodert, die Erziehungs- und Bil-

dungsgeschichte meines Sohnes so ausführlich und allgemein verständlich als möglich herauszugeben. Mit ihm vereinigten sich seine würdigen Freunde und der bekannte französische Gelehrte Julien aus Paris. Sie widerlegten alle meine Einwürfe (die hauptsächlich aus Aengstlichkeit herrührten) gründlich, und Pestalozzi schrieb mir noch am Tage meiner Abreise von Yverdun folgendes:

Lieber Herr Witte!

Sie erinnern sich doch der pädagogischen Unterredungen noch, die vor vierzehn Jahren in Buchsee zwischen uns statt fanden. *) Damals machten Sie uns schon Hoffnung, durch die Eigenheit Ihrer Grundsätze — Ihren Sohn viel weiter als gewöhnlich zu bringen. Jetzt haben die ausgezeichneten Vorschritte desselben das weit übertroffen, was Sie damals zu hoffen sich anferten.

Nun aber entsteht die Frage: Wie weit

*) Pestalozzi's oben angeführtes Schreiben (in Witte's Bericht über die Pestalozzische Erziehungs-Anstalt. Leipzig bei Dyl, 1804. abgedruckt.)

sind diese Vorschritte durch Ihre Erziehungsweise hervorgebracht, oder in wie weit sind sie dadurch veranlaßt worden? Es entsteht die Frage: in wie weit sind diese Fortschritte eine reine Folge seines überwiegenden Talents — oder in wie weit sind sie ein Resultat von Erziehungs-Grundsätzen und Mitteln, deren Anwendung auf andere Kinder, wenigstens näherende Resultate hervorzubringen geeignet sind? — Lieber Herr Witte, Sie sollten durch eine detaillierte, mit Bestimmtheit in das Einzelne Ihrer Führung eintretende Beschreibung, — wie Sie Ihren Sohn von Stufe zu Stufe geführt, — die Freunde der Erziehung in den Stand setzen, über diese Frage mit einiger Sicherheit entscheiden zu können. — An der überwiegenden Kraft Ihres Sohnes ist nicht zu zweifeln. Aber wie weit Ihre pädagogische Führung diese Kraft mit psychologischer Sicherheit ergriffen, und dadurch ihre schnelle Entfaltung selbst bewirkt: das kann nur eine recht umständliche Erzählung des Bestimmten und Eignen Ihrer Führung in's Licht setzen. Lieber Herr Witte! Es ist wichtig, daß dies

geschehe, und es ist auch gewiß das angenehmste Geschäft, dem Sie sich widmen können.

Leben Sie wohl, lieber Herr Witte! und sein Sie der ausgezeichnetsten Achtung versichert, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen

Dero
gehorsamster Diener und Freund
Pestalozzi.

Überden,
den 4. September, 1817.

Kräfti und Niederer (früher auch Tobler) baten mich in beiden Zeitpunkten eben so herzlich und eben so dringend. Auch ihnen habe ich es fest versprechen müssen, daß ich mich über das Lästern der Dummheit und Schlechtigkeit hinaussetzen, und — nach meinem besten Vermögen! — ein Buch für Väter und Mütter schreiben wolle.

Unter so vielen ähnlichen Aufforderungen theile ich hier nur noch eine mit, weil sie dasjenige grade unumwunden berührt, was ich fürchte; aber auch freundlich ermuntert, es zu verachten.

Ich hatte nämlich in Zürich dem würdigen Pfarrer und Professor Gesner (meines verewigten Freundes Lavaters Schwiegersohn) der als Mensch, als Pfarrer und als Erzieher gleich hoch geachtet ist, auf seinen Wunsch einige Blätter mitgetheilt, in welchen Gelehrte sich über die Fortschritte meines Sohnes geäußert hatten, und die ihm (Gesnern) entgangen waren. Erschickte sie mir mit dem nachstehenden Schreiben zurück, und wiederholte dadurch noch einmal, was er mir mündlich so oft und dringend an's Herz gelegt hatte. Hier ist es:

Ungemein bin ich Ihnen für die Mittheilung dieser höchst merkwürdigen Blätter verbunden. Man staunt an den Jüngling hinauf, dessen eigene Werke den Mann zeigen. Glücklicher Vater! der, wenn auch wohl angenommen werden muß, daß Ihr Sohn mit bewundernswürdigen Anlagen wie ein Petrarca ausgerüstet war, den noch bewundernswürdigern Weg fand, diese Kraft so schnell und sicher zu entwickeln. Ein Weg, der durch seine Psychologie, seinen Scharfsinn und seine höchste Einfachheit Je-

den anspricht. O, daß Sie bald durch die klare, ergreifende Darstellung Ihrer Handlungsweise, der Väter viele in den Stand setzten, wenn auch nicht die Erfolge, welche Sie zu sehen das Glück hatten, doch immer noch eine erstaunenswürdige Entwicklung zu sehen, mit der kaum etwas Bisheriges verglichen werden kann.

Kein weiser Mann kann wohl dagegeu gleichgültig, noch weniger vorurtheilsvoll absprechend sein — aber die Sache wird, wie alles einfach: Große, Widerstand; wie alles Wahre, Widerspruch — und, freuen Sie sich! wie Alles Bewährte, Sieg finden, und kräftig eingreifen in das Werk der Menschenbildung. Prüfung wird der Sache kein Psychologe versagen. Erfahrung und Zeit muß auch da bewähren; aber wer ohne Prüfung den Stab darüber bricht, der ist kein ruhiger Weiser.

Mit ehrfurchtsvoller Hochachtung
ergebenst

G. Geßner

Pfarrer und Professor.

Zürich
den 16. Julius 1817.

So will ich mich denn bemühen, einfach und klar zu sein! Mögen gelehrte Thorren mich deshalb verachten, wenn ich nur denen nützlich werde, für welche ich schreibe.

Daß ich mich um Menschen wie Merkel, A. G. Eberhard und ihres Gleichen am allerwenigsten kümmern, versteht sich von selbst. Freilich werden sie, wie bis dahin, verkappt oder unverkappt, mich mit Koth bewerfen. Aber, soll man deshalb nicht mehr über die Straße gehn, weil es unverschämte Gassenbuben giebt? Soll man deshalb in seinem Zimmer kein Gemälde aufhängen, weil Schmeißfliegen es verunreinigen werden? — Das wäre Thorheit!

Diesenigen Gelehrten, Schullehrer und Erzieher, welche mein Werk mit gutem Willen lesen und mit freundlichem Sinne beurtheilen wollen, versichere ich hiermit im voraus meiner dankbarsten Hochachtung.

Zweiter Abschnitt.

Was dies Buch enthält.

Durchaus keine Anweisung, wie man erziehen soll. Ich habe ihrer in vielen Sprachen eine große Zahl gelesen, aber selten oder nie Befriedigung darinn gefunden, und — meinen Bekannten ging es meistens nicht besser. Die eine ist zu gelehrt, die andre zu trocken, die dritte zu weitschweifig, die vierte verändert sich alle zwei oder drei Jahre, je nachdem eine andre Erziehungsweise Mode wird. Die fünfte ist zu schwülzig, die sechste dehnt Anweisungen, welche bloß unter diesen Umständen, folglich nur auf Zeit und Ort und — Verhältnisse paßten, auf's Allgemeine aus, und kann deshalb ebenfalls nicht nützen. Aber — geschichtliche Erzählung, wie diese oder jene Erziehung angefangen und fortgesetzt wurde; sorgfältige Bemerkung, was für Schicksale — glückliche oder widrige — eintreten, und folglich nützen, oder schaden; wie der Erzieher das Nützliche zu vermehren, und das Schädliche zu schwächen oder zu vertilgen suchte; welche Fortschritte

I.

[2]

jeder Art das zu erziehende Wesen machte; was es war und wurde, als Kind, als Knabe und als Jüngling; was also vernünftiger Weise von ihm als Mann zu erwarten steht; nähere Erwägungen dessen, was dem Erzieher bei seinem Geschäfte aufstieg u. s. w. Werke der Art wiegen, nach meiner Ansicht, jedesmal zwei gelehrte Anweisungen auf. Es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie gern aufmerksam ist auf das Thun und Treiben Anderer. Enthält also ein Buch jener Art Wahrheit; ist es nicht, wie Rousseau's *Emil*, aus der Phantasie geschrieben; kennen wir vielleicht den Gegenstand, dessen Bildung es uns näher schildert, von Person, durch unsere Freunde, oder durch öffentliche Blätter; haben wir wohl gar schon gewünscht, mehr davon zu wissen: so muß der Zweck erreicht werden, daß wir das Buch mit Interesse lesen, dem Verfasser in allen Verhältnissen folgen, mit ihm denken; zweifeln, fürchten, hoffen, beschließen, handeln u. s. w. folglich ohne es zu wollen, uns dasjenige aneignen, was in unserer Lage ausführbar ist.

Wöge ich so glücklich sein, dies zu erreichen! Dies ist das schöne Ziel, nach welchem ich strebe!

Soll es mir aber damit gelingen, so muß ich — das fühle ich, und verständige Menschen sagten es mir oft! — so viel als möglich alles, was meinen Sohn beträff und betreffe, rein darlegen, sowohl das was gut, als das was böse auf ihn einwirkte; die edle Mithilfe Anderer, so wie die Schmeicheleien und Verläumdungen, oder heimlichen Verfälschungen, die man sich erlaube. Auch dürfen meine eignen, oder meiner Gattin, Fehler im Erziehen nicht verschwiegen werden. Nur erst, wenn alles Erwähnte deutlich vor Augen liegt, können Leser und Leserinnen das Ganze richtig auffassen, beurtheilen, und Vieles davon zu ihrem Geistes-Eigenthum machen.

Mancher wird dies freilich Eitelkeit nennen; das weiß ich zuvor! Nichts ist leichter, als, anstatt eine Handlung eben so gut, oder besser zu verrichten, sie vielmehr herunter zu setzen, sie möglichst lange für unwahr zu erklären, ihr schlechte Beweggründe

unterzuschieben u. s. w. Doch, das kennt ja Jedermann, der die Welt kennt. Es ist stets so gewesen und wird stets so bleiben, denn die Schwäche und der Stolz des Menschen sind nur gar zu oft Ursache, daß er schlecht handelt. Ich bin darauf gefaßt. Haben mir doch so mancher warme Händedruck, so manche liebevolle Umarmung, mit Innigkeit gesagt, daß meine Bemühungen, daß meine Aufopferungen von bessern Menschen hochgeachtet werden. Wie oft hat mich eine Thräne der Rührung, des Beifalls und der Dankbarkeit im Auge der Besseren mehr als schadlos gehalten wegen der häßlichen Anfeindungen einiger wenigen Schlechten!

Dritter Abschnitt.

Warum dies Werk nicht eher geschrieben wurde.

Man hat mir diesen freundschaftlichen Vorwurf so viele Male gemacht; man hat ihn bei meiner letzten Anwesenheit in Frankreich und Italien nicht selten sogar in diesen

Ländern ausgesprochen; so daß ich mich verbunden fühle, hier öffentlich darauf zu antworten.

Allerdings hoffe ich nützlich zu werden. Und in so fern muß ich zugeben, daß ich früher hätte nützen können, soßlich sollen. Aber — ich wußte immer noch nicht mit einiger Sicherheit, ob meine Erziehung nach meinen Wünschen gelingen werde? Theils hing dies, der Natur der Dinge gemäß, von unzähligen Nebenumständen ab, über welche ich nicht zu gebieten vermochte; theils konnte mein Sohn durch Erkältung, Ansteckung etc. sterben, oder gar siech werden. Wie würden hämische Menschen mich dann darüber ausgelacht haben, daß ich seine Erziehungsgeschichte der Welt mitgetheilt habe! —

Dies waren Gründe dagegen, die in mir selbst lagen. Aber es gab auch Gegenstände, die von außen kamen.

Zwar waren fast alle Personen, die ich kennen lernte, der Meinung, meine Erziehung gehe gut und glücklich von Statten. Doch gab es auch einige Wenige, die sich noch immer nicht hiervon überzeugen konnten, oder wollten. Da ich nun das ganze Un-

ternehmen im vollkommensten Vertrauen auf Gott und dessen Hülfe, angefangen, und unter den schrecklichsten Umständen, die seit einem Jahrhundert für Europa eintraten, müthig und heiter fortgeführt habe; so hielt ich mich — aus derselben Ursache — fest überzeugt, die Gottheit werde mich, wenn mein Werk anders der Welt nützlich sei, gewiß so lange leben lassen, bis alle vernünftige Gründe, die mich bis dahin vom Schreiben abhielten, beseitigt wären. Man verwies mich zwar oft auf meine nun schon siebenzehn Jahre dauernde Kränklichkeit. Ich unternahm aber dennoch, voll Vertrauen auf den Höheren, eine Reise von anderthalb Jahren, weil ich hoffte, daß sie mich herstellen würde. — Sie hat es gethan, und ich bin einer Menge von Gefahren glücklich entronnen. So thue ich denn gern und willig, was ich selbst jetzt für meine Pflicht halte.

Nach dem Urtheile aller Vernünftigen ist die älterliche Erziehung und Bildung meines Sohnes nun vollendet. Er ist achtzehn Jahre alt, seit fünf Jahren Doktor der Philosophie, und seit drittehalb Jahren Doktor beider

Rechte; ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und seit zwei Jahren schon vom Staate beauftragt, auf dessen Kosten eine zweijährige gelehrte Reise, nach einem selbst entworfenen Plane, zu machen. Er ist auf dieser ehrenvollen Laufbahn schon mehr als hundert Meilen weit von mir entfernt, und — ich sehe ihn vielleicht nie wieder. Wahrlich! wenn ich jetzt nicht glauben wollte, daß meine Erziehung und Bildung desselben zu Ende sei, so könnte ich es niemals annehmen. Ihn erziehen nun, bis zu seiner Vollendung, die Schicksale des Lebens, und die Einwirkungen guter und böser Menschen; das heißt: Gott und die Welt. Ich kann, oder vielmehr ich muß, jetzt (wenn anders jemals) sagen, was ich that, und wie ich es that.

Vierter Abschnitt.

Ob mein Sohn mit außerordentlichen Anlagen geboren ist?

Man hat mir dies freilich unzählige Male beweisen wollen, und ich hätte es mir gar

gern gefallen lassen; denn es ist höchst annehm, sich sagen zu dürfen, daß man von der Gerechtigkeit vorzüglich begünstigt sei, oder — ein Geheimniß besitze, durch welches man bewirken könne, was — kein Mensch vermag. Aber, ich konnte mir doch nun einmal, ohne albern oder stolz zu sein, keins von beiden anmaßen, folglich mußte ich widersprechen.

Es giebt gewiß mehr als tausend Personen, mit welchen ich hierüber gestritten habe. Ich darf sagen: sehr wenige meiner Freunde und Bekannten der spätern Zeit glaubten das nicht.

Nur ein Mann, wie der Prediger Glaubitz, der mich seit meinem Knabenalter genau kannte, seit 1788 bis zu seinem Tode (also länger als zwanzig Jahre) mein vertrauter Freund war, sagte fortbauend: ich bin fest überzeugt, daß Karl keine außerordentlichen Anlagen hat; ich gehöre auch schlechthin nicht zu denen, welche seine Fortschritte als ein Wunder anstaunen. Im Gegentheil, ich sage es mir, Dir und Allen, die es hören wollen, daß seine Anlagen nur mittel-

tel:

teilmäßig sind, daß aber seine Fortschritte ganz so glücklich sein mußten, als sie sich zeigen, und daß die Resultate Deiner Erziehung mit der Zeit noch weit glänzender werden müssen. Ich kenne Deinen Erziehungsplan und Deine Art zu handeln. Es muß glücklich gehn, es sei denn, daß die Gottheit es verhindern wollte.

Seine näheren Freunde, in Magdeburg selbst und in der Gegend umher, leben größtentheils noch. Mehrere unter ihnen werden es also wissen.

Auf den drei gelehrten Schulen Magdeburgs, (Kloster Liebenfrauen, Kloster Bergen und der Domschule) lebten damals viele geschickte und kräftige junge Männer als Lehrer. Andre waren erst seit einigen Jahren als Prediger in der Nähe versetzt, und standen deshalb noch mit den genannten Anstalten in freundschaftlicher Verbindung. Sie alle bildeten einen schönen Kreis, der sich eifrig mit dem erhabenen Geschäfte des Menschen, mit seiner Erziehung und Ausbildung, beschäftigte. Auch mein Freund Glaubitz war in denselben aufgenom-

men, und durch ihn wurde ich, so oft ich da sein konnte, in die Versammlung eingeführt.

Einst sprach man darüber, daß Lehrer und Erzieher, auch bei dem besten Willen, oft nur wenig ausrichteten; und legte, nach meiner Meinung, zu viel Gewicht auf die Naturanlagen der Menschen. Meinen Erfahrungen gemäß, mußte ich mich dagegen erklären. Ich versicherte also: Die Naturanlagen seien weit weniger Schuld daran, als die Erziehung in den ersten fünf bis sechs Jahren des Kindes. Freilich gebe es einen Unterschied in Betreff der Anlagen, aber in der Regel, d. h. bei solchen, womit die meisten Menschen geboren werden, — hange unendlich mehr von der Erziehung ab, als man glaube. Um doch auch eine große Autorität für mich zu haben, stellte ich, als ich ins Gedränge kam, den Satz des Helvetius auf: *Chaque homme communément bien organisé peut devenir grand homme, supposé qu'il soit élevé comme il faut.* Ich hatte und behielt aber fast Alle gegen mich. Als Herr Schrader mit Glaubh und mir zu Hause ging, sprachen wir noch viel darüber, und ich

wiederholte, was ich in der Versammlung, seit ich mich überstimmt sah, mehr als einmal gesagt hatte: „Jetzt muß ich freilich „schweigen, denn Ihrer sind dreizehn bis vierzehn gegen einen. Aber ich hoffe Ihnen „thätlich zu beweisen, daß ich Recht habe. „Giebt die Gottheit mir einen Sohn, und ist „derselbe nicht, nach Ihrer eigenen Meinung, „stupid zu nennen (wovor indeß der Himmel „bewahre!) so habe ich mir längst vorgenommen, aus ihm, — ohne daß ich vorher „wissen kann, was für Anlagen er haben wird, — einen ausgezeichneten „Menschen zu bilden.“

Man hatte mich schon in der Gesellschaft beim Worte genommen, und Herr Schrader that dies wieder. Glaubitz hatte früher nur merken lassen, daß er mir nicht abstehe. Jetzt suchte er Schrader zu überzeugen, daß ich das Versprochene gewiß leisten werde. Dieser meinte aber, wie alle seine Freunde, es sei unmöglich.

Nicht lange nachher hatte Schrader von Glaubitz erfahren, daß meine Gattin einen Sohn geboren habe. Er hatte es seinen Freun-

den mitgetheilt, und Alle behielten mich und diesen Knaben im Auge. So oft ich in ihre Gegend kam, oder Glaubig mich besuchte, fragte man nach dem Fortgange der Sache, und wiegte den Kopf bedenklich, so oft er oder ich Hoffnung zur Erfüllung jenes Versprechens machten.

Als Karl vier bis fünf Jahr alt war, nahm ich ihn mit mir nach Klein-Ottersleben. Herr Schrader sah ihn, gewann ihn sehr lieb, und fühlte allerdings, daß der Knabe nicht außerordentliche Anlagen besäße, meinte aber doch, es sei wahr, ich werde viel aus ihm bilden. So ging es fort bis zum Jahre 1810. Alljährlich überzeugte sich Herr Schrader mehr davon, daß ich meine Aufgabe glücklich löse, bis er mir es in dem genannten Jahre schriftlich erklärte.

Der Brief ist um so auffallender und merkwürdiger, weil der Augenschein und die genauesten Erkundigungen bei seinem und meinem vertrautesten Freunde ihn zwar gezwungen hatten, einzuräumen, daß geschehen sei, was ich versprochen und er bezweifelt hatte; weil er aber dennoch sich nicht entschließen

konnte, sein und seiner Freunde Vorurtheil ganz zurückzunehmen. Er blieb bei dem alten gewissermaßen nach wie vor mein Gegner. Wie sehr gereicht es folglich seinem Verstande und Herzen zur Ehre, daß er mit Enthusiasmus alles eingesteht, was geleistet war, und alles einräumt, was er selbst vorher für undenkbar hielt. Doch, hier sind seine eignen Worte.

Langenweddingen, den 3. Junius
1810.

Hochgeschätzter Freund!

Sie haben Wort gehalten! — Ihr Karl ist das geworden, ja noch mehr geworden, als Sie vor seiner Geburt von ihm versprachen. Als Sie mir ohngefähr vor zehn Jahren in Weissen unsers verewigten Freundes des Glaubig mit Entzücken erklärten, daß Sie Hoffnung hätten, Vater zu werden, daß Sie innig wünschten, Vater eines gesunden Sohnes zu werden, so setzten Sie die mir unvergeßlichen Worte hinzu: „Wenn mein „Sohn gesund organisirt seyn wird, so bin „ich fest entschlossen, ihn zu einem ausgezeichneten Menschen zu bilden!“

Ich setzte Ihnen damals entgegen, daß Sie das Gelingen Ihres Lieblingsplanes nicht von der Gesundheit des erwarteten Knaben allein, sondern von seinen besonders glücklichen Naturanlagen hoffen müßten. Sie erwiderten darauf: *chaque homme communément bien organisé peut devenir grand homme, supposé qu'il soit élevé comme il faut.* Ich fuhr fort, mein Bedenken darüber zu äußern, allein Glaubth setzte mir entgegen, daß Sie bereits in der Schweiz einen Knaben, der von seinen bisherigen Erziehern als fast stupid aufgegeben worden sei, in kurzer Zeit zu einem mehr als gewöhnlichem Menschen umgebildet hätten. Ich versprach Ihnen damals, mein Urtheil so lange zu verschieben, bis der Knabe selbst erscheinen und für oder gegen Ihre Behauptung sprechen würde. Jetzt nun ist er da, dieser Knabe. Ich sehe in ihm männliche Reife mit kindlicher Unschuld und Güte im seltensten Vereine — ein lebenswürdiges Bild der veredelten Menschheit! — O, führen Sie mich in ein Zimmer mit solchen Menschen angefüllt; ich werde mich dann der Erde entrückt im Kreise höher

rer Geister wäñnen! — Ja, Freund! Sie haben nicht nur Wort gehalten, Sie haben noch mehr geleistet, als Sie versprochen. Ich fühle mich verpflichtet, dies Ihnen schriftlich zu erklären, um Ihnen die Gerechtigkeit zu geben, die Ihnen gebührt. Allein so glänzend auch der Erfolg Ihrer Bemühungen gewesen ist, so wenig wird es Ihnen gelingen, die Pädagogen von der Wahrheit Ihres aufgestellten Grundsatzes zu überzeugen. Ueberall wird man sagen: „Wie glücklich ist der Vater, dem solch ein Sohn geboren wurde!“ Man wird die Vorzüge des Knaben, mehr der Natur und den Anlagen des Kindes, als der Kunst und dem Verdienste des Vaters zuschreiben. Und ganz offen gesagt, auch ich gehöre mit zu denen, die da sagen: „Wenn Karl nicht glücklich organisiert gewesen wäre, so würde er das nicht geworden sein, was er gegenwärtig ist.“ Zwar kenne ich Ihr nicht gemeines Verdienst um ihn. Ich kenne Ihre Kraft, Ihre seltene Ausdauer, und die feste Beharrlichkeit, mit der Sie Ihre Zwecke verfolgen. Ich weiß es, daß dieser Knabe der Punkt war, um den sich

Ihr ganzes bisheriges Leben mit seinem gesammten Thun und Wirken drehete; wie Sie alles, Reden und Schweigen, Kommen und Gehen, Arbeiten und Ruhen, ja alles was den Knaben umgibt, in nähere und entferntere Beziehung auf ihn und Ihren Zweck zu bringen wußten; wie Sie hierbei unermüdet, ununterbrochen, mit immer gleicher Kraft und Lebendigkeit Jahre lang wirkten. Ich kenne ferner die Allmacht, mit der Ihre, in ihrer Art einzige Beharrlichkeit auf alle dieseligen zu wirken weiß, auf die Sie wirken wollen — allein dessen ungeachtet kann ich jenen Pädagogen nicht Unrecht geben. Es ist nicht bloß schwer, sondern ganz unmöglich, den verhältnismäßigen Antheil zu bestimmen, den Natur und Kunst an der Bildung des Menschen haben, weil während des Bildungsgeschäfts beide in gegenseitiger Wechselwirkung mit einander stehen. Es wird Ihnen auch in Ewigkeit an einem Erfahrungsbeweise managen, wodurch Sie darthun möchten, daß Sie einen zwar gefunden, aber doch nicht grade günstig oder glücklich organisirten, Knaben durch die Kunst der Behandlung allein

einem ausgezeichneten Menschen gebildet hätten. Indessen wird Ihr angestellter Versuch in jeder Rücksicht merkwürdig und wichtig für die Pädagogik bleiben, und die ausführliche Darstellung Ihrer Methode ein sehr schätzbares Geschenk für das Publikum sein. Freilich wird ein Wille dazu gehören, diese Methode in Ausübung zu bringen, und darum stehe ich Ihnen dafür, daß sie wenig Nachahmer finden wird. —

Schrader.

Prediger in Langenweddingen
bei Magdeburg.

Es scheint mir, ich könne wohl nicht deutlicher beweisen, daß ich meiner Sache schon gewiß war, ehe ich sie auszuführen anfing. Für den Ungläubigen sei, indeß noch Folgendes hinzugefügt:

Der noch lebende Karl ist unser zweites Kind. Das erste, ebenfalls Karl getauft, war so vorzüglich wohlgebildet, daß es Jedermann angenehm aufiel. Es vereinigete die vortheilhaftesten Züge von Vater und Mutter.

I.

[3]

ter höchst glücklich in sich; die minder vortheilhaften hatte die Natur ihm nicht gegeben. Das Kind gehörte zu den äußerst wenigen, welche bei der Geburt schon eine sprechende Physiognomie haben. Es war ein erwachsener Mensch im Kleinen. Ein junger Mann in Halle, der sehr wohlgetroffene Schattenriffe machte, bat sich es aus, das Kind im Sarge abzuzeichnen. Er that es, und ich besitze diesen Schattenriß noch. Jeder, der ihn erblickt, fühlt die Wahrheit des oben Gesagten.

Dabei war es körperlich ohne Fehler und sehr gesund und kräftig. Aus ihm hätte ich also — menschlichem Ansehen nach — weit mehr bilden können, als aus seinem spätern Bruder. Wirklich war das auch mein Willk. Aber, die Gottheit hatte es anders beschlossen.

Da das Kind mit unbeschreiblicher Sorgfalt behandelt, und äußerst reinlich gehalten wurde, so weinte es niemals. Am zehnten Tage wurde es getauft, und nach der lutherischen Sitte deshalb in die Kirche getragen. Das hätte sicher nichts geschadet, wenn es mit der gehörigen Vorsicht geschehen

wäre. Aber, die Hebamme! — Ach, das ist (besonders auf dem Lande) noch heutiges Tages ein furchtbares Wort! —

Der verstorbene Geh. Rath Meckel (mein Arzt) hatte uns die beste in der Gegend gerathen, und wir nahmen sie. Aber dennoch hat sie uns dies Kind getödtet, und dem noch lebenden großen Schaden zugesügt.

Der Taufstag war ein rauher Frühlungstag. Ich blieb also selbst dabei, bis das Kind in eine dicke flanelle Bindel eingeschlagen, und dann erst in das feine Taufzeug gewickelt war. Jetzt ging ich wieder zur Gesellschaft.

Die Hebamme, die schon früher das Taufzeug bewundert, und das Einschlagen des Kindes in die wollene Bindel ungern gesehen hatte, maßt es sich in meiner Abwesenheit ohne weiteres an, das Kind wieder auszuwickeln, den Flanell wegzulassen, und das Kind (das noch mit seiner Leinwand umgeben war) bloß in das sehr zarte Taufzeug zu winden. Meine Gattin macht ihr dagegen Vorstellungen. Sie redet aber die junge, noch völlig unerfahrene, Frau damit nieder:

Das müsse sie besser verstehen! Das Kind sei so mehr als warm genug. Jetzt sei es schön wie ein Engel, aber vorher — u. s. w. Meine Frau bleibt endlich nach. Ich weiß von dem allen nichts. Das Kind wird zur Taufe getragen; unterwegs noch auf dem Hin- und Herwege abgedeckt, und der gaffenden Menge gezeigt.

Das unglückliche Opfer der Unvernunft schlief. Ach, aber es war sein letzter Schlummer. Ich bemerkte bald, daß es im Schlafe lächelte, und erschrak, weil ich wußte, daß das innerliche Zuckungen zu bedeuten pflege. Ich machte die Hebamme darauf aufmerksam; aber sie erklärte es für unbedeutend. Wie leicht wäre jezt noch dem Kinde zu helfen gewesen, wenn sie aufmerksam geworden wäre, ihren Fehler gefühlt und wieder gut gemacht hätte.

Das Lächeln dauerte fort, ja es nahm zu. Meine Angst stieg im gleichen Grade. Endlich erwachte das Kind; aber zum ersten Male während seines bisherigen Lebens mit einem durchdringenden Geschrei. Ich ahnete nun, daß es erkältet sein müsse; aber sie tritt

es mir mit Reckheit ab. Ich wollte Mittel gegen Erkältung anwenden lassen, aber sie litt es nicht, weil sie dadurch ihren Fehler eingeräumt hätte. Das Kind schrie bis tief in die Nacht, ohne zu schlafen und ohne zu saugen.

Ich hielt meine Besorgniß nun für beständig, aber die Hebamme bestritt sie mehr als je, und erklärte das Schreien und Nichttrinken für Eigensinn. Ich fühlte das Unvernünftige davon sehr wohl; aber was sollte ich thun? — Sie war mir als die beste, von Melzel examinierte und approbirte, Hebamme von ihm empfohlen; sie war älter als ich, und hatte lange Erfahrung. Ich mußte also schweigen, und sie verwies fortdauernd zur Geduld.

Von Zeit zu Zeit hatte ich dem Kinde einen Finger in den Mund gegeben, um zu versuchen, ob es saugen wolle. Es mußte Hunger oder Durst haben, denn es sog oft mit Heftigkeit. Aber schnell ließ es den Finger wieder fahren, und schrie durchdringender als zuvor. Als ich am zweiten Abend dasselbe that, konnte ich die Kinnladen des Kindes nicht auseinander bringen. Ich befragte

die Hebamme ängstlich darüber. Erschrocken versuchte sie es selbst; fand, daß ich Recht hatte und sagte: Großer Gott! das ist der Mundkrampf! Ja, wenn es dann das Einzige auf der Erde wäre, so ist es nicht mehr zu retten.

Ich schickte sogleich einen reitenden Boten nach Halle, und meldete den Vorfall meinem Arzte und Freunde schriftlich. Er kam augenblicklich, aber, es war zu spät! —

Donnernd fuhr er die Hebamme an, was sie mit dem Kinde gemacht habe? Und da zugleich meine Gattin ihn fragte, ob es vielleicht geschadet haben könne, daß das Kind ohne die wollene Bindel in die Kirche getragen sei, so kam alles heraus. Melkel war unermüdet, mein Kind zu retten; aber — es schlummerte am andern Morgen in eine bessere Welt hinüber.

Mein Schmerz war gränzenlos, denn ich verlor durch den Unverstand eines Weibes den ersten innigst geliebten Gegenstand meiner Vaterfreuden, und mit ihm die Hoffnung, mein Ideal der Erziehung an einem eignen Kinde zu verwirklichen.

Aber ich mußte meinen tiefen Gram verbergen; denn die junge Wöchnerin, die das Kind ebenfalls unaussprechlich geliebt hatte, ließ Gefahr, unter ihrem Jammer zu erliegen. Ich zwang mich also, heiterer zu scheinen, und rettete sie glücklich. Wie indeß, so lange ich athme, werde ich jene tiefe Wehmutz ganz verlieren, die mich damals fast zermalmte. Ach, ich fühle nur zu gewiß, daß ich nimmer wieder ein so glücklich gebildetes Kind mein nennen werde.

Da ich dies Alles der Wahrheit gemäß erzählt habe, so wird man mir um so eher glauben, wenn ich im Betreff des noch Lebenden das Gegentheil sage.

Er wurde am ersten Julius, Dienstags Nachmittags um drei Uhr, im Jahre 1800 in Lechau (zwei Stunden von Halle) geboren. Sein Aeußeres versprach gar nichts; denn die ebene Fläche des Gesichts war nur durch zwei große Oeffnungen (die Augen) und durch einen kleinen Aufwurf (die Nase) unterbrochen. Uebrigens war er indeß am Körper vollkommen gesund. Meine Gattin, der das verstorbene Kind noch immer vor Augen

schwebte, erschrock bei seinem Anblick. Ach, sagte sie bald nachher zu mir: „er ist so häßlich! ich fürchte, es wird nie viel aus ihm werden.“

Ich sprach ihr Muth ein, — und Geduld, bis wir Gelegenheit haben würden, die erste Aeußerung seines Geistes zu bemerken. Dann wollte ich ihr sagen, ob ich hoffe oder fürchte. Diese Gelegenheit fand sich schon nach einigen Monaten.

Ich trat nämlich einst in das Zimmer meiner Frau, und sagte lebhaft: „Da sind schon wieder Kühe auf unserer Wiese — In demselben Augenblicke ließ Karl, der eben gefängt wurde, die Brust der Mutter fahren, sah sich nach mir um und lächelte.

Sogleich unterbrach ich mich selbst, und rief aus: „Gottlob, der Junge ist nicht dumm! „nun will ich auch einen ausgezeichneten Menschen aus ihm bilden.“

So wenig verlangte ich von der Natur, um meine Ideen verwirklichen zu können. Meine Gattin lächelte damals, und noch oft nachher, über mich, weil sie meinte, daß diese Handlung des Kindes so gut wie

gar nichts beweise. Mir aber war sie hinreichend, denn ich verlangte bloß, daß er „nicht dumm geboren sein solle.

Meine Verwandten, Freunde und Bekannten waren völlig der Meinung meiner Frau. „Karl wird gewiß einmal ein guter, „braver Mensch“ hieß es; „Auch lernt er „sicher unter Ihrer Leitung alles ihm Nöthige;“ aber — mehr als das ganz Gewöhnliche kann er nicht werden, denn, — denn „die Natur hat es ihm versagt!“ Ich blieb bei meinen Hoffnungen, weil sie für mich Ueberzeugungen waren, und man deutete an, was meine Frau oft aussprach: die väterliche Eitelkeit hege da sanguinische Hoffnungen, wo doch an dergleichen nicht zu denken sei. —

Dies dauerte bis zum dritten oder vierten Jahre des Kindes fort. Sein Verstand bildete sich langsam, folglich für die nächsten Umgebungen unmerklich. Doch bemerkte ich es, und machte meine Gattin darauf aufmerksam. Es ging mir aber jedesmal wie an dem Tage, als er meinerwegen die Brust fahren ließ.

Sie (und unsre Freunde) hielten die wenigen Geistes-Äußerungen für zu unwichtig, um mehr daraus zu folgern, als — daß das Kind nicht gradezu dumm geboren sei.

Fünfter Abschnitt.

Darum hoffte ich so viel, bei so wenigem Anschein?

Es ist wahr, daß ich dies that; aber ich hatte dazu vernünftige Gründe. Ich selbst weiß mich ein redendes Beispiel, daß man ein menschliches Wesen durch fehlerhafte Erziehung verderben, und durch eine bessere erheben kann. Die weitere Auseinandersetzung hiervon ist zum klaren Versehen dieses Buches wichtig. Da sie aber hier eine zu große Abschweifung veranlassen würde, so verweise ich in Betreff derselben auf die Lebensgeschichte des Einsiedlers Karlo in den Appenninen, und bitte sehr, diese zu lesen.

In meinem zwölften Jahre war ich selbst an Leib, Geist und Gemüth so ganz verberbt, daß es mir kaum begreiflich ist, wie ich

noch das habe werden können, was ich geworden bin.

Ähnlicher Beispiele, jedoch im minderen Grade, habe ich an meinen Freunden und Bekannten viele erlebt.

Kaum fing ich an, selbst Unterricht zu geben, so staunte ich oft die überraschenden Entwicklungen der Geisteskräfte an, welche bis dahin zu schlafen geschienen hatten.

Schon im vierzehnten Lebensjahre unterrichtete ich in Salzwedel mehrere meiner Mitschüler, und beobachtete sie unwillkürlich.

Ich hatte an demselben Orte ganz entgegenge setzte Lehrer: fähige und unfähige, gelehrte und ungelehrte, gutherzige und schlechte. Wie sehr verschieden waren die Wirkungen ihrer Bemühungen! — Das drang sich mir klar auf. —

Dann kam ich nach Berlin unter Gedike's Leitung. Er schien sich weniger Mühe zu geben, als einer seiner Kollegen, der ihm zunächst stand, und wirkte doch unendlich mehr. Eine Frage von ihm, eine Hinweisung, ein belehrender Scherz, entzündete oft einen schlafenden Funken, und

sachte ein heissames Feuer an; statt daß man von Jenem nur Alltags-sachen hörte, und — lernte.

Nach einigen Monaten würdigte mich Gedike, in einer Erziehungsanstalt, welcher seine Schwester mitvorstand, mich zum Lehrer vorzuschlagen. Ich benahm mich, aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit, links dabei, denn — ich docirte jungen Mädchen von elf bis dreizehn Jahren die Geschichte vor. Er lachte mich aus, und wies mich zurecht. Sobald ich den freieren Erzähl- und Frage-ton traf, gab er mir seinen Beifall zu erkennen, und munterte mich zu noch größerer Freimüthigkeit auf.

Die Kinder hörten mir in kurzem gern zu. Man übertrug mir mehr Unterrichts-Stunden; ja ich sollte immer noch mehrere übernehmen, denn meine Schülerinnen lernten gern und viel dabei. Auch die Tochter des Kaufmanns D. und die Söhne des Professor Voitus unterrichtete ich mit Glück. Alle drei Wesen waren aber sehr von einander verschieden; ich mußte folglich jedes derselben auf eine eigenthümliche Art ergreifen. Dadurch

wurde ich zuerst gewahr, daß man auch mit dem langsamern Kopfe viel ausrichten kann, wenn man es nur darnach anfängt.

In Halle wurde ich nach einigen Monaten der Lehrer und Miterzieher der nachgelassenen Tochter des verstorbenen Oberbergraths Goldhagen. Auch bei ihr mußte ich meine Unterrichtsart modificiren, und machte in drei Jahren manche belehrende Erfahrung.

Schon von Berlin aus reiste ich, und besah, so oft ich konnte, Schulen und Erziehungsanstalten. Von Halle that ich dies noch weit mehr, und wurde mit Salzmann, Campe, Trapp, Rochow, (Becker) u. s. w. näher bekannt, sprach mit ihnen über ihre Methoden, machte Einwendungen, und horchte auf ihre Belehrungen.

Jetzt ward ich nach der italiänischen Schweiz in eine Familie von Salis berufen, um den ältesten Sohn des Hauses, Herkules, zu erziehen. Ich reiste über Moskau, Hamburg, Düsseldorf, den Rhein hinauf, besuchte Pffel, und lernte bald nachher auch Pestalozzi kennen, dessen Pienhard und Gertrud ich ausnehmend lieb gewann, und das

Wichtigste aus allen vier Theilen auszog, und geachtet ich das Werk selbst besaß. Ich habe immer geglaubt, und glaube es noch, daß dies Buch mehr ein Buch für (Väter und) Mütter ist, als das, welches diesen Titel führt. Pestalozzi selbst hat mir darin nicht Unrecht gegeben.

An Herkules von Salis fand ich einen höchst verzogenen Knaben von etwa sieben Jahren. Der Vater war so hypochondrisch, daß man ihn wohl melancholisch nennen konnte. Die Mutter dagegen, voll leichtem Sinnes, dachte neben ihrer Wirthschaft nur an ihre Zerstreuungen. Um Herkules kümmerte sie sich desto weniger, weil schon fünf Kinder da waren, und ein sechstes erwartet wurde.

Die Großmutter, eine sehr verständige Frau, sagte: „ich verstehe es nicht genug! „Aber ich fühle, daß der Knabe verloren „geht, wenn er nicht bald einen Erzieher bes „kommt.“

Der Großvater hingegen hatte grade dazu keine Neigung, denn er liebte seinen Enkel über die Maßen, verhätschelte ihn in jeder Art und lehrte ihn — Dinge, die er

besser nicht gelernt hätte, weil sein Herz wenigstens dann reiner geblieben wäre.

Ich erhielt ihn aufgedunsen, klein, bleich, kränklich, dickbäuchig, pfliffig, ohne doch verständig oder klug zu sein, voll Widerwillen etwas zu lernen, und voll Furcht vor mir, seinem künftigen Lehrer: denn wenn der Großvater in den letzten Monaten ihm recht arg hatte drohen wollen, so sagte er: „Warte, nur, wenn nur erst der Herr Witte kommt, der soll dir es schön eintreiben!“

Zu allem diesem Unvortheilhaften kam noch, daß er kein Wort deutsch oder französisch verstand, von dem italienischen aber bloß die ganz gemeine Pöbelsprache. Er hatte sie von dem Gesinde, mit dem er sehr viel umging, gelernt, und man ließ es dabei, und sprach dies Kauderwelsch mit ihm.

Ich verstand ihn daher im Anfange fast gar nicht, und er mich ebenfalls wenig.

Das Böseste war aber, daß er seine jüngeren Geschwister beherrschte, und besonders einen armen fremden Knaben, den der Großvater ihm als Gesellschafter zugegeben hatte, mit Worten und Thaten mishandelte,

ohne daß dieser es vergelten durfte, oder gehört worden wäre, wenn er es gewagt hätte, zu klagen.

So in jeder Hinsicht verdorben erhielt ich ihn, und bat es mir aus, in den ersten drei Tagen nichts zu thun, als — beobachten.

Dann ließ ich mir von den vier genannten Personen für die nächsten drei Monate unbedingte Folgeleistung und Nachsicht mit meinem Verfahren versprechen, und handelte ganz so, als wenn ich der Vater des Kindes wäre.

Sobald Herkules erwachte, mußte er aus dem Bette; denn ich erwartete jenen Augenblick in irgend einem Buche lesend. Bisher blieb er wohl noch Stundenlang liegen, aß und trank im Bette, langweilte sich, oder vertrieb sich die Zeit, Gott weiß, womit! — Ach, dieses Hungern im Bette bringt gewöhnlich unsäglichen Schaden!

Vormals zog ein Diener ihn nachlässig an, denn er litt es nicht anders. Waschen ließ er sich fast nimmer. Jetzt half ich ihm selbst beim Anziehen, aber — alle Tage we-

niger,

niger, und nach kurzer Zeit mußte er alles selbst thun. Ich wusch mir, neben ihm, alle Morgen Gesicht, Hals, Hände und Arme mit Seife; und machte ihm den großen Nutzen davon begreiflich. Er that es mir bald nach, und befand sich heiter und wohl dabei.

Das Familien-Brühstück war eine Art von Mahlzeit, bei welcher Herkules, neben dem Großvater sitzend, gewöhnlich schon zu viel zu essen pflegte. Jetzt mußte er bei mir sitzen, und nur das Nothdürftige genießen. Zwei oder drei Mal wählen, wie er sonst that, durfte er gar nicht mehr.

Dann gingen wir, wenn das Wetter nicht zu heiß war, aus; so weit ich ihn in Absähen zu bringen vermochte. Auf dem Wege unterhielt ich ihn nützlich und angenehm; und so erreichte ich es mit der Zeit, daß wir sehr große Lustgänge machten.

Sonst trank er nichts als Wein oder Kaffee, selten Thee. Jetzt reines Wasser, und fast nie etwas anderes.

Mittags, wo wir zehn Gerichte hatten, durfte er nur von zweien, und zwar nur von den einfachsten, essen.

I.

[4]

Nachmittags gingen wir abermals aus, immer so weit als möglich. Nur wenn es zu heiß war, warteten wir bis gegen Abend. Vor Einbruch der Nacht kehrten wir selten zurück.

Alle Gegenstände gaben uns Stoff zur Unterhaltung. Da ich zugleich die Tochter, Luise, etwa ein Jahr jünger als Herkules, mit ihm erzog, und sein Vetter Max, der seines Alters war, mir bald nachher auch übergeben wurde, so konnten wir vier unter einander uns schon sehr zerstreuen. Oft aber begleitete uns auch der Vater, dessen Hypochondrie sich dadurch allmählig verlor, und der uns durch seinen gebildeten Geist bald wesentlich nothwendig schien.

Kamen wir dann am Abend zu Hause, so beschäftigte ich die Kinder (grade wie des Mittags) bis zum Essen mit dem Einlegen von Pflanzen, oder Wegpacken von Mineralien, oder Besehen von Bildern, oder Erzählen lehrreicher Geschichten, oder Lesen angenehmer Anekdoten.

Kaum hatte Herkules von den fünf Gerichten, die des Abends aufgetragen wurden,

etwas gegessen, und sich nothdürftig gesättigt, so war er müde, und ging gern zu Bette.

Diese Lebensweise fesselte ihn schnell an mich; denn er hatte nie Langeweile, und fühlte sich immer wohl und heiter, bald sogar merklich kräftiger als zuvor. Sobald er einmal wußte, daß ich seinem Eigensinne durchaus nicht nachgab, so hörte er bald auf, willkürlich zu wollen, und dies beförderte seine Heiterkeit auf's neue.

Nach einigen Monaten wurde er schlanker, und fing an zu wachsen. Seine Augen bekamen Feuer und seine Wangen Röthe. Er aß mit sehr gutem Appetite, und schlief wie ein Stein. Man bemerkte sogar, daß er aufsteigend klüger und verständiger, besonders folgsamer wurde.

Jetzt erst fing ich an, ihn regelmäßig zu unterrichten; zuerst nur wenig, und nur Vormittags, z. B. wenn es zu heiß war, um zu gehen. So wie seine geistigen und körperlichen Kräfte zunahmen, und so wie er seine Fortschritte gewahr wurde, wuchs auch seine Neigung, etwas lernen zu wollen. Er

bat jetzt um Unterricht, und lernte nach einiger Zeit so schnell und leicht, daß seine Eltern und Verwandte eine große Freude daran über hatten. Selbst der Großvater fing an, es mir zu verzeihen, daß ich seinen Enkel an mich gefesselt hatte, und daß ich ihn streng zur Ordnung, zum Fleiße und zur Sittlichkeit anhielt.

Die Eltern liebten und behandelten mich wie ihren Bruder, und die Verwandten und Freunde des Hauses bewiesen mir ihre Achtung und Freundschaft oft auf eine sehr rührende Art.

Herzlich mußten wir alle lachen, als einst ein lange entfernt gewesener Vetter den Herrkules, von dessen Kenntnissen er gehört hatte, prüfte. Er war ausnehmend wohl mit ihm zufrieden, küßte ihn wiederholt, und sagte mir viel Schmeichelhaftes. „Aber,“ setzte er am Ende hinzu, „gestehen Sie auch, lieber „Herr“ Witte, daß Sie sehr glücklich gewesen „sind, auf einen Knaben zu treffen, der ganz „ungewöhnliche Anlagen hat. Der gute „me Ihres Unterrichts fiel auf ein herrliches „Land.“ — Ich verwies ihn auf beide El-

tern, die daneben standen, und diese schilderten ihren Sohn, wie er zwei Jahre zuvor noch gewesen war.

Viertelhalb Jahre erzog ich diesen Knaben, denn als ich nach achtzehn Monaten die Schweiz verlassen wollte, hielt man mich durch die freigebigsten Anerbietungen noch zwei Jahre zurück.

Herkules ging in der ganzen Zeit sehr glücklich vorwärts. Mein Nachfolger ersetzte mich vollkommen. Unser Bögling zeichnete sich in Passy in der Kriegsschule sehr aus, wurde höchst ehrenvoll zum Offizier ernannt, und genoß bis zu seinem Tode im Regimente der innigsten Achtung und Liebe.

So viel war mir geglückt, ungeachtet ich den Knaben zu spät, (denner war schon sieben Jahre alt, und ~~war schon~~ vielfach verdorben) bekommen hatte. Ich machte daraus, und aus früheren ähnlichen Erfahrungen den Schluß, wie unendlich mehr sich erreichen lassen müsse, wenn man die Erziehung und Bildung früher, ja wenn man sie von der Wiege an fange.

Herkules hatte, neben mehreren andern Geschwistern, auch eine Schwester, die etwa ein Jahr alt war, als ich in's Haus kam. Das Kind war eher schön als häßlich, und natürlich Weise noch unverdorben. Beides machte mir Freude, und ich beschäftigte mich viel mit demselben. Alle Viertelsstunden, die ich abmüßigen konnte, brachte ich mit Perpetua, (so hieß sie) zu.

Anfangs trug ich sie, nachher ging sie an meiner Hand. Mit Veränderungen nach dem verschiedenen Verhältnisse, that ich mit ihr, was ich mit Herkules (und den andern Kindern) that, und die Erfolge waren bei ihr noch weit auffallender. Sie blühte so schön auf, sie wurde so überaus klug und gescheut, daß man allgemein meinte, Perpetua von Salis Tagstein sei eine Art von Wunder. Nach einigen Jahren schon kannte sie alle Gegenstände im Hause und Garten, genauer und richtiger, als mancher Erwachsene, und sprach so ausgezeichnet fromm und verständig, daß es uns nicht selten bis zu Thränen rührte. Sie ahnete die Gerechtigkeit in Allem, im Weisheit wie im Eichbaume, im

Sonnenstrahle, wie im Thautropfen, im furchtbaren Gewittersturm wie im leisesten Lüftchen, in sich selbst wie in ihren menschlichen und thierischen Umgebungen.

Da wollte Ihr unglückliches Schicksal, daß sie die Blattern bekam. Ich erbat mir sogleich und mit der wärmsten Liebe die Erlaubniß, sie zu warten und zu pflegen, besonders auch darauf zu sehen, daß sie sich nicht krähe, denn die Blattern waren, leider, sehr böse artig.

Die Eltern, und besonders die Mutter, liebten aber das Kind übermäßig; sie besorgte daher namentlich, daß ich zu pünktlich und fest verfahren möchte, und versprach dem Dienstmädchen einen neuen Anzug zum Geschenke, wenn sie — unter meiner Leitung — das Kind zu seiner Zufriedenheit warten und pflegen werde. Ein slenderer Arzt, der seiner Unwissenheit wegen, Prahl- und Schmeichler zugleich war, versicherte, es habe nichts zu bedeuten, wenn sich Perpetua auch ein wenig krähe. Er besäße eine Salbe, die jede Pockenmarke binnen Jahr und Tag gänzlich verschwinden mache. Und so ein armes

Kind müsse sich doch auch etwas Linderung verschaffen.

Dies Geschwäh war ein Hauptgrund, daß das Dienstmädchen zur Pflege des Kindes bestimmt wurde. Kaum hörte ich, was beschlossen war, als ich eine der traurigsten Vorherfügungen aussprach, die aber weit schrecklicher noch erfüllt wurde.

Das Dienstmädchen hatte beständig den versprochenen Anzug im Auge, suchte also das Kind immer zu beschwichtigen. Es durfte sich folglich trahen, so viel es nur wollte. Ich fühlte bald, daß ich überflüssig sei, und zog mich mit tiefer Wehmuth zurück.

Ach, ich hatte nur zu richtig gefürchtet. Perpetua stand nach einem langen Krankenzug, in welchem sie mehrmals dem Tode ganz nahe war, endlich wieder auf; aber das schöne, das sehr schöne Kind war jetzt eins der häßlichsten geworden, die ich je gesehen habe. Ihr himmlisches Auge, voll Geist und Feuer, hatte sie freilich noch. Ja, es drückten sich in demselben allmählig auch Züge von Wehmuth und Milde ab, die vielleicht von zurückgebliebenen Uebeln, so wie von dem

klaren Bewußtsein ihrer großen Häßlichkeit entstanden.

Dies war aber auch das einzige übrig gebliebene Schöne an ihr, und — es stach mit dem übrigen schrecklich ab. Ihre Umrisse waren verdorben und verzerrt, denn breite Nathen legten sich über die Nase hin, und um das Kinn herum. Der Charlatan schmierte und ließ sich bezahlen, aber das Gesicht der armen Kleinen blieb, wie es war.

Bei ihrer ausgezeichneten Klugheit mußte sie gar bald, daß sie sehr häßlich sei, und pfl egte mit kindlicher Unschuld einen vergangenen längeren Zeitraum so zu bezeichnen: „O das ist schon lange her! — Das war „damals, als ich noch schön war. Jetzt bin „ich häßlich, ach, ich bin sehr häßlich.“

Nir traten mehrmals Thränen in die Augen, wenn ich etwas der Art hörte. Denn wer hatte das engelsschöne Kind so grundhäßlich gemacht? — Die Mutter, der Arzt und das Dienstmädchen. Und was war der Grund dazu gewesen? — Alberne Liebe.

Sie ist häßlich und kränklich geblieben, bis an ihr frühes Grab. Vielsache Leiden und Zurücksetzungen — besonders in dem glänzenden und eiteln Paris, wo die Eltern späterhin lebten, — haben den reinen und klaren Spiegel ihrer Seele oft getrübt; aber ihr gediegener Verstand und ihre Herzensgüte sollen sie, dem nähern Beobachter, unbeschreiblich liebenswürdig gemacht haben. Gottlob, sie hat überwunden! —

So liegt unser ganzes Schicksal, unsre Gesundheit, unsre körperliche und geistige Bildung, unsre Heiterkeit, unser sogenanntes Glück, sogar unser Leben und Tod sehr oft in höchst unverständigen Händen. Sie zerknicken, ja sie zertreten nicht selten, was sich unter weiserer Behandlung bis zum Allerhöchsten und Edelsten emporgeschwungen haben würde.

Alle angeführte Erfahrungen überzeugten mich unwidersprechlich, daß man etwas Wunderartiges wirken könne, wenn man ein, körperlich und geistig, nicht unglücklich organisirtes Kind, gleich vom ersten Jahre an, mit steter Sorgfalt erziehe und bilde; wenn man

alles Gute und Nützliche in die Seele desselben pflanze und pflege, dagegen alles Böse davon entfernt halte, oder doch sogleich mit der Wurzel austraufe; besonders wenn man in Beiden zugleich liebevoll und fest verfähre.

Ich sprach diesen Satz schon damals oft aus, aber die Familie Salis versicherte mich stets: ich habe allerdings recht, nur sei das bei eigenen Kindern unausführbar. Die übrigen hätte ich freilich äußerst gut erzogen; aber bei den meinigen werde es mir gehn, wie tausend andern Vätern, denen ich guten Willen, Vernunft und Kenntnisse doch gewiß nicht absprechen könnte.

Ich schwieg dazu, und nahm mir vor, künftig zu thun, was ich vermöge, besonders aber recht fest zu werden im Gehorsam gegen die Gesetze der Vernunft.

In Deutschland leitete ich noch ein Jahr lang einen sechzehnjährigen Jüngling so ganz zur Zufriedenheit seiner Pflegeältern, daß sie mir innig und thätig dafür dankten. Der Pfleger vater konnte es kaum fassen, als ich behauptete, ich nähme seinem Neffen (in seinen

Verhältnissen und Umgebungen) äußerst wenig; liebe er ihn wahrhaftig, so möge er ihn auf eine gute, aber entfernte Schule bringen. —

Ich mußte ihm zwar zugeben, daß ich seinem Neffen genügt habe, aber ich war zugleich fest überzeugt, daß Fehler, die früher in der Seele tiefe Wurzel schlugen, schwer auszujäten sind, ja daß man — in so fern man es erzwingen will, — einen Theil der guten Erde mit ausreißen muß. Der Satz wurde mir (auch durch diese Erfahrung) also klarer als je zuvor: „Will man bei der Erziehung etwas Tüchtiges leisten, so soll man in der Wiege, auf dem Arme der Mutter anfangen. Dann aber muß auch, — wenn Götz es nicht absichtlich hindert — etwas Anzeichen eines, ich möchte sagen: etwas sehr sehr ganz Unbegreiflichen, oder, ein, höchster Hilfe so genanntes: Wunderkind dadurch entstehen.“

In meinen so eben mitgetheilten, und — spätern Erfahrungen ist die Antwort auf die Frage: Warum ich bei so wenigem

Aufsein soviel von meinem Sohne
hoffte, enthalten.

Sechster Abschnitt.

Ist mein Erziehungswerk glücklich von Statten
gegangen?

Die Art, wie ich meinen Sohn erzog,
unterrichtete und bildete, muß wohl nicht bloß
glücklich angefangen haben, sondern auch fort-
gegangen sein, weil die Aufmerksamkeit der
Gebildeten, und sogar die thätige Theilnah-
me ganz verschiedener, ja einander ent-
gegengesetzter Regierungen, nun schon
länger als zehn Jahre hindurch mich und ihn
im Auge behielten.

Als mein Sohn in seinem achten Jahre
zuerst bekannt wurde, lebten wir mit ihm auf
einem Dorfe, Pochau bei Halle, in Umge-
bungen, welche an sich wohl nicht geeignet
waren, die Augen der Menge auf ein Kind
zu richten. Eher geht dies an in einer Stadt,
besonders in einer großen Stadt.

Karls ungewöhnliche Ausbildung fiel ferner in einen Zeitpunkt, in welchem ganz Europa in seinen Grundfesten erschüttert und unser Vaterland, Preussen, fast zertreten war. Ich rede von den Jahren 1807 und 1808. Damals hatte man wahrlich andere Gegenstände der Unterhaltung. Große und schreckliche Begebenheiten, Besorgnisse, Vorkehrungen, Hoffnungen, Sehnsucht nach Hülfe, Vereitelungen derselben: Dies nur schien merkwürdig. Kleinigkeiten wurden natürlich übersehen.

Die Kenntnisse eines Kindes mußten sehr bedeutend, sie mußten ganz ungewöhnlich sein, wenn sie durch die alles verschlingenden Weltbegebenheiten durchdringen, sich Platz schaffen; und — feststellen sollten. Aber doch haben sie dies gethan.

Jener Zeitpunkt war ferner sehr ungünstig; denn man war grade damals völlig allgemein gegen frühe Gelehrsamkeit eingenommen. Männer, wie Salzmann, Campe, Trapp, u. s. w. hatten lange und nachdrücklich dagegen gesprochen, und das Nutzlose, ja Schädliche, früherer Beispiele der

Nat anschaulich dargelegt, und mit dem Namen Treibhaus-erziehung förmlich gebrandmarkt.

Da ich selbst es mir zur Ehre rechne, ihr Schüler zu sein, so gestehe ich gern, daß ich ihre Ansicht auch hierin theilte, und mich nicht wenig verwunderte, unter meiner Leitung etwas entstehen zu sehen, wovor ich mich fürchtete.

Daher kam es denn auch, daß die erste Nachricht davon in den öffentlichen Blättern, (der Brief eines Ungenannten in dem Hamburger Correspondenten, worin er von der privaten und öffentlichen Prüfung meines Sohnes in Merseburg, genüge Nachricht gab,) für uns wahr, ja für unsinnig angesehen wurde.

Daher kam es, daß ein dänischer Gelehrter die ganze Thatsache rein weglegnete, und aus innern Gründen weglegnen zu müssen wähnte. Nur erst die vielen, auf wiederholte Prüfungen gegründeten, und mit der Namensunterschrift versehenen, Zeugnisse von Männern, wie Schäg, Tieftrunk, Cäsar, Vel, Wahlmann, Rost, und einer Menge andrer ausgezeichneten Männer, zu welchen sich bald

auch gelehrte Gesellschaften und Universitäten
gefellten, verschafften dem Unglaublichschein-
den Glauben. Bald erhoben sich von allen
Seiten Stimmen für die gute Sache; und
nun erst ward und blieb sie als ausgemacht
angenommen.

Natürlich schwiegen Meid und Bosheit
nicht. Aber es waren nur sehr wenige;
und zwar elende Menschen, die zum Theil
aus Eitelkeit, zum Theil wegen früher von
ihnen verübten schlechten Handlungen, die
ich durchschaute, und ihnen vorhielt, mir zu
schaden suchten. (Die Beläge dafür wird man
weiter unten finden.) Deshalb schlichen sie
fast immer nur im Finstern, (ohne Namen)
oder mit der Blendlaterne, (unter angenom-
menen Namen).

Was hat es ihnen aber geholfen? Nichts.
— Wahr ist's, wenn meine Sache nicht sehr
reell gewesen wäre, so hätten sie sie gewiß
erdrückt. Denn dann hätten sie schnell der
Nachbeter und Helfershelfer Viele
gefunden, weil die gewöhnlichen Menschen
das Böse leichter, ich möchte fast auch sa-
gen: lieber glauben, als das Gute. Auch
wäre:

würden sie kleine Mängel zu großen Fehlern, Mücken zu Elephanten umgestaltet haben.

Meine ganze Widerlegung bestand darin, daß ich jedem Menschen erlaubte, Karln zu prüfen und zu beobachten. Dadurch machte ich, ohne ein Wort darüber zu schreiben, ihre Lästereien zu Schanden, und die gute Sache gewann bei allen Redlichen und Verständigen nur um so festeren Fuß.

Daß Männer, wie Salzmann, Campe, Trapp, und Andere, mir ihre vernünftigen Bedenken mündlich oder schriftlich mittheilten, ohne je zu verachten, zu spödeln, zu lästern, oder gar heimlich ein Bein unterzuschlagen, versteht sich von selbst. Sie achteten mein Unternehmen im hohen Grade, und bewiesen mir vom Anfang an innige Theilnahme und herzliche Liebe. Auch sprachen sie später ihre veränderte Uebersetzung mit edler Wärme aus. Dafür waren und sind sie aber auch verehrungswürdige Männer, und Jene — veräch-

liche Geschöpfe, welche das spätere Geschlecht richten wird.

Der erwähnte Zeitpunkt war ferner höchst ungünstig, denn der Krieg und seine traurigen Folgen hatten alles aus seinen Fugen gerissen. Preussen schien vertilgt. Die Einwohner desselben waren und wurden täglich mehr ausgesogen. Zudem wohnte ich an dem einen äussersten Ende der Monarchie, denn Pochau war ringsum von Sachsen umgeben. An Unterstützung war also nicht zu denken, und doch mußte ich bald unser Dörfchen verlassen, wenn Karl nicht stehen bleiben, d. h. zurückgehen sollte.

Auf Preussen konnte ich nicht rechnen. Frankreich wollte Geld haben, nicht aber geben. Und Sachsen konnte kaum etwas thun wollen, weil bei mir durchaus keine physische Noth vorhanden war. Ich hatte eine gute Pfarre, und die schriftliche Verbesserung einer noch bei weitem besseren. Ich lebte auf einem anständigen Fuß, und genoss — in Leipzig selbst! — mit den Meinigen alle Vergnügungen unseres Standes.

Die Erziehung meines Sohnes war überdies nur noch im Reime. Unzählige besorgten böse Folgen davon. „Im zehnten bis „zwölften Jahre wird das arme Kind „sterben, oder siech werden!“ das hörte man oft und mit wahrer Kengstlichkeit aussprechen.

Dennoch vereinigten sich die Stadt und Universität Leipzig auf eine sehr überraschende Weise, und machten es mir durch ein bedeutendes Jahrgeld für meinen Sohn, und durch sehr freundliche und vortheilhafte Anerbietungen für mich und meine Gattin möglich, meine Pfarre aufzugeben, und nach Leipzig ziehen zu wollen.

Daß dies nicht ohne die aller sorgfältigste Untersuchung, nicht ohnewiederholte Prüfungen meines Sohnes geschehen sein wird, sagt sich jeder Vernünftige schnell von selbst.

Ganz eben so verfuhr die Französisch- Westphälische Regierung. Sie prüfte meinen Sohn sehr oft und wirklich misstrauisch; bot mir dann aber auch Geldunterstützungen an, und zahlte sie fortdauernd aus; selbst

noch an dem Tage, an welchem die Russen Kassel beschossen.

Als Westphalen zusammengeführt war, sorgte jeder meiner Gönner und Freunde ängstlich für mich und meinen Sohn. Denn das sieben Jahr lang methodisch ausgefogene und längst erschöpfte Preussen, mein und der Meinigen Vaterland, war in einem unabsehbaren Kriege begriffen, und Hannover, Braunschweig und Hessen machten schnell bekannt, daß Jeder aus einem andern Staate in den andern Geflohenen, sich in den selbigen zurückbegeben möge, und verwarfen mit Heftigkeit alle Forderungen, die auf den Grund Westphälischer Anweisungen bei ihnen angebracht wurden. Doch aber bezahlten mir alle drei Staaten schnell und freigebig, was ich auf jene Anweisungen hin bittlich von ihnen forderte. Alle drei überzeugten sich indeß zuvor, — vernünftiger und billiger Weise! — ob das, damals bei ihnen so sehr mangelnde Geld, auch hier gut angewandt sein werde.

Dann erinnerten mich viele Preussen aus den ersten Ständen, mich an unsern Mo-

nachen zu wenden. Lange wagte ich es nicht, weil der Zeitpunkt so höchst unglücklich dazu war. Endlich, auf's neue ermuntert, that ich es, aber mehr anfragend, als bittend, und erhielt die großmüthigste, ermunterndste Antwort. Ja, es wurde mir, nach näherer Untersuchung der Sache, mehr gewährt, als ich zu erbitten gewagt hatte. Wie huldvoll sind ferner die Beweise der Königlichen Aufmerksamkeit und Gnade, welche mein Sohn und ich in den letzten zwei Jahren, hier in Berlin, erfahren haben!

Wo dies alles sich zehn Jahre lang ununterbrochen erhalten hat, wo sich die verschiedensten, entgegengesetzten Menschen, Gelehrte und Staatsdiener, ja Monarchen selbst, stets und schnell zu so thätiger Mitwirkung vereinigten, da muß die Sache, derentwegen man dergleichen Aufopferungen mit Wohlwollen bringt, doch wohl gut sein, und glücklich von Statten gehen. —

Eine Menge schriftlicher Glückwünsche und Bezeugungen von herzlichster Theilnahme, die größtentheils von Personen kamen, welche mir noch unbekannt waren; eine Menge per-

söhnlicher Beweise von Güte, Wohlwollen, Achtung und innigem Mitgefühl bestärken mir, daß mein Unternehmen fortdauernd gelang. Es hat die Edlern unsers Volkes und des Auslandes für sich gewonnen, oder — Augen, Ohren, Sinne und Vernunft müßten mich gräßlich betrügen.

Siebenter Abschnitt.

Ist die Erziehung meines Sohnes schon vollendet?

Von Seiten meiner ist sie es. Lange habe ich denen widerstanden, welche versicherten, sie sei vollendet. Aber jetzt muß ich es zugeben. Schon in seinem eilften Jahre beaupteten mehrere Professoren in Göttingen, ich habe nicht nöthig, meinen Sohn in die Kollegia zu begleiten. Er wisse sich so gut zu nehmen, sei so aufmerksam, bemerke sich das Nöthige so vernünftig u. s. w. daß ich mir jene Beschwerde ersparen könnte; aber ich begleitete ihn dennoch, und stellte alle Vorbereitungen zu den Kollegien, Wiederholungen

derselben in Gesellschaft mit ihm an. Später in Göttingen, und nachher in Heidelberg, unterließ ich beides, schritt aber nur sehr langsam, ja unmerklich darin vor, ihn allein stehen und handeln zu lassen.

Erst nachdem er verschiedene Male mit Achtung und Beifall als Schriftsteller, und zwar über schwierige Materien, aufgetreten war; erst dann, als er mehrfach Ehren-Auszeichnungen erhalten hatte, die nur dem eigentlichen Gelehrten und dem bejahrteren Manne zu Theil zu werden pflegen; erst als unsers Königs Majestät und Sein Minister ihn sehr würdig achteten, ihm eine zweijährige gelehrte Reise auf Kosten des Staats aufzutragen; und dafür hielten, daß er damals schon — sechszehn Jahre alt — abzureisen fähig sei; erst dann entschloß ich mich, seine Erziehung von Seiten meiner, für beendet anzusehen, und nahm mir vor, endlich einmal für meine Gesundheit ernstlich zu sorgen.

Um aber nichts zu übereilen, um besonders nichts zu verfrühen, (wovor ich mich beständig sehr gefürchtet habe!) schrieb

ich dem verehrten Monarchen, daß ich es aus Gründen, die ich anführte, gern sehen würde, wenn mein Sohn noch etwa ein Jahr Zeit behielte, um sich zu diesem ehrenvollen Auftrage eben so gründlich vorzubereiten, als er sich bis dahin zu jeder wichtigen Veränderung in seinem wissenschaftlichen Leben vorbereitet hatte. Se. Majestät: eben ihren gnädigen Befall hierzu mit einer Bereitwilligkeit und Liberalität, welche die richtige Ansicht und das edle Herz des Monarchen gleichmäßig in ein helles Licht setzten. Nun erst verließ ich, mit Uebereinstimmung meiner Gönner und Freunde, das Haus und die Stadt, in welchen mein Sohn lebte.

Ich bin siebzehn Monate lang weit entfernt gewesen, und habe ihn in der ganzen Zeit nur bei seiner Durchreise durch Wien (nach der Schweiz und Italien) an dem genannten Orte, gesprochen.

Um ihn nicht mit einem Male, und noch dazu so jung, in die Welt hinaus zu stoßen; um die Abtufung von der sorglichen Führung beider Eltern zum gänzlichen Alleinsehen unter Fremden, nicht allzu jähe zu machen;

so ließ ich ihn für die Zeit meiner Abwesenheit bei seiner Mutter und im Kreise edler Freunde und Freundinnen, die, glücklicher Weise, von allerlei Stand und Alter waren, zurück; und befahl ihm, in der schönen Jahreszeit auf meine Kosten Reisen nach Leipzig, Dresden und dessen reizenden Umgebungen, Freiberg, Chemnitz, Naumburg, Jena, Weimar, Erfurth, Gotha, Liebenstein, Eisenach, Kassel, Göttingen, Braunschweig, Magdeburg, Salzweil, u. s. w. zu machen, die Natur und die Kunstwerke jeder Art zu besichtigen, die Bibliotheken und die persönliche Bekanntschaft der Gelehrten zu benutzen: kurz sich praktisch auf seine große Reise vorzubereiten, dann aber nach vier bis fünf Monaten zu seiner Mutter nach Berlin zurückzukehren, um seine theoretische Vorbereitung wieder anzufangen und weiter fortzusetzen. Er hat dies alles gethan, und mit Nutzen gethan; hat im Mai d. J. seine größere Reise von hier aus wirklich angefangen. Ich habe, nach einem zweimonathlichen Zusammensein mit ihm in Wien, auf immer von ihm Abschied genommen, und er

lebt jetzt jenseits der Alpen. Ich kann ihn folglich nicht weiter bewachen. Er steht allein da, nur Gott und seinem Gewissen übergeben. Ich muß also wohl annehmen, daß seine Erziehung von meiner Seite vollendet sei.

Diejenige Ausbildung freilich, die wir alle bis zu unserm Grabe genießen, die vervollkommnung, welche uns die Verhältnisse des Lebens, unsre Schicksale, unsre Bekanntschaften, unsre Unterhaltungen mit den Lebenden und Todten, geben; diese ist freilich auch bei ihm noch nicht vollendet, und kann es ihrer Natur nach nicht sein.

Als ich meine siebenmonatliche Reise antrat, war er körperlich und geistig durchaus gesund, kräftig und heiter: arbeitete gern und sehr leicht. Er war noch nie krank gewesen, hatte sogar keine Kinderkrankheiten gehabt; denn die Schutz-Blattern mußten ihm eingeimpft werden, weil er zweimal die natürlichen (die sehr gutartig waren) nicht bekam, ungeachtet wir ihn mehrmals zu Pockenkindern führten.

Nächster Abschnitt.

Jedes gewöhnlich organisirte Kind kann ein ausgezeichnete Mensch werden, wenn es nur darnach erzogen wird.

Es ist dies der oben angeführte Satz, welchen ich in Magdeburg, schon vor der Geburt meines Sohnes, gegen eine große Gesellschaft von Erziehern behauptete, und nachher zahllose Male verfochten habe. Wie verächtlich erscheint also Herr Doktor Merkel und sein ungenannter Vorgänger, dem er nachgeschrieben hat, wenn beide versichern: Ich müsse mir an, das Geheimniß erfunden zu haben, durch welches man „vollkommen gesunde und talentvolle Kinder produziren“ könne.

Glücklicher Weise widerlegt sich dies sehr leicht dadurch, daß seit dem achten Jahre meines Sohnes unzählige Menschen gegen mich behauptet haben, Karl müsse mit ganz außerordentlichen Anlagen des Körpers und der Seele geboren sein, und ich es stets gegen sie bestritt.

Ich denke also in Betreff Merkels und seiner Sippschaft, wie der treffliche Pontas

nus: Excellentium virorum est, impro-
bū negligere contumeliam, a quibus
etiam laudari turpe est. Trefflicher Männer
Art ist, Schmähungen niederträchtiger
Menschen zu verachten, denn sie beschim-
pfen selbst durch ihr Lob. —

Am lächerlichsten ist es, daß zu gleicher
Zeit einige mir hämisch andachten, ich bilde
mir ein, meinen Sohn mit außerordentlichen
Anlagen des Körpers und der Seele erzeugt
zu haben, und dann (ihrer Natur nach) bit-
ter darüber herfahren, ja, sogar mir Stolz
oder Eitelkeit vorwerfen; da doch Andre
es mir im Gegentheil sehr böse auslegen,
daß ich — mit allen meinen Freunden und
Bekannten, so lange Karl zwei bis sechs Jahr
alt war — versichere, er habe nur sehr mit-
telmäßige Anlagen (in beiderseitiger Hin-
sicht) mit auf die Welt gebracht. Mag ich
also annehmen, was ich will, so werde ich
von Leuten, die das gut verstehen, verläum-
det. Sage ich: schwarz, so beweisen sie
aus Weißheit: weiß! Und sage ich: weiß!
so versichern sie: schwarz! „O über die
,,biederer und lebenswürdigen Sophisten! —

Unbekümmert um sie und ihre giftigen Worte sage ich denn, was ich seit fünf und zwanzig Jahren oft behauptet habe, und wo: von ich alljährlich fester und inniger überzeugt worden bin:

Jedes gewöhnlich organisirte Kind, um mit Helvetius zu sprechen, kann ein ausgezeichnete Mensch werden, wenn es nur vorzüglich gut erzogen wird.

Ich weiß sehr wohl, daß alle diejenigen Tasten eines Klaviers, deren Saiten fehlen, nicht ansprechen können, mag auch der geschickteste Spieler sie anschlagen. Ich weiß aber eben so gewiß, daß ein der Sache Kundiger selbst einer großen Miskimmung leicht abhelfen, und dann eine angenehme Melodie auch einem vorher widerlich klingenden Instrumente entlocken kann. Das Instrument, von dem wir reden, mag sogar den vollkommenen innern Bau nicht haben, der dies oder jenes andre vorthailhaft auszeichnet. In so fern nur das erste rein gestimmt ist, das andre aber jeden Augenblick unreiner und in mehrfacher Hinsicht verbobener wird; so werde ich ein Lied, auf dem

ersten Instrumente gespielt, bei weitem lieber hören, als dasselbe auf dem zweiten.

Ohne Bild: fehlt dem Körper oder dem Geiste eines Kindes irgend ein Organ, so ist es auch dem größten Erzieher auf Erden unmöglich, ihm dasjenige anzubilden, was zu den Verrichtungen jenes Organs gehört haben würde. Sind aber die Organe alle da, einige derselben jedoch in schwächerem Grade, und nicht in der gehörigen Vollkommenheit; steht der Wirkungskraft anderer vielleicht etwas entgegen — sei es in der körperlichen oder geistigen Natur —: so ist es dem heilsuchenden Erzieher (aber auch nur ihm) möglich, diese Gebrechen allmählig sehr zu mildern, vielleicht ganz wegzuschaffen; wenigstens Wirkungen hervorzubringen, die jeden Vernünftigen in Erstaunen setzen, der denselben Organismus — wie er zuvor war — kannte, und doch jetzt so sehr verdorbene Wirkungen gewahrt wird.

Ein solcher Erzieher wird ein mittelst mäßig organisirtes Kind durch höchst sorgfältige Behandlung auf einen Standpunkt der Bildung emporheben können, auf welchem

eine Menge vorzüglich organisirter Kinder, bei der sorglosen und zweckwidrigen Ausbildung, die sie, leider, gewöhnlich erhalten, nicht zu stehen kommen. Es muß also in der Regel wahr werden, daß ein mittelmäßig gut organisirtes Kind, welches aber durch einen vorzüglich geschickten und sorgfältigen Erzieher mit hoher Liebe, Klugheit, Aufmerksamkeit und Eifer gebildet wurde, im Reiche der Wesen am Ende höher zu stehen kommt, als ein sehr glücklich organisirtes, welches durch gedankenlose und ungeschickte Erzieher, sorglos oder gar schlecht gebildet wurde. Dagegen fällt den selbst in die Augen, daß das Letztere weit höher empor gehen könnte und müßte, wenn es ganz eben so klug und sorgfältig behandelt würde, als das Erste. Daß dies aber in unsrer, so sehr unvollkommenen Welt unzählige Male nicht geschieht; ja, daß es bisweilen unter den obwaltenden Umständen nicht geschehen kann, liegt am Tage. Es ist also klar, daß viele vorzüglich gut organisirte Wesen rückwärts gehn, und unverständlich, unwissend, wohl gar schlecht werden: statt daß manche

nur gewöhnlich organisirte, sich mit der Zeit und durch die Umstände, zu einem Standpunkte erheben, auf welchem nur wenige Sterbliche zu stehen kommen. Was der Mensch mit der allerglücklichsten Organisation, bei der allerzweckmäßigsten Erziehung, und unter vorzüglich erheben den Umständen und Schicksalen, sein könnte und würde, das — behaupte ich — wissen wir noch gar nicht; denn die Alexanders, Cäsars, Carls, Heinrichs und Friedrichs hatten alle ihre schwachen, und richtiger zu reden, ihre schlechten Zeiten. Ihnen fehlte also noch sehr viel zu jenem — ganz gewiß! auch in unsrer Welt möglichen — Ideale. Ich bin überzeugt, daß ein ausgezeichnet gut erzogener Mensch, größer, stärker, gesünder, schöner, sanfter, muthiger, griesmüthiger, edler, biederer, klüger, wüthiger, ernster, gelehrter, verständiger, mäßiger, enthaltamer, (versetzt sich alles an seinem Orte!) kurz, daß er ein Mensch sein würde, der den höheren Wesen bei weitem näher stände, als wir alle.

Wären wir in der Erziehungskunst um hundert Jahre vorgerückt, so könnte mein obiger

ger Satz vielleicht falsch sein. Vielleicht auch nicht, denn es käme immer noch darauf an, ob alle Mittel, um die verschiedenen Kräfte, die in jedem Kinde schlummern, zu wecken und auszubilden, schon gefunden und Gemeingut geworden wären, und ob es viele Väter oder Erzieher gäbe, die jede Gelegenheit zur Fortbildung der Ihrigen, von der Wiege an, bis zur vollendeten Erziehung derselben, gewissenhaft benutzten. Dann erst könnte man behaupten, der Vater eines gewöhnlich organisirten Kindes kann nichts mehr für dasselbe leisten, als zehn andere Väter von sehr glücklich organisirten Kindern für die ihrigen thun; folglich kann er seinen Sohn nicht weiter bringen, als sie die ihrigen. Der Seinige muß im Vergleich hinter jenen zurückbleiben.

Dem ist aber jetzt noch nicht so! Es fehlt uns noch sehr viel, um behaupten zu dürfen, Andere könnten nicht mehr noch leisten. Schwerlich wird ein verständiger, besonders ein erfahrener Mann, eine Erziehung durchgeführt haben, ohne sich auf mehrere Fehler zu ertappen, die seinem Zöglinge scha-

beten, und ihn merklich von dem zurückbleiben, was er sonst hätte werden können.

Wenn es nun gar gewiß ist, daß unser gewöhnliches Erziehen, Unterrichten und Bilden noch weit hinter dem zurückbleibt, was hier und da ein Einzelner leistet, weil er seine ganze Kraft aufwendet, um es leisten zu wollen; dann ist ja sehr begreiflich, daß so einer auch die geringeren Anlagen weiter fördern kann, als größere in der Regel gefördert werden; daß er also auch aus dem gewöhnlich organisirten Kinde einen sich auszeichnenden Menschen erziehen wird.

Da aber mein Satz, (von welchem ich freilich so überzeugt bin, wie von meinem Dasein) allgemein angefochten, und doch von einigen Wenigen, augenblicklich gefaßt, ja ohne mein weiteres Zuthun, schon oft in's hellste Licht gesetzt worden ist: so muß ich glauben, daß man ihn gemeiniglich nicht klar versteht, doch aber ihn zu verstehen wähne, und nur deshalb, — wie ja fast immer der Fall zu sein pflegt — eine Menge Einwendungen dagegen macht, die oft einan-

der selbst aufheben, und meistens so schwach sind, daß sie bei genauerer Aufmerksamkeit als unhaltbar zusammenstürzen.

Ich will also versuchen, ihn näher zu erläutern, indem ich eins der vielen Gespräche, die ich darüber seit fünf und zwanzig Jahren geführt habe, möglichst wörtlich mittheile:

Herr A. Mein, Freund! davon überzeugen Sie mich nimmermehr! Denn daraus würde folgen, daß alle Menschen mit gleichen Anlagen geboren seien, — und wer könnte das annehmen! — Die Verschiedenheit der menschlichen Anlagen ist ja in die Augen springend.

Ich. Auch für mich ist sie es. Aber Sie irren sehr, wenn Sie meinen, daß Ihre Folgerung aus meinem Satze wirklich herfließe.

Er. Wie? meine Folgerung wäre unrichtig? — Ist es denn nicht klar, daß alle Kinder gleiche Anlagen haben müssen, wenn ich aus jedem einen ausgezeichneten Menschen soll erziehen können?

Ich. Verzeihen Sie! Erstlich habe ich

noch nie gesagt: aus jedem; denn ich weiß sehr wohl, daß es auch Kretins giebt, die wir doch Menschen nennen; weiß sehr wohl, daß die Stufenleiter von ihnen bis zu dem Menschen, welcher mit der höchst möglichsten Vollkommenheit der Organisation zur Welt kommt, ungeheuer groß ist; ich weiß, daß wir die vielen Sprossen dazwischen nicht zu zählen vermögen.

Er. Wie? — Das hätten Sie nicht gesagt? Nun, dann müßte ich Sie sehr missverstanden haben.

Ich. Das haben Sie auch, denn ich sagte stets: aus jedem gesund organisirten Kinde, und das macht einen großen Unterschied.

Er. Das finde ich nicht, oder ich verstehe sie nicht.

Ich. Das Rechte könnte leicht möglich sein. Ich will mich also deutlicher erklären. Ich nehme mit Ihnen an, daß die Anlagen der Menschen höchst verschieden sind; daß, wenn wir auf alle (das heißt, auf die Anlagen des Körpers, des Geistes und des Gemüths) einzeln und auf ihre Zusammenstim-

mung unter einander sehen wollen, wir mit Wahrheit sagen können, ihre Verschiedenheit ist nicht zu zählen. Zu unserm Zwecke müssen wir sie uns aber doch als zählbar denken. Nehmen wir also eine Verschiedenheit von eins bis hundert an! Der oben erwähnte Kretin habe die Anlage von eins, der am vollkommensten organisirte die Anlagen von hundert, so wird das gewöhnlich organisirte Kind die Anlagen von .? —

Er. Von fünfzig haben. Das ist klar! Aber was soll das? —

Ich. Sie werden es gleich hören. Ich nehme also an, daß viele Kinder mit den Anlagen von fünfzig zur Welt kommen, denn das Gewöhnliche findet sich am häufigsten. So gehörte denn Ihr Sohn, der meinige, und unzählige Andere um uns her, zu dieser Anzahl.

Er. Mit nichten! Von dem meinigen gebe ich es zu, aber von dem Ihrigen nimmermehr!

Ich. Gut denn! Ihnen zu gefallen, will ich für jezt darüber schweigen. Aber, lassen Sie uns fortfahren! Denken Sie

sich zehn bis zwölf von diesen Kindern, deren Anlagen fünfzig sind, aber — in ganz verschiedenen Verhältnissen. Lassen Sie zwei von ihnen ganz ohne Unterricht auf dem Lande erwachsen; zwei andere mit nicht viel mehr Unterricht in der Stadt, von der zartesten Kindheit an als Handlanger in Fabriken gebraucht; wieder zwei andre in einer schlechten, dagegen aber zwei in einer besseren Schule unterrichtet; noch zwei, sorgfältig und mit Glück in ihrer Familie gebildet; endlich zwei, welche ebendasselbst völlig verildet wurden; so begreifen Sie leicht, daß wenn die Anlagen alles, und die Erziehung wenig oder nichts thäten, alle jene zehn bis zwölf Kinder am Ende ihrer Erziehung auf der gleichen Stufe der Ausbildung stehen müßten. Der eine könnte das bei Fürst oder Minister, der andre Gelehrter, der dritte Kaufmann, ja der neunte Bettler, und der zehnte Räuber werden. — Glauben Sie denn aber, daß alle zehn auf derselben Stufe menschlicher Vollkommenheit stehen werden?

Er. Das freilich nicht! Denn der eine

wied viel, der andere wenig, und der dritte gar nichts gelernt haben; der eine ein vortrefflicher, der andre ein gewöhnlicher, der dritte ein böser Mensch geworden sein.

Jch. So bemerken Sie also an diesem Beispiele schon, wie viel die Erziehung bewirkt! Aber, lassen Sie uns auch darüber hinwegsehen! Werden denn ihre natürliche Anlagen, die doch einst vollkommen gleich waren, nach zwanzig Jahren auch noch vollkommen gleichmäßig geblieben sein?

Er. Wie meinen Sie das?

Jch. Ich meine z. B. werden alle zehn Knaben in ihrem zwanzigsten Jahre völlig gleiche Körperkraft besitzen?

Er. Ei, wie wäre das möglich! — Wir reden doch bloß von dem Gewöhnlichen, von dem Natürlichen, wie man es nennt. Da werden dann freilich der Sohn des Bauers, des Tagelöhners und des Bauern in der Regel auffallend mehr Körperkraft haben, als der Sohn des Künstlers, des Gelehrten und des Ministers.

Jch. Richtig! — Aber, warum?

Er. Das ist ja klar! Weil jene drei ihre Körperkraft, natürlicher Weise vorzüglich ausbilden, in ihrer besondern Lage, und, in ihren Verhältnissen vorzüglich ausbilden müssen. Bei den drei andern wird die Körperkraft wahrscheinlich wenig oder gar nicht geübt worden sein, sie wird also geschlummert haben, und zuletzt eingeschlafen sein.

Ich. Sie geben also zu: daß eine Kraft z. B. die Kraft des Körpers, um so mehr zunehmen wird, je mehr Gebrauch man von ihr macht.

Er. Allerdings! Denn es verhält sich damit, wie mit dem Magnet. Je mehr man ihm, wohlverstanden bis zu der äußersten Gränze dessen, was er zu tragen vermag, allmählig zu tragen giebt, desto mehr zieht er.

Ich. Nun, dann habe ich schon viel gewonnen; denn Sie räumen mir ein, daß sich die angeborenen Kräfte des Menschen, das heißt, seine Anlagen, nur in dem Grade und nach dem Maße entwickeln, als sie von seinen Erzie-

hern in Thätigkeit gesetzt und ausgebildet werden.

Er. Wer könnte das leugnen! — Aber — was schadet mir das?

Ich. Es schadet Ihnen nichts. Mir aber hilft es bei Durchführung meines Satzes sehr viel; denn es folgt daraus, daß man nur nöthig habe, alle natürlichen Anlagen eines Kindes möglichst sorgfältig und möglichst gleichmäßig von der Wiege an, auszubilden, um dadurch einen Menschen darzustellen, der weit höher stehen wird, als alle übrige, die doch mit ihm gleiche natürliche Anlagen hatten.

Er. Sie irren! Der Fall ist bloß möglich; aber vom können zum sein ist die Folgerung nicht erlaubt.

Ich. Ich bitte um Entschuldigung. Sie irren: Denn wir reden jetzt noch gar nicht von der Wirklichkeit. Die Möglichkeit haben Sie mir aber schon zugegeben, und mehr bedarf ich nicht.

Er. Lieber Freund, Sie scheinen mich mit unsichtbaren Fäden zu umspinnen, und werden dann mit einem Male rufen: Ge-

fangen! Aber das gilt nicht! Wenn Ihre Behauptung innere Wahrheit hat, so müssen Sie offen gegen mich verfahren.

Ich. Das habe ich fortdauernd gethan, und will es ferner thun. Hier haben Sie den Beweis. Wir gingen davon aus, daß Sie bestritten: man könne aus jedem gesund organisirten Kinde einen ausgezeichneten Menschen bilden, wenn es nur darnach erzogen werde.

Er. Wichtig! und das bestritte ich noch!

Ich. Wir sind dann überein gekommen, daß die Menschen mit höchst verschiedenen Anlagen des Körpers, des Geistes und des Herzens zur Welt kommen; daß die sehr unglücklich sowohl wie die sehr glücklich organisirten Kinder die Minderzahl, dagegen die gewöhnlich organisirten die Mehrzahl ausmachen. Wir haben eine Stufenleiter der Anlagen von eins bis hundert angenommen, und den Kretin auf eins, die bei ihrer Geburt schon beglückteste menschliche Natur auf hundert, die Mitgift der meisten Kinder aber auf fünfzig

gefeht, und Sie haben mir eingeräumt, daß unter zehn Kindern der letzteren Art sich bald eine himmelweite Verschiedenheit des Wachstums ihrer Kräfte zeigen werde, je nachdem bei diesem die eine, und bei jenem die andre vorzüglich ausgebildet werde; daß manche Kräfte selbst einrosten würden, wenn man sie nämlich nicht gebrauchte, nicht ausbilde, wohl gar unterdrücke. Ist es nicht so?

Er. Ja, ja! Aber was folgt daraus?

Ich. Was ich daraus gefolgert habe: daß man nur nöthig hat, die natürlichen Kräfte des Kindes, d. h. seine Anlagen, alle, gleichmäßig und mit großer Sorgfalt auszubilden, um einen ausgezeichneten Menschen daraus zu machen.

Er. Gut! ich gebe zu, daß ein solches Wesen mit der Zeit höher stehen wird, als diejenigen, die zwar gleiche Anlagen mit ihm hatten, nachher aber schlecht erzogen wurden. Was beweiset das aber gegen mich?

— Ich kann ja annehmen, daß unter den zehn Erwähnten, fünf sehr gut erzogen werden. Und Sie werden doch nicht läugnen, daß dieser Fall möglich ist?

Ich. Ich dürfte es wohl leugnen, denn sehr gut erzogen zu werden, ist wahrlich eine Seltenheit. Doch im gewöhnlichen Sinn der Worte will ich es Ihnen zugestehen. In dem Sinne aber, in welchem ich sie nehme, kann ich es nicht. Denn ich verstehe unter einer vorzüglich guten Erziehung eine solche, wo schon der Vater des Kindes vom Schicksale, oder von seinen Eltern ungewöhnlich erzogen wurde; wo er die nöthige Gesundheit, Zeit, Kenntniß und Erfahrung besitzt, um vorzüglich erziehen zu können; wo er ferner eine innige Neigung, und einen eisenfesten Willen zur Erziehung seines Kindes mitbringt; wo er auch das nöthige Vermögen besitzt; und endlich seinen Stand, seinen Wohnort, seine Gattin, seine Haupt- und Nebenbeschäftigungen, seine Freunde, seine Bekannte, seine Diensleute sogar, dem gemäß wählt. Er muß können und wollen, jezt einsiedlerisch, jezt auf Reisen, jezt in der großen Welt, jezt auf dem Lande, jezt in einer Mittelsstadt, jezt auf einer Universität, und jezt in einer Residenz leben. Dann erst

Kann eine Erziehung eintreten, wie ich sie im Auge habe, eine völlig ungewöhnliche, durch welche alle Kräfte seines Kindes möglichst weit und doch gleichmäßig ausgebildet werden.

Dies alles, den Umständen gemäß, jeden Augenblick verändern zu können, wie ich es für gut fände, war mein Ideal. Auch erkenne ich dankbar gegen die Vorsehung, daß sie es mir gelingen ließ, mich meinem Ziele wenigstens zu nähern. Aber, gern hätte ich meine Ehne eine Erziehung gegeben, bei welcher ich dies alles, unendlich mehr nach meinem jedesmaligen Dafürhalten, schnell gegen einander hätte vertauschen, selbstlich in einem weit höheren Grade kennen können.

Es begreifen indeß leicht, daß das weit über meine Kräfte, d. h. über mein Vermögen, hinausging; und doch wäre es mir nur dadurch erst möglich geworden, alle seine Anlagen bis zur äußersten Gränze ihrer Vervollkommenungsfähigkeit, und doch dabei gleichmäßig, auszubilden.

Er. Ganz gut! Aber wer kann denn das?

Ich. Unmöglich ist es nicht. Das werden Sie mir doch zugeben. Wenn nun aber ein Kind auf diese Art erzogen würde, so müßte an ihm wahr werden, daß die Erziehung es über alle hinaussetzte, die früher mit ihm gleich standen.

Er. Ja! Wenn ich annehme, daß es einen so klugen, gelehrten, vermögenden, guten herzigen und eisenfesten Vater gäbe, so haben Sie freilich Recht: seine Erziehung wird sein Kind über alle diejenigen hinaussetzen, welche früher mit demselben gleich standen. Damit haben Sie aber noch wenig gewonnen, denn Ihr Satz spricht mehr aus. Nach ihm müßte ein so erzogenes Kind auch diejenigen übertreffen, die mit den Anlagen von sechszig, siebenzig, achtzig ja neunzig gehören sind. Sie sehn, ich bin so großmüthig, Ihnen hundert zu schenken.

Ich. Thun Sie es nicht! Sprechen Sie es immer aus! so weit Sie recht haben, lasse ich es mir gefallen. In wie fern Sie Recht haben, wollen wir bald sehen. Ich habe ge-

sagt: Jedes gewöhnlich organisirte Kind kann ein ausgezeichneter Mensch werden, wenn es vorzüglich gut erzogen wird. Ein ausgezeichneter Mensch heißt aber noch nicht: der erste, zweite oder dritte im ganzen Königreiche. Wenn er nur unter Tausenden hervorrage, so kann man schon zufrieden sein; und das wird er gewiß, denn die Kinder, die mit den Anlagen von achtzig, fünf und achtzig, neunzig, fünf und neunzig und hundert geboren werden, sind sicher eben so selten, als diejenigen, Gottlob! sind, welche mit den Anlagen von fünf und zwanzig, zwanzig, fünfzehn, zehn, fünf und eins stiefmütterlich von der Natur ausgestattet wurden. Bedenken Sie inbesondere noch, daß viele Kinder mit trefflichen Anlagen in solchen Verhältnissen geboren werden und leben, wo ihre herrlichen Anlagen ihnen nicht nützen, wohl gar schaden.

Er. Wie meinen Sie das?

Ich. Dem Sohne des Räubers, des Bettlers und des armen Tagelöhners wird die überwiegende Geisteskraft leicht mehr schaden als nützen. Nichtig ausgebil-

det kann sie, der unglücklichen Verhältnisse wegen, schwerlich werden. Sie wird sich also wie ein Keim, auf welchem ein Stein lastet, einen Seitenweg suchen. Ach, und dieser Seitenweg ist nur gar zu oft ein böser. Je mehr Anlagen des Geistes ein solcher Mensch besitzt, desto mehr zittere ich für ihn, denn was unter andern Umständen das Land veredelt, den Thron gestützt hätte, das wird unter diesen leicht in Schlaueit, List und Völlerei ausarten. Je mehr und je schneller sein Geist sich füllt, desto gewisser wird das geschehen. Ihm fehlten ja die nothwendigen Stützen der Religion, der äußern und innern Sittlichkeit. Er wurde nicht zum freiwilligen Entsagen, zur Gottergebenen Zufriedenheit, oder zu einer weissen Geduld gewöhnt. Je kräftiger er ist, desto mehr wird er seine Umgebungen niederszutreten suchen, und was mit Lorbeer und Etern enden könnte, wird ihn zu Brandmarkung, zu Galgen und Rad führen. Ich selbst machte ähnliche Erfahrungen, und unsere größten Denker haben dergleichen aufgezzeichnet.

Alle

Alle glücklich organisirte Kinder, die in solchen und ähnlichen Verhältnissen geboren wurden, kommen also gar nicht in Betracht; denn sie werden, leider! den möglichst gut Erzogenen mit den Anlagen von fünfzig nicht überstralen.

Gehn wir nun in die höheren Stände hinaus! Die äußersten Enden berühren sich gewöhnlich. Es ist wahr, daß die Kinder der höchsten Stände weit aus am besten erzogen werden könnten, aber — werden sie es denn? — Ich wünschte, ich müßte, Ja! antworten. Freilich sind bei diesen sehr viel Mittel dazu da. — Ich rede von den äußern Mitteln: Vermögen, Gelegenheit, vieles Interessante zu hören und zu sehen, sich mit ausgezeichneten Menschen zu unterhalten, und alles benutzen zu können, was den Geist fördert. Wären bei den Eltern auch die innern Mittel da, und würden sie redlich angewandt, so müßten die Kinder dieser Stände die ersten (*principes et nobiles*) werden. Ist daher ein vornehmer und reicher Vater, der selbst nicht (vorzüglich) erziehen kann oder will, so flug, sich einen vortrefflichen Er-

zieher aus dem Mittelstande zu wählen, der seinem Sohne, im schönsten Sinne des Worts, Vater sein will; und ist er so glücklich, einen solchen zu finden, so wende er ruhig das Gleiche an ihn, was er an sich selbst zu wenden vermag: er bezahlt ihn nicht zu theuer. Ich setze voraus, daß er, vor allem! dem Erzieher freien Willen läßt, und daß dieser seine Pflicht thut. Sind des Knaben Anlagen vorzüglich, so ist es desto besser! Sind sie mittelmäßig, so ist der erwähnte Erzieher um so nothwendiger. Sind sie gering, so ist er unentbehrlich!—Aber wie oft habe ich es gesehen, daß man diese Mittel nicht anwendete! —

Bei der Wahl des Erziehers fragt man nicht immer: Welcher ist der Bessere? sondern oft: welcher ist der Wohlfeilere? Welcher hat den feinsten Weltton? Oder gar: Aus welchem Lande, oder aus welcher Rasse ist er? — Andere Eltern beschränken ihm die nothwendig freie Wirkksamkeit in Betreff seines Zögling's. Noch andere vergessen die Achtung und Freundschaft,

die sie ihm schuldig sind, und Schaden in allen diesen Fällen ihrem Kinde unerseßlich *).

Und wo ist denn wohl die vornehme Familie, welche den Willen und die Kraft hätte, die Verbindungen, Vorurtheile, Bequemlichkeiten, Zerstreuungen und den sinnlichen Genuß, der sich ihnen täglich in andern Gestalten darbietet, ich will nicht sagen, ihres Sohnes wegen, aufzuopfern, sondern nur diesen davon standhaft zu entfernen? —

Sind nicht die meisten Kinder der Art

*) Man sieht, ich setze hierbei schon voraus, daß Vater und Mutter nicht selbst gut erziehen können oder wollen. Möchten doch alle vornehme und reiche Eltern so klug sein, als König Philipp von Macedonien war, der, um den weisen Aristoteles zum Erzieher seines Sohnes zu erhalten, sein Gold für Kleinigkeit hielt, und deshalb die schmeichelhaftesten Bitten hinzufügte. Dann würden mehr Alexanders erzogen werden. Die christliche Moral würde ihnen aber hoffentlich das Schwert des Eroberers aus den Händen winden, und nur das Schwert des Verteidigers feurig in denselben blitzen lassen.

schon überfättigt, noch ehe sie Jünglinge werden? Und — wenn ihnen ja ihre Eltern reines Mark und Blut mitgegeben haben, wird es nicht allzu oft schon in den frühesten Jahren verunreinigt, und der Körper geschwächt, so daß eine bleiche, kraftlose Stubenpuppe, die der erste Nordsturm zu Boden wirft, hervorwankt; statt daß — bei den Erziehungsmitteln — ein junger Herkules mit der Geisteskraft eines Apolls hätte gebildet werden müssen?

Jünglinge der letztern Art finden wir in den höchsten Ständen eben nicht viele, und doch könnten und sollten sie häufig da sein: sollten um so herrlicher zunehmen an Geist wie an Jahren, weil die Gelegenheit zu hören, zu sehen, zu erfahren, also den Geist zu bilden und zu üben, sich ihnen alle Tage darbietet, und weil sie früh in Aemter gesetzt werden, die sie emporziehen müssen, da die Geschäfte derselben ihren Verstand schärfen, ihre Ein- und Uebersicht vermehren, und sie zum Handeln und Eingreifen (im Großen) tüchtig machen.

Bei einiger Ueberlegung werden Sie finden, lieber Freund! daß ich von dieser Seite her freilich zu fürchten haben sollte, aber — nicht habe. Es giebt wirklich in den höheren Ständen nicht viele Jünglinge — Kinder vielleicht! — die überwiegende Kraft an Körper, Geist und Herzen darlegen. Oder wissen Sie es anders?

Er. Leider, nein! Aber was soll das?

Ich. Ihnen beweisen, daß wenn das Kind mit den Anlagen von fünfzig wirklich so gut erzogen wird, als es Menschen nur möglich ist, es wahrscheinlich dereinst auch über die Jünglinge der höheren Stände hervorragen werde, selbst wenn sie mit den Anlagen von achtzig, neunzig und Hundert geboren sind.

Er. Sehr, sehr schlimm! Aber ich kann Ihnen nicht Unrecht geben.

Ich. So bleiben uns also nur noch die Kinder des begüterten Mittelstandes übrig. Da dieser Stand eigentlich das ächte Schrot und Korn der Nation ist, so muß ich mich dabei noch verweilen. Kinder aus dem begüterten Mittelstande können freilich leichter

zu hoher Ausbildung emporgehen. Aber — hier tritt es ein, was ich früher gesagt habe: ich würde Unrecht bekommen, wenn die Erziehungskunst schon so weit gefördert wäre, daß Eltern oder Erzieher gewöhnlich alles leisteten, was der Mensch zu leisten vermag. Das ist aber so wenig der Fall, daß ich mit Wahrheit sagen kann: man greift unzählige Male fehl! Ich ersaune oft darüber, wie es möglich ist, daß verständige Eltern so unrichtig handeln können, und doch geschieht es täglich. Ich sage es ihnen, und sie hören es nicht; oder, sie hören (und fühlen) es zwar, aber sie thun es nicht.

So lange Vater oder Mutter z. B. ein Kind mehr lieben als das andere; so lange ihre Liebe mehr sinnlich als vernünftig, mehr thierisch als menschlich ist; so lange ihnen ihr Geld, oder ihre Ehre im Staate, oder ihre Vergnügungen und ihre Gesellschaften mehr sind, als ihre Kinder; so lange wird es ihnen nie möglich werden, alle Kräfte ihrer Kinder gemeinschaftlich und zugleich im möglichst hohen Grade aus-

zubilden. So lange wird also auch der minder von der Natur ausgestattete, wenn nämlich alles für ihn gethan wird, was Menschen zu thun vermögen, sich über jene erheben können, selbst wenn ihre natürlichen Anlagen die seuzigen merklich übertreffen.

Nehmen Sie hierzu, daß ein lebhafter Kopf leichter fehlt, als ein träger; daß er weiter in seinen Verirrungen gehen und schwerer davon zurückzubringen sein wird: so begreifen sie gewiß, daß ein Mensch, der möglichst nach dem Ideale, das dem tüchtigen Erzieher vorschwebt, erzogen wurde, nicht leicht einen andern finden wird, der ihn übertrifft.

Er. Freilich wohl! *) — Sie müssen mir aber doch zugeben, daß ein Anderer mit größeren Anlagen weiter kommen würde, wenn man ihn eben so gut erzdge.

*) Hier ist meine Aufgabe (im strengeren Sinn des Wortes) gelöst. Da ich aber die weiter unten angeführten (und widerlegten) Einwürfe sehr oft habe hören müssen, und da sie aus einer nicht vollkommen klaren Einsicht des bisher Gesagten nothwendig hervließen, so lasse ich sie absichtlich folgen.

Ich. Ei, das leidet keinen Zweifel!

Er. Nun, wie weit würde denn dieser kommen?

Ich. Bis zu einem uns noch unbekannten Grade der Vollkommenheit. Was uns weitläufige Zusammenstellungen, tiefe Überlegungen kostet, würde so einer in einem Augenblicke vergleichen und durchschauen. Was uns schwierige Arbeit ist, wäre ihm ein leichtes, angenehmes Spiel. — Nur die Grenzen der Menschheit würden ihm Schranken setzen.

Er. Glauben Sie denn aber, daß ein Mensch so weit ausgebildet werden könne?

Ich. Ob ich das glaube? — Ich müßte ja keinen weisen und gütigen Gott annehmen, wenn ich es nicht glaubte. Ich glaube es nicht bloß, sondern ich bin gewiß, ja selbst fest davon überzeugt.

Er. So? — Nun, ich glaube es nicht, denn — es würde viel Unglück hervordringen.

Ich. Viel Unglück? — Was denn für Unglück?

Er. Viel, sehr viel! In der obern und in der untern Klasse der Menschheit.

Ich. Sie machen mich äußerst neugierig, denn ich kann das alles nicht finden.

Er. Das wundert mich sehr! Es liegt doch so nahe!

Ich. So, bitte ich herzlich, theilen Sie es mir mit.

Er. Recht gern! Sie nehmen an, daß es Menschen geben könne, die den Engeln nahe stehen; die allenthalben die Wahrheit ohne Vorurtheile erkennen; die überall nur fragen: was ist recht, wahr, schön, gut, vernünftig, billig, Pflicht u. s. w. und die endlich das, was wir schwere Geschäfte nennen, wie Kinderspiel leicht abthun, und doch bei weitem besser machen als wir andre. Nicht wahr, das halten Sie für möglich? —

Ich. Für sehr möglich! Ja ich hoffe sogar, daß es solcher Menschen nach hunderte Jahren viele geben werde, wenn anders die allgemeine Bildung und besonders die Erziehung glücklich vorwärts schreiten.

Er. So bedaure ich die arme Menschheit, denn sie wird abermals eine Revolution erdulden müssen.

Ich. Wie so?

Er. Ganz natürlich! — Es werden Menschen auftreten (ich gehe in Ihre Ideen ein) die sehr viel höher stehen, als alle ihre Umgebungen . . .

Ich. Ich muß Sie unterbrechen. So sehr viel nicht! Nicht mehr, als jetzt unsere vorzüglich gebildeten den übrigen voranstehen. Vergessen Sie ja nicht, daß ich die Bedingung hinzugefügt habe: wenn anders die allgemeine Bildung und besonders die Erziehung glücklich vorwärts schreiten. Ist dies der Fall, so bleibt das Ganze in seinem bisherigen Gleichgewichte. Der vorzüglich ausgebildete dann wird freilich höher stehen, als der vorzüglich ausgebildete jetzt; aber das ganze menschliche Geschlecht seiner Zeit steht mit ihm höher, wird also eben so nahe an ihn anreichen, als unser jetziges Geschlecht an den Gebildetsten unserer Zeit reicht.

Er. Das mildert meinen Einwand freilich einigermaßen; aber es hebt ihn nicht auf. Immer wird ein solcher doch auffallend höher stehen, folglich, die Menschheit zu sich emporziehen wollen. Mit andern Worten: er wird Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, Güte, Vernünftigkeit, Billigkeit, Pflicht allgemein einführen wollen, und — wenn man ihm entgegen arbeitet, entweder eine Revolution entzünden, oder — ins Tollhaus gebracht werden.

Ich. Beides wird nur in demselben Maße der Fall sein können, als er es jetzt ist, und gewesen ist, so lange die Erde steht. Außerordentliche Menschen haben oft schon die moralische Welt erschüttert. So lange wir aber eine Vorsehung glauben, müssen wir annehmen, daß sie es zum Besten der Menschheit zuließ. Und dann vergessen Sie ja nicht, daß ich gesagt habe: Alle Kräfte eines vorzüglich erzogenen Menschen müssen gleichmäßig ausgebildet werden. Geschieht dies, so wird sein Herz an Güte, an Nachgiebigkeit, an Sanftmuth und Geduld gewiß nicht arm sein, und in die

sem Falle werden Liebe und Mitleiden für seinen Nebenmenschen seinem Wollen und Handeln die rauhen Ecken und scharfen Spitzen nehmen.

Er. Wenn das nun aber nicht wäre!

Ich. Sie gehen erstlich aus unserer Annahme heraus, daß bei einer vorzüglichen Erziehung alle Kräfte gleichmäßig gebildet werden sollen. Folglich trifft mich Ihr Einwand nicht. Ich kann ihn aber gelten lassen und komme doch nicht in Verlegenheit.

Er. So? —

Ich. Ja, So! — Nicht wahr, ein scharfes Messer kann eben so gut zum Nutzen als zum Schaden, zum Essen als zum Tödten gebraucht werden? Soll ich des möglichen Mißbrauchs wegen, den Künstler weniger achten und ehren, der es versfertigt?

Er. Das nun wohl nicht.

Ich. Mein Sohn hat auf großen Fuß reifen, vor, bei und nach erschöpfenden Anstrengungen, Wein trinken dürfen. Ich habe ihn selbst dazu ermuntert, ungeachtet er gewöhnlich nicht Wein trank. Sehen wir den unseligen Fall, daß er ein Trinker wäre

de, und Körper und Geist dadurch schwächte. Wäre ich Schuld daran, weil ich ihm Wein als Arznei gegeben habe?

Er. Nichts weniger!

Ich. Die Schreibkunst, die Buchdruckerei, das Schießpulver, die Entdeckung von Amerika u. s. w. das alles sind Erfindungen, die neben dem vielen Guten, das sie bewirkten, auch sehr viel Böses veranlaßten. Soll man sie deshalb hassen, oder geringschätzen?

Er. Nein, Nein!

Ich. Sollen wir es etwa machen, wie die Väter und Mütter vor dreißig bis vierzig Jahren, die ihre Töchter absichtlich nicht schreiben lernen ließen, damit sie keine Liebesbriefe schreiben könnten, und sie dadurch in die Nähe niedriger Gauner, Gelegenheitsmacher und Kuppler trieben?

Er. Behüte der Himmel!

Ich. Nun dann! so thun wir das Beste, redlich und mit aller Kraft! Und vertrauen dabei auf Gott, der die bösen Folgen verhindern, oder — zu herrlichen Endzwecken leiten wird. Sollen wir keine Washingtons und Franklins wünschen, weil

„Sie die Revolution vollendeten, die Nordamerika auf eine so hohe Stufe zum Throne der veredelten Menschheit gehoben hat, und noch mehr heben wird? „Wäre die „Herrscherin England der bis dahin „unterworfenen Tochter freundlich „entgegen gekommen, so hätte keine „Revolution statt gefunden, und das „von der Gottheit beabsichtigte Glück „wäre doch erreicht worden.“ In diesen Worten liegt alles, was ich zu sagen brauche; liegt mehr, als Sie vielleicht meinen.

Er. O, ich verstehe Sie, und Sie haben vollkommen Recht. Gebe nur der Himmel, daß diese und ähnliche Erfahrungen ganz den Nutzen schaffen, den Sie schaffen könnten und sollten!

Ich. Ich hoffe es. Denn die Menschheit schreitet unaufhaltsam vorwärts, und, Gottlob! zum Besseren. Ich kann nun vierzig Jahre lang denken, und grade in diesen vierzig Jahren ist, wie Sie wissen, eine Menschengeschichte von vierhundert Jahren wenigstens, an uns vorübergegangen. Ich habe ungeheure Umwälzungen erlebt; ich

selbst habe mehr als einmal schrecklich dabei gelitten; aber dennoch behaupte ich, daß unsre jetzige Zeit der ehemaligen bei weitem vorzuziehen ist. Als bejahrter Mann könnte ich leicht Vorurtheile für die früheren Jahre hegen; als erfahrener Mann kenne ich die tausendfältigen Uebel, die über den Erdkreis hingeschritten sind: aber dennoch segne ich dankbar das Geschick, das mich bis jetzt leben ließ; denn Wahrheit und Vernunft haben sich mächtig empor gekämpft. Die Rechte der Menschheit werden anerkannt, selbst wo es mit Ingeimm geschieht. Die Klassen, die einst — gesekmäßig! — wie Heerden behandelt, ja nach Willkür zertreten wurden, stehen jetzt als Menschen da; denn die Gesellschaft forderte und erlangte ihre Beachtung.

Er. Wahr! Wahr und gut! Aber eben dieser Gang unseres Gesprächs erinnert mich an einen andern Einwand. Lassen Sie uns doch sehen, ob Sie auch den zu heben vermögen?

Ich. Gern! Nur erlauben Sie mir, Sie zuvor zu fragen: durch wen sind jene herrlichen Wirkungen, — denn auch Sie ers

kennen sie als solche an, — hervorgebracht?
Durch die Besseren oder Schlechtern?

Er. Was wollen Sie damit sagen?

Ich. Was ich damit sagen will, gehört noch nicht hierher. Zunächst nur, was ich sagen will. Ich frage Sie also noch einmal: Sind diese anerkannt trefflichen Wirkungen durch Menschen hervorgebracht, welche vorzüglich gut, oder welche schlecht erzogen wurden? Wohlverstanden, ich rechne alles mit zur Erziehung, was Zeit, Ort, Verhältnisse, Umgang, Begebenheiten und Schicksale gethan, und zur Aus- bildung gewirkt haben.

Er. Jetzt verstehe ich Sie. Nun ja! durch die Gebildeten, denn so thöricht bin ich nicht, daß ich die Unmenschen der französischen Gräueltathen anführen wollte.

Ich. Das können Sie auch nicht, in sofern Sie Wahrheit, Recht und Billigkeit im Auge behalten wollten. Hochmuth, Eigensinn und Schwäche der Gegenpartei haben diese Schensale hervorgebracht und groß gesflugt. Sobald sie zu Kraft gekommen waren, schlugen sie zuerst nach den
Bel:

Weiseren und Besseren, weil diese ihnen stets bei ihrer Grausamkeit und Unvernunft entgegenstanden. Vergessen Sie es nie, daß, wo man von einem Drachen erzählt, allemal ein Sumpf und eine Felsenhöhle als Erzeuger und Aufenthaltsort genannt werden. Vertilgen Sie beide früher, so entsteht der böse Drache gar nicht! Vertilgen Sie sie später, so verschwindet er schnell, und das Böse, das er — weil man nicht vernünftig verfuhr — gethan hat, hört wenigstens nun auf.

Er. Ich begreife! — Auch haben Sie Recht! — Jetzt also mein Einwand. Ich wünsche, daß Sie ihn widerlegen können; aber — mir scheint er wichtiger, als der erste.

Ich. Vor einer Viertelstunde hätten Sie das vielleicht nicht gesagt. Lassen Sie ihn indes doch hören!

Er. Gern! — Sie versichern, es könne und werde mit der Zeit dahin kommen, daß einzelne Menschen sich in ihrer Ausbildung bis nahe zu den höheren Wesen emporheben; ja daß selbst das ganze Menschengeschlecht, wenigstens ganze Erdröhle, oder doch ganze

Nationen zu merklich höherer Bildung gelangten.

Ich. Richtig, das hoffe ich, als Mensch! Das glaube ich, als erfahrener Mann! Davon bin ich überzeugt, weil ich ein vernünftiges Wesen bin, und einen allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott glaube.

Er. Gut! — Ich leugne es nicht, es ist ein schöner, ein herzerhebender Gedanke. Aber was soll dann aus unsern Arbeitsbienen werden? — Und — wo wollen wir am Ende die Arbeitsbienen hernehmen?

Ich. Wie verstehen Sie das?

Er. Sie haben Recht, ich fehlte darin, daß ich Ihnen zwei ganz verschiedene Fragen zu gleicher Zeit vorlegte. Zuerst also: Wo wollen wir dann Arbeitsbienen hernehmen? — Denn unsre jetzigen Arbeitsbienen, (der niedrige Theil des Volks) werden so hoch in der Ausbildung emporgehen, daß sie nicht mehr werden arbeiten wollen.

Ich. Sie irren, Freund! Bei allseitiger Aufklärung kann das nie der Fall sein, und von der einseitigen, — die man jetzt

gewöhnlich Aufklärung nennt, — ist hier nicht die Rede; denn — alle Anlagen des Menschen sollen ja gleichmäßig ausgebildet werden; folglich auch, und ganz insbesondere, die Anlagen seines Herzens, seines Gemüths, seines guten Willens, seines sittlichen, seines religiösen Sinnes. Tugend und Gottesfurcht müssen, so wie Liebe zu den Menschen, zur Pflicht und zu Gott, das Allerhöchste bei einem trefflich Erzogenen sein. Er wird also seinen Beruf achten, seine Pflichten lieben, und die Arbeiten seines Standes gern und willig thun, um dem Höheren zu gefallen.

Er. Lieber Freund! — Das glaube ich Ihnen nicht! — Wie? ein sehr gebildeter Mensch sollte graben, pflügen, eggen, mähen, dreschen u. s. w. wollen? — Nimmermehr!

Ich. Sie irren. Es hat sogar Hirten gegeben, die bei höchst spärlichem Einkommen ihre noch weit niedrigeren Geschäfte treu und redlich, ja mit inniger Liebe dafür, erfüllten, ungeachtet sie an wahrer Ausbildung

höher standen, als mancher General, mancher Minister und mancher Fürst.

Er. Einen solchen Helden wünschte ich doch zu kennen.

Ich. Das können Sie leicht. Lesen Sie David Klaus, den Kuhhirten in Halberstadt, dessen Leben der Konsistorialrath Streithorst beschrieben hat.

Ein Bauer der Art war Kleinjogg, und ähnliche Tagelöhner (ein öffentlich bekannt gewordener heißt: Maus, wenn ich nicht irre) oder Handwerker habe ich selbst gekannt, die sich weit über ihren Stand erheben, ihn aber doch innig liebten, und ihre Pflicht mit Freuden erfüllten. Auch muß es so sein, wenn die Bildung rechter Art ist. Ein Schulmann und ein Landprediger sind doch gewiß, wenn sie ihre Pflicht redlich erfüllen wollen, geplagte Menschen. Sie haben viele, kleinliche, mechanische, folglich sehr unangenehme Geschäfte. Der Landprediger hat sogar Pflichten, welche seine Gesundheit, ja sein Leben in Gefahr setzen. Und doch habe ich in beiden Ständen Männer gekannt, die, bei den Kenntnissen eines

Konsistorialraths und Professors, ~~das~~ mit Mangel und Noth kämpfen mußten, und nichts desto weniger um Gottes willen, versehen Sie mich wohl, mein Freund! um des Gottes willen, der in ihrer Brust, so wie in dem endlosen Weltall waltete, alles und mit Freude thaten, was sie wußten und konnten, damit sie dieses kleine Winckelchen im großen Garten der Gottheit möglichst gut anbauen, eingedenk des hohen Versprechens: Du bist über Wenig getreu gewesen, dafür will ich dich nun über Viel sehen.

Bei wahrer Aufklärung hat es also nicht Noth. Die Arbeitsbienen werden, nach wie vor, am Umherfliegen in Gottes freier Luft, am Aufsuchen der ihnen nützlichen Blumen, und am ämßigen Sammeln des Honigsaftes, so wie des Wachsaubes, ihre angenehme Beschäftigung finden. Sie werden ihre Freude und ihren Stolz nach wie vor darin suchen, wer von ihnen am meisten für sich selbst und für das allgemeine Wohl thue! — Tritt dieser Fall nicht ein, so sind unsere Aufklärer, und deren Obere, selbst schuld daran.

Wägen aber auch einige unter ihnen sich in eine höhere Klasse emporzuschwingen, vom Hirtenstabe zur Feder, vom Pfluge zum Pinsel oder Grabstichel greifen! Was schadet das?

Er. Gerade da erwartete ich Sie. Ich sage also: es schadet sehr viel! Denn wir werden bald keine größeren Arbeiter mehr haben. Es wird an Händen fehlen, die uns die ersten Bedürfnisse des Lebens schaffen und zubereiten sollen. Wir werden also hungern, dursten und frieren müssen, weil die niedrigste Klasse zu ausgebildet, zu fein, zu zärtlich und zu veredelt geworden ist, um dort unten zwischen den Erdschollen bleiben und umher wühlen zu wollen.

Ich. Sein Sie ruhig, lieber Freund! Es wird der Arbeitsbienen, die es bleiben wollen, immer noch genug geben; dafür bürgt mir die gewiß bis zum Ende der Welt fortdauernde Verschiedenheit der natürlichen Anlagen; dafür bürgt mir die Uebrechlichkeit des menschlichen Geschlechts, dessen angeborener Hang zur Trägheit, seine Neigung zu dem, was leichter zu erlernen ist, und — uns

fre allgemeine Liebe, uns im Freien thätig zu bewegen. Jagd und Fischelei, so niedrig sie als Handthierung stehen, werden ja selbst von den Höchsten der Erde mit Vergnügen, oft mit wahrer Leidenschaft, betrieben. Ich bin also auch im Betreff des Holzhauens, des Grabens, (zwei vernünftige Beschäftigungen vieler Gelehrten, um sich vor Hypochondrie zu sichern) des Pflügens, Mähens und Dreschens nicht bange. Es werden sich immer Menschen finden, die es gern übernehmen. Eher fürchte ich mich, daß wir bei höherer Veredelung der unbeschäftigten Arme zu viel bekommen werden.

Er. Sind Sie wunderlich? Ich dachte, aus dem bisher gesagten ginge das doch nicht hervor?

Ich. Direkt nicht! indirekt aber doch! Wir wissen ja alle, daß es jetzt schon Gegenden giebt, wo der unbeschäftigten Arme viel zu viele sind, weil die höhere Ausbildung das Feuer, das Wasser und die Luft zwang, ihre Anstrengungen zu übernehmen.

Er. Ach, Sie meinen England?

J. h. Nun, ja! und hundert andre Gegenden und Oerter zugleich mit. Noch gestern besah ich eine Fabrik, in welcher eine kleine Dampfmaschine die Arbeit von drei bis vierhundert Personen verrichtet, und — besser verrichtet, als sie es könnten. Man hat aber in demselben Hause schon eine zweite gebaut, die mehr als tausend Personen unndthig machen wird. Wer weiß denn, ob wir nach hundert und funfzig Jahren nicht durch Maschinen graben, harken, pflügen, eggen, mähen, binden, einfahren u. s. w. lassen werden! — so wie es schon jetzt mit dem Rudern, und ~~vom~~ Pflastern wirklich der Fall sein soll.

Er. Sie geben mir die Waffen in die Hände. Denn ich frage Sie sonach mit Recht: Wie wollen wir dann diese überflüssigen Hände beschäftigen? Ihrer werden Viele werden, weil ihrer jetzt schon da und dort mehr als genug sind, und die menschliche Ausbildung doch noch merklich steigen, und die Vermehrung des Menschengeschlechts alljährlich zunehmen soll. Die Schulblättern erhalten ja allein Millionen, welche sonst starben.

Ich. Lieber Freund! Das ist Gottes Sache. Hat er uns die Kraft und den Willen gegeben, uns im Reiche der Geister höher zu schwingen, so ist es unsre Pflicht, dies zu thun. Seine Sache ist es dann, dafür zu sorgen, daß das Ganze nicht aus dem Gleichgewichte komme. Und — das wird er sicher thun! — Vor hundert Jahren würde man es für unmöglich gehalten haben, unter Umständen, wie wir sie erlebt haben, froh zu sein. So ängstigen wir uns also sicher unnüßer Weise über das, was nach andern hundert Jahren statt finden wird. Aber — unverständlich — ja, im strengsten Sinne des Wortes: gottlos! oder vielmehr gottesvergessen würden wir handeln, wenn wir das Bessere deshalb verwerfen, oder doch nicht befördern wollten, weil unsrer Kurzsichtigkeit sich nach — hundert Jahren Schwierigkeiten aufzuwärmen scheinen. O mein Freund! es ist noch lange hin, bis unser europäischer Acker sämmtlich umgegraben, bepflanzt und gejäet wird. Es ist noch sehr lange hin, bis Asien, Afrika, Amerika und Südindien

.

keine unbebaute Paradiese mehr in sich fassen. Jetzt wollen die Menschen, aus Trägheit, Vorurtheil und thörichter Liebe zu dem Winkel, in welchem sie geboren wurden, nicht dahin wandern. Die Gottheit wird sie durch die zu hoffende höhere Ausbildung zwingen, sich auch nach jenen Gegenden zu wenden; und so wird, eben durch Hülfe der allgemeinen Veredelung, die ganze Erde ein großer Garten Gottes werden, in welchem man allenthalben die sichtbaren Spuren menschlicher Arbeit, sei es der Hände, oder des Kopfes, mit Freuden bemerkt.

Eine Menge ehemaliger Bewohner Frankreichs ist jetzt nach Amerika gegangen. Das Schicksal trieb sie dahin! sage ich mit Ueberzeugung: nicht das Ungefähr that es. Wer weiß, welche wichtige Folgen nach einigen hundert Jahren aus dieser Auswanderung entstehen werden! Hat doch Nischen in kurzer Zeit sehr viel Gutes — am schwarzen Meere — für Rußland und für die Menschheit, gewirkt! — Die Hungersnoth vor zwei Jahren trieb eine Menge

Schweizer *) nach Rußland und nach Amerika. Desto besser! denn dort werden sie bequemer leben, als in ihrem Vaterlande, und großen Nutzen stiften.

Er. Wenn nun aber die Erde ganz voll Menschen sein wird, und das muß sie doch einst werden! Wie dann? —

Ich. Lieber Freund! das ist eins von den Geheimnissen oder Rathseln (wie Sie wollen), welche die Gottheit sich vorbehalten hat, so gut wie die Erhaltung beider Geschlechter im gleichmäßigen Verhältnisse. Bei unserm jetzigen Maße der

*) Ich selbst habe zur Zeit der Hungersnoth die ersten Männer von Zürich und Bern auf die Nothwendigkeit und den Nutzen aufmerksam gemacht, (nach Art der Tyrier, Kartbager, Griechen und Römer) Kolonien anzulegen; aber, durch Hülfe von Verhandlungen, welche der ganze Staat der Auswandernden mit dem Staate, in welchen sie ziehen wollen, übernimmt. Der große Schade, daß dieses bisher nicht geschehen war, lag so sehr am Tage, daß man mir ihn augenblicklich einräumte.

Bildung wenigstens halte ich es nicht bloß für thöricht, sondern sogar für vermessend, darüber urtheilen zu wollen. Das ist Seine Sache! —

Neunter Abschnitt.

Ob ich die Absicht hatte, meinen Sohn zum frühen Gelehrten zu bilden?

Nicht einmal zum Gelehrten, viel weniger zum frühen Gelehrten wollte ich ihn bilden. Dieser Satz ist vollkommen wahr; ich wundere mich aber nicht, wenn er den meisten Lesern sonderbar, wenn er ihnen sogar undenkbar scheint.

Ich will also zuvor sagen, was ich aus ihm machen wollte; dann wird sich von selbst ergeben, was er nach meinen Wünschen nicht werden sollte.

Ich wollte ihn zum Menschen, im edelsten Sinne des Wortes, bilden. So weit ich in meinen Verhältnissen es vermochte, und durch meine Kenntnisse und Erfahrungen unterstützt wurde, sollte er zuerst ein vollkom-

men gesunder, kräftiger, thätiger und heiterer Jüngling werden; und das ist mir — bekanntlich! — geglückt.

Er sollte mit dieser unschätzbaren Ausstattung in's männliche Leben eintreten, und dadurch — wenn er sich fernerhin selbst vor Störungen seiner Gesundheit hütet — ein gesunder, bedürfnisloser, seinen Nebenmenschen nühender, folglich froher, selbst glücklicher und Andre beglückender Mensch werden.

Die Kräfte seines Körpers sollte er möglichst und gleichmäßig ausbilden. Eben so sehr und allgemein aber auch die Kräfte seines Geistes. Es wäre mir höchst unangenehm gewesen, vorherrschend einen großen Lateiner, oder Griechen, oder Mathematiker u. s. w. aus ihm werden zu sehen. Deshalb griff ich sogleich ein, wenn ich meinte, daß diese oder jene Sprache oder Wissenschaft ihn — früh schon! — mehr als die übrigen an sich ziehen möchte.

Grade so machte ich es mit der Stärkung und Verfeinerung seiner Sinne. Alle

wurden mit Sorgfalt geübt, und möglich gleichmäßig weiter gefördert.

Mit den Uebungen jener Seelenkräfte, die, leider! nur selten gehörig in Verrichtung zu kommen pflegen, als Willkür, Einbildungskraft, zartes Gefühl u. s. w. verfuhr ich, unterstützt von meiner Gattinn, grade ebenso. Daß wir Eltern beide aber auf die Bildung des jungen Herzens das Hauptgewicht legten, und daß wir gemeinschaftlich, vom Arme der Mutter an, dahin arbeiteten, daß die Neigungen und Abneigungen desselben alle nach den Gesetzen der äußeren und inneren Sittlichkeit, besonders aber nach den Gesetzen der reinsten Frömmigkeit geregelt, manche folglich zurückgedrängt und andere lebhaft und anhaltend gefördert wurden, versteht sich für jeden Vernünftigen, der das bisher Gesagte reiflich erwogen hat, von selbst.

Man sieht, das Bild, welches mir im Geiste vor Augen schwebte, paßte vor zwanzig Jahren auf den gewöhnlichen Gelehrten von Profession ganz und gar nicht.

Jetzt paßt es freilich etwas besser. Auch steht zu hoffen, daß es nach andern zwanzig bis fünfzig Jahren noch besser passen werde.

Wenigstens Stubengelehrte jener Zeit, in welcher ich meiner künftigen Kinder Bildung im Auge hatte, — ich rede von der Regel! Treffliche Ausnahmen, die ich kenne und verehere, gehen mich hier nichts an! — waren meistens kränklich, schwächlich, für das Leben mehr todt als lebendig und in der Gesellschaft schüchtern und unbeholfen. Ihr äußerer Gesichtssinn reichte selten über die nächsten Bücher hinaus, und ihr innerer nicht viel weiter als ihre Brodwissenschaft. Daher die spärliche und trockene Unterhaltung mit jedem, der nicht von ihrer Kunst war. Daher die kurzsichtigen Urtheile über Gegenstände des Thuns und Treibens im gewöhnlichen Leben, wodurch sie sich bei Menschen von Welt und seiner Bildung so verächtlich und lächerlich machten, daß es bei diesen zum Sprichwort geworden war: „er ist pedantisch und unbeholfen wie ein Gelehrter!“ oder: „man merkt ihm den Gelehrten schon auf zehn Schritte an.“ Welche

zahllose Menge von lächerlichen Vorfällen sind deshalb allbekannt! — Es wäre leicht, ein Buch damit zu füllen *).

Ein Jüngling, der in Gesellschaft für einen wichtigen Kopf galt, oder dessen zartes und seines Gefühl sich auszeichnete, und deshalb die gemeinen, ewig wiederkehrenden, auswendig gelernten, meistens sogar

*) Von Tausenden, die mir zu Gebote ständen, nur eine. Der berühmte Geh. Rath und Professor J. B. — r in G. hört viel von Wielands Dveron. Bald nachher meldet sich ein Student aus Weimar bei ihm zum Collegio. „Weimar!“ sagt er mit Nachdruck. „Ja, das nicht der Ort, wo der berühmte Wielandus lebt, der den Tractatum de Obelione geschrieben hat?“

Als er einst bei der Vorstellung des Hamlets gegenwärtig, (und vielleicht zum erstenmale in einem Schauspielhause) war, sagte er am Ende des zweiten Actes zu seinem Nachbar: „Mich will bekümmen, der Mann mit dem schwarzen und weißen Strumpfe sei eben der Prinz Hamletius, über welchen alle dissertiren. Ist meine Conjectur richtig?“

gar abgelesenen Rathederspäßchen verachtete; dessen veredelte Einbildungskraft sich beim Sprechen oder Schreiben durch gewählte, rein deutsche und feine Wendungen zu erkennen gab; war jenen Zunftmännern schon darum verdächtig. Oft genug habe ich das Urtheil von ihnen aussprechen gehört: „Ach der N — kann unmöglich etwas gelernt haben, er macht Verse, und glänzt in allen Gesellschaften.“

Weitschweifige und trockne Abhandlungen mit langen und verwickelten Perioden, erwarben dagegen — besonders wenn der Verfasser sich häufig auf die alten Klassiker bezog, — das Lob: „Aus dem wird einmal was rechtes werden. Er hat sich ganz nach den Alten gebildet!“

Die guten Alten! Wie höhnisch würden sie lachen, wenn sie hörten, daß man eine solche Stubenfliege, einen solchen Däsewurm mit ihnen vergleiche; mit ihnen, deren Leben vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel, in beständiger Thätigkeit des Lebens, in fortwährendem Handeln, und in stetem Gespräche über die großen Ge-

schäfte des Vaterlandes oder doch der Vaterstadt, auf dem Markte oder an den Stadthoren, verfloß!

Wohl zu bemerken, daß sie alle bei dem Steigen und Sinken des Vaterlandes wesentlich interessirt waren, statt daß jene gelehrten Handwerker oft nicht viel mehr davon wußten, als daß es existire.

Sollte man es glauben, daß einer der größten unter ihnen seinen Schülern oft sagte: Griechisch und allenfalls Lateinisch sei das einzige, was ein vernünftiger Mensch studiren müsse. Die sogenannten Wissenschaften (Alterthumswissenschaften abgerechnet,) und die neuern Sprachen seien Kinderpöffen, die man am Kaffee- oder Theerische mit aller Bequemlichkeit erlernen könne?

In Betreff des Herzens habe ich ja wohl nur nöthig, an die allbekannten, ja klassisch gewordenen Ausdrücke: Gelehrtenneid, Gelehrtenhohn und Universitätsabalen zu erinnern; damit man mir glaube, daß ich meinen Sohn nicht zum Gelehrten von Profession bilden wollte.

Ich selbst konnte und sollte nach den Wünschen meiner Ehrender Universität gelehrt werden: aber mein stets von mir verehrter Freund, der erfahrene und biedere Weltumsegler, Reinhold Forster, drängte mich, es abzuschlagen. „Sie kennen,“ sagte er in seiner starken Sprache, „die Teufeleien, die „auf den Universitäten mehr als irgendwo „zu Hause sind, lange nicht genug. Aber ver- „lassen Sie sich auf einen alten Mann, der „die Welt und das Universitätsleben „genau kennt. Es ist entsetzlich arg da- mit.“

Ein noch lebender Professor, der absicht- lich jetzt auf einer kleineren Universität wohnt, als damals, sagte zu mir, weil er aus dem Briefe seines Freundes sah, wozu ich bestimmt war:

„Ach, werden Sie nur ja nicht Uni- versitätslehrer! Neid und Bosheit „sind daselbst an der Tagesordnung. Meines „Schwiegervaters wegen muß man mich et- „wasmäßig schonen, aber dennoch bin ich „des Lebens satt und müde. Es wäre wahr-

„Ich Schade um ihre jugendliche Heiterkeit
„und um Ihren offenen Sinn.“

Ein allgemein verehrter Minister wiederholte noch im Jahre 1818 mir, was er früher meinem Sohne in Betreff der Universitätslehrer mitgetheilt hatte. „Ich habe,“ sagte er früher meinem Sohne, und nachher mir, „mit drei bis vierhundert Bauern in
„der Schenke zu thun gehabt, um sie zu
„überzeugen, oder zu vereinigen. Eben so
„mit mehreren hundert Bürgern auf dem
„Rathhause. Ich habe Herrschaften und Unterthanen, die sich förmlich unter einander
„verbissen hatten, auseinander setzen müssen: Ich hatte mit Landständen, mit ganzen Kollegien und mit Gesandten fremder
„Mächte zu schaffen; ja sogar mit Feinden
„und mit recht bösslichen Freunden, die
„mehr als Feinde waren; und alles ging
„wenigstens nicht schlimm! Schwieriger
„war es schon, als ich einige große Schulen
„revidiren mußte. Aber weit aus am aller
„schlimmsten ging es mir in meinen Geschäften mit Universitätsgelehrten.
„Den Verdruss und die Kränkungen, die

„Ich, trotz meinem besten Willen und
„redlichsten Wirken zu ihrem Besten,
„von diesen erlitt, werde ich nie vergessen.“)

Das alles war mir, der ich fast sieben
undzwanzig Jahre lang in und dicht bei meh-
reren, und zwar grade den berühmtesten Uni-
versitäten in Deutschland gelebt habe, genau
bekannt. Wie hätte ich ihn also zum Pro-
fessor bestimmen können! — Nicht einmal
Gelehrter sollte er werden, sondern ein
ausgezeichnet geschickter, vielseitig ausgebilde-
ter Jüngling, und dann — was er selbst

*) Sollte man nicht glauben, der verstorbene
Kanzler der Universität Halle, der Obd Rath
von Hofmann hätte die Worte zu mir ge-
sprochen? Und doch war er es nicht! — Lei-
der hat er aber ganz eben so schlimme
Erfahrungen gemacht, ungeachtet er ein
sehr großer Wohltbäter der Universi-
tät war. Verständige und der Sache kun-
dige Männer versichern, daß er die jährlichen
Einkünfte der Universität fast um das Dop-
pelte vermehrt und höchst zweckmäßig für
die Anwendung dieses Geldes gesorgt habe.
Aber — was hilft d. s. alles! — Er konnte
weder griechisch noch lateinisch sprechen.

wolle, Künstler oder Staatsmann; aber am liebsten — Kaufmann.

Ein Kaufmann? höre ich neugierig fragen. Ein Kaufmann? fragte ganz Leipzig im Jahre 1808 und 1809, als man dort sich so edelmüthig seiner annahm. „Nein!“ sagten mehrere desselben Standes, „ein Kaufmann, dasf er nicht werden, dazu ist er zu gut! (Sie wädhnten das, nicht ich!) „Auf das Komptoir nehmen wir ihn nicht, aber studiren lassen wir ihn gern.“

So wurde ich denn gewissermaßen gezwungen, einen Gelehrten aus ihm zu machen. Doch will ich meine Ideen, auf welche Art er Kaufmann werden sollte, hieher setzen, weil sie vielleicht noch irgend Jemandem nützlich werden können.

Mein Sohn, der, wie man weiter unten sehen wird, damals, d. h. in seinem neunten Jahre, schon allgemein für völlig reif zur Universität erklärt wurde, sollte nach meiner Absicht sich immer noch fester in den neuern Sprachen und im Rechnen setzen, eine schöne Hand schreiben lernen, und auf der Universität alle diejenigen Wissenschaften studiren,

ble eine allgemeine Vorbereitung und Bildung geben. Erdbeschreibung mit Statistik vereinigt, so praktisch als möglich! Naturgeschichte in allen ihren Zweigen, mit Mathematik, Physik und Chemie verbunden; Geschichte, Philosophie und Politik. Fast alles dies hat er jetzt bis zu seinem vierzehnten Jahre, (in welchem er Doctor Philoso-^{phie} wurde) gründlich studiren können. Er würde es also auch dann gekennt, und wenn ich ihm ein Jahr mehr (das fünfzehnte dazu), verwilligt hätte, so würde er noch Zeichnen, Musik und eine Menge praktischer Kenntnisse, (auf den Ferientreisen gesammelt) damit verbunden haben.

Fünfzehn Jahr alt, hätte ich ihn an einem bedeutenden Orte, am besten in einem Seehafen, ein Jahr lang in eine Materialhandlung gebracht, um Waarenkenntniß gründlich, d. h. auch praktisch, zu erlernen.

Nun erst auf ein Comptoir.

Die verschiedenen, ihm von mir vorgeschriebenen Stufenfolgen wären gewesen: Hamburg, Amsterdam, London. Dann

nach seinem eigenen Dafürhalten, wohin er auf der ganzen Erde sich wenden wollte.

Die Wahl des Landes wäre ihm minder schwer geworden, als vielen Andern, weil er fast alle europäischen Sprachen mit Leichtigkeit gesprochen, und in denselben geschrieben haben würde.

Noch vor seinem zwanzigsten Jahre mußte er auf diese Weise ein Mann werden, der allenthalben und in seinem Fache zu allem tüchtig war, den jeder tiefer blickende Kaufmann an sich zu ziehen wünschte, und mit dem man gern in Geschäfte trat. Denn, daß dabei auch seine äußere und innere Sittlichkeit auf Religiosität gegründet, und im höchsten Grade ausgebildet worden wäre, setze ich, als sich von selbst verstehend, voraus.

„Aber — das Geld! sagt man; das Geld! — Denn ein Kaufmann muß viel Geld haben, wenn er etwas Großes ansagen will.“

Ich antworte: Daran gedacht habe ich in der That! Hier sind die Resultate meiner Ueberlegungen.

Wer nicht viel Geld hat, muß klein anfangen! Dies thaten schon Viele, und stiegen doch zu etwas Großem empor, durch Kopf, Kenntnisse, Thätigkeit, Redlichkeit und — Gottes Segen! —

Wenn mein Sohn indeß zehn Jahre mit Auszeichnung diente, so konnte er sich dabei schon das Nothwendigste zum Anfange sammeln, und war doch erst sechs und zwanzig Jahre alt.

Ein junger Mann der Art wäre gewiß gern zum Associé aufgenommen, oder ein Zweiter hätte das nöthige Geld gegen seinen Kopf, Kenntnisse, u. s. w. in die Wage gelegt.

Ferner stimmen alle erfahrene Kaufleute darin mit mir überein, daß ein Anfänger mit obigen Eigenschaften leicht Vertrauen (Credit) finde, und schwerlich zu Grunde gehen werde.

Aber, sagt man, wenn er nun wirklich Kaufmann, und ein reicher Kaufmann gewesen wäre; was hätte er dann groß genüßt?

O viel! sehr viel! wenn er anders ein edler, ein frommer Mensch blieb! —

Ein großer Kaufmann ist ein Fürst, dessen Unterthanen in mehreren Erdtheilen wohnen. Von seinem Schreibtische aus kann er väterlich für sie alle sorgen. Sein Wille wirkt in derselben Stunde nach Ost- und Westindien, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und nach Californien hin. Auf ihn hofft man im Innern der schlesischen Seitenthäler, wie in den großen Fabrikstädten Englands. Gebirge, ebnes Land, Ströme und Meere sind voll von seinen Untergebenen. Er kann ihnen Ueberflaß verleihen, wenn sie für sich und die Andern zu zagen anfangen. Durch seinen Kopf, Kenntnisse und Verbindungen ist er ihr Versorger, ihr Helfer, oft ihr Retter. Kurz er ist in der großen Haushaltung Gottes ein Herr der Erde, wie der Mensch im edelsten Sinne des Wortes, als Stellvertreter der Gottheit, es sein soll.

„Auf den Stapel schüttet die Erndten der Erde
der Kaufmann.

„Daß dem glühenden Strahl Afrikas Boden ge-
bleibt,

„Was Arabien lockt, was die äußerste Thule be-
reitet,

„Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthæa das
Horn.

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter
zu suchen

„Ocht er, doch an sein Schiff knüpset das Gute
sich an.

Schiller.

Und solch einen erhabenen Menschen hätte
ich nicht gern aus meinem Sohne bilden
sollen? O Gott, mit Freuden hätte ich es
gethan! —

In so fern er aber doch Gelehrter
werden mußte, so sollte er, nach meinem
Willen, wenigstens kein früher Gelehrter
werden. Ein früher Gelehrter, eine
Freibhauspflanze, ein sieches Kind,
eine Leiche als Knabe, das alles waren
mir, durch eigene Erfahrungen, durch meine
Lehrer, und durch große Vorbilder in der
Erziehungskunst so gelehrt, gleichbedeu-
tende Worte. Ich würde es für eine schwere
Versündigung an Gott und meinem Sohn

gehalten haben, wenn ich es mir erlaubt hätte, ihn frühreif bilden zu wollen.

Erst im siebenten Jahre sollte er anfangen, etwas regelmäßig zu lernen. In diesem Falle konnte er dann wahrlich im achten noch nicht als ein ungewöhnliches Wesen angestaunt werden.

Eine Erfahrung, die ich an ihm machte, als er vier Jahr alt war, trug nicht wenig dazu bei, meine Aengstlichkeit in dieser Hinsicht noch zu erhöhen. Ich war im Jahr 1804 vom Konsistorio zu Magdeburg beauftragt, das Pestalozzische Institut zu besuchen, und darüber zu berichten. Meine Auseinandersetzung der Methode, die bald nachher gedruckt wurde,^{*)} erhielt den Beifall des Konsistoriums so sehr, daß es den Bericht an das Oberkonsistorium, an das Oberschulkollegium, und an den Herrn Minister schickte. Alle dankten mir und belobten mich. Aber täglich fühlte

*) Bericht an Se. Königl. Majestät von Preussen über das Pestalozzische Institut zu Burgsdorf, (seht in Buchsee) von Karl Witten, Prediger in Eochau bei Halle. Leipzig in der Desschen Buchhandlung, 1805.

ich die Wahrheit dessen, was ich zu Pestalozzi selbst und zu seinen Freunden gesagt hatte, starker:

„Das Rechnen Eurer Kinder macht mich
„schwindeln, so hoch versteigt es sich! Aber
„die innere Natur der Zahlenverhält-
„nisse nützt wenig für das Leben, und das
„zu soll doch vernünftiger Weise das Kind
„hauptsächlich gebildet werden.“

Sie gaben mir nicht Unrecht, versicherten
aber; damit beschäftige sich eben Schmidt in
diesem Augenblicke, es werde folglich nicht
lange mehr dauern, bis das erscheine, was
ich wünsche.

Ich dachte inzwischen darüber nach, ob
es nicht möglich sei, das bürgerliche Rech-
nen so zu vereinfachen, daß selbst ein klei-
nes Kind es schnell begreifen, und sich aneig-
nen könne. Ich wählte meinen Sohn, der
damals gerade vier Jahre alt war, um die
Probe mit ihm anzustellen.

Da ich um dieselbe Zeit äußerst beschäf-
tigt war, um neben meinen Amtsgeschäften
für den Druck zu schreiben, so konnte (und
wollte) ich bloß vor dem Lichtanzünden eine
Viertelstunde mit ihm zu meiner Verwe-

gung und Zerstreuung im Zimmer auf, und abgehen, und ihn zugleich lehren.

Ich fing mit dem allereinfachsten Zusammenrechnen: 1. und 0., (oder: 1. und nichts) bringen zusammen nur 1 hervor, an, und ging: zu 1 und 1 bringen zusammen 2 hervor, oder wie man zu sagen pflegt, machen 2, fort, und gelangte in kurzer Zeit, zu meinem eigenen Erstaunen, dahin, daß das Kind schwere Exempel aus der *Regula de tri* mit Brüdern, sehr schnell und sicher aus dem Kopfe rechnete. Ich nahm Karl um dieselbe Zeit mit nach Magdeburg zu meinem Vetter und Freunde, dem Herrn Hofrath Jüngken. Mein Freund erstaunte so sehr über diese Kraft des Kindes, die er zuvor als undenkbar bestritten hatte, daß er einige von ihm sehr geachtete Schulmänner zu sich einlud. Diese mußten dann selbst Versuche und Prüfungen anstellen, und erstaunten gleichfalls im hohen Grade.

Damals also schon hätte ich Gelegenheit gehabt, mit ihm zu glänzen, wenn ich das gewollt hätte. Aber alles Glänzen mit ihm hatte ich, und ließ es bloß — voll

Angst für ihn! — geschehen, wann und wo! Ich es nicht ändern konnte; wie man weiter unten sehen wird.

Beim Fortsehen jener Uebungen bemerkte ich aber einst, als ich dem Kinde meine Hand auf den Kopf legte, und lobend sagte: „brav! „lieber Junge!“ daß seine Haare warm und feucht waren.

Ich erschrock, denn mir fielen die Worte ein, die man von äußerst fleißigen Knaben zu sagen pflegt: (freilich ohne das Eigenthliche dabei zu denken!) „Er lernt, daß ihm „der Kopf raucht!“

Gott! dachte ich, sollte das hier vielleicht Statt finden, und sollte dein armes Kind dadurch geschwächt werden können, wohl gar es schon sein? —

Ich unterbrach sogleich, unter einem passlichen Vorwande, die Rechenschaft für diesen Tag. Am andern Abend legte ich gleich beim Anfange meine Hand auf Karls Kopf, und fand ihn kühl und trocken, wie den meinsten. Nach zehn Minuten schon wurde er etwas warm, und nach einer guten Viertel Stunde schloß er förmlich.

Jetzt wußte ich, was ich wissen wollte, und von dem Augenblicke an wurde nie mehr gerechnet, bis mein Sohn merklich älter, und an Leib und Seele kräftiger war. Zwar erinnerte er noch oft daran, aber ich wick ihm aus, und gelangte endlich dahin, daß er diese Uebungen, und sein Rechnen selbst, gänzlich vergaß.

Wohl mir und meinem Kinde, daß ich dies that! Denn viele Erfahrungen von zu weit getriebenen Anstrengungen in der zarten Kindheit, haben mir gezeigt, welche schreckliche Folgen damit verbunden zu sein pflegen.

Eine Menge Beispiele der Art sind entweder gedruckt, oder man hat sie mir bloß mündlich erzählt. Die nachstehende ist, so viel ich weiß, noch nicht gedruckt, und doch hat sie mir ein allbekannter, allgemein geachteter Mann, der Herr Regierungsrath und Professor Dr. Hartleben, vor drei Jahren in Mannheim, aufgesetzt. Da sie äußerst lehrreich ist, so theile ich sie wörtlich mit:

„Noch ehe der Unterzeichnete sein drittes Lebensjahr begonnen hatte, ließ ihn sein Vater, der Kurmainzische Hofrath und Professor
der

der Pandekten, von mehreren Lehrern in dem Lesen, Schreiben, der Geographie, Geschichte ic. unterrichten. Es wurde dahin gebracht, daß er an dem Geburtstage seines fünfsten Jahres eine öffentliche Prüfung während zwei Tagen bestehen konnte, in welcher er zwei tausend deutsche Wörter in lateinischer Sprache, alle vorzügliche Flüsse und Städte der Europäischen Staaten zu nennen, und auf der Karte zu zeigen, auch alle Namen großer Männer in der Universalgeschichte anzugeben mußte. Durch dieses stete Memoriren ward das junge Gedächtniß so geschwächt, daß bei dem Studium in der folgenden Zeit, die Erlernung von Namen äußerst schwierig wurde. So schwach das Namensgedächtniß blieb, so stark war das Sachgedächtniß, und beide gingen mit zunehmenden Jahren auf gleiche Art das eine vor, das andere rückwärts. Dieses kam soweit, daß, als der Unterzeichnete während zehn Jahren die deutsche Reichsgeschichte an der Universität Salzburg lehrte, er zu Erzählung der Thaten keiner Hefte bedurfte, dagegen sich aber sorgfältig alle Jahrezahlen und Namen aufschreiben mußte. Jedes

Bemühen, das Namengeächtniß zu wecken oder zu stärken, war vergebens. Noch jetzt im fünf und vierzigsten Lebensjahre ist mein Sachgedächtniß außerordentlich stark, so, daß ich Dinge, die ich vor mehreren Jahren in einem Buche las, angeben kann; dagegen muß ich mich oft auf die Namen meiner Freunde vergebens besinnen.

Mannheim.

Hartleben.

Noch bemerke ich hierbei, daß alten Spruchlehren (Sprichwörtern) gewöhnlich eine wichtige Wahrheit oder ein tiefer Sinn zum Grunde zu liegen pflegt, so wenig es uns auch scheinen mag.

In so fern mein Sohn studiren sollte, war meine Absicht, daß er in seinem siebenzehnten bis achtzehnten Jahre zur Universität reif, dann aber auch so vielseitig und zugleich gründlich ausgebildet sein sollte, daß er dreist mit jedem andern Abgehenden in die Waage treten könne, mit der stillen Ueberzeugung, daß er jenen überwiegen werde.

Dies wollte ich! aber nichts anders! Des, was hatte ich bei Karls Geburt schon

meinen jetzt verewigten theuren Lehrer Gedike und den Abt Schewe vom Kloster Lieben Frauen in Magdeburg zu Zeugen seiner Taufe gebeten, und beiden geschrieben, daß sie im strengeren Sinne des Wortes seine Mitväter sein, und von dem Augenblicke an für seine weitere Ausbildung sorgen sollten, wenn ich auf dem Lande nicht mehr im Stande wäre, den Unterricht des Knaben weiter zu führen.

Beide nahmen mein Ansuchen gern und völlig mit den dabei gemachten Bedingungen an. Gedike sagte mir nicht lange darauf mündlich: „Sobald der Knabe so weit ist, daß Sie ihn aus dem Hause geben können und wollen, so bringen Sie ihn mir! Dann will ich sein Vater sein, ~~und~~ an dem Sohne beweisen, was ich seinem Vater gern geleistet hätte, wenn mein damaliges Gymnasium einen Fonds gehabt hätte.“

Es war also alles eingeleitet und besorgt, damit im Fall meines früheren Ablebens, oder wenn meine Lieblingsideen nicht ausgeführt werden sollten, der Knabe ein Gelehrter mit Auszeichnung werden könne. Aber—

der Mensch denkt und Gott lenkt! Beide Männer starben schnell nach einander; Gedike in der Blüthe seiner Jahre, und ehe noch mein Sohn etwas Ausgezeichnetes versprach. Schewe als nicht alter Mann; doch erlebte er es noch, daß meine Art des Unterrichts schneller Frucht trug, als er und ich selbst es erwartet hatten.

Zehnter Abschnitt.

Wie kam es, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde?

Auch dies ging ganz natürlich zu. Ja, wenn mein Freund Glaubitz, der mich besser kannte, als irgend ein Mensch, Recht hatte, so mußte er es werden. Trotz seinen mäßigsten Naturanlagen, und trotz meiner Abneigung gegen frühe Gelehrsamkeit, war — bei dem jetzigen Standpunkte der Erziehung und des Unterrichts — die Grundlage dazu gemacht, und das Resultat mußte so gewiß erfolgen, als eine Kugel die schiefe Flä-

Ge hinabrollt, wenn sie einmal über den obern Rand derselben hinabgelegt worden ist.

Freilich sah ich dies damals nicht ein, denn so genau kannte ich die menschliche Natur, ihre Kräfte, und deren Bervollkommnungsmöglichkeit noch nicht. Ich urtheilte bloß nach dem, was ich kannte und um mich her erblickte; folglich mußte mein Urtheil falsch werden, und ich mußte der Natur des Menschen zu nahe treten.

O, sie steht hoch! viel höher als wir glauben! Freilich bei dem sogenannten regelrechten Unterrichte merkt man das weniger. Das ist der große, schwere Frachtwagen, der nie aus seinem bedächtigen Schritte, nie aus seinem tiefeingefahrenen Geleise kommen kann. Der vielen mittelmäßigen, oder richtiger, nicht gehörig vorgebildeten Köpfe wegen setze ich hinzu: vielleicht auch nie aus seinem bedächtigen Schritte und tief eingefahrenen Geleise kommen darf.

Jene Köpfe gleichen schwachen Fußreisenden, die sich zu diesem Frachtwagen halten, und um so ruhiger sich auf ihn verlassen, je langsamer und desto sicherern Schrittes er

geht. Die Armen würden erschrecken, wenn er schneller zu rollen anfinge. Sie, die Kraftlosen, würden zurückbleiben müssen, wenn er rasch davon eilte.

Anders ist es mit einem leichten und zugleich sicheren und bequemen Wagen. Man braucht weniger Pferde, und sprengt doch, wie der Dill, dem langsam schleichenden Fuhrwerke vorüber. Beide (Wagen oder Fuhrleute) wären aber sehr thöricht, einander verachten, oder sich gegenseitig Vorwürfe machen zu wollen. Beider Gang ist zweckmäßig und ihren Verhältnissen angemessen. Beide würden unnatürlich handeln, wenn sie anders gingen. Es können Umstände eintreten, wo beide ihren Gang verändern. Aber sie sind selten. Von einer sanften und zugleich ebenen Anhöhe hinab wird der Frachtführer schneller fahren, da wird es aber auch seinen Mitreisenden möglich sein, nachzukommen. Im tiefen Sande, im Sumpfe, oder zwischen vielen Steinen wird der leichtere Wagen langsam gehen.

Beides ist wieder ganz in der Ordnung, und nur der Thor wird es anders verlangen.

Schon auf dem Arme seiner Mutter, so wie auf dem meinigen, lernte Karl vieles, woran man gewöhnlich nicht denkt, es die Kinder zu lehren. Er lernte alle Gegenstände in den verschiedenen Zimmern kennen und richtig benennen. Auch die Zimmer selbst, und die Treppe, und den Hof, und den Garten, die Ställe, den Brunnen und die Scheune; alles vom Größten bis zum Kleinsten wurde ihm oft gezeigt, klar und deutlich genannt, und er ermuntert, es möglichst deutlich wieder zu nennen. Sprach er es richtig aus, so wurde er geliebkost und gelobt; im Gegentheil hieß es merklich kälter: „Mutter „(oder Vater), Karl kann das oder jenes „Wort noch nicht aussprechen!“

Er gab sich daher sehr viel Mühe, alle Gegenstände zu kennen und richtig zu benennen. Es dauerte auch gar nicht lange, so sprach er alle Worte nach unsern Wünschen aus. An Stammeln oder Stottern war nicht zu denken, weil er sehr langsam reden mußte, und nie verschüchtert wurde. Er dachte frei, und sprach frei; aber er mußte denken und bedächtig sprechen.

Die Unvernunft so vieler Eltern und Wärterinnen, dem Kinde zuerst eine undeutliche Sprache beizubringen, die von den Erwähnten: Kinderdeutsch genannt wird, richtiger aber: lauderwelsch heißen sollte, wurde in unserm Hause schlechthin nicht geduldet. Niemand durfte: Buh, statt: Kuh. Dä! statt: Schaf! Mian! statt: Kake, oder Wan, wan! statt: Hund sagen. Auch nicht Buhluh, oder Bäschäschen, oder Miautäschen, oder Bauwauhündchen, sondern Kuh, Schaf, Kake und Hund. Nur bei dem jüngeren und kleineren Thiere desselben Geschlechts war das Verkleinerungswort gestattet. Sprach er oder jemand anders: Käschen, so mußte es eine junge oder sehr kleine Kake sein. Im ersten Falle verwechselten wir es absichtlich mit der Benennung: eine junge Kake, und bemerkten dabei, daß dies eigentlich richtiger sei. War sie zwar klein, aber nicht grade niedlich, und doch auch nicht mehr jung, so setzten wir lieber die Benennung eine kleine Kake, an die Stelle des Käschens, und machten ihn darauf aufmerksam, daß das Verkleiner-

rungswort gewöhnlich zugleich etwas niedliches oder angenehmes von Seiten des so Benannten, und etwas lieblosendes von Seiten des Benennenden in sich schließe.

„Wenn Du unartig gewesen bist, ich
„meine: wenn Du nicht gesagt oder gethan hast, was Du solltest, (sprachen wir dann wohl zu ihm) so wirst Du schwerlich hören, daß wir Dir zurufen: Karlchen! — Nein, nein! dann heißt es sicher: „Karl! Nicht wahr? —

Wirklich beobachteten wir diesen Unterschied, so wie unzählige andere der Art, sorgfältig; auch sprachen wir mit ihm und in seiner Nähe immer reines Deutsch, mit andern Worten: Böhmerdeutsch; zwar in sehr einfachen und möglichst verständlichen, aber doch stets in gewählten Wendungen, und immer laut, deutlich, und zweckmäßig langsam. Nie durfte ferner bei einem von uns die Betonung vergessen oder unrichtig gebraucht werden. Wir sprachen stets so richtig, in jedem Sinne des Wortes, als es uns nur möglich war. Dunkle und verworrene Sätze, Ausdrücke, die nur einen

undeutlichen Sinn geben, wurden bedächtig vermieden.

Das verwirrte Kindergeschwäh hat er nie gehört, und nie gesprochen, folglich auch nie nöthig gehabt, sich davon wieder zu entwöhnen, und — eine richtigere Sprache zu erlernen.

Das Einzige der Art, welches ich eine Zeitlang duldete, war, das Sprechen in der dritten Person, anstatt des abgezogenen: ich, du, er u. s. w. weil es tief in der Natur des ungebildeten Menschen, folglich auch des Kindes, liegt, sich nicht so leicht dahin erheben zu können. Aber auch dies fand nur statt, so lange es durchaus geschehen mußte, wenn wir der Verständlichkeit nicht schaden wollten. Auch wurde die Umänderung sehr bald dadurch vorbereitet, daß wir die Worte: der Vater, die Mutter, Karl, oft mit: ich, du, er, sie verwechselten, auf diese Art eins durch das andere erklärten, und den Gebrauch des richtigeren anbahnten und erleichterten. Etwas später setzten wir auch wohl sicherhaft, (aber durchaus nicht bitter)

hinzü. Wärfst Du schon verständiger, so hätte ich: Du! (oder: ich) gesagt.

So ein freundlicher Scherz, der auf Unwissenheit, Unverstand u. s. w. zurückweist, reizt ungemein zur Anstrengung und zum Erlernen desjenigen, was dem Kinde noch fehlt.

Auf diesem Wege lernte Karl sehr früh alles ihn Umgebende vollkommen richtig kennen und benennen, und sprach das, was er zu sagen vermochte, stets in so reinem Deutsch, als ob er dies aus einem für Kinder gut geschriebenen Buche ablöse. Er konnte nicht wohl anders, denn er hatte nie von uns schlechtes Deutsch gehört. Auch betonte er von selbst alles so richtig und bemerkbar, daß der kleine Redner dadurch uns selbst nicht selten ein Lächeln, und Fremden oft Erstaunen ablockte.

Kluge Menschen wurden schon hierbei aufmerksam auf das Kind, und ahneten daraus etwas Ungewöhnliches für die Zukunft.

Es liegt freilich sehr nahe, daß das richtige Erlernen unrer Muttersprache ein Kind schnell verständig machen müsse, denn es setzt

seine Aufmerksamkeit und seine verschiedenen Geisteskkräfte jeden Augenblick in Thätigkeit. Immer muß es suchen, vergleichen, unterscheiden, vorziehen, verwerfen, wählen, mit einem andern Worte: arbeiten, d. h. hier: denken. Ist es dabei richtig verfahren, so wird es gelobt. Hat es sich geirrt, so tadelt man es scherzhaft, und giebt ihm zur Hülfe einen leisen Fingerzeig. Jetzt fängt es die oben genannten Verstandeshandlungen noch einmal an; ist glücklicher, freut sich seines Kampfs und Sieges, so wie des dafür erworbenen väterlichen oder mütterlichen Beifalls.

Welch' ein großer Nutzen ist es ferner für das Gedächtniß! — Sollen die obigen Thätigkeiten eintreten, so ist ein Vorrath von Worten nöthig. Das Gedächtniß muß also wirksam sein, sie aufzufassen und zu behalten. Wir wollen annehmen, daß von dem ungeheuren Schätze der deutschen Sprache nur dreißigtausend Worte in den ersten fünf bis sechs Jahren an der Seele des Kindes vorübergehn, — und bei einem vorzüglich gut erzogenen Kinde kann dies leicht

der Fall sein! — wie viele Gelegenheit hat das Gedächtniß dabei, sich zu üben und zu stärken! Wie sehr wird es zugleich gereizt, es zu thun, wenn das Kind anders gewöhnt ist, und dadurch sich geneigt fühlt, mit Ueberlegung und Auswahl zu sprechen! — Es bedarf in der That wenig Nachhülfe, so entwirft sich das Kind selbst eine Art von Sprachlehre, und sucht sich — sogar mit einiger Mühe! — gern die verschiedenen Veränderungen der Haupt- und Zeitwörter nach seinem Vermögen heraus. Wohlthätig erscheint ihm alsdann die Unterstützung der wirklichen Sprachlehre, sei es im Munde des Vaters oder gedruckt, (in so fern es bereits an das Lesen gewöhnt ist.)

Man hat dies alles schon lange dunkel gefühlt, deshalb fing man den Unterricht mit den alten Sprachen an. Leider aber fühlte man es nur dunkel; sonst hätte man nicht — unverantwortlich genug! — die treffliche Muttersprache zurückgesetzt, und das kindliche Gemüth durch die trocknen rothen verschüchtert, und den Verstand dabei im Keimen erdrückt.

Wähne doch Niemand, daß bei dem Unterricht in den todtten zu dem Gemüthe des Kindes freundlich gesprochen, oder daß der Verstand dadurch erhellt worden wäre! Ach, nein! Gerade das Gegentheil! Ich werde mich darüber an einem andern Orte ausführlich mittheilen.*

Diese frühe Beschäftigung mit der Muttersprache führte Karl zu täglich mehr in die inneren Tiefen derselben ein, und bereitete ihn vor, mit Leichtigkeit die fremden zu studiren.

Was ihn in denselben sonst würde angeekelt haben, oder wovor er hätte erschrecken müssen, das war ihm jetzt zwar neu, aber nicht ganz unbekannt. Etwas Aehnliches hatte er in der Muttersprache schon kennen gelernt, und sich zu eigen gemacht. Er durfte also nur modificiren, so war auch das Fremdere sein. An geistiges Arbeiten war er aber gewöhnt, folglich machte

*) Am ausführlichsten in der Lebensgeschichte des Einsiedlers Carlo in den Appenninen. Es sind furchtbare Erfahrungen darin niedergelegt.

ihm so eine Beschäftigung Vergnügen, denn er wußte schon, daß jeder Kampf den Sieg mit sich führe, und daß der Sieg erfreuend sei.

Die natürliche Folge war also, daß er ohne große Anstrengungen den Homer, Plutarch, Virgil, Cicero, Ossian, Xenelon, Florian, Metastasio und Schiller, mit dem innigsten Vergnügen, oft mit wahrem Entzücken, in den Originalen las, als er acht Jahr alt war. Darum versicherte der große Sprachforscher Heyne in Göttingen, ein und ein halbes Jahr später, von ihm schriftlich, er besitze eine nur fähigen Köpfen eigne Sagacität, durch welche er selbst das richtig treffe, was er nicht wisse. Heyne hatte wohl gewiß Recht, denn er, der viele Tausende prüfen mußte, hatte ihn sehr sorgfältig geprüft; ich würde aber auch gesagt haben, daß meine Erziehung verfehlt sei, wenn es nicht so gewesen wäre. Doch hier sind Heynens eigne Worte an — Wieland.

Heyne an Wieland.

Göttingen, den 25ten Julius
1810.

Ehrwürdiger Veteran!

Der Herr Prediger Dr. Witte rühmt mir dankbar Ihre guten Gesinnungen und Entwürfe für die fernere glückliche Ausbildung seines Sohnes.

So wenig ich nun auch sonst von einer vorzeitigen Reife Freund bin, und die allgem. meinen Gesetze der Natur verehere, so erkenne ich auch sehr wohl, daß die Natur selbst Annehmlichkeiten macht, und daß es also Pflicht wird, ihren Winken nachzugehen, und an einem fähigern Geiste, auch eine frühere Entfaltung zu befördern. In dieser Hinsicht und zur näheren Kenntniß der Anlagen oder Naturgaben, und deren möglichen weiteren Ausbildung, und zu guten Zwecken und eigenem Glücke des Knaben, ließ ich mich bewegen, ihn näher zu beobachten, zu prüfen und unabhängig von fremden Urtheilen und Bewunderern, mein eigenes Urtheil zu fassen; aber auch nicht bloß mit der Absicht, ihn als ein Naturprodukt zu betrachten, an welchem man

Ep.

Experimente machen will, sondern wie fern es möglich sein und werden kann, aus dem Knaben, durch eine den Anlagen der Natur gemäße Ausbildung einen glücklichen, der Gesellschaft, menschlicher und bürgerlicher, nützlichen Mann zu bilden; und dies dürfte in der That keine leichte Aufgabe sein. Ich fand den Knaben an Leib und Seele munter und gesund, mehr als ich erwartet hatte; ich fand in Versuchen mit Homer und Virgil, daß er bereits Wort- und Sachkenntnisse genug hatte, um fertig zu übersetzen, und den Sinn zu treffen; eine natürliche Sagacität, welche gewöhnlich Köpfe von Fähigkeit besitzen, auch ohne genauere grammatische und logische Kenntniß, aus der Verbindung mit dem übrigen, den Verstand der Stelle richtig zu errathen. Mir war weit das Merkwürdigste, daß er mit Sinn, Gefühl und Affect las. Ein Zweites, daß ich keine, die andre überwiegende, Geisteskraft an ihm bemerkte, kein hervorragendes Seelenvermögen; Gedächtniß, Imagination, Verstand, ungefähr im Gleichgewicht; und dabei in andern Dingen, außer dem, was durch Unterricht

ihm beigebracht war, noch den munteren muthigen Knaben erkannte, den er selbst im Muthwillen nicht verläugnete; welches mir sehr beruhigend war. An einer Vorliebe für epische Dichter, und ernsthasie, das Gemüth ergreifende, Gedichte und Schriften, konnte die bisherige Bildung Antheil haben; rühmlich für die Erziehung, die der Vater befolgte hat.

Wir werden beide schwerlich den endlichen Erfolg angemessener Maßregeln erleben; aber herzlich wünsche ich, wie Sie, daß der Staat, wie wir zu sprechen pflegen, Nutzen von der ungewöhnlichen Wohlthat der Natur ziehen, und der Knabe einst ein angemessenes Glück in der Welt erwarten könne. Seine Bestimmung, Brauchbarkeit und Glückslage wird doch, allem Ansehen nach, in der Klasse der Gelehrsamkeit, vielleicht vorzüglich der historischen, zu erwarten sein.

Verzeihen Sie, mein Verehrter! daß ich mich mehr, als meine erste Absicht war, verbreitet habe; das Vergnügen, mich einmal

wieder mit Ihnen unterhalten zu können,
hat mich dazu verführt.

Ihr ergebener

Heyne.

Schon als Karl ein kleines Kind von vier bis fünf Jahren war, nutzte ihm diese genauere Kenntniß seiner Muttersprache unglaublich viel. Er hatte sie nicht aus todtten Büchern gelernt, wie das Lateinische und Griechische den Kindern eingetrichtert wird, und, leider! jetzt noch, nach der Meinung so vieler, eingetrichtert, oft auch wohl eingebläuet werden muß.

Sechzehn Stunden Lateinisch in jeder Woche für einen dreizehnjährigen Knaben! Es ist doch arg, und ich rede hier, leider! vom Jahre 1818, und zwar von einer berühmten Schule in der Residenz.

Karl lernte sein reines Deutsch vielmehr im Leben, im Hause, im Garten, auf der Wiese, im Walde, auf dem Felde, in Gesellschaften, auf kleinen und größern Reisen, kurz in allen verschiedenartigen Verhältnissen, die ich in meiner Lage nur herbeizuschaffen

vermögend war. Im ersten Jahre wurde er schon allenthalben mitgenommen, und so weit es möglich war, mit allem bekannt gemacht, und zwar desto sorgfältiger, je mehr ihn etwas anzuziehen schien.

Er war deshalb schon in den ersten zwei Jahren seines Lebens oft mit uns in Merseburg, Halle, Leipzig, Weissenfels, Naumburg, Dessau, Eisleip, Wittenberg u. s. w. und lernte an allen diesen Orten vielerlei kennen, was er zu Hause nie gesehen haben würde.

Im dritten und vierten Jahre war er noch öfter an denselben Orten, prägte sich das früher schon dort Gesehene oder Gehörte tiefer ein, erkannte es klarer, und breitete seinen Erkenntniskreis weiter aus. Auch sah er, der Natur der Dinge gemäß, wichtigere und ihm interessantere Gegenstände; denn in seinem dritten Jahre brachte er schon gegen acht Wochen in Leipzig zu, und im vierten oder fünften bereisete er mit mir Magdeburg, Halberstadt, Salzweel, Stendal, das Mannsfeldsche, einen Theil des Harzes u. s. w. In jede Gesellschaft, zu jeder Merkwürdigkeit wurde er mitgenommen. Er kannte folglich

Concert, Schauspiel und Oper so gut, wie die Wasser- und Wassmühle, den Löwen, Strauß und Elephanten, wie den Maulwurf und die Fledermaus, die Zahnräder wie die Dampfmaschine, den Dorfmarkt wie die Leipziger Messe, die Baumannshöhle wie das Bergwerk, das glänzende Gesellschaftszimmer wie die Hütte des armen Tagelöhners, den Tanzsaal wie das Sterbebett.

Aber keinen von allen genannten Gegenständen kannte er bloß anfassend, wie ihn Kinder zu kennen pflegen, sondern genau, ja oft genauer als viele Erwachsene. Denn seine Mutter und ich durchsprachen jedesmal theils mit ihm, theils, absichtlich, nur in seiner Gegenwart, alles noch einmal; auch nachher wieder bei einer passenden Gelegenheit. Immer wurde aber er dabei gefragt, ob er dies, das oder jenes wohl bemerkt habe, und wie es ihm vorgekommen sei? Bald gewöhnte er sich so sehr an das Wiederholen und Durchsprechen des Gesehenen und Gehörten, daß er uns anredete, fragte, mittheilte, einwandte u. s. w.

Nimmt man hierzu, daß er im fünften Jahre schon mit mir nach Potsdam und Berlin, durch die Prieguitz und auf verschiedenen Wegen durch das ganze Mecklenburgische bis Rostock, Warnemünde, nach Dobberan reiste, das Meer besuchte — bei stillem Wetter und im mäßigen Sturme; daß er Handel und Schifffahrt sah, dann über Ludwigs- lust nach der Altmark reiste, und hier Wochenlang auf dem Lande in höchst verschiedenen Familientreisen und Gegenden zubrachte, allenthalben als eigenes, geliebtes Kind betrachtet und behandelt wurde; daß man sich des kleinen Tragers und Schwägers innig freute, ihm gern zuhörte, und alle nur mögliche Auskunft gab; so begreift man leicht, daß er dabei einen Schatz von Sprach- und Sachkenntnissen sammeln mußte, wie ihn mancher weit Ältere nicht hat.

Noch muß ich ausdrücklich hierbei bemerken, daß er nichts falsch wußte, nichts nach Vorurtheil beurtheilte, so weit nämlich wir, seine Eltern, die Gegenstände richtig kannten. — Fehlte uns eine genauere Kenntniß derselben, so ließen wir uns und Karla

von den ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Personen darüber belehren.

In seinem sechsten Jahre hielt ich mich mit ihm sechs Wochen in Dresden auf, machte ihn genau mit der schöneren Natur des Orts und seiner Umgebungen, und besonders mit den mannigfaltigen Schätzen der Kunst bekannt, und betriebte, durch das häufige Betrachten derselben, so wie durch die mannigfaltigen Unterhaltungen darüber, die wir beide, sogleich und später, führten, seinen Geschmack. Schon in Leipzig, Potsdam und Berlin, und wo sonst etwas Schönes zu sehen gewesen war, hatte ich angefangen, ihn vor dem kindischen Behagen an grellen Farben bei unrichtiger Zeichnung zu bewahren. Seit unserm Leben und Weben auf der Bildergallerie in Dresden, vorzüglich im innern (italischen) Saale, unter den Antiken und Römischen Abgüssen, war er darvor völlig gesichert. Ich habe seit der Zeit nie ein albernes Urtheil über Kunstfachen von ihm wahrgenommen, und doch hört man sie, selbst von großen — Kindern gar oft! —

Erst während unsers Aufenthaltes in Dresden das Wetter beständig wurde, besuchten wir den Plauischen Grund, Tharand und die ganze sächsische Schweiz. Da ich alles Schöne daselbst mehrmals gesehen, das Buch in der Hand, und einen Führer bei mir hatte, so wurde nichts vorbei gelassen, nichts nachlässig angesehen. Welche Mannigfaltigkeiten bieten aber diese himmlischen Gegenden selbst dem Erwachsenen, wie viel mehr dem sechsjährigen Kinde, dar! Die lieblichen Umgebungen von Schandau und Lohmen, der Liebethaler und Ottowalder Grund, der Ruhstall und das Predischthor, die Bastei, die Basaltsäulen bei Stolpe und der hohe Winterberg, endlich der Königstein, *) Lilienstein, Sonnenstein und Pillnitz.

*) Ich blieb absichtlich mehrere Tage lang mit ihm auf dem Königstein, und hatte das Glück, ihm dort etwas zeigen zu können, was ihn unbeschreiblich überraschte, nämlich: das ganze Thal war von Wolken verdeckt, und wir über denselben unter dem schönsten blauen Himmel.

Jetzt bedarf es wohl keiner Vertheidigung mehr, daß ich oben gesagt habe:

„Wir wollen annehmen, daß von dem
„ungeheuren Schatz der deutschen Sprache
„nur dreißigtausend Worte in den ersten
„fünf bis sechs Jahren an der Seele des
„Kindes vorübergehen, — und bei einem
„vorzüglich gut erzogenen Kinde kann
„dies leicht der Fall sein! — Wie viele
„Gelegenheit hat das Gedächtniß dabei, sich
„zu üben und zu stärken! Wie sehr wird es
„zugleich gereizt, es zu thun, wenn das Kind

•

Natürlich gab dies die beste Veranlassung, ihn über Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Reif, Hagel, über das fast tägliche Bedecken der Sonne, des Mondes, der Gestirne u. s. w. durch die Wolken, anschaulicher und also überzeugender zu beschreiben, als bis dahin möglich gewesen war. Den Einfluß davon bemerkte ich schnell und hart.

Bei allem, was auf der Zerstörung, als Zerstörung, geschah, waren wir gegenwärtig. Wir machten es mit, weil mein Freund D., damals Arzt auf Königstein, uns die Erlaubniß dazu ausgewirkt hatte.

„anders gewöhnt ist, und dadurch sich ge-
„neigt fühlt, mit Ueberlegung und Aus-
„wahl zu sprechen! —“

Der große Nutzen, den das Angeführte
vielseitig bewirkt, leuchtet jedem Unbefan-
genen von selbst ein, auch werde ich später
deshalb darauf zurückkommen. Jetzt rede ich
bloß von dem wichtigen Einflusse, den es
auf die Sprache des Kindes hat.

Alle erwähnte Gegenstände, und die vie-
len tausend, die ich nicht angeführt habe,
wurden Karl richtig genannt, es wurde
darüber gesprochen, gelesen, geurtheilt. Er
und ich, unsre Führer, Freunde und Bekann-
te theilten unsre Empfindungen dabei uns
mit. Zu Hause erzählte er es seiner Mutter
und seinen jungen und älteren Freunden und
Freundinnen in Merseburg, Halle und Leip-
zig. Seinen entfernteren Bekannten schrieb
er davon. *) Er hatte es also ganz in seiner

*) Aus den öffentlichen Blättern ist bekannt, daß
er schon sehr früh schrieb und Briefe wech-
selte, aber — er hatte es sich selbst gelehrt,
und bediente sich anfangs der Druckbuchstaben,
die er nachahmte.

Gewalt, sich darüber besonnen und klar auszudrücken.

Der nützliche Einfluß hiervon ist bei weitem größer, als man meint, denn je mehr Sachen der Mensch, nebst ihren Namen und Eigenschaften, richtig kennt, und Andern mittheilen kann, desto größer ist sein gewonnener Geistesvorrath; über desto mehr gebietet er jeden Augenblick, desto häufiger sieht er sich veranlaßt, „zu suchen, zu vergleichen, zu unterscheiden, vorzuziehen, zu verwerfen oder zu wählen; folglich zu arbeiten, d. h. hier: zu denken.“

Je mehr der Mensch aber denkt, desto mehr lernt er denken, und je mehr er sich übt, desto schneller geht es von Statten. Deshalb ist schon unendlich viel gewonnen, wenn man nur erst erreicht hat, daß die Kinder bei allem, was sie sagen oder thun wollen, zuvor denken.

Ein daran gewöhntes Wesen lernt jeden Augenblick zu. Oft ist ihm zwar der Gegenstand für jetzt noch zu schwierig. Aber gewohnt, alles durchzuhaben zu wollen,

(zu müssen, möchte ich von dem richtig geleiteten Kinde noch lieber sagen), sucht es wenigstens genau zu behalten, was es nicht begreifen kann; und arbeitet dann, ohne selbst es zu wissen, im Stillen daran, sich dasjenige aufzuklären, was ihm bis dahin dunkel blieb. Es fragt, es forscht, es hört etwas damit in Verbindung stehendes. Es lieft vielleicht über einen ganz andern Gegenstand; findet aber irgend eine Andeutung, irgend eine Auseinandersetzung, die ihm Bezug zu haben scheint auf das, was es früher nicht verstand. Jetzt werden alle seine Seelenkräfte aufs neue in Thätigkeit gesetzt; es lieft eifrig weiter, vergleicht aufs neue, fragt seine Eltern, Lehrer, Freunde, Gespielen; kurz, es ruhet nicht eher, bis es durch die schwankenden Wellen der Unwissenheit hindurch, zu dem festen und blumigen Ufer klarer Einsicht gelangt ist.

Eben so wichtig ist die Erfahrung: daß ein Kind, welches früh schon viele Sachen kennen lernte, mit ihren Namen und Eigenschaften vertraut wurde, und sich über alles dahin Gehörige leicht und richtig auslassen

konnte, jedem Gespräche der Erwachsenen mit großer Aufmerksamkeit zuhören wird. Es kann sich nicht dabei langweilen, kann nicht während desselben gähnen, oder mit jener albernen Kinderaufmerksamkeit (d. h. Gedankenlosigkeit) drein schauen. Nein, es versteht weit aus das meiste, folglich nimmt es in nigen Antheil daran. Kommt etwas vor, was es nicht versteht, so wächst sein Interesse, denn das Gesagte ist ihm neu, es will, es muß es also verstehen lernen, und seine gewohnte Thätigkeit wird sicher nicht ruhen, bis auch dieser Knoten aufgelöst ist.

Wie unübersehlich viel wird aber ein Kind in sechs, acht bis zehn Jahren, d. h. in 3650 Tagen und den Tag nur zu zehn Stunden gerechnet, in 36,500 Stunden lernen, wenn jede Unterhaltung mit ihm, oder in seiner Gegenwart es belehrt! — Die Menge und Klarheit der Ideen, die es sich dadurch unvermerkt aneignet, ist gar nicht zu ermessen, viel weniger anzugeben.

Hierauf gründet sich meine feste Ueberzeugung, daß auch ein mittelmäßig organisirtes Kind den höheren

Besen nahe gebracht werden kann, wenn man es darnach anzufangen weiß, kann und will.

Drei bekannte Erzieher, welche damals in Leipzig wohnten, besuchten uns mit einander in Lechan, als mein Sohn noch nicht drei Jahr alt war. Er stand auf der Schwelle, und kannte die Ankommenden nicht. Sie erriethen leicht, wer er sei, und begrüßten ihn freundlich. Er dankte ihnen, wie es die Sitte mit sich bringt, fragte dann aber schnell: „Wie heißen Sie?“ und alle drei freuten sich sehr über diese Frage, weil sie ihnen bewies, daß er gewohnt sei, alles unter seinem eigenthümlichen Namen zu kennen und zu benennen.

Noch angenehmer fiel es aber ihnen und andern denkenden Personen auf, daß er, der kaum noch alle Worte gehörig auszusprechen im Stande war, ihnen über Gegenstände seines kleinen Kreises genaue Auskunft gab, und zwar in so reindeutschen Ausdrücken, wie sie selbst dergleichen in der Seele eines richtig sprechenden Knaben niederschreiben würden.

Um die Stufe der Bildung bemerkbar zu machen, auf welcher Karl in seiner zartesten Kindheit von Jahre zu Jahre stand, theile ich hier mehrere kleine Vorfälle mit, welche meine Gattinn ehemals gelegentlich ihrer Mutter in der Altmark meldete. Sie fangen mit der Zeit an, in welcher Karl zwei Jahr und drei Monate alt war, wo also meine Frau, bekanntlich! nichts weniger glaubte, als daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werden würde. Doch handelte sie in Betreff seiner nach ihrer besten Kraft, und so viel ihr irgend möglich war, in meinem Sinne.

Dabei hörte und sah sie dann bisweilen dies oder jenes, was ihr angenehm auffiel, und sie zugleich überraschte. Vorfälle dieser Art, nebst einigen Unterhaltungen mit Karln find es, die sie den Ihrigen schrieb. Später erst wurden diese brieflichen Mittheilungen ihr und mir wichtig, weil unsre entfernten Verwandten sie weit höher aufnahmen, als wir, und — weil die Folgezeit ihre Ansicht derselben rechtfertigte.

Hätten wir damals alles aufgeschrieben, was es eben so wohl verdiente, als das, was

ich mittheilen werde, so hätten wir viel zu thun gehabt, und leicht ein kleines Bändchen damit füllen können. Aber meine Gattinn machte nicht viel daraus, und ich meinte, wie ich immer gemeint habe, und noch jetzt meine:

Es sei so in der Ordnung, und könne nicht anders sein. Wäre es weniger gut, so wäre es schlimm! Denn alsdann wäre Zeit verloren, und Mühe verfehlt.

Ich bin mir dessen stets bewußt gewesen, was besser noch sein könnte und sollte, wenn wir alle drei und besonders — meines Sohnes spätere Umgebungen — nicht, als Menschen, Fehler begangen hätten.

Doch, hier sind die kleinen Vorfälle und Unterhaltungen. Meine Gattinn spricht darin vertraulich und künftlos mit den Ihrigen:

Als Karl etwa zwei und ein viertel Jahr alt war, besuchte ich mit ihm oft einen armen kranken Mann, und brachte ihm eine Erquickung. Zugleich suchte ich Karl deutlich zu machen, was Waisen seien, und daß die Kinder des Kranken es würden, wenn ihr Vater stirbt. Bald darauf starb der Mann,
und

und sein Sohn kam nun, meinem Manne seinen Tod zu melden. Karl saß in einer Ecke des Zimmers und spielte; aber als er von dem Tode des Mannes hörte, kam er ängstlich und das ganze Gesicht blutroth, zu mir, und sagte wehmüthig; „Liebe Mutter, „geben Sie Kleppen (so hieß der Knabe) ein „Stück Brod, er ist nun eine Waise, und „sein Vater kann ihm nichts mehr verdienen.“

Als er gegen drei Jahr alt war, ging er einst mit dem Vater und mir zu einem Seerenden. Er sah mich weinen, umarmte mich zärtlich und sagte: „Liebe Mutter, weinen „Sie nicht! mein Vater stirbt ja noch nicht!“

Am Abende dieses Tages hatte er einen Wachsstock in der Hand, der bis in die Büchse hinabgebrannt war, und jetzt eben erlöschen wollte. „Ehen Sie! rief Karl, das Licht „stirbt, wie der alte Pöhlcr.“ (So hieß der Mann, der gestorben war.) Wir erinnerten uns nicht, diesen Vergleich jemals gebraucht zu haben.

Im Winter 1803 (Karl war also drei und ein halbes Jahr alt) erzählte ich ihm

von einem Knaben, dessen Mutter sehr frühzeitig gestorben sei, und der nun eine Stiefmutter habe, die ihn freilich nicht so herzlich liebe, als die, die ihn geboren hatte. Karl wurde gerührt, ängstlich und roth, und wollte zur Thür hinaus. Wo willst Du hin, mein Kind? fragte ich ihn. Ich will zu meinem Vater, sagte er, und will ihn bitten, daß er alle Tage singen soll: „Mein liebes Weib, „wen lebe!“ damit ich nicht auch eine Stiefmutter bekomme.

In demselben Winter sollte in Lechau eine Orgel gebaut werden, und viele Familien kamen, um ihren Beitrag dazu zu bringen. Karl verlangte seine Sparbüchse, in welcher er sich acht Pfennige nach und nach mühsam durch's Lesen bei mir verdient hatte. Er nahm fünf Pfennige davon und gab sie dem Vater. „Da, lieber Vater! sagte er, „wenn ich mir nun einmal wieder zwölf

*) Diese Worte sind aus einem neun Stangen langen Rundgeränge seines Vaters, wovon jede Stange zehn Zeilen hat. Er hatte das Lied auswendig gelernt.

„Pfennige verdient habe, dann gebe ich Ihnen noch achte davon, damit ich doch auch etwas zur Orgel beitrage.“

Einst kam er zu mir in die Küche und sagte, (als ich ihm einige Zeit vorher von dem Unglücke der Kinder erzählt hatte, die früh ihre Mutter verlor): „Liebe Mutter! bitten Sie den lieben Gott, daß er meine Frau so lange leben läßt, bis alle meine Kinder groß sind!“

Wir haben den Begriff in ihm erregt und befestigt, daß er einst, wenn wir alt und schwach sind, uns so ernähren müsse, wie wir jetzt ihn. Er denkt sich folglich auch das Gleiche für sich von seinen dereinstigen Kindern. So sagte er denn einmal zu mir: „Liebe Mutter! ich hoffe, daß ich einst recht viele Kinder bekommen werde.“

Ich. Warum denn?

Er. Weil ich den lieben Gott darum bitte.

Ich. Warum wünschst Du es denn?

Er. Damit ich einmal recht viel Brod und Pflege habe, wenn ich alt und schwach bin.

In Betreff unserer (seiner Eltern) sagte er ein andermal: „Wenn meine Frau etwas Gutes gekocht hat; dann will ich immer zu ihr sagen: „Liebe Frau! Sorge nur erst für die Alten!“

Als sein Vater in der Schweiz war, 1804, (er war damals vier Jahr alt) erzählte ich einmal unserm Mädchen von einem Kinde in der Nachbarschaft, welches grade krank war, und setzte hinzu: „Die Mutter würde sich sehr grämen, wenn das Kind stürbe!“ Karl spielte in einer Ecke des Zimmers, und ich glaubte nicht, daß er auf uns hörte; aber er kam zu mir und sagte:

„Liebe Mutter! eigentlich wäre es wohl recht gut, wenn Friedchen stürbe?“

Ich. Warum meinst Du das, mein Kind?

Er. Ja, weil er dann doch klüger und besser wird.

Ich. Du hast Recht, mein Kind! aber mögtest Du denn auch wohl sterben?

Er besann sich eine Weile und sagte dann:

„Nein! liebe Mutter! ich will lieber leben bleiben, damit Sie doch Jemand haben,

der Sie ernährt, wenn Sie alt und schwach sind.

Schon seit mehr als einem Jahre (d. h. als er noch nicht drei Jahr alt war) wird er oft bis zu Thränen gerührt, wenn der Vater, oder ich, ihm eine rührende Geschichte erzählen, und springt laut lachend umher, wenn sie sich glücklich endigt.

Ich erzählte ihm einst von zweien Knaben, wovon der eine gut, fleißig und sparsam, der andere böse, faul und naschhaft war. Der Gute sammelte sich von seinen Belohnungen etwas, gab davon den Armen, und kaufte auch seinen Eltern bisweilen eine Kleinigkeit. Sein Vater wurde krank : : : „Ach wenn er doch jetzt gleich hinginge, rief Karl, und seinem Vater Medicin kaufte!“

— Der faule Knabe verließ seine Mutter, um ihre Ermahnungen nicht zu hören; er konnte und wollte aber nicht arbeiten und kam daher in sehr große Noth. Karl wurde gerührt und rief weinend: „Ach! wenn er doch nur zu seiner Mutter zurückginge und sagte: Liebe Mutter, vergeben Sie's mir, ich

will auch nun immer gern gut und fleißig sein!“

Als er vier Jahr alt, und sein Vater in der Schweiz war, betrug er sich einst beim Lesenunterricht *) höchst un aufmerksam, und gab sich durchaus keine Mühe. Ich versuchte Güte und Ernst umsonst, und ließ ihn endlich unzufrieden gehn. Ich sah sehr mißmuthig aus, und sagte wehmüthig: „Ach! was bin ich für eine unglückliche Mutter, wer wird mir etwas verdienen, wenn ich alt bin! —

Karl ward sehr gerührt, kam zu mir mit Thränen im Auge, schmeichelte sich an mich an, und bat:

„Liebes Mütterchen! vergeben Sie mir es nur diesmal, und lassen Sie mich noch einmal lesen; ich will mir auch rechte Mühe geben und fleißig sein! Aber sehen Sie nur nicht so betrübt aus! —

Wirklich las er nun mit sehr großer Aufmerksamkeit.

*) Meine Frau hatte mich damit überraschen wollen, daß Karl lesen könne, wenn ich zurückkäme.

Bald nach dem vierten Jahre sagte er zu mir: „Liebe Mutter, bitten Sie den lieben Gott, daß er Ihnen noch ein Kind giebt, halten Sie nur noch einmal die Schmerzen aus ^{*)}, damit Sie doch noch einen haben, der Ihnen und dem Vater etwas verdient, wenn Sie alt sind.

Einmal kam er zu mir in die Küche und sagte: „Liebe Mutter, ich muß sehr viel lernen, denn ich muß gleich für fünf Personen sorgen, wenn ich groß bin.

Welches sind denn die fünf Personen? fragte ich. „Sie und der Vater, und ich und meine Frau, und Karoline. (Dies war der Name unsers Dienstmädchens.) Ich bestätigte ihn in dieser Idee, und er brachte mir sein Buch, um daraus zu lesen.

Er war vier Jahr alt, als er einmal in des Vaters Stube spielte, indem mir dieser nach einem französischen Werke deutsch diktirte, und ich schrieb. Der Vater sagte unter

*) Ich hatte ihm im Allgemeinen gesagt, daß das Gebären der Kinder, den Müttern viele Schmerzen verursacht.

andern: „Alles ist aus nichts geschaf-
fen, und wird wieder zu nichts. Au-
genblicklich verließ Karl sein Spiel und sag-
te: „Es wäre wohl besser, wenn es
hieß: Gott hat alles erschaffen.“

In denselben Tagen war einst zur ge-
wöhnlichen Zeit (d. h. um zwölf Uhr) das
Mittagbrod warm gestellt worden, weil der
Vater noch nicht kommen konnte. Karl war
sehr hungrig, und sehnte sich unbeschreiblich
nach dem Essen. Ich vertröstete ihn auf die
baldige Ankunft des Vaters. Unser Mäd-
chen aber aß schon ihr Mittagbrodt; Karl sah
es sehnsuchtsvoll an, trat dann an's Fenster,
und sagte mit Ausdruck: „Hast Du genug
und Ueberfluß, so denk' an den, der darben
muß!“ (Eine Stange aus einem seiner Per-
sebücher.)

Er war einst äußerst jählich gegen mich.
Wen liebst Du denn wohl am meisten auf
der Welt? fragte ich ihn. Er antwortete:
„Meinen Vater, Sie und mich selbst.
„Ja, ja! Sie können mir's glauben, daß ich
„mich selbst auch liebe, ich gebe mir ja
„auch immer zu essen. —“

Im Januar 1805, als Karl vier und ein halbes Jahr alt war, sagte er einst zu mir: „Liebe Mutter! darüber war wohl der liebe Gott sehr unzufrieden, daß die Menschen Christum tödteten?

Ich. Ja wohl! mein Kind! denn Christus war der beste Mensch, der jemals auf der Erde gelebt hat; er war so gut und so verständig, und half so vielen Armen und Leidenden aus der Noth; und that alles, was der liebe Gott haben will.

Karl. Aber warum sagte denn Christus den Menschen nicht: ich bin ja gut und thue nichts böses?

Ich. Das wußten die Menschen selbst wohl, aber Viele unter ihnen waren sehr böse. Das sagte ihnen denn Christus immer, und wollte, daß sie besser werden sollten, dazu hatten sie aber keine Lust. Auch wollten sie es nicht einmal hören, daß sie böse seien, und konnten darum Christus nicht leiden, weil er es ihnen immer wieder sagte.

Karl. Aber es war doch wahr *), und Christus konnte es ihnen ja beweisen, daß sie böse seien; dann durften sie ihn doch nicht todt machen.

Dies Gespräch endigte mit einer kleinen Beschreibung des Lebens Christi.

Am Abend dieses Tages las Karl dem Vater etwas aus Tillichs erstem Unterrichte, den ihm der Vater aus Leipzig mitgebracht hatte, vor. Er konnte nicht satt werden, und wollte immer noch mehr lesen, ob es gleich schon sehr spät und er vorher sehr müde war. Endlich sprach der Vater mit Andern, und Karl neigte sich zum Schlaf, konnte aber noch nicht zu Bette gebracht werden, weil ich Zahnschmerzen hatte. Der Vater wollte ihn wieder ermuntern, und sagte deshalb, er möge nun nur fortfahren. Karl las, bis er an die Stelle kam: „Die Keste haben Blät-

*) Wir hatten ihn dazu gewöhnt, daß ihm Wahrheit über alles ging. Er hätte sich lieber die größten Schmerzen zugezogen, als — eine Unwahrheit gesagt.

ter“ dann rief er mit großer Lebhaftigkeit:)
„Das ist falsch! es müßte heißen, die
Neste haben Zweige, und die Zweige ha-
ben Blätter!

Im Frühjahr 1803, als Karl vier Jahr
neun Monate alt war, fuhren wir nach Leip-
zig und mußten durch Skendih. Es ist dort
ein sehr schlechtes Pflaster, ich sagte daher:
„Wenn wir nur erst durch das verdamnte
„Skendih wären, da wird man ganz müde
„gestoßen!“

Wir waren nachher wohl schon eine Stun-
de gefahren, und glaubten, Karl schliefe. Mit
einem Male fing er an: „Liebe Mutter! ei-
gentlich sollte man doch wohl nicht sagen: das
verdamnte Skendih, weil Skendih nicht
dafür kann, daß es ein so schlechtes Pflaster
hat.“

Zu derselben Zeit brachte ich ihn des
Abends zu Bette. Er hatte schon lange Zeit
gelegen, als ich wieder in das Zimmer kam.

*) Dergleichen offenbergige Bemerkungen seiner
Meinung erlaubten wir ihm damals ohne Be-
denken, weil wir die reine Kindlichkeit
nicht unterdrücken wollten.

„Vor einer kleinen Weile hat es zehn geschlagen, sagte er. Ich hoffe, daß ich einmal ein recht guter Wirth werde.“ — Warum das, fragte ich. „Liebe Mutter, weil ich doch auf alles achte, und das muß ja ein guter Wirth!“

Eines Mittags wollte es ihm nicht schmecken, denn die Speise behagte ihm nicht. „Iß dich satt mein Sohn! sagte ich, Du bekommst vor vier Uhr nichts wieder!“

Er aß demohngeachtet wenig und versicherte, er sei satt. Es war aber noch nicht drei Uhr, so klagte er schon über großen Hunger und bat, ich möchte ihm etwas zu essen geben.

„Wie viel ist die Uhr, mein Kind? fragte ich ihn.

Er. Bald drei.

Ich. Wann habe ich Dir gesagt, daß Du etwas bekommen würdest?

Er. Um vier.

Ich. Kann ich Dir nun, als eine vernünftige Mutter, jetzt schon etwas geben?

Er. (wehmüthig) Nein! eigentlich nicht!

Er bat nicht wieder, sondern stellte sich in eine Ecke, und wandte sich an den lieben Gott, indem er mit gefalteten Händen sein Gebet vor Tische sprach. Der liebe Gott erhörte ihn nun durch mich, denn — ich gab ihm etwas.

Einst klopfte ich Karl auf die Backen und sagte scherzhaft: Nun will ich die Backen recht klitschen! „Liebe Mutter, sagte er, als ich es eine Weile gethan hatte, es müßte wohl klatschen und nicht klitschen heißen, denn es klingt ja deutlich wie ein a, wenn Sie auf die Backe schlagen.

Im Mai 1803, als er gegen fünf Jahr alt war, fragte ich ihn einst, wie ihm eine Dame gefalle, die bieweilen bei uns war. (Sie war sehr stark, dabei aber auch etwas feif und machte viel Ansprüche. Sie war zwar gütig mit Karl, konnte sich aber nicht in das Kindliche hineinfinden, und sie und ihre Tochter schminkten sich.)

„Nicht gut! antwortete er; Sie ist so dick, und macht sich immer so breit. (er zeigte einen großen Umfang.)

Aber Frau Professorin W., (sagte ich) ist ja auch so dick?

Er. Ja! sie macht sich aber nicht so breit.

Ich. Wie gefällt Dir denn aber ihr Gesicht, das ist doch hübsch?

Er. Nein! es gefällt mir nicht, sie hat so fonderbare Backen, und die Mamsell auch, die Backen kann ich nicht leiden!"

(Er hatte durchaus keinen Begriff von Schminke, hatte auch nie davon gehört.)

Um eben diese Zeit sagte ich zu einer Mamsell, die ein sehr schönes Tuch um hatte:
„Liebes Mädchen, ich habe mich schon lange in Ihr Tuch verliebt, das ist doch sehr schön!"

„Ja! rief Karl, und ich habe mich schon „lange in Ihr Gesicht verliebt, das ist noch „schöner!"

Er hat einen sehr richtigen und feinen Sinn für Schönheit, und weiß schnell die Personen aus der Gesellschaft heraus zu finden, die vorzüglich schön sind, und mit diesen beschäftigt er sich dann besonders viel. Er sah vor etwa einem halben Jahre ein sehr schönes Mädchen in Halle, die er gleich sehr

jähtlich behandelte, und nachher noch oft von ihr sprach. Als er eben ein bißchen schreiben konnte, sollte er einmal ein ihm von mir aufgegebenes Exempel rechnen. Es währte sehr lange, ehe er es mir zur Durchsicht brachte, so daß ich zu ihm ging und nachsah, woran es fehle.

„Was machst Du denn da? fragte ich, als ich sah, daß er noch gar nicht gerechnet hatte.

Er. Liebe Mutter, da habe ich den Namen des schönen Mädchens aufgeschrieben, das in Halle war!

Ich sah nach und fand verkehrt geschrieben (weil er sich mit den Buchstaben noch nicht zurecht finden konnte) den Namen v. J k. (So hieß sie.)

Hier sind noch einige dergleichen Vorfälle, welche ich damals unsern Verwandten schrieb.

Als Karl sechs Jahr alt war, nahm ich ihn zur Belohnung seines Fleißes und seiner guten Sitten, dahin und dorthin mit, und er gefiel allenthalben. Seine Art, Deutsch zu lesen, und das Wenige, was er vom Französischen verstand, erregten ein freundliches Er-

stannen. Heute, den 27sten Julius 1806, las er eine Gellertsche Ode, die er nie gesehen hatte, so gut, daß die sämmtlichen Zuhörer, sogar der rohe G., weinten, und daß er alle meine eigenen Erwartungen und Forderungen (die doch nicht klein sind) weit übertraf. Der Kaufmann, der ihm und mir drei Tage zuvor den Gall'schen Kopf gezeigt, und Karls Anmerkungen dabei mit Verwunderung angehört hatte, sagte jetzt zu meiner Frau: Er habe an dem Tage (da Karl den Gall'schen Kopf besah) etwas gesehen und gehört, was er noch nie gesehen und gehört habe. NB. Ich hatte genug zu thun, ihm Stille anzudeuten, denn er wollte von Karls Klugheit reden.

Karl sagte einen Tag darauf, nachdem er den Kopf gesehen hatte: Lieber Vater! bei mir muß wohl das Organ der Dummheit *) sehr

*) Ich hatte es mit Ueberlegung dahin gebracht, daß er wirklich glaubte, er sei häßlich und sehr dumm. Dadurch glitten alle Schmeichelein glücklich von ihm ab.

sehr stark sein! — Zugleich betastete er seinen Kopf, und zeigte mir eine vorzüglich große Hervorstehung, mit den Worten: lieber Vater! wird es wohl sein! —

Am 26ten Julius 1806 ging ich mit ihm nach Weseitz spazieren. Auf dem Hinwege fragte er aus Langeweile:

Lieber Vater! werden denn auch jezt wohl manche Menschen Tausend Jahr alt? (W. Ich hatte ihm vor einigen Tagen von Methuselah und den wahrscheinlichen Noe des monaten statt Jahren erzählt.)

Ich antwortete, um ihn zurückzuweisen. Du wirst es wohl werden.

Karl. Warum ich? —

Ich. Weil ich einmal gelesen habe, ein Mensch, der recht närrische Einfälle habe, werde Tausend Jahr alt werden. (Ich hoffte auf die Antwort, sie erfolgte aber nicht. Er schwieg für jezt, und sprach von andern Dingen.)

Als wir zurück kamen, und dieselbe Stelle betraten, sagte er: „Lieber Vater! der Mann, der das geschrieben hat: Wer recht „närrische Einfälle hat, werde Tausend Jahr

I.

„alt werden, muß wohl selbst Tausend Jahr
„alt geworden sein!“

Ich lachte und machte Scherz daraus; denn nie benahm ich mich bei einem solchen Einfall, als ob er etwas besonderes wäre. Oft habe ich heimlich Freudeuthränen geweint, und that doch gegen ihn, als ob er etwas höchst gewöhnliches gesagt habe.

Im Jahr 1806 kam ich einst mit Karl des Abends von Halle zurück. Wir plauderten. Von ungefähr wandte er sich um, unterbrach sich im Sprechen, und rief sehr schnell: „Lieber Vater! da ist ein Comet!“ denn er konnte das Wort: Comet nicht so schnell finden. — Ich sah mich ebenfalls um, und fand, daß es wohl ein Comet sein müsse. Da ich aber noch nie einen gesehen, auch an demselben Tage mit Karl bei meinem ehemaligen Lehrer, dem Professor der Astronomie, Herrn Kigel, gewesen war, ihn lange gesprochen, und dieser mir nichts davon gesagt hatte; so zweifelte ich. Es war aber wirklich der nachher so bekannte Comet jenes Jahres, den nur noch Niemand wahrgenommen hatte, weil der Himmel seit langer

Zeit mit Wolken bedeckt gewesen war. Auch heute war es sehr bewölkt, und bloß in der Nähe des Kometen befanden sich ein paar helle Streifen. Karl entdeckte also diesen Kometen, in demselben Augenblick, als er ihn zuerst sah, ob er gleich noch niemals einen gesehen hatte. Wenige Tage nachher waren alle öffentlichen Blätter voll davon, daß man an jenem Abend einen Kometen am Himmel entdeckt habe.

Welche schnelle und scharfe Urtheilskraft jener augenblickliche Ausruf beweist, brauche ich dem Denkenden nicht erst weiter aus einander zu setzen. Ich bemerkte also nur, daß vieles von dem Erzählten — grade wie dieser Vorfall — klar vor Augen liegt wird, wie albern oder hämisch jene Menschen sprachen, welche versicherten: nur meines Sohnes Gedächtniß sei ausgebildet, seine Urtheilskraft aber nicht.

Mit größerem Rechte könnte ich allenfalls das Umgekehrte sagen, denn wirklich habe ich mehr als einmal die Gedächtnißkraft zurückzudrücken gesucht, wenn ich merkte, daß sie überwiegend zu werden anfing. Die

Urtheilskraft des Kindes haben wir beide (meine Gattin und ich) stets mit der allerhöchsten Sorgfalt zu vermehren und zu veredeln uns bemüht.

Als Karl zwischen drei und vier Jahre alt war, hörte ich ihn einst in unsrer Alayenlaube sehr lebhaft sprechen. Ich ging hinein und erfuhr, daß der Student, der bei ihm war, gesagt habe: es sei daselbst (in der Laube) kalt! Karl hatte darauf geantwortet: ich bitte um Vergebung! es ist hier nicht kalt, sondern kühl! — Kalt ist es im Winter, wenn es friert. Jetzt aber (es war mitten im Sommer) kann es nur kühl sein.

Der Student hatte seinen Ausdruck: „kalt“ vertheidigen wollen. Daher war das lebhafteste Sprechen von beiden Seiten entstanden.

• • •
Weil aber ein Unterricht über das K. B. E., seiner Natur nach, am trockensten, folglich am schwierigsten ist, so sei es mir erlaubt, hier den kleineren Theil einiger Un,

terredungen mit meinem Sohne über diesen Gegenstand folgen zu lassen.

Das Ganze wurde zwar zu jener Zeit gedruckt, aber nur wenig bekannt, weil die darin aufgestellte Methode weder nach der damaligen Mode war, noch auch die nützlichen Folgen derselben geahnet wurden. Das Wenige, was ich davon hier gebe, erscheint verbessert und vermehrt, und kann zugleich als (verlangtes) Muster meiner Unterrichtsweise dienen.

Unterredungen mit Karl

über

die Buchstaben.

Erster Tag.

Von den selbstlautenden Buchstaben.

Vater. Du weißt nun zwar, lieber Karl, wie die Buchstaben heißen, aber Du weißt noch nicht, wie sie ausgesprochen werden. Das Zeichen A heißt A, und wird

auch A ausgesprochen; das Zeichen B heißt aber Be, und wird doch nicht Be ausgesprochen, sondern so weit man dies kann, als Be ohne e. Aus einem Buche kannst Du dies nicht lernen, sondern mußt es von lern und verndigen Leuten hören und sehen, und dann behalten. (Er macht mit dem Munde und besonders mit den Lippen die nöthigen Bewegungen, um das Be ohne e ihm anzudeuten.) Nicht wahr, Du hörst eigentlich keinen Laut, wie beim A. Daher könnte man das A einen lautenden (nenden, klingenden) Buchstaben nennen, das B aber einen nicht selbst lautenden, (nicht selbst nenden, nicht selbst klingenden).

Karl. Lautet denn allein das: A?
lieber Vater!

Vater. Nein, mein Sohn! Es giebt noch andre lautende Buchstaben. Außer dem A, nämlich noch: e, i, o und u. Diese fünf Buchstaben könnte man auch Hauptbuchstaben nennen, weil ohne sie,

oder ihres Gleichen, keine einzige Sylbe gebildet werden kann. *)

Karl. Sie sagen: Ihres Gleichen; was meinen Sie damit?

Vater. Ich meine Buchstaben, die ebenfalls selbst lauten (klingen oder tönen) so wie a, e, i, o und u, aber doch im Grunde nur aus diesen gemacht sind, oder: ihre Kinder heißen können, z. B. das ä (Ab. Man spreche dem Kinde ja nicht: ae vor!) das vom a und e herkommt, oder als ein Kind von: a und: e anzusehen ist.

Ferner das: v, das ungefähr wie das: i klingt, und auch sein Bruder genannt wer-

*) Merkwürdig ist, daß die Ordnung, in welcher die reinen selbst lautenden Buchstaben gelehrt zu werden pflegen, sich genau darnach richtet, wie man den Mund beim Aussprechen derselben öffnen muß. Bei der Aussprache des a öfnet man den Mund ganz; bei der des e etwas weniger; bei der des i noch weniger; und bei der des o schließt er sich merklich mehr; und bei der des u fast gänzlich. Will man die un reinen mit hinein nehmen, so muß, zu obigem Behufe, die Ordnung sein: a, ä, e, i, o, ö, u, ü.

den könnte. (Es ist eigentlich ein griechischer Buchstabe, und sollte aus unsrer Sprache, da wir ohnedies das ü haben, wegbleiben.

Ferner das: ö (ja nicht: oe!), das von: o und: e herkommt;

endlich das: ü, (ja nicht: ui!), das vom u und i herkommt.

Auch diese kannst Du als selbstlautende (selbstklingende oder selbsttönende) Buchstaben ansehen. Sie alle lauten gerade eben so, wie sie heißen. Nenne sie mir also einmal und zähle dabel.

Karl. 1) a.

Vater. Und wie wird das: a ausgesprochen?

Karl. I nun! lieber Vater, a wird a gesprochen.

Vater. Meine Frage ist gar nicht unnütz: denn wird etwa ö auch ö ausgesprochen?

Karl. Ach nein, sondern nur: (er bemüht sich, ö ohne e auszusprechen.)

Vater. Wie heißt der zweite Buchstabe, der selbst lautet?

Karl. e.

Vater. Und wie sprichst Du ihn aus?

Karl. Auch e.

Vater. Wie heißt der Sohn dieser beiden?

Karl. ä.

Vater. Recht, mein Kind! und wie wird er ausgesprochen?

Karl. Auch ä.

Vater. Manche Leute sagen statt ä lieber ae. Ist das richtig?

Karl. Nein!

Vater. Warum nicht? ä ist ja das Kind von a und e, folglich muß es ae heißen.

Karl. Nein, lieber Vater! ich bin das Kind von Vater und Mutter. Heiße ich daher um: Vater-Mutter? Nein, ich heiße Karl.

Vater. Ja so! — nun darin hast Du recht! also: ä. Wie heißt der vierte selbstlautende Buchstabe?

Karl. i, und wird auch i ausgesprochen.

Vater. Wie heißt sein Bruder?

Karl. n. Wie wird der doch ausgesprochen?

Vater. Auch wie ein i; es ist ja das

griechische *i*, Du kannst es auch das *ä* her, flüssige *i* nennen. Der sechste aber, hurtig!

Karl. O den weiß ich. Er heißt *o*, und wird auch *o* ausgesprochen.

Vater. Der siebente ist mit ihm verwandt. Wie heißt er?

Karl. *ö*, wird *ö* ausgesprochen, und seine Eltern heißen *o* und *e*.

Vater. Der achte?

Karl. *u*, und wird auch *u* ausgesprochen.

Vater. Gut! nun fehlt nur noch einer, der neunte. Wie heißt der?

Karl besinnt sich und wiederholt halblaut: *a, e, ä, i, y, o, ö, u* — — Ach nun weiß ich es, *ä* heißt *er*, und wird auch: *ä* ausgesprochen. Seine Eltern sind *u* und *i*. Nun weiß ich sie alle nenn. *a, e, ä, i, y, o, ö, u* und *ä*.

Vater. Sage sie einmal rückwärts her.

Karl *ä, u, ö, o, y, i, ä, e, a*.

Vater. Sage sie noch einmal außer der Ordnung her, lasse aber so viel als möglich Eltern und Kinder oder Geschwister zusammen!

Karl. Was ist das: Geschwister?

Vater. Bruder und Bruder, oder Schwester und Schwester, oder Bruder und Schwester.

Karl. Ach so! nun weiß ichs. Sie mel-
nen das i und das y. Dann nehme ich zu
dem i das u, und erhalte das ü. Das a und
e geben mir das ä, und das o und e das ö.
Nun habe ich sie doch alle genannt?

Vater. Ja, mein Kind! Zur Belohnung
sage sie mir nun noch alle neun, aber ganz
außer ihrer Ordnung her!

Karl. ä, y, ö, ü, u, o, i, e, a. (Er
lächelt.)

Vater. Kleiner Schalk! meinst Du, daß
ich es nicht gemerkt habe, daß Du doch eine
Ordnung beobachtet hast? Du hast die un-
reinen selbstlautenden Buchstaben, als ä, y,
ö und ü, zuerst und von vorn her, die rei-
nen aber, als a, e, i, o und u, von rück-
wärts hergesagt. Ist's nicht wahr?

Karl. Ja, lieber Vater! Aber Sie
sind doch deshalb nicht böse?

Vater. Nein, mein Kind! Lerne aber
hieraus, daß es dem Menschen meistens leicht

ter wird, eine Sache in einer gewissen Ordnung zu thun, als ohne alle Ordnung. Versuche es einmal, und sage die neun selbst: lautenden Buchstaben ohne alle Ordnung her! Ich will zählen.

Karl. ä.

Vater. Gut! eins.

Karl. a.

Vater. Gut! zwei:

Karl. e.

Vater. Das gilt nicht!

Karl. Nun denn, o.

Vater. Meinetwegen! drei; eigentlich aber hast Du auch hier eine Ordnung im Kopfe. Auf jeden Fall darfst Du nun nicht ä nennen.

Karl. Nun denn, u.

Vater. Gut! vier.

Karl. i.

Vater. Gut! fünf.

Karl. Nun aber doch ö.

Vater. Ja! sechs.

Karl. e.

Vater. Du! (er droht ihm sächselnd.)
Von ö zu e? das ist ja gewissermaßen in

der Ordnung. Indes, weiter nur, es soll sieben sein.

Karl. ä.

Vater. Gut! acht. Der neunte aber heißt?

Karl. (hört lange nach). Fleber Vater! Ich weiß es nicht. Ich verirrte mich ganz und gar. O, lassen Sie sie mich lieber in der Ordnung herfahren!

Vater. Meinertwegen! Dir fehlt überdies bloß das überflüssige i, das sogenannte: y. Man, wie heißen sie denn in der Ordnung?

Karl. a, e, ä, i, v, o, ð, u, ä.

Vater. Gut, mein Kind! Da hast Du einen Kuß! Bleibe nur immer bei der Ordnung! Durch Hülfe der Ordnung findest Du alles, was Du suchst, viel leichter, als ohne sie.

Leerne Ordnung, äbe sie!

Ordnung spart Dir manche Müß! —

Zweiter Tag.

Von den nicht selbstlautenden Buchstaben überhaupt.

Vater. Wir haben gestern von den selbstlautenden Buchstaben geredet. Wie heißen sie doch?

Karl. a, e, ä, i, y, o, ö, u und ü.

Vater. Gut! Welches sind aber die nicht selbstlautenden?

Karl. Alle übrige! Nicht wahr, lieber Vater?

Vater. Freilich wohl! Aber wie heißen sie?

Karl (ist verlegen) a, b, c —

Vater. Sage das ganze A B C her, laß aber die selbstlautenden Buchstaben weg!

Karl (sagt sie langsam her). be, ce, de, ef, ge, ha, ka, el, em, en, pe, fu (V), er, es, te, vau, we, ix, zet.

Vater. Wie viel waren es?

Karl (wiederholt sie merklich geschwin-
der). Neunzehn, lieber Vater!

Vater. Gut, mein Kind! Hast Du aber auch wohl bemerkt, wie viel schneller Du sie das zweite Mal hersagen konntest, als das erste Mal? Siehe, so geht es mit allen Dingen. Auch das Schwerste wird uns leicht, wenn wir es öfter nach einander vornehmen, d. h. es üben. Uebe Dich also in allem, was nützlich ist: denn das Sprichwort ist sehr wahr und lehrreich:

Übung bringt den Meister hervor.
Hurtig also noch einmal! wie heißen sie alle neunzehn?

Karl (sagt sie rasch her). — Mh. das Kind muß sie nun auch wirklich hersagen.

Vater. Aber rückwärts!

Karl (sagt sie rückwärts her).

Vater. Aber außer der Ordnung!

Karl (thut auch dies, und bringt, mit Hülfe des Vaters, alle neunzehn heraus)

Vater. Das kostete Mühe! nun so sage sie denn dafür noch einmal nach der Reihe her!

Karl (thut es). Aber, lieber Vater, das ist doch sonderbar, daß einige be, ce, und andre ha, ka und vau und ix heißen.

Vater. Wie meinst Du das?

Karl. Ich weiß es selbst nicht, aber es scheint mir so unordentlich.

Vater. Du mechtest also wohl lieber auch *he* und *te*, (wie *be* und *ce*) sagen? Nicht wahr?

Karl. Richtig, lieber Vater, richtig! Ich wüßte es nur nicht auszudrücken.

Vater. Und also wohl auch *ve* und *re*, statt *van* und *ix*?

Karl. O ja! wenn ich es dürfte. Dann wären die nicht selbstlautenden Buchstaben viel leichter zu behalten. *Ve*, *ce*, *de*, *ef* —

Vater. Märchen! *se* müßtest Du dann sagen.

Karl. Ach ja! *se*, *ge*, *he*, *te*, *el* wie doch? *le*, *me*, *ne*, *pe*, *que*, *re*, *se*, *te*, *ve*, *we*, *xe*, *je*.

Vater. Gut! Sage sie einmal alle neunzehn nach einander so mir: *a* vereinigt *her*, als Du sie jetzt eben mit: *e* vereinigt hattest.

Karl. *Va*, *ca*, *da*, *ef*, *af*, nein *fa*! *ga*, *ha*, *la*, *ma*, *na*, *pa*, *qua*, *ra*, *sa*, *ta*, *va*, *wa*, *xa*, *ja*.

Vater.

Vater. Vereinege sie einmal eben so mit; i!

Karl (thut es). Vi, ci, di, fi, gi, hi, ki, li, mi, ni, pi, qui, ri, si, ti, vi, wi, xi, zi.

Vater. Nun mit: o, aber schnell!

Karl (sagt sie sehr schnell her). Vo, co, do, fo, go, ho, ko, lo, mo, no, po, quo, ro, so, to, vo, wo, xo, zo.

Vater. Nun mit: u, aber noch schneller!

Karl (thut es). Vu, cu, du, fu, gu, hu, lu, lu, mu, nu, pu, quu, ru, su, tu, vu, wu, xu, zu.

Vater. Nun einmal mit: ä.

Karl. Vä, cä, dā, fā, gā, hā, kā, lā, mā, nā, pā, quā, rā, sā, tā, vā, wā, xā, zā.

Vater. Mit: y.

Karl. Vy, cy, dy, fy, gy, hy, ky, ly, my, ny, py, quy, ry, sy, ty, vy, wy, xy, zy.

Vater. Mit: ö!

Karl (thut es).

Vater. Gut! nun auch noch mit; u!

Karl (thut auch dies, und zwar sehr schnell.)

Vater. Nun einmal rückwärts mit. ä.

Karl thut es, und der Vater fährt so

fort mit: k, mit: p, mit: ä, mit: u, mit: o,
mit: i, mit: e, und mit: a. (Ab. das Kind
muß wirklich so aus dem Kopfe alle durchbuch-
stabiren).

Vater. Setze nun einmal das: a vor,
statt dessen, daß Du es eben hinter setztest!
Anstatt: ba hieße es dann? —

Karl (sieht ihn verlegen an).

Vater. Nun, Du weißt ja schon, daß
das V nur be heißt, aber eigentlich ohne
das e ausgesprochen werden soll, so weit das
möglich ist. Setze also vor das: be ohne e
ein: a. Wie heißt es dann?

Karl. A—b.

Vater. Gut, mein Sohn! Ziehe es nur
etwas mehr zusammen, oder, sprich es schnell-
er aus, so wird es richtiger sein!

Karl. Ab!

Vater. Wichtig! Weiter!

Karl. Ac, Ab, fa!

Vater. Karl, Karl! woran denkst Du?

Karl. Ich weiß es schon: af, ag, ah,
at, al, am, an, ap, aqu, ar, as, at, av, aw,
ax, az.

Vater. Ganz recht, nun eben so mit: e!

Karl. Eb, ec, ed, ef, eg, eh, ei, el, em,
en, ep, equ, et, es, et, ev, ew, ex, ej.

Vater. Eben so mit: i.

Karl thut's, und der Vater fährt fort
mit allen selbstlautenden Buchstaben vorwärts
und rückwärts, und läßt sie ihn zuletzt von
beiden Arten außer der Ordnung verset-
zen. (Ob. das alles muß mit dem Kinde
wirklich geschehen.)

Vater. Wenn Du die nicht selbstlau-
tenden Buchstaben nun so genau kennst,
als ich es wünsche und glaube, so hast Du
auch wohl schon bemerkt, daß bei einigen von
ihnen der selbstlautende Buchstabe, durch
Hülfe dessen sie benannt werden davor steht,
bei andern aber dahinter. Bei welchen steht
er z. B. dahinter?

Karl. Bei be, ce, de, ge, ha, ka, pe,
qu, te, van, we, zet.

Vater. Wie viel sind das aber?

Karl (wiederholt sie und sagt dann:)
wölff.

Vater. Gut, mein Sohn! Bei welchen
steht er denn vorn?

Karl. Bei ef, el, em, en, er, es und
ir; also bei sieben.

Vater. Wir wollen sehen. Du sagtest
bei zwölf nicht selbstlautenden Buchsta-
ben stände der selbstlautende hinten, bei
sieben stände er vorn; wie viel sind nun
zwölf und sieben?

Karl. Das weiß ich nicht.

Vater. Ach so! Du kannst noch nicht
rechnen. Nun so will ich es Dir sagen:
es sind neunzehn. (Das Rechnen mein Kind,
ist Dir aber sehr nothwendig, suche es also
ja zu lernen! *) Wie viel nicht selbstlau-
tende Buchstaben sind aber überhaupt?

Karl. Neunzehn.

Vater. Nun dann hast Du ja Recht
gehabt. Bei zwölfen davon steht der selbst-

*) Verständige Eltern oder Erzieher begreifen
leicht, daß der Knabe es wünschen, und dann
— darum bitten soll. Wenn Vater und
Mutter ihn oft auf diese Art aufmerksam ma-
chen, daß es ihm nothwendig sei, so wird
er mit der Zeit es sicher wünschen und dann
— darum bitten.

lautende Buchstabe nach, und bei sieben steht er vor, also sind alle neunzehn da. Ist es Dir lieb, daß es bei einigen so, und bei andern anders ist?

Karl. Nein, ich sähe es lieber, wenn bei allen der selbstlautende Buchstabe vor, oder wenn er bei allen nach stände. Noch lieber sähe ich's, wenn gar kein selbstlautender Buchstabe dabei wäre.

Vater. Das letztere geht nicht an, mein Sohn! Denn man würde alsdann die Buchstaben den Kindern nicht nennen können. Und doch müssen sie genannt werden. J. B. Be ohne e (er bemüht sich, es auszusprechen) heißt: be, das will sagen: Sein Name ist: be, aber ausgesprochen wird er, oder vielmehr: soll er werden b. Te ohne e u. s. w. Wohl aber wäre es gut, wenn alle selbstlautende Buchstaben vor, oder alle nach dem nicht selbstlautenden ständen, und — wenn die nicht selbstlautenden alle mit dem gleichen selbstlautenden verbunden wären, J. B. Be (und die meisten übrigen) ist mit e verbunden, und dies e steht nach. Es könnten und sollten also alle mit

e verbunden sein, und das e sollte nachsehen; aber ha und fa sind mit a verbunden, ix mit i, zet mit et, und van gar mit au, und bei ef, el, em, en, er, es und ix steht der selbstlautende Buchstabe vor.

Dritter Tag.

Von den gleichlautenden Buchstaben.

Vater. Gibt es unter den selbstlautenden Buchstaben einen, der einem andern in der Aussprache gleich wäre?

Karl. Nein, lieber Vater! Denn das griechische i (v) gilt nicht, und die übrigen lauten alle von einander verschieden. Hören Sie nur selbst: a, e, ä, i, o, k, n, ä!

Vater. Gut! so laß uns denn einmal unter den nicht selbstlautenden Buchstaben suchen! Findest Du da vielleicht einige, die in Rücksicht der Aussprache einander gleich sind? — Denke darüber nach!

Karl (denkt nach, und sagt endlich:) Ich finde keine.

Vater. Nun, so will ich Dir helfen. Sprich einmal *ce* ohne *e* aus, und dann gleich hinterher *zet* ohne *et*.

Karl (thut es, so weit beides möglich ist). Ach ja! es ist wahr, beim Ausdeuten derselben sind sie einander gleich. Aber ihre Namen sind es nicht.

Vater. Deshalb mußt Du allemal beim Namen eines nicht selbstlautenden Buchstaben auch zugleich daran denken, wie man ihn aussprechen würde, wenn man es könnte.

Karl. Wenn sich *acer* und *zet* in der Aussprache so gleich sind, so wäre es ja wohl besser, ich liesse einen von ihnen weg; dann hätte man weniger Buchstaben zu behalten, und könnte diese zwei auch weniger mit einander verwechseln. Denn ich fürchte, daß ich das öfters thun werde.

Vater. Mit der Zeit wird man wahrcheinlich auch einen von beiden weglassen. Jetzt aber geschieht es noch nicht; also mußt Du den Gebrauch von beiden noch lernen. — Was meinst Du aber, welcher von beiden könnte wohl am ersten wegbleiben.

Karl. Ja, das weiß ich nicht. Ich

glaube, es ist einerlei. Soll ich darum lösen?

Vater. Nein, mein Kind! Wo man untersuchen und nach Gründen forschen kann, muß man es nicht auf den Zufall ankommen lassen. Hier kannst Du aber selbst untersuchen. Setze z. B. einmal zet ohne et mit a zusammen, und sprich es aus!

Karl. Das heißt za.

Vater. Gut! mit e aber!

Karl. ze.

Vater. Mit i.

Karl. zi.

Vater. Mit o!

Karl. zo.

Vater. Mit u!

Karl. zu.

Vater. Hast Du wohl bemerkt, daß das z vor allen selbstlautenden Buchstaben sich gleich klingt? Wiederhole einmal alle Sylben, die Du ausgesprochen hast.

Karl. za, ze, zi, zo, zu! — Ach ja! alleuthalten wie z. (Er sucht das zet ohne et auszusprechen.)

Vater. Wir wollen doch sehen, ob es mit dem ce eben so hübsch ordentlich zugeht. Wie sprichst Du es vor dem e aus?

Karl. Ce.

Vater. Recht! und vor dem i?

Karl. Ci.

Vater. Und vor dem a?

Karl. Ca.

Vater (lächelnd). Falsch! — Ka!

Karl. Aber, lieber Vater, ka heißt ja ka! also müßte ja ca ca (Er spricht ja.) heißen.

Vater. Du magst wohl Recht haben. Ca wird nun einmal ka gesprochen, und eben so co ko, und eu ku.

Karl. Dann könnte das t aber in diesen drei Fällen lieber ganz wegbleiben, man dürfte dafür ja nur ka, ko und ku nehmen.

Vater. Freilich wohl, vielleicht auch in den beiden andern Fällen vor e und i.

Karl. Wie so? Ce heißt ja nicht ke, sondern ce.

Vater. Und wie heißt je?

Karl. Ach ja! das heißt auch ce, und ei heißt ci. Nun ja, auf diese Art könnte

das e ganz fehlen, denn vor dem a, o und u könnte man es durch k, und vor dem e und i durch j ersetzen.

Vater. Auch vor den unreinen selbstlautenden Buchstaben ließe es sich eben so gut durch k oder j ersetzen. Es kann also, und zwar um so eher, wegfallen, weil es sicher ein fremder Buchstabe ist, den die ehemaligen deutschen Gelehrten, welche mehr, oder doch lieber und richtiger lateinisch als deutsch sprachen und schrieben, aus der lateinischen in die deutsche Sprache herübergenommen haben. Deshalb ist es auch billig, daß er in fremden, noch nicht verdeutschten Eigennamen vor der Hand noch bleibe. z. B. in Cicero, oder Cäsar. Merkwürdig ist, daß wir noch nicht einmal gewiß wissen, ob die Römer: Zigero oder Kikero (wie wahrscheinlicher ist,) aussprachen.

Auch das zet brauchten wir eigentlich nicht, denn es (oder ze ohne e und das scharfe es ohne e) würden dieselben Dienste thun. Versuche einmal zet ohne et auszu-

sprechen, und sprich dann gleich hinterher ts aus, so wirst Du finden, daß z und ts auf einerlei Weise ausgesprochen werden müssen.

Karl (versucht es und sagt:) Ja, wirklich!

Vater. Verbinde beide einmal mit a!

Karl. Ja, tsa.

Vater. Mit e!

Karl. Je, tse.

Vater. Mit i.

Karl. Ji, tsi.

Vater. Mit o!

Karl. Jo, tso.

Vater. Mit u!

Karl. Ju, tsu.

Vater. Siehst Du? Wir wollen das jetzt aber nur behalten, weil es zwei Buchstaben durch ein einziges Zeichen ausdrückt. Will man es wegwerfen, so lehre man (wie weiter unten gesagt wird,) das kleine s wird allemal scharf, und nie sanft wie das lange s i. B. in sa, ausgesprochen.

Wie sprichst Du denn aber aus wa?

Karl. wa!

Vater. Gut! aber kwa?

Karl. kwa!

Vater. Recht! aber qua?

Karl. Ich weiß es nicht.

Vater. qua wird auch kwa gesprochen,
und eben so que, kwe, und qui, kwi. Wie
denn also quo?

Karl. kwo.

Vater. Und quu?

Karl. kwu.

Vater. Hiernach würden wir ja also
wohl immer mit kw anstatt des q fertig wer-
den; das q könnte folglich wegfallen?

Karl. Ach ja! dann hätten wir Kinder
schon drei Buchstaben weniger zu behalten,
und, was die Hauptsache ist, wir verwech-
selten keinen von diesen dreien mit einem
andern, der ihm ähnlich klingt. Kann nicht
noch einer wegfallen, lieber Vater?

Vater. Wir wollen sehen. Sprich ein-
mal aus fa und va.

Karl. fa und va. Das klingt völlig
gleich.

Vater. Aber fe und ve?

Karl. fe und ve. Das auch.

Vater. Aber fi und vl.

Karl. fi und vi. Das auch.

Vater. Aber fo und vo.

Karl. fo und vo. Das ebenfalls, und so auch fu und vu machen beide fu und vu. Welchen von beiden soll ich weglassen, lieber Vater, das f oder das v?

Vater. Hierbei könntest Du allenfalls lösen, wie Du es bei ce und zet thun wolltest. Da aber das f in der Reihe der Buchstaben früher steht als das v, das f auch öfter gebraucht, ja sogar bisweilen verdoppelt wird, das v aber nie, so könnte am ersten das v wegfallen. Wir wollen sie aber beide noch behalten, weil — Du die bisher geschriebenen Bücher nicht würdest lesen können, wenn Du nicht beide Buchstaben kennst, und weil man es Dir als einem Kinde übel nehmen, oder doch glauben würde, Du thätst es aus Unwissenheit, wenn Du das Wort Vater mit einem f schriebsst. Denn, merke es Dir, ein vernünftiger Mensch stößt nie mit einem Male die allgemeine Sitte um, und bringt ungern zuerst eine neue Mode auf, sondern schlägt vor und hört,

und entschließt sich erst dann, wenn mehrere seiner Meinung sind, und sich mit ihm vereinigen, dasjenige zu thun, was er für das Bessere hält.

Karl. Gibt es nicht noch mehr Buchstaben, die wegfallen könnten?

Vater. Der aus p und h unnothiger Weise zusammengesetzte Buchstabe ph, den man völlig wie f ausspricht, z. B. statt: Westphalen, richtiger: Westfalen, besonders, da man die Ostfalen nie mit einem ph schreibt. Ferner statt: Adolph, richtiger: Adolf. Dagegen schaffe man es in allen wirklich fremden Eigennamen weniger rasch ab. Eben so das x oder ix: denn statt seiner könnte ks oder das ka ohne a und das scharfe es ohne e stehen. Denn Kserkses oder Xerxes ist ganz einerlei.

Karl. Dann könnte ja aber auch wohl pf wegfallen, weil es mit dem bloßen f einerlei ist.

Vater. Du irrst, mein Kind! Das pf völlig wie f auszusprechen, würde ein Fehler sein, so wie es ein Fehler ist, wenn man einen besondern Buchstaben daraus macht. Es

ist die reine Zusammensetzung des p und s, und beides muß darin ausgesprochen werden, z. B. Empfangen darf nicht ausgesprochen werden: em:fangen, (wie freilich viele Leute thun) sondern emp:fangen. Eben so empfehlen, nicht em:fehlen, sondern emp:fehlen. Wollten wir durchaus: em:fehlen sagen, so müßten wir das p beim Schreiben weglassen. Denn es heißt sehr richtig: Schreibe wie Du sprichst: oder: Sprich wie Du schreibst!

Vierter Tag.

Von den ähnlich lautenden Buch:
staben.

Vater. Gestern sprachen wir von Buchstaben, die in Rücksicht der Aussprache einander gleich waren; heute wollen wir von Buchstaben reden, die einander ähnlich sind.

Karl. Ich verstehe Sie nicht, lieber Vater! wenn sich zwei Buchstaben ähnlich sind, so sind sie sich ja wohl auch gleich?

Vater (lächelt). Nein, mein Sohn! Eage einmal, biß Du mir ähnlich?

Karl. Ja! die Leute sagen es wenigstens.

Vater. Biß Du mir aber auch gleich? — Biß Du eben so groß, stark und verständig als ich?

Karl. Nein, lieber Vater! ich bin ja nur noch ein kleines und unverständiges Kind.

Vater. Siehst Du, Du biß mir also zwar ähnlich, aber nicht gleich. — Weshalb sagen denn aber die Leute, daß Du mir ähnlich seist?

Karl. Weil meine Augen und meine Haare fast so aussehen und so gewachsen sind, wie die Ihrigen, und meine Lippen die Form Ihrer Lippen haben, und weil ich so lebhaft bin, wie Sie. So sagt wenigstens die Mutter oft zu mir.

Vater. Ganz recht: Einiges an Dir ist also so, wie dasselbe an mir ist, darum biß Du mir ähnlich. Gleich aber würdest Du mir sein, wenn alles an Dir so mit mir übereinstimmte, daß man Dich statt meiner und mich statt Deiner nehmen könnte. Ge und

je, sind sie einander ähnlich, oder sind sie in Rücksicht der Aussprache sich gleich?

Karl. Sie sind sich wohl gleich; denn ich kann das eine statt des andern nehmen.

Vater. Gib mir einmal mehrere an, die Du mit einander verwechseln kannst.

Karl. Ei und zi.

Vater. Richtig! bleib aber nicht gerade bei e und i.

Karl. fa und va!

Vater. Recht so! weiter!

Karl. fe und ve.

Vater. Gut! Aber nimm wieder zwei andre Buchstaben!

Karl. kva und qua, kve und que, kwi und qui ic.

Vater. Richtig, mein Sohn! Nun ver-
stehest Du mich. Denn wenn gleich kva und
qua ganz verschieden lauten, und das
erste aus ganz andern Buchstaben besteht,
als das zweite, so sind sie sich doch weit mehr
gleich, als Du mir, denn sie kann man mit
einander verwechseln, uns beide aber nicht.
Nun wollen wir einmal einige auffuchen, die
zwar einander ähnlich sind, so wie Du mir,

I.

[15]

die man aber durchaus nicht mit einander verwechseln kann noch darf. Gellen Die nicht einige bei?

Karl. Nein, lieber Vater!

Vater. — Nun, so suche zuerst unter den selbstlautenden.

Karl. Soll ich die unreinen mit da zunehmen?

Vater. Ja!

Karl. O, dann habe ich zweimal zwei; nämlich: e und ä — und i und ü.

Vater. Richtig! Jetzt aber suche unter den nicht selbstlautenden!

Karl. Lieber Vater. Da finde ich keine.

Vater. Nun, so will ich Dir helfen! Welcher Buchstabe hat Aehnlichkeit mit dem be?

Karl. (Sagt in Gedanken das A B C her und ruft dann aus:) das pe, Vater! das pe! —

Vater. Gut, mein Kind! Sind aber be und pe in Rücksicht der Aussprache sich gleich? das heißt: kann ich eben so gut pe sagen, wo ich be sagen sollte?

Karl. Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.

Vater. So gieb Achtung! Unfers Nachbars Knecht heißt? — Nun, wie heißt er doch?

Karl. Peter!

Vater. Sage es noch einmal, wie heißt er?

Karl. Peter! Sie wissen es ja selbst, wie er heißt.

Vater. Ich weiß es freilich, ich möchte es aber gern von Dir recht sehr deutlich und Täu't hören. Also noch einmal, lieber Sohn, wie heißt der Mensch?

Karl (sagt sehr laut und ausdrucksvoll:)
Peter!

Vater. Ha ha! Peter! Die erste Sylbe heißt also Pe? da haben wir ja gleich Gelegenheit zu versuchen, ob sich pe mit be verwechseln läßt. Verwechselt sie einmal, und sprich dann den Namen des Menschen aus!

Karl. (verlegen) Vater! Mein lieber Vater! das geht nicht. So heißt Landmanns Knecht nicht. Er heißt Peter!

Vater. Freilich wohl! — Es heißt also

daraus, daß man *pe* und *be* nicht mit einander verwechseln kann, wie *se* und *ve*; *pe* und *be* sind sich also nicht gleich, sondern bloß ähnlich, und doch scheinen sie sich anfangs weit mehr gleich als *se* und *ve*. Höre nur, wie verschieden das klingt: *ese* und *vane*! *pee* und *bee* klingen viel mehr einander gleich. Du siehst also, mein Sohn:

Der Schein betrügt!

Urtheile daher nie zu schnell, sondern erst nach langem Untersuchen und Ueberlegen! — Sonderbar ist es aber, daß es ganze Länder giebt, wo man glaubt, das *be* und *pe* seien sich so ähnlich, daß man sie leicht mit einander verwechseln könne. Man nennt daher in solchen Gegenden das *be* ein weiches *pe*, und das *pe* ein hartes *be*. Das kommt mir aber eben so vor, als wenn ich einen fünfjährigen Knaben einen kleinen Mann und einen sechs und dreißigjährigen Mann einen großen Knaben nennen wollte.

Karl (fängt an zu lachen). Da wäre es ja wohl klüger, kurz zu sagen: ein Knabe und ein Mann.

Vater. Allerdings! Also auch kurz: *be* und *pe*. Später mußt Du z. B. den Mund formen, wenn Du: *pe*, und breiter. wenn Du: *be* sagen willst, wenn gleich beide besonders durch Hülfe der Lippen ausgesprochen werden. Wahr bleibt es allerdings, daß das *be* weicher ausgesprochen wird, als das *pe*, aber das *we* ist noch weicher auszusprechen und hat ebenfalls Aehnlichkeit mit dem *be*, und doch heißt es in den gleichen Gegenden nie ein weiches *be*, sondern kurzweg *we*. Man sollte also auch kurzweg *be* und *pe* sagen. Ein weiches *pe* ist überdies ein Un Ding, denn es kann kein *pe* geben, das man weich nennen könnte, sonst hört es auf, ein *pe* zu sein und wird ein *be*, so wie es kein hartes *be* geben kann; denn es hört sonst auf, ein *be* zu sein, und wird ein *pe*.

Fallen Dir nicht mehrere Buchstaben bei, die einander ähnlich sind? —

Karl. Nein, lieber Vater!

Vater. Fahre einmal fort. *AB* — ? Weiter!

Karl. *E* — *e* hat Aehnlichkeit mit dem *z*.

Vater. Voss Aehnlichkeit?

Karl. Ach nein! es ist ihm gleich,
denn ich kann es damit verwechseln.

Vater. Versteht sich, nur in Rücksicht
der Art, wie es ausgesprochen wird. Weiter!

Karl. A, B, C, D — Er sinnt nach.

Vater. Welcher Buchstabe hat mit dem
d eben so viel Aehnlichkeit, als das p mit
dem b hatte? Bedenke Dich!

Karl. Ich weiß es; das te.

Vater. Recht, mein Sohn! (Er läßt
ihn.) Darum sagen auch manche Leute in
Obersachsen, das te sei ein hartes de, und
das de sei ein weiches te.

Karl. Das ist ja aber unrichtig!

Vater. Freilich wohl! Es ist gerade so,
wie es mit dem de und pe war. Das de ist
weder ein hartes, noch ein weiches pe,
sondern ein de, und das pe weder ein harte
tes noch ein weiches de, sondern ein pe.

Eben so ist das de weder ein hartes
noch ein weiches te, sondern ein de, und
das te ist weder ein hartes noch ein wei-

hes de, sondern ein te. — Daß man de und te aber öfters mit einander verwechselt, zeigt Dir das Wort Deutscher am besten. In Oberdeutschland sagt man, ein Teutscher, und in Niederdeutschland: ein Deutscher. In Oberdeutschland sagen manche Leute: Dieser Mann thut es sicher; und in Niederdeutschland sprechen viele: Dieser Mann duht es sicher. Doch ich weiß noch zwei Buchstaben, die einander sehr ähnlich sind, wenn sie gleich nicht ähnlich lauten. Welche zwei mögen das sein? —

Karl (halblaut). K, b, c, d, e (er besinnt sich), f — ist dem vau gleich; ge — hat mit keinem Aehnlichkeit, h —

Vater. Ei, ei! solltest Du es denn nicht finden? — Das ge ist es ja! — Aber mit welchem Buchstaben hat es Aehnlichkeit?

Karl (sagt sie alle in Gedanken her). K, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n —

Vater (unterbricht ihn). Du bist schon darüber hinaus. Das k ist es.

Karl (verwundert sich). Das k, lieber

Vater? Das g soll mit dem k Ähnlichkeit haben? Sie scherzen wohl?

Vater. Nein, ich scherze nicht. Du wünschtest einmal, daß hinter allen nicht selbstlautenden Buchstaben der gleiche selbstlautende stehen möchte, und ich gab Dir Recht darin. Du mußt sie dann alle mit e verbinden, und so verbunden aussprechen. Thue das jetzt noch einmal mit g und k, so wirst Du bald merken, daß sie einander ähnlich sind, und daß das k nur härter klingt als das g, und zwar ungefähr um so viel, als das p härter klingt als das b.

Karl (versucht es). Ge und ke. Ja, es ist wahr!

Vater. Verbinde beide einmal mit a!

Karl. Ga und ka! Ach ja! Sie haben Recht, lieber Vater! Gi, ki! go, ko! und gu, ku! Sie sind sich sehr ähnlich.

Vater. Aber auch gleich? das heißt, kann ich sie mit einander verwechseln?

Karl. Nein, das nicht! So wenig, wie pe und be oder te und de.

Vater. Und doch geschieht es. In denselben Gegenden, wo man pe mit be und te

mit *ſ* verwechselt, da verwechselt man oft auch *g* mit *k*. Wir sagen z. B.: Gott der Geber aller guten Gaben. In Obersachsen, hört man aber an vielen Orten! Gott der Geber aller kuten Gaben, sagen.

Karl (fängt an zu lachen).

Vater. Lache nicht zu laut! Wenn Du dort geboren wärest, würdest Du wahrscheinlich eben so sprechen, und es möchte Dir dann doch wohl nicht lieb sein, von einem Kinde verlacht zu werden.

Karl. Wenn ich aber unrichtig spräche?

Vater. Wie oft thust Du das! — und doch siehst Du es sicher lieber, wenn ich oder Deine gute Mutter, oder andre Menschen, Dir freundlich sagen, daß und warum Du unrichtig sprachest, als wenn wir Dich jedesmal verlachten und nicht Deinen Fehler verbesserten.

Karl (schweigt betroffen still).

Vater. Es giebt aber noch einen Buchstaben, der auf die gleiche Weise weicher ausgesprochen wird, als das *g*, wie man das *g* weicher ausspricht, als das *k*. Den wirst Du aber wohl nicht finden, denn er fehlt

leider in allen Alphabeten, die Tu bisher gehabt hast.

Karl. Ach, dann ist es das Iot! Das hat mir die Mutter ausdrücklich aufgeschrieben und zum Spielen gegeben.

Vater. Richtig! das Iot ist es. Du wirst bisweilen hören, das Iot sei mit dem i gleich, oder es sei ein langes i, oder ein großes i. Alles dies ist aber unrichtig. Denn das i ist ein selbstlautender Buchstabe, das Iot aber ein nicht selbstlautendes. i bleibt stets i und wird nie Iot, so wie Iot niemals i werden kann. Ich will es Dir an einem Beispiel zeigen. Es war einmal eine Frau, die hieß Io! Ihr ganzer Name bestand aus zwei Buchstaben, und diese zwei Buchstaben machten zwei Sylben aus. — Wie hieß die Frau also?

Karl. Io)

Vater. Richtig, mein Sohn! Die zwei Buchstaben, die ihren Namen ausmachten, waren also i und o. Behalte das: i und o machten Io! Wie heißt doch der kleine Knabe, der dich oft besucht?

Karl. Sie meinen doch meinen lieben Johann?

Vater. Recht! den meine ich. Sage mir noch einmal, wie heißt er?

Karl. Johann!

Vater. Die erste Sylbe heißt also?

Karl. Jo!

Vater. Da hättest Du ja wieder i und o, und sprichst doch Jo. Du siehst also wohl, daß dies eigentlich kein i, sondern ein ganz anderer Buchstabe ist. Du hast nämlich keinen selbstlautenden (i), der für sich eine Sylbe ausmachen kann, wie das i in Jo, sondern einen nicht selbstlautenden (ein jot), der erst, mit dem o verbunden, eine Sylbe bildet, und so hervorbringt. Darfst Du jemals von der Frau, die Jo hieß, sagen, sie heiße: Jo?

Karl. Nein!

Vater. Oder darfst Du zu Deinem kleinen Freunde Johann sagen?

Karl (lacht). Nein!

Vater. Nun dann! so ist i und jot zweierlei, so ist das i ein selbstlautender, und das jot ein nicht selbstlautender

Buchstabe. Auch wird das kleine i ganz anders geschrieben und gedruckt als das kleine jot, nämlich das erste i und das zweite j, und nur das große I und das große Jot werden jetzt noch mit dem gleichen Zeichen geschrieben und gedruckt. — (Freilich thäte man besser, das große Jot mit einem Zeichen zu schreiben, das dem kleinen jot gleich, nur größer wäre.)

Doch ich wollte Dir ja zeigen, daß das j viel Ähnlichkeit mit dem g habe, und nur weicher ausgesprochen werde. Setze also einmal j mit dem a zusammen und sprich es aus!

Karl. ja. (lacht) Ach, das heißt: ja!

Vater. Gut! dabei fällt mir ein Scherz ein, der Dir ebenfalls zeigen kann, daß das i und das j sehr wesentlich von einander verschieden sind. ja! ja! ruft ein Mensch dem andern zu, wenn er freudig ihm Beifall giebt. Rufen die Esel auch ja! ja! wenn sie einander zuschreien?

Karl. Nein!

Vater. Wie denn aber?

Karl. ia! ia!

Vater. Richtig, ja! kann aber nie ja! werden, so wenig als das Eselgeschrei je ein menschlicher Ausruf, und so wenig als ein selbstlautender Buchstabe (i) jemals ein nicht selbstlautender (i) werden kann. Am klarsten erhelle dies wenn Du j und i zusammensetzest. Wie würdest Du das aussprechen?

Karl. ji!

Vater. Richtig! also weder: jj! noch: ii! sondern: ji!

Verbinde noch einmal j mit o und sprich es aus!

Karl. jo!

Vater. Richtig! Setze noch ein te ohne e dahinter und sprich es aus.

Karl. jo:te!

Vater. Schneller nach einander, oder vielmehr in eins!

Karl. jot!

Vater. Richtig! Nun verbinde einmal te ohne e mit o!

Karl. Go!

Vater. Setze auch dahinter ein te ohne e!

Karl. Got!

Vater. Ganz recht. Das erste hieß Jot, aber dies heißt: Got! Und sagt Dorothee, wenn sie betet, lieber Got? oder lieber Jot?

Karl. Lieber Jot sagt sie,

Vater. Allerdings! und viele tausend Menschen in Niederdeutschland sagen wie sie: lieber Jot! Dein Vater aber und Deine Mutter und viele andre vernünftige Leute sagen? —

Karl. Lieber Got!

Vater. Und wie sagt der neue Dorotheesfelle, der aus Obersachsen ist?

Karl. Lieber Got!

Vater. Du siehst also, daß j, g und k viel Aehnlichkeit mit einander haben, und daß viele Menschen sie verwechseln; Du siehst aber auch, daß sie einander in Rücksicht der Aussprache nicht gleich sind, denn man sollte sie nicht verwechseln, da sie ganz verschieden ausgesprochen werden können und müssen. J. D. Jot, Got, Kot. Behalte zur Erinnerung an das Gesagte, Folgendes:

Got der Geber aller guten Gaben,
spricht der Ungebildete in Niederdeutschland;

Kot der Keber aller kuten Kaben,
spricht der Ungebildete in Obersachsen, und

Got der Geber aller guten Gaben
spricht der Gebildete in Ober- und Nieder-
deutschland *).

Sollte es einmal so eingerichtet werden,
wie Du es wünschst, daß alle nicht selbst-
lautende Buchstaben den gleichen
selbstlautenden bei sich und zwar allemal
hinter sich hätten, wie be, ce, de, fe, ge u.
s. w., wie würde dann das got heißen?

Karl. je!

Vater. Wichtig! Und wohin würde es
seiner Natur nach zu stehen kommen?

Karl. Dicht bei dem ge!

*) Merkwürdig ist, daß es eine, übrigens sehr
gebildete Stadt giebt, in welcher man statt
g übers ch spricht. Diese Stadt ist das Klein e
aber dem. mit Wöttingen. Fast alle seine Ein-
wohner nennen es: Chöttingen. Sie sagen
dabei auch: „Chott der Geber aller gu-
ten Gaben.“

Vater. Gut! aber vor oder hinter dem ge?

Karl. Das weiß ich nicht.

Vater. Vor demselben! Es müßte heißen: je, ge, ke! — Doch still, da fällt mir etwas ein. Zwischen je und ge fehlt noch einer, den Du aber auch in keinem A B C findest, oder doch anders genannt findest.

Karl. Welcher ist denn das?

Vater. Das *ch* ohne *e*.

Karl. Ach, Sie meinen wohl das *ch*?

Vater. Nein, das meine ich nicht! denn *ch* bleibt ewig *ch*, und wird nimmermehr *ch* ohne *e*. Versuche es nur einmal, und denke Dir *ce* ohne *e* und *ha* ohne *a*, ob aus beiden zusammen jemals *ch* ohne *e* werden wird! —

Karl (giebe sich alle nur mögliche Mühe um aus *ce* *ha* ohne *e* und *a* *ch* ohne *e* zu machen, sagt aber endlich:) Nein! es geht nicht.

Vater. Gut! so sollte man denn *ce* und *ha* stets als zwei und zwar von einander verschiedene Buchstaben ansehen, und das Zeichen *ch* oder *ch* ohne *e* nicht *ceha*:
sonst

sondern He! (ohne e) nennen, und lieber kein ch, sondern statt dessen etwa ein x schreiben.

Karl. Leichter und begreiflicher wäre es freilich wohl!

Vater. In den Fällen aber, wo man das ch wie ein k ausspricht, sollte man wohl auch ein k schreiben, z. B. statt: verwechseln lieber: verwechseln.

Anmerkung. Wer sein Kind auf eine ähnliche Weise unterrichtet, wird ähnliche Folgen darnach bemerken.

Durch Unterredungen dieser Art mit mir und meiner Gattinn wurde Karl's Aufmerksamkeit festgehalten, sein Verstand gebildet, sein Scharfsinn geübt, sein Wiß angeregt, und seine Fähigkeit sich mit Wohl auszudrücken, über allen Glauben erhöht.

Einige Jahre später unterhielt sich mein verstorbener Freund, der ehemalige Prediger Glaubitz in Klein Ottersleben (bei Magdeburg), oft mit meinem Sohn. Glaubitz war

I.

darin besonders geliebt, seine Fragen so einzurichten, daß er unwissend schien, und doch die Veranlassung wurde, daß das Kind ihm alles dasjenige mittheilen mußte, was es früher über die Sache gelernt hatte, von welcher die Rede war.

Nach ließ sich mein Freund nicht leicht von dem Gegenstande ableiten; oder er litt es mit Ueberlegung: kehrte aber immer wieder zu dem zurück, was Karl ihm auseinander setzen sollte. Den Kreis dessen, was Karl wußte, kannte Glaubig sehr genau.

Er fing also ganz einfach, etwa damit, an:

Glaubig. Lieber Karl, was issest Du da?

Karl. Ein Butterbrodt.

Glaubig. Was ist das: Butterbrodt?

Karl. Das ist ein Stück Brodt, auf welches meine Mutter: Butter geschmiert hat.

Glaubig. Brodt sagst Du? Woher kommt denn das Brodt?

Karl. Man kann es bei den Bäckern kaufen. Wir bekommen aber viele Brodte von den hiesigen Bauern geliefert, und die

besten davon essen wir lieber als das Bäckerbrodt. Dies ist von einem Brodte, das Albrechts uns geliefert haben.

Glaubig. Was heißt das: liefern? Das verstehe ich nicht.

Karl. Sie sind schuldig, es meinem Vater zu geben. Denn er ist ihr Prediger, und belehrt sie in der Kirche und ihre Kinder in der Schule.

Glaubig. Wißt denn das Brodt auf den Dächern der Bauern, oder der Bäcker?

Karl. Ei nein! sie backen es aus Mehl, und das Mehl wird in der Mühle aus Roggen oder Weizen gemahlen, und Roggen und Weizen wachsen auf dem Felde.

Glaubig. So? so? — Aber, lieber Karl! Könntest Du mir das Ganze nicht ausführlich erzählen? Ich würde es gern recht genau

Karl. O ja! aber dann müssen Sie mit mir auf's Feld, und in die nächste Mühle (nach Wesenitz) gehn. Auf dem Rückwege können wir zu Albrechts oder Schumanns herangehen, und uns ihren Backofen zeigen lassen. Doch den haben wir ja selbst im

Hause. Aber, — wir haben nur selten Brodte darin.

Glaubih. Warum so selten?

Karl. Weil ein ganzer Ofen voll Brodte uns zu hart werden würde, sagt die Mutter, da wir gewöhnlich nur vier Personen sind. Der Vater, die Mutter, Karoline und ich.

Glaubih. Wer ist das? „Karoline!“

Karl. Das Mädchen, welches uns bei Tische aufwartete. Sie dient bei uns.

Glaubih. Was meinst Du damit: sie dient bei uns!“

Karl. Meine Eltern geben ihr zu essen und zu trinken, auch Geld, damit sie sich Kleider kaufen kann, und dafür verrichtet sie alle diejenigen Geschäfte, welche die Mutter nicht besorgen kann, oder will.

Glaubih. Ach so! — Aber Du wolltest mir ja erzählen, auf welche Art Brodte verfertigt werde. Nach Wesenih brauchen wir deshalb nicht zu gehen, denn Mühlen kenne ich, und Roggen und Weizen habe ich schon oft genug auf dem Felde wachsen sehn; auch reicht Euer Backofen hin, mir das Bak-

len anschaulich zu machen, denn die andern werden jetzt doch auch wohl leer sein. Erzähle also immer!

Karl. Nun, ja! Sehen Sie, das erste Getreide, sagt der Vater, sowohl Roggen als Weizen, hat Gott aus Liebe zu den Menschen von selbst wachsen und reif werden lassen. Sie wissen wohl, man pflegt zu sagen: er hat es erschaffen. Als das erste Getreide überreife geworden war, fiel es aus, und auf die Erde. Da fraßen es dann die Vögel und Thiere, und die Menschen lernten es von ihnen. Mein Vater meint, die ersten Menschen hätten sicher noch nicht gewußt, daß man Getreide in die Erde streuen müsse, damit desto mehr daraus entspringe, und darum habe Gott es so eingerichtet, daß das Ausgesfallene und nicht Verzehrte durch Hilfe des Regens und des Sonnenscheins keimte, Wurzel trieb, sich fest wurzelte, und dann emporwuchs. Das bemerkten endlich die Menschen und machten es nach. Sie streuten nun absichtlich Getreide in die Erde, oder wie wir jetzt sagen: Sie pflügten, säeten und eggen das Gesäete ein.

Glaubig. So? — in die Erde streuen sie es? — Warum denn nicht: auf die Erde! wie Du vorhin sagtest.

Karl. Anfangs mögen sie es freilich wohl bloß auf die Erde gestreut haben; aber da froßen es ihnen die Vögel und andere Thiere bisweilen auf. Auch schwemmte es der Regen weg, oder die Sonne verbrannte es, so daß es nicht mehr keimen und wurzeln konnte; deshalb hielten sie für besser, es lieber in, als auf die Erde zu streuen.

Glaubig. Ganz gut! Aber wie konnten sie es in die Erde bringen, die Erde ist ja nicht offen, sondern zu.

Karl. Zuerst haben sie sich vielleicht Löcher darin mit den Fingern und besonders mit den Nägeln gekratzt. Dann nahmen sie wahrscheinlich spitze Steine oder Stöcke, und späterhin eiserne Werkzeuge, z. B.: Spaten und Pflug, dabei zu Hülfe.

Glaubig. Eisen sagst Du. Was ist das: Eisen!

Karl. Hier dies (er zeigt auf das Schloß an der Gartenthür) ist Eisen.

Glaubig. Wächst denn das auch auf dem Felde?

Karl. Nein! Einige Menschen hacken es mit vieler Mühe tief unter der Erde zwischen Feisenstücken hervor, und bringen es heraus. Wenn die Bergleute es aber aus den Bergwerken geschafft haben, so ist es noch nicht Eisen, sondern Eisenerz. Dann wird es in großen Oefen und von Leuten, die alles, was dazu gehört, genau verstehen, geschmolzen, und nun erst kann man Echlöffel, Spaten und Pfähle daraus machen.

Sie können das alles in meinen Bilderbüchern, mir dünkt besonders gut in den Vasjedowschen Kupfertafeln sehen. Dabei hat es mir der Vater erzählt. Wenn ich aber fleißig und artig bin, so will er mich recht bald in ein Bergwerk, in Schmelzhütten, in große Eisenschmieden und Blechhämmer führen. Da soll ich selbst mit helfen, so viel ich kann, hat mir mein Vater versprochen.

Glaubig. Jetzt weiß ich schon, wie Du es meinst, lieber Karl. Denn ich erinnere mich, daß ich dergleichen schon gesehen habe. Aber, fahre doch fort, wie wurde es denn weiter,

wenn die Menschen das Getreide nun in die Erde gesireut hatten?

Karl. Nun, dann keimte es eben so gut und noch besser, als zuvor. Es wurzelte schneller und fester, und wuchs auf, blühte und reifte, wie es noch jetzt thut.

Glaubig. Ließen die Leute es denn auf dem Felde stehen?

Karl. O nein! — Anfangs mögen sie es wohl gethan haben. Aber lange gewiß nicht!

Glaubig. Warum nicht?

Karl. Weil es auf dem Felde bald würde vom Regen zer schlagen, von den Thieren getreten, und zuletzt in Fäulniß übergegangen, folglich größtentheils verdorben sein. Auch das gutgebliebene wäre doch ausgefallen, und also für die Menschen größtentheils verloren gegangen. Dann hätten sie ja nach einiger Zeit kein Getreide mehr gehabt, und hätten folglich hungern müssen. Hungern wollten sie aber nicht gern, darum fingen sie eben an zu pflügen und zu säen.

Glaubig. Warum hat das aber der liebe Gott so eingerichtet, daß die Menschen

von Zeit zu Zeit Hunger bekommen? Ich finde das gar nicht gut von ihm, und Gott ist doch sonst so gut und liebevoll.

Karl. Das weiß ich selbst noch nicht genau. Mein Vater sagt: Der liebe Gott habe es mit Fleiß so eingerichtet, denn der Hunger zwingt die Menschen nachzudenken und zu arbeiten, sie würden klug und fleißig dadurch, und das wolle Gott haben. Auch sagen Vater und Mutter oft zu mir: Karl, wenn Du nicht aufmerksam bist, und vielerlei lernst, so wirst Du dereinst, wenn wir beide todt sind, hungern müssen.

Glaubst. Nun, wenn ich einmal wieder zu Euch komme, dann wirst Du mir das hoffentlich noch deutlicher erklären können. Jetzt sage mir doch: Was fangen denn die Leute mit dem reifen Getreide an?

Karl. Sie mähen es ab mit der Sense. Wo aber die Halme stärker sind, als bei uns, da schneidet man es mit der Sichel ab. Dann bindet man es in Garben, setzt diese in Mandeln und läßt sie darin durch Sonne und Wind recht austrocknen. Dann s

Glaubth. Was ist das: Mandeln?
Ich habe schon oft Mandeln gegessen. Die
kannst Du aber doch nicht meinen.

Karl (lacht herzlich). O, ich habe auch
schon oft Mandeln gegessen, z. B. bei Apo-
theker Linkens in Merseburg. Aber solche
Mandeln meine ich freilich nicht. Die Leute
nennen fünfzehn Garben auch: eine Man-
del. Mein Vater sagt: In der Priequitz,
wo er geboren ist, seht man den Roggen und
Walzen nicht wie hier in Mandeln, sondern
zu zehn oder zwanzig gegen einander über.
Zwanzig Garben die so gestellt sind, nennen
sie dort eine Stiege *) und zehn eine halbe
Stiege.

Glaubth. Haben denn die ersten Men-
schen, die Korn säeten, es auch wohl in
Mandeln, oder in Stiegen gesetzt?

Karl (lächelt). Gewiß nicht! Sie haben

*) Eine Stiege oder Steige ist dasselbe, was
man auch eine Leiter nennt. Vielleicht hat-
ten diese (die Körner oder Stiegen) ehemals
gewöhnlich zwanzig, und die kleineren oder
halben Stiegen zehn Treppen. In Wien be-
deutet das Wort: Stiege eine Treppe.

es wohl nur abgerufen und nach Hause getragen.

Glaubih. Wie verstehst Du das: abgerufen!

Karl. Ich meine, sie rissen nur die Ähren oben ab, weil ihnen damals nur an diesen gelegen war.

Glaubih. Und weshalb war ihnen nur an diesen gelegen?

Karl. Ei, weil darin die Körner sind, die sie eben gern essen wollten.

Glaubih. Nehmen wir denn mehr als die Ähren?

Karl. Ja wohl! wir nehmen auch die Halme!

Glaubih. Auch die Halme? — Was machen wir denn aber mit den Halmen?

Karl. O vielerlei! Wenn die Bauern die Garben ausgedroschen haben, so bleiben die leeren Halme übrig. Diese bindet man dann wieder zusammen, wie zuvor die Garben und nennt sie: Stroh. Das Stroh ist aber das Beste für Kühe, Pferde, Schaafe und Schweine, oft auch für Menschen. Bisweilen macht man auch Hütten daraus.

J. B. wenn man Schoten oder andere Fruch-
te während der Nacht hüten will. Man deckt
auch Häuser damit. Sehen Sie nur unsere
Scheune ist gleich damit gedeckt.

Glaubig. Das sehe ich wohl! aber
Ihre Scheune ist ja kein Haus.

Karl. Ei freilich, ist sie ein Haus;
nur nicht eins, in welchem Menschen woh-
nen, sondern in welchem Getreide aufbewahrt
werden soll.

Glaubig. Ja, so! — Wenn das Ge-
treide nun auf dem Felde ausgetrocknet ist,
Dabei blieben wir stehn.

Karl. Nun, dann fahren es die Leute
nach Hause, dreschen es aus, tragen die Kör-
ner auf den Boden und verfüttern das
Stroh, oder streuen es dem Viehe unter.

Glaubig. Frißt denn das Vieh auch
Stroh?

Karl. Ja, wohl! die Pferde und die
Kühe! Man schneidet es ihnen kurz, und
nennt es alsdann: Heckerling.

Glaubig. Wenn das richtig ist, so
sollte man es ihnen lieber nicht unter
streuen. Auf diese Art zertreten sie es ja,

verunreinigen es, und dann kann es zu nichts mehr gebraucht werden.

Karl. Ich bitte um Vergebung: Es nützt noch viel! Erstlich müssen die armen Thiere doch auch weich und im Winter warm liegen; dazu dient ihnen eben das Stroh. Zweitens aber sagt der Vater, (und unser Nachbar Koeke sagt es auch): das Stroh wird durch die Unreinigkeiten des Viehes zu Dünger, und der Dünger ist uns höchst nöthig; denn ohne Dünger würde bald kein Getreide mehr wachsen.

Glaubh. Mein Kind! Das kann ich nicht glauben, denn der liebe Gott und die ersten Menschen haben doch sicher nicht gedüngt?

Karl. Die haben freilich nicht gedüngt. Sie werden es aber wohl auch nicht nöthig gehabt haben. Sicher hat Gott die ersten Menschen in einer Gegend leben lassen, die wärmer und fruchtbarer war, als unsere.

Glaubh. Das läßt sich hören! Siebt es denn aber solche Gegenden?

Karl. O, ja! Mein Vater sagt, die reizende Gegend, in welcher Gott die ersten

Menschen leben ließ, und die man das Paradies nennt, sei höchst wahrscheinlich in den wärmeren Gegenden von Asien zu suchen *).

Glaubig. Zu suchen? Warum sagst Du: suchen.

Karl. Weil mein Vater meint, man wisse nicht, wo sie liege.

Glaubig. Gut denn! — Also, sehr muß man düngen?

Karl. Ja.

Glaubig. Warum aber?

Karl. Um dem Acker die nöthige Kraft und Wärme zu ertheilen, wie mein Vater sagt.

Glaubig. Das glaube ich selbst; denn ich habe Acker gefunden, auf welchen das Getreide sehr niedrig war, dünn stand, und schlechte Aehren hatte. Wenn ich dann fragte: Wie kommt das? das Getreide daneben steht doch vortreflich! so antworteten mir die Leute gewöhnlich: Das ist sehr natürlich, denn

*) Er wußte dies schon aus dem Unterrichte der Dorfkinder.

jener, dessen Getreide schlecht ist, ist kein guter Hirth, er düngt nicht ordentlich! — Aber, lieber Karl, unsre Aedner liegen nun auf dem Boden (wie Du vorhin sagtest). Was wird noch weiter mit ihnen? Oder ist man sie so, wie sie da liegen?

Karl. Nein, nein! — Sie sehen ja, ich esse Brodt und nicht Roggen, und bei Tisch noch Ihnen meine Mutter Semmel an und nicht Waizen.

Glaubh. Ist denn ein Unterschied zwischen Brodt und Semmel?

Karl. Ei, freilich! Das wissen Sie wohl besser als ich. Brodt wird aus Roggen, und Semmel aus Waizen bereitet.

Glaubh. Du hast recht, lieber Junge! Ich besinne mich jetzt. Was issest Du denn aber lieber? Brodt oder Semmel?

Karl. Semmel ist freilich etwas weißer und schmeckt feiner als Brodt. Dafür ist das Brodt aber auch um so viel kräftiger und nahrhafter. Das Brodt, welches wir geliefert bekommen, ist oft fast so weiß wie Semmel. Sehn Sie nur dies hier!

Glaubik. Das ist wahr! — Dies ist
seht Du also lieber, als Semmel.

Karl. Nun — ja! — vorzüglich, wenn
ich es eine Zeitlang nicht gehabt, und in
Städten oft Semmel zu essen bekommen habe.

Glaubik. Aber, lieber Junge! wir ha-
ben noch immer bloße Körner auf dem Bo-
den, und weder Brodt noch Semmel in
den Schränken. Schaffe mir nun bald
Brodt! Verstehst Du mich?

Karl (lacht). Sogleich sollen Sie es
haben! — Wir bringen also einen Theil un-
sers Roggens in die Mühle, lassen ihn dort
mahlen, einmal, zweimal, dreimal, je nachdem
wir das Mehl gröber oder feiner, und das
Brodt schwärzer oder weißer haben wollen.
Das Mehl rührt man dann mit Wasser und
Sauerteig zusammen, knetet so lange Mehl
hinein, bis ein steifer Teig daraus geworden
ist, und dieser wird nach zehn bis zwölf
Stunden in den heißen Ofen geschoben, und
darin zu Brodt gebacken. Sehen Sie, nun
haben Sie Brodt! Aber nun müssen Sie
mir auch einen Gefallen thun!

Glaus

Glaubih. Gern, mein Kind! welchen denn?

Karl. Kommen Sie mit mir nur hier durch unsern Obstgarten! Da will ich Ihnen auf der Breite des Schmiedes eine Kornpflanze aufziehen, und Ihnen zeigen, daß am untern Ende derselben, innerhalb der Erde, noch jezt ein Ueberbleibsel des ausgesäeten Roggenkorns zu sehen ist. Darüber und drum herum finden Sie die Wurzeln, darauf steht der Halm, und oben an diesem hängt die Aehre. Beide sind sehr künstlich gebaut.

Glaubih. Laß es gut sein, lieber Karl! Das alles habe ich schon gesehen. Wohl aber möchte ich wissen, ob Du einen Grund hast, weshalb Du sagtest: An dem Halme hängt die Aehre; ich dachte, Du hättest sagen müssen: Auf dem Halme steht die Aehre. Was meinst Du dazu? Die Aehre ist doch das Höchste, das Oberste, und das Höchste, das Oberste pflegt doch nicht zu hängen.

Karl (lacht). Ja, anfangs sind die Aehren wirklich das Höchste, und stehen also auf dem Halme, so lange sie nämlich noch

I.

nicht geblüht und Körner angefüllt haben. Wenn dies aber geschehen ist, werden sie schwerer, und immer schwerer, je nachdem ihre Körner voller und reifer werden. Dann sinken sie täglich mehr hinab, und zuletzt muß man wohl sagen: sie hängen an den Halmen.

Glaublich. Ganz recht kann ich Dir doch nicht geben! Lieber Junge! Denn ich habe nicht selten Aehren gefunden, die noch kurz vor der Erndte, wie also ihre Körner schon reif waren, hoch über den andern hervorragten, und wirklich auf ihren Halmen standen.

Karl. Ach, ja! ich weiß es wohl! Das sind leere, oder, wie die Leute sie hier zu nennen pflegen: taube Aehren. Versuchen Sie es nur einmal, und brechen Sie eine solche Aehre ab! Sie werden wenig oder gar nichts darin finden. Mein Vater sagt öfters: „Die stolzen und hochmüthigen Menschen machen es grade eben so; sie tragen „auch den Kopf hoch, und blicken auf andre „verachtend herab, und doch ist in ihrem „Kopfe wenig oder gar nichts. Oft auch

„nicht viel Gutes in ihrem Herzen! — Die
„vollen, schweren, herabhängenden Aehren,
„sagt mein Vater, gleichen den verständigen,
„geschickten und bescheidenen Menschen; sie
„tragen den Kopf nicht so hoch und stolz em-
„por; aber sie haben viel gelernt; leisten und
„nutzen daher weit mehr, als die eiteln Tho-
„ren.“

Glaublich. Das hast Du sehr gut be-
halten. Aber — bedenke es auch recht oft!
mein Kind! und werde selbst ein verständiger,
geschickter und bescheidener Mensch! Dann
wirfst Du deinen Eltern, mir und allen guten
Menschen, besonders aber Gotte, deinem himm-
lischen Vater, recht lieb und werth sein.

Doch noch eins! Was meinstest Du das
mit, Du sagtest eben sehr: „so lange sie noch
nicht geblüht und Körner angekeimt haben!“
Vom Blühen des Kornes hast Du mir vor-
hin, so viel ich weiß, nichts erzählt, hast es
bloß angeführt.

Karl. Ach, verzeihen Sie, das habe ich
in der Eile wohl vergessen! — Freilich blüht
das Getreide, ehe es Körner ansetzt. Denn
alles blüht zuvor, ehe es Früchte trägt,

(nur von den Reigen und Trüffeln, sagt mein Vater, wisse er es noch nicht recht;) Ach, es sieht herrlich aus, wenn der Wind über blühende Roggenfelder hinsfährt, und das Korn dann, wie meine Mutter es nennt, Wellen schlägt, und der Blüthenstaub sich wie eine Wolke darüber erhebt. Während der Roggenblüthe riecht es in der ganzen Gegend angenehm. — Nehmen Sie nicht übel, haben Sie wohl schon eine blühende Roggenähre näher angesehen?

Glaubik. Allerdings, lieber Karl! aber warum fragst Du darnach?

Karl. Weil es gar zu hübsch aussieht, und gute Hoffnungen giebt. „Schöne Blüthen, sagt mein Vater, versprechen schöne Früchte, wenn sie anders nicht verdorben werden.“ — Darf ich Sie wohl noch etwas anders fragen?

Glaubik. O, ja! mein Kind, frage nur!

Karl. Haben Sie wohl schon gesehen, daß man die Roggenblüthen auch schnell herausstreifen kann? Viel schneller, als sie sonst würden gekemmen sein?

Glaublich. Nein! wie macht man das?

Karl. Man rupft eine Aehre, die zu blühen anfängt, ab. „Eben deshalb, sagen meine Eltern, muß man es nur selten thun, denn die abgerupfte Aehre kann keine Körner bringen, ist folglich verloren.“ Dann nimmt man den obern Theil des Halmes, woran die Aehre noch befindlich sein muß, in den Mund und kaut darauf. Hierdurch wird der Aehre Wärme und Feuchtigkeit zugeführt; denn der Speichel dringt durch die feinen Adhrchen des Halmes bis tief in die Aehre, und treibt die Blüthe schnell heraus.

Glaublich. Das wäre doch sonderbar! Das möchte ich wohl einmal sehen!

Karl. Ach, ich zeigte es Ihnen gar zu gern. Aber es giebt jetzt keine blühenden Roggenähren. Doch etwas Aehnliches können Sie leicht sehen. In meines Vaters Bibliothek liegen mehrere Haarröhrchen. Die will ich in ein Tintenfaß stecken, dann sollen Sie nur sehen, wie die Tinte darin empor ziehen wird. Und da muß die Feuchtigkeit doch nach oben steigen. Wenn man die Aehre im Mund hat, so senkt sich der Speichel vielmehr

nach unten, und das ist weit natürlicher und begreiflicher.

Glaubig. Den Versuch mit den Haarröhren, lieber Karl, habe ich schon gemacht. Ich würde Dir daher sogleich glauben, daß es bei dem Halme an der Kehre eben so zu gehe, aber — ich habe noch nie bemerkt, daß in einem solchen Halme Röhren befindlich sind.

Karl. O ja! Er hat wirklich Röhren. Sie sind aber so fein, daß man sie ohne ein gutes Vergrößerungsglas nicht wahrnehmen kann. Mein Vater hat ausdrücklich ein besseres kaufen müssen, als wir bis dahin hatten, um sie mir zu zeigen.

Glaubig. Nun, wenn das ist, so magst Du Recht haben! — Aber bringen denn die hervor getriebenen Blüthen auch Früchte?

Karl (lacht). Ei, das können sie nicht, weil sie von ihrem Halme getrennt sind. Sie bekommen ja keinen Saft mehr aus der Erde?

Glaubig. Erhält denn die Kehre fortwährend Saft aus der Erde?

Karl. Ja, wohl! Die Aehre hängt am Halme; der Halm steht auf der Wurzel. Die Wurzel hat aber viele kleine Zweige, welche sie in der Erde umher verbreitet. Mit ihnen saugt sie Nahrung, ich meine damit, allerlei für das Getreide nützliche Feuchtigkeiten, ein, und führt sie dem Halme zu; dieser bringt sie bis in die Aehre, so kommen sie in die Blüthen und später in die Körner.

Glaubh. Lieber Karl, das begreife ich nicht! Wie können die Feuchtigkeiten so hoch emporsteigen? Sie sind ja doch schwer! Sie müßten folglich sinken, nicht steigen.

Karl. Das ist wohl wahr, und ich begreife es auch nicht. Meine Eltern selbst können nicht begreifen, wie dies möglich ist. Daß es aber geschehen kann, sieht man deutlich an der Tinte in den Haarröhrchen. Wollen wir den Versuch nicht machen?

Glaubh. Nein, nein! Denn ich besinne mich: Du hast Recht! — Aber hast Du wohl jemals eine Blüthe vor Deinen Augen aufbrechen sehen?

Karl. O, ja! Viele, viele Male! Meine Eltern brachen im Frühjahr mehrmals —

mir zu gefallen, — kleine Zweige mit Knospen ab, und steckten sie in ein Glas mit verschlagenem Wasser. Wenn es dann in unsrer Stube merklich wärmer war, als draußen, so blühten die Knospen viel schneller auf, als die Büsche oder Bäume, von welchen sie genommen waren.

Ach, mir fällt eben etwas recht lustiges ein! Darf ich Ihnen bei Veranlassung der Roggenblüthen wohl eine Geschichte erzählen?

Glaublich! Ja wohl! — Das soll mir ungemein angenehm sein; denn lustige Geschichten höre ich gar gern.

Karl. Meine Geschichte ist freilich nicht wahr, wie Sie bald hören werden, aber mein Vater sagt: es müsse ein sehr kluger Mann gewesen sein, der sie erdacht habe; denn er hat sie vor langen Zeiten von seiner Mutter gehört, und dieser erzählte sie ihr Vater schon als eine sehr alte Geschichte. Nichts desto weniger scheint es gewiß, daß der Mann, der sie erdichtete, schon gewußt haben muß, daß es männliche und weibliche Blüthen giebt, und daß der Blumenstaub von der einen zur andern fliegen müsse, wenn aus den Blüthen

Früchte werden sollen. Dies sei aber, sagte mein Vater, so gar lange noch nicht bekannt, folglich müsse jener Mann es schon viel früher entdeckt haben.

(Er zieht Herrn Glaubitz mit sich fort und sucht, bis er auf dem Blumenfelde eine minder schöne Tulpe findet, um welche herum mehrere andere blühen: bricht dann eine derselben ab, und spricht):

Karl. Erinnern Sie mich doch daran, ich muß es meinen Eltern sagen, daß ich die Tulpe abgebrochen habe! sonst schelten sie.

Glaubitz. Was willst Du denn damit? mein Kind!

Karl. O, ich will Ihnen daran nur die männlichen Blüthen, (er zeigt sie) zeigen. Sehen Sie nur, hier unten sind die Staubfäden, und oben darüber sitzen die Staubbeutel. (Er schüttelt die Tulpe, und saart): Ha, wie sie beben! Sie sind so voll Blumenstaub, daß sie haben aufzusehen müssen. Sehen Sie nur, wie hier alles voll Blüthenstaub ist! Dies in der Mitte ist die weibliche Blüthe! Hier oben ist die Narbe, durch welche der Blüthenstaub in's Innere der

weiblichen Blüthe dringt, und die Frucht, oder den Saamen darin hervorbringt.

Ach, sehen Sie nur, da oben auf der Narbe sitzt noch Blüthenstaub. Der Wind muß gewehet haben, oder es ist eine Biene hier gewesen, die den Staub von ungefähr auf die Narbe getraaen hat.

Glaubig. Geschieht denn das bisweilen?

Karl. O ja! Alle Tage! Wenn ich nichts zu thun habe, so belausche ich die Biennen, wie sie von einer Blume auf und in die andre fliegen, aus manchen etwas Honigsaft saugen, und von andern Blumenstaub mitnehmen, um Wachs daraus zu verfertigen. Dann befruchten sie, ohne es zu wissen, oder zu wollen, gar oft die weiblichen Blüthen, denn sie sind bisweilen über und über voll Blumenstaub, besonders wenn sie Höschen anhaben, oder, wie manche bienenartige Geschlechter, z. B. die Hummeln, haarig sind.

Glaubig. Alles gut! lieber Karl, aber — Deine Geschichte!

Karl. Sogleich! ich möchte Ihnen nur gern erst eine angeschwollene weibliche Zuh-

penkolbe zeigen. (Er sucht, und bricht dann eine ab.) Hier ist eine! Reisende Saamenkapseln darf ich ohne Frage abbrechen. Mein Vater hat es mir sogar befohlen. Sehen Sie nur (er spaltet sie auseinander) hier sind drei Reihen mit befruchteten Saamenkörnern angefüllt! Das wäre lauter Tulpen- saamen geworden, wenn sie fortgewachsen wäre.

Glaub ich. Warum ließeß Du sie denn nicht fortwachsen?

Karl. Ach, nein! — mein Vater sagt, sie nehmen der Pflanze die Kraft, und es dauere doch sehr lange, bis aus dem Tulpen- saamen blühende Tulpen entsänden. Ich glaube, es dauert drei Jahre. Auch sollen viele einfarbige darunter sein. Bei der Vermehrung mit den Zwiebeln, innerhalb der Erde, geht es schneller. Auch ist man sicherer, fast lauter recht bunte davon wieder zu bekommen, wenn man nur Zwiebeln von den schönen Tulpen aufhebt und pflanzt. „Wenn ich aber ein Gärtner wäre, sagt mein Vater, so würde ich alle Jahre Tulpen aus dem Saamen ziehen.“

Glaubig. Weißt Du nicht, warum Dein Vater das thun würde?

Karl. O, ja! weil sich darunter oft Tulpen finden, die schöner sind, als alle, die man bis dahin hatte und also vermehren konnte. Mein Pache in Werseburg, der Lieutenant von Weise, macht es so mit den Nektaren, mein Großvater Jüngken in Salzwedel, mit den Aurikeln, und mein Vater hat es mit den Pfirsichen so gemacht. Sehen Sie, diese zwei Bäumchen hier tragen die schönsten Pfirsichen in der ganzen Gegend umher. Mein Vater hat sie aber aus dem Kerne gezogen, und absichtlich nicht gepreßt.

Glaubig. Warum trägst Du denn deine Tulpe noch immer umher?

Karl. Weil ich es nicht vergessen will, sie meinem Vater oder meiner Mutter zu zeigen.

Glaubig. Ach, so! Nun das ist recht! — Jetzt erzähle mir Deine Geschichte!

Karl. Gut! Es war also einmal ein Mann! (er setzt lächelnd hinzu:) So fangen ja alle Geschichten an! dem der liebe Gott das Wetter nie nach seinem Sinne machen

konnte. Man nannte ihn deshalb Meister Ueberflug. Bald schien ihm die Sonne zu lange und zu warm; bald regnete es ihm zu anhaltend und zu viel. Dann wieder war es ihm zu raub, oder zu früh im Herbst kalt, oder er schalt über die späten Fröste im im Frühjahr. „Wenn ich nur einmal lieber „Gott wäre, sagte er oft, ich wollte ganz „anderes Wetter machen. Damit sollten „alle verständige Menschen vollkommen zufrieden sein können. Regen zur rechten „Zeit, und Sonnenschein zur rechten Zeit! „kurz alles in gehöriger Abwechselung. Das „sollte einmal ein fruchtbares Jahr geben.“

Er hatte das den Leuten um ihn herum so oft vorgefagt, daß sie es endlich glaubten, und herzlich wünschten, daß er wenigstens ein Jahr hindurch das Wetter machen dürfe. Der liebe Gott, der es lange mit angehört hatte, kam endlich zur Erde herunter. (Er lächelt dabei und setzt hinzu:) Sie sehen wohl, daß mein Geschichtchen ein Gedichtchen ist, wie die Mutter sagt, denn Gott ist ja allenthalben; er kann folglich nicht vom Himmel herunter kommen.

Glaubich. Ich weiß es wohl, mein Kind! fahre nur fort!

Karl. Also — der liebe Gott kam zu dem überklugen Manne, und sagte: ich habe gehört, daß Du oft auf mich wegen des Wetters gescholten hast. Du meinst also, wenn Du es ein Jahr lang machen dürfeßt, wie Du wollest, so werde es schöner sein als jetzt, und — ein recht fruchtbares Jahr geben.

„Ja, freilich! antwortete Meister Ueberflug! Laß es mich nur ein Jahr lang machen!“

Gut! versetzte der liebe Gott! Heute ist Neujahrstag! So fange denn Heute an! Wenn Du aber merkst, daß es Dir nicht gelingen will, so sage es mir möglichst schnell, damit ich Dir noch zur rechten Zeit helfen, und den Schaden wieder gut machen könne.

Meister Ueberflug freute sich nicht wenig, und verkündigte allen seinen Bekannten, nun habe er das Wetter zu machen, nun solle es ganz anders, und zwar besser werden. — Daß er Gottes Hülfe dabei nöthig haben werde, fiel ihm gar nicht ein.

Wirklich war den Winter über fast beständig helles Frostwetter. Es schneite wohl, aber grade nur so viel, daß die Saat dadurch bedeckt wurde, und gute Schlittenbahn war. Es gab kein Schlackewetter, keine dicken Nebeltage, keine unfreundlichen Stürme. Im Frühjahr hörten die Nachfröste bald auf. Es kamen ^{stet} bald freundliche Sonnentage, dann und wann etwas Regen, grade wie es zum Pflügen und Säen nothwendig war. In der vollen Woche vor Ostern war das Wetter besonders schön, denn in dieser, der sogenannten weißen Woche, wird viel gewaschen, und da sehen es die Frauen gern, wenn das Wetter recht schön ist.

Am ersten Ostertage erschien der liebe Gott dem Meister Ueberklug und fragte ihn, ob er seiner Hülfe bedürfe. Statt aller Antwort lachte Meister Ueberklug hell auf und sagte: Darnach solle er die Leute fragen! —

Auch im Sommer ging alles herrlich von Statten; nie hatte man in Deutschland erwünschteres Wetter gesehen, oder auch nur davon gehört, oder gelesen. Alles wuchs und

grünte und blühte daher unverbesserlich, und die Leute erhoben ihren Meister Ueberflug bis zum Himmel; ja sie hätten ihn gern in den Himmel erhoben und zum lieben Gott selbst gemacht, wenn das nur so angegangen wäre.

Aber die Bäume hatten allmählig abgeklüht, und es wollten sich keine Früchte zeigen. Die Leute wurden unruhig darüber, und sagten einander in die Ohren: „Meister Ueberflug scheint seine Sache noch nicht recht zu verstehen. Der liebe Gott weiß es am Ende doch wohl besser als er!“

Man beruhigte sich indeß allmählig wieder. Als aber bestimmt keine Früchte erschienen, wurden die Leute unwillig, schalteten mit Meister Ueberflug, und sagten, warum er sie denn um alles Obst bringe?

Dieser kratzte sich in den Kopf, und sagte verdrießlich: „Ja, das weiß ich eben nicht! Ich verliere ja dabei so gut als ihr, aber ich kann es nun doch einmal nicht erzwingen. Der liebe Gott wird mir wohl heimlich dabei schaden, denn sonst könnte ich es nicht begreifen. Ihr wißt selbst, wie herrlich ich
das

„das Wetter immer gemacht habe. Oder, seid
Ihr etwa damit unzufrieden gewesen?

„Ei, Nein! riefen alle. — Wenn wir
nur Obst hätten!“

Um diese Zeit erschien der liebe Gott dem
Meister Ueberflug zum dritten Male und
fragte ihn wieder: „Ob er seiner Hülfe be-
dürfe? Der aber antwortete rüchisch: „Ich
verlange Deine Hülfe nicht, sondern wünsche
bloß, daß Du Dich ganz und gar nicht
um das Wetter bekümmerst. Das Obst
hast Du mir nun einmal verdorben. Laß mir
nur das Getreide unversehrt!

Der liebe Gott antwortete lächelnd: Ver-
laß Dich darauf, ich will ihm nichts Böses
anthun.

Die schlaue Ausflucht des Meister Ue-
berflug hatte geholfen. Die Leute waren
wieder still und sagten einander ganz leise ins
Ohr: „Der liebe Gott ist allein Schuld dar-
an! Er ärgert sich darüber, daß Meister
Ueberflug das Wetter so viel schöner ge-
macht hat, als er; darum hat er ihm das
Obst verdorben.“

Der liebe Gott ließ die Leute reden, was sie wollten, und dachte: „Zu seiner Zeit „will ich Euch schon eines Besseren „belehren!“

Indeß schößte das Getreide, und wuchs empor wie ein Wald. Da das Wetter äußerst gedeihlich war, so konnte man an manchen Stellen zur Noth ein Wagenrad an das Getreide lehnen, ohne daß es umgedrückt wurde.

Ha, ha! sagten die Leute nun, das Getreide kann ihm der liebe Gott doch nicht verderben. Wir werden also wenigstens eine reichliche Erndte haben. Nun, so mag denn das Obst fehlen. Haben wir doch noch gebackenes! —

Ah, aber der Roggen hörte auf zu blühen, und seine Aehren waren und blieben taub. Der Weizen blühte ab, und — war ebenfalls taub. So kam es auch mit den übrigen Getreidearten.

Jetzt schalten die Leute mehr als jemals auf Meister Ueberfling, und dieser — schob abermals alle Schuld auf den lieben Gott.

Da kam der liebe Gott noch einmal vom Himmel herab, und trat vor Meister Ueberflug hin als er eben eine Menge armer Bauern damit beschwichtigte: Er könne nichts dafür, daß sie so großen Schaden litten, müsse er ihn doch bei seinen vielen Sorgen, Mühe und Arbeit wegen des Wettermachens, selbst leiden. Das sei alles bloß Neid und Mißgunst vom lieben Gotte.

„Nein! sagte dieser, sobald er sichtbar erschienen war, es ist nicht Neid und Mißgunst von mir, sondern Unwissenheit von Dir! Du hast es besser verstehen wollen, als ich; und nun siehst Du, wie viel Dir noch fehlt! — Thor! Du hast ja den Wind vergessen, und wie können sich ohne Wind die Blüthen befruchten!“

Da stürzten die armen Leute, die ihr Obst und Korn verloren hatten, halblaut einander zu: Der Narr wollte klüger sein, als der liebe Gott! Man hat er es, und wir alle sind seinerwegen unglücklich! —

Meister Ueberflug aber legte den Kopf verdrießlich in die Hand, und sagte ganz langsam: Ja! sonach hast Du recht, und ich un-

recht! — So mache denn künftig das Wetter, wer da will! ich mag mich nicht weiter damit befassen.

Seit dieser Zeit soll man nicht mehr so oft gehört haben, daß die Leute wie Meister Ueberflug gesagt hätten: Wenn ich nur der liebe Gott wäre, ich wollte das Wetter weit besser machen, als er.

Glaubh. Ich danke Dir, lieber Karl! Diese Geschichte kannte ich noch nicht.

Karl. So? Nun das freut mich sehr. Dann sind Sie aber auch wohl so gütig, und erzählen mir heute Abend ebenfalls eine?

Glaubh. Ja, lieber Junge! Ganz gewiß! Erwinnere mich nur daran? *)

So ungefähr sprach mein Sohn wirklich schon in einem Alter, in welchem andre Kin-

*) Einer meiner Freunde, der meinen Sohn in seiner Kindheit kannte, und ähnliche Gespräche mit ihm führte oder mit anhörte, hat das Gespräch gelesen und völlig der Art gefunden, wie sie damals oft statt fanden. Er hat mich deshalb gebeten, mehrere mitzutheilen. Ich werde es vielleicht thun.

der — besonders vor fünfzehn bis zwanzig Jahren — kaum mehrere Worte mit einander verbinden konnten, ohne grobe Fehler dabei zu begehen. So ungefähr wußte er über alle Gegenstände um ihn her Auskunft zu geben. Auch war ihm — und mir! — genau bekannt, was er nicht wußte. Er sagte sehr ruhig: Das weiß ich nicht! und fragte seine Eltern, oder andre Menschen darnach, und ich lenkte gern die Unterhaltung auf Dinge, die er nicht verstand; bisweilen mit ihm selbst, bisweilen mit Andern, aber — in seiner Gegenwart.

In unserm Garten kannte er alles, grade so wie die erwähnten zwei Pfirsichbäume und wie die Tulpen. Da war keine Rose, keine Geißblatt, keine Wein, keine Obstart, worüber er nicht nähere und vernünftige Auskunft hätte geben können.

Das Ueberraschendste für jeden Tiefersblickenden war die höchst richtige und genau beobachtete Betonung aller Worte. Nie sprach er eins derselben aus, ohne schon durch den größeren oder geringeren Nachdruck, den er darauf legte, pünktlich anzudeuten, wel-

chen Grad von Kraft es an dieser Stelle habe oder haben soll. *)

Man wird mir einwerfen, das sei ja gar nicht kindlich; ich muß aber um Verzeihung bitten, denn — kindlich ist es allerdings, nur nicht kindisch, und unsere Kinder werden — und besonders wurden — meistens zwar sehr kindisch, aber nicht eben kindlich erzogen.

Man findet es freilich nur selten, so wie ich oben erzählte. Das gebe ich zu. Aber dafür können die armen Kinder nicht, sondern — wir, — ihre Eltern und Lehrer.

Von allem Schönen, Großen und Guten, das je auf der Erde verübt wurde, liegen die Keime in der menschlichen Na-

*) Auch Hegne'n war das ganz besonders aufgefallen. In seinem Briefe an Wieland sagt er deshalb: „Mir war weit das Merkwürdigste, daß er mir Sinn, Gefühl und Affekt las!“ Und doch ist hier die Rede nicht vom Deutschen, oder von Kinderideen, sondern von den ersten Lateinischen und Griechischen Dichtern. (in seinem neunten Jahre).

zur, und zwar, nicht etwa bloß in den Seelen einiger, wenigen, großen, erhabenen menschlichen Wesen, die durch das Ungesähr oder vielmehr durch ein günstiges Schicksal in die Lage kamen, jenes Schöne, Große und Gute auszuführen. Nein, sie liegen, so wahr ein Gott ist, und so gewiß er Menschen geschaffen hat, die — auf der Erde — ein Abbild von ihm sein sollen, in der ganzen menschlichen Natur. Jeder also, der nicht vor oder nach seiner Geburt verwaorloset wurde, kann darauf Anspruch machen.

Wir aber fehlen bei unsern Kindern, fehlen unverzeihlich, denn wir verderben das Gute, und pflanzen oft dafür Schlechtes. Dies Unkraut wächst dann lustig empor in dem guten Boden, und übertäubt bald das Vortreffliche, statt daß diesem die ganze Kraft des Bodens hätte erhalten werden müssen.

Alles Schöne, Große und Gute kann, seiner Natur nach, nur mit Mühe, nur mit Aufopferung angeübt werden. Aufopferungen wollen wir selbst aber nicht gern bringen, deshalb begnügen wir uns mit dem

Gemeinen, und lassen das Schöne, Große und Gute zur Seite liegen, mit der bekannten Versicherung der Trägheit: Es ist un- erreichbar!

Das bemerken dann unsre Kinder, — denn, wahrlich! sie sehen weit heller, als wir glauben! — und sagen sich im Stillen: Nun wenn der Vater, die Mutter, der Freund unsers Hauses das Leichtere vorziehen, so muß es auch wohl das Bessere sein. Bequemer ist es ohnedies! also — geschieht es, und das Edlere, aber Mühevollere, unterbleibt.

Das Gemeine hat ferner ganz die böse Art des Unkrauts an sich: Man findet es allenthalben! kann sich also stets damit trösten; Mein Nachbar hat es ja auch an sich! und — es schlägt schnell über das Gute empor, eben, weil es die Natur des Unkrauts und des Bösen ist, überall leicht zu wachsen und das Gute zu unterdrücken.

Reißet aber jede Unkrautpflanze, so bald sie sich zeigt, mit der Wurzel aus, und pfleget das Gute, so viel ihr nur immer vermöget! Dann werdet ihr Wunder sehen. Doch davon ein andermal!

Besonders sollten kein Vater, keine Mutter, kein Lehrer, kein Erzieher vergessen, daß Lehre nur beginnt, Beispiel aber vollendet. Unsere Kinder sind, was wir sind; gut, wenn wir gut, und schlecht, wenn wir schlecht sind.

Ich könnte diese Behauptung noch viel weiter ausdehnen. Mit voller Ueberzeugung dürfte ich sagen: Sie werden auch klug, gelehrt, großmüthig, bescheiden, wüthig, annehm, ja liebenswürdig werden, wenn wir es sind! und — gewiß das Gegentheil von dem Angeführten, in so fern wir ihnen mit dem Beispiele des Gegentheils mehr oder weniger vorangehn.

Dies greift indeß zu tief ein, denn es läuft zu sehr gegen die allgemeine (d. h. gegen die gemeine) Meinung. Auch muß dabei vom Vater, von der Mutter, von den Geschwistern, von den Gespielen, von dem Gesinde, von den Freunden des Hauses, von den Bekanntschaften der Familie, zu Hause und auf Reisen, geredet werden. Es bleibt also wohl mit Recht einem eigenen Abschnitte vorbehalten.

Meine Frau und ich sprachen nie anders mit Karl, oder in seiner Gegenwart, als mit streng richtiger Betonung aller Worte. Er gewöhnte sich also von selbst daran, eben so zu reden. Vergaß er es einmal, oder betonte er falsch! — so unterbrachen wir ihn, und antworteten: „Ich versichere Dich, nicht, mein Kind! Was willst Du, denn eigentlich sagen? —“

Doch, ein Beispiel wird alles schnell deutlich machen. Nehmen wir also an, es sei bei Eische die Rede davon gewesen, daß wir des schönen Wetters wegen an dem Tage noch nach Merseburg gehen würden, und Karl hätte etwas später gern wissen wollen, um welche Zeit fortgegangen werden solle? hätte aber die richtige Betonung verfehlt, und statt: Wann gehen wir denn nach Merseburg? gesagt: Wann gehen wir denn nach Merseburg? so würde einer von uns beiden ihm schnell aber mit scherzhaft angenommener Förllichkeit geantwortet haben:

Mein Kind, wir gehen sehr oft dahin, denn da Merseburg nur eine gute Stunde weit von hier, der Fußweg dahin aber aus

gerst angenehm, auch bei weitem näher ist, als der Fahrweg, : : : (Jetzt wußte er schon längst, daß und wo er gefehlt habe, und war sicher schon eingefallen: Nein, ich meine ja nicht, wann wir dahin gehen? sondern: wann wir dahin gehn?)

Wir ehrten uns aber absichtlich nicht daran, sondern suchten sorgfältig noch recht vieles auf, um den erschnitten Bescheid zu verjähern, folglich den strafenden Scherz für ihn zu verlängern und seine Aufmerksamkeit auf den begangenen Fehler zu schärfen. Escher fuhren wir also ganz langsam und bedächtig fort, aber immer halb lächelnd, damit er nicht mürrisch werde, oder uns für verdrießlich halte:)

: : Da wir ferner zwar zwei Wagen, aber keine eigene Pferde haben; da es überdies wohl sein könnte, daß der gute Lieutenant uns auf dem Fußwege entgegen käme, auf dem Fahrwege aber gewiß nicht; und da endlich die Mutter sich in Weichau Pflanzen bestellen will, — — so siehst Du selbst wohl ein, mein liebes Kind! (mit affectirtem Pathos und sehr langsam!) daß —

wir — werden — gehen, (mit großem Nachdruck gesprochen!) müssen, denn die Führen dahin, die Genthens uns noch schuldig sind, heben wir gern, (wie Du ebenfalls wohl weißt) bis zu einer Zeit auf, wo der Fußweg schlecht ist, und wir dennoch nach Merseburg müssen.

Es thut mir zwar Deinetwegen sehr leid! indem Du, wie es scheint, weit lieber gefahren wärest, aber, mein geliebtes Jüngelchen! ich kann Dir nun einmal nicht helfen. Bei so bewandten, Dir übrigens längst bekannten, Umständen, werden wir wohl gehen müssen.

Natürlich hatte er in der Zeit sich gewiß schon zwei bis dreimal an uns angeklammert, und kindlich lächelnd, oder mit angenommenem Ungefühle gebeten, ihm doch nur zu sagen: Bann!! Denn, daß wir gehen wollten, wisse er ja sehr wohl. Aber wir lehrten uns daran nicht. So lange wir noch etwas Dahingehdriges beizufügen wußten, thaten wir es gewiß, und verursachten dadurch, daß er sich desto mehr hütete, eine ähnliche Unbedachtsamkeit wieder zu begehen.

Gut, wirft man mir ein, daß Sie und Ihre Gattinn so verfahren, ist zwar viel, doch nicht unmöglich; und — wir wollen es einräumen. Daß aber Ihre übrigen Umgebungen sich auch so benommen haben, werden Sie uns nimmermehr einreden.

Antwort: Das will ich auch nicht, denn ich kann es nicht. Ich bitte den Gegner nur, zu bedenken, daß es gar nicht nothwendig ist, daß alle Umgebungen des Kindes völlig folgerecht verfahren. Gut wäre es freilich! aber — es geschieht unterm Monde nun einmal nicht; wenigstens kann unser einer sich seine Umgebungen nicht schaffen, wie er will, so gern man es thun möchte. Andere, die reicher, oder mächtiger sind, könnten es zwar: aber sie thun es nicht, denn Unachtsamkeit oder Vorurtheile hindern sie daran.

Gehen wir indeß auf meine Verhältnisse in Lechau zurück, so wird sich bald zeigen, daß nicht mehr nöthig war, als wirklich geschah.

Meine Gattinn gewöhnte sich bald daran, nach meinen Wünschen zu handeln, oder doch

zu schweigen, wo sie nicht dem gemäß handeln konnte oder wollte.

Die dritte und letzte Person unsers Kreises (außer Karln) war das erwähnte Dienstmädchen: Karoline. Sie war eine geborne Hallenserin, die das Schicksal uns zuführte, und die uns in Betreff Karls sehr nützlich wurde.

Damit man desto leichter begreife, was sie uns in dieser Hinsicht leisten konnte, will ich zuvor erzählen, wie sie wurde, was sie war; und wie sie in unser Haus kam. Das Andere folgt dann von selbst. Auch wird hiernach jeder leicht einschen, daß solche Personen so gar selten nicht sind, wenn man sie nur sucht, oder schnell zu wählen und nachher festzuhalten versteht. Der Nutzen eines solchen Wesens bei einer zweckmäßig sein sollenden Erziehung ist aber in die Augen fallend. —

Karoline war die Tochter eines nicht begüterten, doch wie es scheint, verständigen und erfahrenen Königl. Unterbedienten in Halle. Er starb, als sie noch sehr jung war. Ihre Mutter zog ihre jüngere Schwester bei

weitem vor. Karoline wurde auf dem Waisenhanse gebildet, und diente dann in guten Familien der Stadt.

Ein junger Mann aus Schlessien, der in Halle studirte, lernte sie kennen, liebte sie und wollte sie heirathen: nahm sie deshalb aus ihren bisherigen Verhältnissen weg, Kleidete sie anständig, und bildete sie durch Unterhaltung und Lesen guter Bücher sorgfältig aus, damit seine Eltern, Verwandte und Freunde seine Wahl billigen sollten.

Als er aber nach Schlessien zurückkam, lernte er die Tochter eines seiner Gönner, der ihm sehr wichtig war, kennen. Die jungen Leute gefielen einander, und — heiratheten sich. Dieser Schlag war für Karolinen schrecklich. Ihre bisherige Lebensweise konnte sie nicht weiter fortsetzen, dazu war sie zu arm. In Halle selbst auf's neue einen Dienst suchen, wollte sie aus Ehrgefühl noch weniger. Sie sah also der Zukunft mit Angstlichkeit entgegen.

Um dieselbe Zeit erfuhr sie, daß wir ein Dienstmädchen verlangten, und kam nach Lechau, uns ihre Schwester anzutragen. Sie

that alles, was sie vermochte, um uns für diese zu gewinnen: aber meine Wartin und ich hatten uns durch einige leise Winke verstanden; und fragten sie gemeinschaftlich, ob sie selbst nicht etwa bei uns dienen wolle?

Sie blieb nur wenige Augenblicke unschlüssig, dann nahm sie, ohne noch die Bedingungen zu kennen, unsern Antrag an, und wir kamen jedem ihrer billigen Wünsche freundlich zuvor. Sie war so gern in unserm Hause, daß sie sieben Jahr lang bei uns blieb, und auch dann noch nicht von uns gegangen wäre, wenn wir sie nicht aufgemuntert hätten, eine Heirath einzugehn, die uns für sie besonders annehmlich schien.

Der Vortheil, den wir von Karolinen's Anwesenheit in unserm Hause zogen, war groß, denn nicht nur war sie ordentlich, reinlich und tren, sondern — was uns bei weitem die Hauptsache war! — sie verderbte und verhätschelte Karl nicht.

Sie sprach ziemlich reines Deutsch, in gewählten Wendungen. Die gewöhnlichen Gemeinheiten und Grobheiten der dienenden Klasse ekelten sie an. Von dieser Seite war also

also jeder schädliche Einfluß auf unsern Sohn undenkbar. Ferner hat sie sich bei uns stets sehr stilllich betragen, auch befolgte sie unsere Vorschriften in Betreff des Kindes genau.

Sie kam, als Karl etwa ein Jahr alt war, in unser Haus, und verließ es in seinem achten.

Früher hatte meine Gattinn ihn meistens selbst gewartet, was sie auch später zu thun pflegte; folglich geschah alles, was wir leisten konnten, um Körper, Geist und Herz des Kindes nicht zu verderben, sondern möglichst auszubilden.

Da aber nur wir drei in der Regel um das Kind waren, so kamen alle übrige wenig in Anschlag.

Natürlich sprachen manche unserer Freunde und Freundinnen unrichtig. Die Leute aus der Gemeinde und der Gegend umher, noch mehr! Das hatte aber keinen Einfluß auf Karl, weil er schon sehr früh wußte, daß und warum es falsch sei. Bei unrichtigen und doch nicht bösen Handlungen wurde er zur Geduld verwiesen, mit dem Beisatze: „Lieber Karl! dergleichen wirfst Du

I.

„noch oft erleben! So handeln nicht selten
„die besten Menschen, wenn es gleich nicht
ist, wie es sein sollte.“

Der Lieutenant v. Weise z. B. wohnte
bei uns, während ich 1806 in der Pension
war. Karl sprach also mit ihm, wie sonst
mit mir. Er fragte ihn, machte ihm Ein-
wendungen u. s. w., und Weise, der an eine
ganz andere Art von Kinderzucht gewöhnt
war, sagte dann nicht selten zu ihm; „Bis
stille! Karl! Du mußt gar nicht reden!
Hörst Du wohl? Du redst nicht! u. s. w.“

Karl gewöhnte sich aber doch allmählig
daran, ihm bescheiden zu gehorchen, wenn er
gleich wohl fühlte, daß Weise etwas Unbilli-
ges verlange, und daß ich, oder meine Frau
ihm sicher würden erlaubt haben, alles zu
sagen, zu fragen und einzuwenden,
was er jetzt im Herzen behalten mußte.

Karl betonte im Sprechen stets voll-
kommen richtig, er mußte es natürlicher Wei-
se also auch beim Lesen thun. Den Schul-
ten hat er niemals an sich gehabt, sondern
vom ersten Augenblicke an, wo er zu lesen
verstand, ganz so richtig betont gelesen, als

er sprach. Er konnte ja auch nicht anders. Ich wenigstens wüßte nicht, wie er es anders hätte machen wollen! — Wir nehmen an, daß er z. B. in einem Buche fand: „Ein gutes „Kind wird nie verdrießlich, wenn man es „seiner Unarten wegen tadelt!“ so weiß man schon, wie er diese Worte beim Sprechen derselben betont haben würde. Er mußte sie aber beim Lesen durchaus eben so betonen, sobald er sie begriff. Denn, wollte ich auch zum Scherz, oder vielmehr aus Nachgiebigkeit, zugeben, er hätte das erste Komma im Schulten gelesen, weil er es bis dahin noch nicht verstanden habe, so würde es ihn selbst empört haben, dies gedankenlose Aussprechen nicht zu verbessern. Kaum hätte er gemerkt, was der Verfasser sagen wollte, so würde er es noch einmal und richtig betont ausgesprochen haben. Das Ganze hätte er also folgendermaßen gelesen:

Ein gutes Kind wird nie verdrießlich, wenn man es seiner Unarten wegen tadelt.

Ich versichere als redlicher Mann, daß der bekannte Olivier ausdrücklich in Dessau

eine Probe mit ihm und seiner besten Schülerin, einem, zwei Jahre älteren, Mädchen anstellte, und im höchsten Grade erstaunt, selbst eingestehen mußte, daß Karl sie übertr esse.

Wie haben sie das nur angefangen? — sagte er. Ich konnte ihm aber nichts anders antworten, als wovon ich überzeugt war, und was ich heute fester noch glaube als je: „Es ist gar keine Kunst! — denn es findet sich von selbst! Es muß so kommen! —“ was ihm freilich, weil er das Ganze nicht genug kannte, unbegreiflich schien.

Weiter unten mehr davon!

Ich schließe diesen langen Abschnitt, weil ich hoffe, meinen Zweck erreicht zu haben: denn höchst wahrscheinlich wird jetzt jedermann einsehen, daß mein Sohn auf dem angegebenen Wege dahin gelangen mußte, sehr früh ein ausgezeichnete(r) Knabe zu werden. Wurde er dabei zugleich mit Sprachen und Wissenschaften beschäftigt, so mußte er auch in diesen schnell ungewöhnlich zuneh-

men, das heißt mit andern Worten: er mußte ein früher Gelehrter werden.

Filfter Abschnitt.

Ob ich mir die nöthige Geschicklichkeit zutraute, meinen Sohn zum (frühen) Gelehrten zu bilden?

O, nein! — Zwar hatte ich auf Schulen und Universitäten ganz das geleistet, was die Besten neben mir leisteten; und als Kandidat meine höhere Ausbildung beständig und höchst sorgfältig im Auge behalten, wie die verschiedenen gelehrten Prüfungen beweisen, welche ich bei dem Feldprobst Klehe, beim Konsistorio in Magdeburg, und beim Oberkonsistorio in Berlin bestanden habe.

Auch hatte ich nicht aufgehört, Andere zu unterrichten, also immer noch zugelehrt. Ueberdies boten mir die ersten damaligen Erzieher Deutschlands, Gedike, Salzmann, Pfessl, Karoline Rudolphi u. Lehrstellen in ihren Anstalten mit einer Güte an, die mich beehrte: aber dennoch hielt ich es für un-

denkbar, daß ein einzelner Mann, bei sehr mäßiger Einnahme, auf dem Lande wohnend, ohne sämtliche Lehrmittel zu haben, oder doch sie schnell herbeischaffen zu können, im Stande sein sollte, ein rasch und glücklich voranschreitendes Kind weiter zu bringen, als bis zum achten oder zehnten Jahre: das heißt nach meiner damaligen Ansicht, bis es im Stande sei, in die unterste der oberen Abtheilungen einer höhern Schule zu gelangen.

Deshalb machte ich vor und bei Karls Geburt schon den Plan, daß Männer, wie Gedike und Schewe dann kräftig eingreifen sollten, wenn ich nicht weiter im Stande sein würde, dem Knaben allen ihm nöthigen Unterricht zu ertheilen. An ihren Anstalten waren zehn bis zwölf Lehrer, am grauen Kloster in Berlin vielleicht noch mehrere; mit ihren Fonds konnten sie sich die geschicktesten und besten wählen, und sie nur für diejenigen Zweige des Unterrichts anstellen, zu welchen jene sich am fähigsten fühlten.

Das alles brachte ich in Rechnung, und war deshalb weit entfernt, zu wähnen, daß ich es werde ersetzen können.

So wie sich bei der Erziehung meines Sohnes, einige — freilich nur sehr wenige! — schlechte Menschen gefunden haben, die zu zertreten suchten, was ich mit meinen Freunden zu pflanzen und bemühen; — so werden sich auch jetzt gewiß einige finden, die da sagen: Das ist bloß „angenommene Bescheidenheit! Er hat sich „sicher zugetraut, was er nachher geleistet „hat! und vielleicht mehr noch! —“

Nach den hämischen und heimlichen Umtrieben gewisser Herren, die man zu seiner Zeit kennen und verachten lernen wird, muß ich so etwas erwarten. Denn wer gegen eine vorzüglich gute Sache etwas Schlechtes zu thun fähig ist, muß dies vertheidigen, oder doch beschönigen. Da ist dann das kürzere Mittel, was diese Herrn auch ergriffen haben, durch ihre Helfershelfer, gute Freunde, Klienten und Jünger recht viele Verläumdungen in Umlauf zu setzen, theils mündlich im Orte, theils durch Briefe nach außen, theils durch eingeschickte Aufsätze und Rezensionen in öffentliche Blätter aller Art

Geschehen ist dies alles bekanntlich mit großer Schlauheit, geschadet hat es meinem Sohne (und mir) allerdings; aber ihren Zweck haben jene Schleicher nicht erreicht, denn mein Sohn ist noch immer geachtet und geliebt.

Die gute Sache steht fest, und wird mit Gottes Hülfe täglich fester stehn. Auch wenn mein Sohn oder ich, schnell in eine bessere Welt übergehn sollten, so ist doch der Beweis unvorderruslich geliefert, daß die Ausbildung des Mr. schen, ohne ihm zu schaden, viel rascher vorschreiten kann, als man bisher für möglich hielt.

Ich nehme also den zu erwartenden Einwurf auf: „Ich hätte mir alles das zugetraut, was ich geleistet habe!“ und antworte darauf: Nein! — Meine Einrichtungen bei der Geburt des Kindes zeigen schon, daß ich die Wahrheit sage. Mein nachheriges Benehmen beweiset es noch klarer.

Kaum hatte mein Sohn einige Fortschritte im Lateinischen gemacht, und sollte das Griechische anfangen, so sahe ich mich allenthalben

nach einem Lehrer um, der mir dabei zur Hand gehen sollte, weil ich fühlte, daß ich das nicht leisten könne, was nach meinem Ideale geleistet werden mußte.

In Halle, in Leipzig, in Magdeburg, in Berlin, allenthalben bemühte ich mich, mit Aufopferung einer für mich sehr großen Summe jährlichen Gehaltes und anständigen Unterhalts einen Mann zu bekommen, wie ich ihn wünschte. Aber — das Schicksal wollte es anders. Was ich verlangte, konnten nur höchst Wenige leisten, und diese Wenigen standen in Verbindungen, die ihnen vortheilhafter waren, oder bessere Aussichten für die Zukunft gewährten.

Ich wünschte einen Mann, der das Griechische so leicht und gern läse, als ich das Deutsche, Lateinische, Italienische oder Französische; der aber zugleich seine Muttersprache so vollkommen inne hätte, daß es ihm Kleinigkeit wäre, jeden griechischen Ausdruck vollständig erschöpfend im Deutschen wiederzugeben; der ohne Anstrengung und doch richtig! ins Griechische übersetzen, alle Beugungen der Worte zugleich mit den verschiedenen Dia-

letzen aufzählen und von einander herleiten; kurz! der gemeinschaftlich mit dem Knaben, eine kleine griechische Sprachlehre entwerfen könne. Wichtiger aber noch war es mir, daß er die ganze griechische Literatur, und dadurch das Volk, dem sie angehörte, genau kenne. Griechenland, Großgriechenland, Kleinasien, die Inseln; alle diese Gegenden, in den verschiedenen Zeiträumen der griechischen Bildung! Dabei zugleich die Verfassungen, Verwaltungen, Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, Vergnügungen, Lebensweise im Frieden und im Kriege; ihre Erziehung, Moral, Religion, Gesetzgebung, Politik, Handel, Künste und — Wissenschaften.

Hätte er Rom, und was zu ihm gehörte, eben so gekannt, so wäre es mir um so lieber gewesen.

In meinem ehemaligen Mitschüler, dem Herrn Dr. W. glaubte ich einen solchen Mann zu finden, und that ihm durch unsern gemeinschaftlichen Freund Glaubig Vorschläge, die für mich mit großem Geldaufwande verbunden waren. Er hatte sich jedoch, wie er uns versicherte, schon zu Verbindungen anheischig

gemacht, die er theils als ehrlicher Mann halten mußte, theils auch aus vernünftigen Gründen nicht aufgeben wollte.

Vor und nach ihm wurden mir mehrere vorgeschlagen: aber alle erschienen mir, bei näherer Bekanntschaft mit ihnen, untauglich für meinen Zweck; ja die meisten derselben hatten nicht einmal in den beiden Sprachen so viele Kenntnisse als ich. Viel weniger waren sie fähig, die höheren Anforderungen zu erfüllen.

Ich erzählte nur einen Vorfall der Art, denn alle übrige sind ihm ungefähr gleich.

Ein Kandidat aus unsrer Gegend kam mit großem Geräusch von der Universität zurück. Er selbst, seine Eltern und Verwandte versicherten, daß er der Lieblingschüler eines unsrer größten Philologen sei. Man schlug ihn mir mit der Versicherung vor, ich sei sehr glücklich, wenn er sich entschliesse, mein Gehülfe zu werden.

Seine prahlerischen Versicherungen, die ich erfahren hatte, machten mich misstrauisch. Ich antwortete also, daß ich grade jetzt ungeschlüssig sei, was ich thun wolle, würde es

aber gern sehen, wenn Herr W. — so lieb er — statt bei seinen Eltern zu leben, eine Woche bei mir wohnen, und täglich eine halbe Stunde lang meinen Sohn — jedoch nach meiner Weise — im Griechischen unterrichten wolle.

Es wurde freundlich angenommen, und er kam.

Absichtlich ließ ich ihn am ersten Tage bloß zuhören, wie ich mich beim Unterrichte benahm. (Meine Ideen darüber hatte ich ihm schon auseinandergesetzt.) Am andern Morgen fing er seinen Unterricht an. Ich hatte zwar gebeten, daß er eins von den (leichten) Lesebüchern nehmen möge, die ich angeschafft hatte: er trat aber mit der Iliade in der Hand ins Zimmer, und schritt ohne Weiteres zu einer sehr gelehrten Einleitung, von der ich in der That glauben mußte, daß er sie ziemlich gut behalten, oder auswendig gelernt habe.

Hin und wieder kamen Unrichtigkeiten, auch wohl auffallende Lücken im Zusammenhange vor, die mich in meiner Ruthmaßung noch befielen.

Karl senfte einmal über das andere hoch auf, und blickte ihn an, wie man ein noch nie gesehenes Wunderthier anstarrt, vor dem man sich eigentlich mehr fürchtet, als daß man es gern sähe. Bisweilen öffnete der arme Junge den Mund, um vielleicht zu sagen: „Ich verstehe das alles nicht!“ aber — das war umsonst! Denn der reißende Strom der Rede des Herrn W. schloß ihm denselben schnell wieder.

Er hielt also geduldig aus, und — ich mit ihm.

Als die halbe Stunde verlaufen, die gelehrtte Einleitung aber noch nicht beendigt war, bat ich, sie für heute zu schließen, und etwa noch fünf Minuten zum Uebersetzen anzuwenden. Am liebsten sähe ich es aus einem Lesebuche; wenn er (Herr W.) es aber lieber wolle, meinethwegen auch aus der Iliade.

Herr W. fing also an zu übersetzen, aber — aus der Iliade. Er standirte jeden Vers mit großem Pathos, und übersetzte in sehr unreinem, oft höchstwiderlichem Deutsch drauf los, daß mir die Haare zu Berge standen. Der arme Karl wurde blutroth vor

Angst, denn er glaubte, nach seiner bisherigen Erfahrung, ich werde von ihm verlangen, daß er das Gehörte ziemlich fertig wiederholen solle.

Ich ersökte ihn daher sobald als möglich von seiner Angst, indem ich mit einem heiteren Scherz sagte: „Mein liebes Jüngelchen! „das kannst Du nicht wiederholen, denn es „ist für Dich noch viel zu gelehrt! Wenn „Du etwas gut wiederholen sollst, so mußt „Du es vom Anfang an mit überseht haben. Das war aber hier nicht möglich, weil „Herr W. seinen Homer zu sehr inne hat, „also nicht, — wie ich mit Dir thue — in „der Grammatik und im Lexikon nachschlägt. „Ihm ist das natürlicher Weise zu beschwerlich: ich aber thue es aus Liebe zu Dir „gern, wie Du weißt.“

Dies beruhigte Karl und that dem Herrn W. keinen Schaden. Als wir allein waren, bat ich diesen, sich herabzustimmen, weil Karl sonst durchaus keinen Nutzen von seinem Unterricht haben würde. Er versicherte mich dagegen, daß dies die wahre Art sei, wie man unterrichten müsse, und daß

er seinen großen Lehrer genau kopirt habe.

Verzeihen Sie, antwortete ich, desto schlimmer! denn ich weiß nicht einmal, ob diese Art für Jünglinge ganz passend ist, und ich meine, sie könnte anders sein: daß sie aber für ein siebenjähriges Kind nicht paßt, davon bin ich überzeugt.

Er behielt natürlich recht, denn er wollte recht haben, und war mein Gast. Ich ließ mir also alles gefallen, und hat bloß, auf die Schwäche meines Sohnes, so wie auf meinen herzlichen Wunsch Rücksicht zu nehmen, und — Karl morgen nach einem der vorräthigen griechischen Lesebücher zu unterrichten. Er versprach es endlich, jedoch sehr unwillig.

Nichts desto weniger setzte er am andern Morgen mich und Karl wieder durch seinen Homer in Schrecken und Angst.

Nachdem ich wohl eine Viertelstunde lebend zugehört hatte, unterbrach ich ihn sehr ernst:

„Karl, sprach ich, sage mir offenherzig: Verstehest Du, was Herr W. Dir vorträgt?
„ich meine, hast Du es so begriffen, daß Du

„es wiederholen, und mir oder ihm vortragen kannst? —

Der arme Junge, der nie in einer so peinlichen Lage gewesen war, sagte mit einem tiefen Seufzer; Mein, lieber Vater! Das kann ich nicht! Ich verstehe vieles gar nicht und überhöre das Uebrige.

Gut, antwortete ich, so bitte ich Sie denn recht flehentlich, lieber Herr W., legen Sie die Iliade bei Seite, und nehmen Sie hier dies Lesebuch! Ich danke Ihnen sehr für Ihren guten Willen, aber Karl ist, wie Sie sehen, noch viel zu weit zurück, um den Homer zu verstehen. Sie wollen aber doch gewiß ihm nützlich werden, und mir gefällig sein.

Nach mehreren Einwendungen, es werde sich alles finden, Karl werde ihn täglich besser verstehen u. s. w. entschloß er sich endlich, zu thun, was er nicht ändern konnte, nämlich das erste Geschichtchen des Lesebuchs mit Karl zu übersehen.

Jetzt aber war die große und hohe Gelehrsamkeit mit einem Male zum Ende. Es kamen Worte, es kamen Formen vor, die ihn
in

in Verlegenheit setzten, und da er zu eitel war, sie aufzusuchen, so begnügte er sich damit, sie zu errathen, und deshalb jedesmal das ganze Punctum dem ungefähren Sinne nach, aber — in schlechtem Deutsch, zu übersehen.

Dies alles war meinen Absichten so im höchsten Grade zuwider, daß ich ihn wiederholt ersuchte, langsam zu gehen und Wort für Wort erschöpfend wieder zu geben. Auch Karl bat hierum dringend, aber vergebens! Ich machte also der Sache schnell ein Ende, denn ich zeigte, daß Karl so gut wie nichts von seiner Geschichte aufgefaßt habe. Dann übersehte ich selbst die folgende mit ihm nach meiner Art. Karl glühte vor Freude und konnte es nicht erwarten, bis er sie uns übersehen solle. Endlich war es so weit, und er hatte sie ganz in seiner Gewalt; denn er gab sie uns, trotz allen Einwürfen und Quersfragen von meiner Seite, fast ganz so wieder, als ich sie das erste Mal mit ihm überseht hatte.

Jeden andern, als einen Mohren, hätte eine solche Erfahrung weiß gewaschen.

Herr W. war aber viel zu aufgegeben, als daß er an seinen Kenntnissen oder an seiner Lebregabe hätte zweifeln sollen. Ich bemühte ihn nicht weiter mit dem Unterrichte, und er verließ uns nach einigen Tagen für immer.

Leider habe ich mehrere, ganz ähnliche Erfahrungen selbst gemacht, und andre gehört, auch wohl am dritten Orte mit angesehen. Wie sehr ist ein armes Kind zu bedauern, das einem solchen Menschen in die Hände fällt! —

Nicht bloß lernt es so gut wie nichts, sondern was schlimmer noch ist, sein Kopf fällt sich mit unrichtigen Begriffen, ja mit Hirngespinnsten an, die ihm später noch hinderlich sind, das Richtige einzusehen und sich anzueignen! — Es gewöhnt sich, in dunklen, nur halbverständlichen Ideen umherzuirren, und den Lehrer, der ihm solchen Unsinn vorträgt, für ein Licht der Welt zu halten; gewöhnt sich, wie sein unseliges Vorbild, die Besseren zu verachten, welche Klarheit überall mitbringen und verlangen. „Der Mensch besitzt keine Gelehrsamkeit! Er weiß bloß das allgemein verständliche.“ So hat

sein angestaunter Lehrer oft genug sich ausgedrückt. Der Knabe hat es daher endlich nachbeten gelernt. Seine Ansicht des Studirens, der Gelehrsamkeit und der Gelehrten wird also wahrscheinlich für immer! — unrichtig bleiben, wie wir denn auch oft genug ähnliche Misgriffe im Urtheilen von Erwachsenen bemerken.

Schlimmer schon ist die böse Folge eines solchen Unterrichts für das Leben. Der Knabe lernt nichts recht, durchschauet nichts klar, nimmt nichts als sein Eigenthum in sich, sondern läßt sich allmählig das halb wahre auch wohl ganz unnütze Zeug eintrichtern, plappert es unverdaut nach, und glaubt was rechtes zu sein, wenn er durch seine Wisserei Andre eben so in Staunen und Verlegenheit sehen kann, als früher sein Lehrer ihn. Nach dieser Weise verfährt er dann auch in den Geschäften des Lebens.

Auf klare, lichtvolle Ansichten zu dringen, oder diejenigen zu verehren und ihnen nachzustreben, die sie haben, das ist ihm viel zu gemein, viel zu niedrig. Er kann sich seines Gegenstandes nie vollkommen be-

mächtigen, denn man hat ihn nicht gelehrt, wie er das anzufangen habe. Er würde es aber auch nicht wollen, denn ihm ist nur heimathlich im Halbdunkel, weil er die Gemeinheit fürchtet, sobald es lichter um ihn wird.

Deshalb ist das bekannte Urtheil so häufig wahr: Gelehrte (ich meine in der angegebenen Art gebildete Gelehrte) passen nicht zu Geschäften, denn sie wühlen so lange umher, bis auch das klare Wasser trübe ist. Sie häufen Felsenstücke über einander, um einen Maulwurfsbügel zu ebnen, aber sie bedecken ihn bloß, und machen das Uebel noch ärger.

Am schlimmsten ist die Folge eines solchen verwirrenden Unterrichts für das Herz. Ich habe meistens gefunden, daß die beschriebenen Menschen sehr eingebil det und gegen Personen mit helleren Ansichten — wenn sie dieselben nicht fürchteten, oder etwas von ihnen erwarteten — sehr hochmüthig waren. Da nun aber die Fehler der Eltern und Lehrer leicht auf die Kinder und Zöglinge übergehen, so steht nur zu sehr zu besorgen,

daß sie die übrigen auf ihre Angehörigen fortpflanzen werden.

Man hört die Beispiele ungern, man sieht sie aber täglich!

Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen machte ich endlich den Schluß, daß meine nächsten Freunde z. B. der Professor W. in H. Glauben und Andere recht haben möchten, wenn sie behaupteten, ich besäße die nöthigen Kenntnisse, meinen Sohn weiter zu bringen, als ich selbst zu hoffen wage.

Ganz Recht hatten sie darin aber doch nicht, wenn gleich der Ausgang sie zu rechte fertigen scheint, denn sie hatten dabei viel zu wenig auf die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur gerechnet, und doch ist diese unermesslich groß.

Hätte ich meinem Sohne alles beibringen sollen, wie die gewöhnliche Unterrichtsart es zu thun pflegt, so wäre ich nicht im Stande gewesen, ihn nur halb so weit zu führen, als es mir jetzt gelungen ist, auch hätte ich dazu zwei ja drei Mal so viel Zeit und Mühe selbst aufwenden, und meinen Sohn nicht wenig quälen müssen. Ich ging aber einen

ganz entgegengesetzten Weg, und auf diesem hätte er noch weit mehr lernen können, wenn ich mehr gewußt hätte.

Er lernte unaufhörlich, aber — ohne daß er es bemerkte. Er lernte außerordentlich viel, und — hatte doch gar keine Gelehrsamkeit. Er vervielfachte, versennte und erhöhte seine Geisteskräfte so sehr, daß er bald jeden vorkommenden Gegenstand durchschaute, oder doch that, was er vermochte, um ihn zu durchschauen, denn —

„ihm wuchsen beim Siege die Schwirgen!“

und doch glaubte er nichts gethan zu haben, als was jedes Kind, jeder gewöhnliche Mensch thue, und thun müsse. Er lernte endlich sehr gern, und — immer lieber; weil er mannigfaltigen Genuß dabei fühlte, und das stete Zunehmen seiner Fähigkeit weiter fortzuschreiten (das Zunehmen seiner Geisteskraft) bemerkte.

Statt daß so viele Andere des Lernens und Studirens satt werden, wurde er immer eifriger darin. Es konnte ihn quälen, ein Feld des Wissens gewahr zu werden, auf

welchem er noch wenig oder gar nichts kannte „Ach, wie vielen Genuß entbehre ich dadurch!“ das sagte er nicht etwa bloß, sondern er fühlte es auch, ja, ich darf sagen: mit Thränen der Sehnsucht.

(Daher die unendlich hohe Achtung gegen Personen, die mehr wußten, als er; und die zärtliche Dankbarkeit, die er Jedem bewies, der sich die Mühe gab, ihn licher voll zu belehren).

Er ergriff folglich jedes Buch, jede Wissenschaft, jede Sprache mit der Begierde, sich alles Vortreffliche daraus zu eignen zu machen. Ist man jedoch bei Kindern, Knaben, Jünglingen zc. dahin gelangt, so hat man alles erreicht. Das Uebrige thut Gott, oder vielmehr die von ihm geschenkte Kraft, der Himmelsfunken, der, gemeinen Augen unbemerkt, aber — sehr hell! — in unserm Innern strahlt.

Ein so geleiteter Knabe dringt vor, und immer weiter vor, bis die Grenzen der menschlichen, oder seiner eigenthümlichen, Natur ihm wehren. Er wird, er muß also zu etwas Höherm und Großem gelangen.

Wohl ahnete ich dies Alles, aber ich ahnete es nur; ich sah es nicht so klar und gewiß ein, als später. Doch begriff ich es hinreichend, um eine Idee darauf zu gründen, die sogleich in Leipzig allgemeinen Beifall fand. Ich beschloß nämlich (nachdem mein verehrtester Freund, der Oberhofgerichtsrath Professor Erhard meine Absicht gebilligt und mich sehr aufgemuntert hatte, sie auszuführen), eine Unterrichtsanstalt anzulegen, die ihren Zöglingen eine Vorbildung der Art geben sollte, wie mein Sohn sie bekommen hatte.

Ich wollte in eine solche Vorschule jedesmal nur zehn Knaben nehmen, um sie gehörig übersehen zu können, wollte mir die Lehrer selbst zuziehen und bilden, so viel als möglich aber persönlich ^{mitwirken} ~~anstellen~~, um desto weniger Verdruß zu haben. Was ich thun, was ich bewirken wollte, lag am Tage. Man war mit dem wahrscheinlichen Resultate vollkommen zufrieden und traute mir die nöthige Kraft und den hinreichenden Willen zu. Von allen Seiten trug man mir Knaben an, ganz so jung als ich sie begehrte; auch die andern weitigen Anerbietungen dafür entsprachen

meinen Wünschen. Ganze Rossgänger konnte ich damals nicht nehmen. Man wollte sie mir daher als halbe geben.

Meine Gattin wurde ebenfalls aufgefordert, das Gleiche mit zehn Töchtern zu unternehmen, und auch ihr bot man unter denselben Bedingungen Kinder aus den besten Familien an; aber das Schicksal wollte es nicht; denn die Westphälische Regierung befahl mir, mit meinem Sohne nach Göttingen zu gehen. Ich mußte also jene Anerbietungen, so wie das früher meinem Sohne für Leipzig bestimmte Jahrgeld zurückweisen; aber mein Herz wird jene Güte lebenslang dankbar empfinden.

Jetzt kenne ich die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen noch genauer. Ich weiß es jetzt gewiß, daß eine solche Vorschule hinreichen wäre, die Kinder an Körper, Geist und Herz so vorzüglich zu bilden, daß ihre Kraft in allen drei Hinsichten bald ungewöhnlich groß erscheinen, ja sie sä, bis machen würde, vielen bösen Einwirkungen von außen her zu widerstehen; daß vorzüglich die Geisteskraft so vorgebildeter Kinder im

•

Stande sein möchte, sich selbst durchzuarbeiten und bei nur mittelmäßig gutem weiteren Unterrichte etwas Außerordentliches in der Welt zu leisten. Denn — ist die Kraft der menschlichen Seele einmal zweckmäßig angeregt, so läßt sie sich nimmermehr wieder zurückdrücken. Mag man ihr selbst Fesseln anlegen; sie sprengt dieselben, und tritt desto gewaltiger hervor. Oft schon haben Menschen, deren Geisteskraft einmal rege geworden war, und dann wieder zurück gehalten werden sollte, unerwartet ganz neue Wege betreten, und auf diesen unglaublich viel geleistet. Denn — wo eigentlich die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen endet, wird wohl noch zwei bis dreihundert Jahre lang ein unaufsäbares Räthsel bleiben. So weit sind wir, nach meiner innigsten Ueberzeugung, noch von dem Ziele entfernt.

Zwölfter Abschnitt.

Es es mir unlieb ist, daß mein Sohn ein früher
Gelehrter wurde?

Es war mir sehr unlieb; ich habe mich
aber späterhin über mein Vorurtheil, so wie
über meine Kurzsichtigkeit dabei geschämt. —
Der Satz stand damals als allgemein
geltend fest: „frühe Ausbildung des
„Geistes könne nur auf Kosten des
„Körpers, oder gar selbst des Her-
zens erlangt werden.“ Auch ich sahe
ihn daher für unumstößlich an, ohne ihn
zuvor näher untersucht zu haben; sonst hätte
ich finden müssen, daß er mit Ungrund all-
gemein ausgesprochen werde.

Der Satz sollte heißen: Wenn ein
Kind auf Kosten seines Körpers, auf
Kosten einzelner Seelenkräfte, oder
gar seines Herzens, ein früher Ge-
lehrter wird, so taugt das nicht!

Dann wäre er so richtig, daß auch ich
ihn noch heute unbedingt unterschreiben wür-
de. Dann hätte ich aber, schon damals!

schnell begriffen, daß er auf meinen Sohn nicht passe.

Was seinen Körper betrifft, so kannt wohl nie ein Kind gesunder sein, als mein Sohn bestindia war. Das Nähere darüber ist eben mitgetheilt. Ich bemerkte nur noch, daß er niemals fett, und nie mager zu nennen war; beständig sehr gute Eßlust hatte; unaufhörlich heiter und stets etwas größer war, als andre Kinder seines Alters; und doch bin ich nicht groß, und seine Mutter ist klein. Wie oft haben wir ihn gemessen mit Dörflern und Städtern; aber fast nicht ein einziges Mal ist er der Kleinere gewesen; hingegen gewöhnlich der Größere.

Die Veranlassung, ihn zu messen, trat sehr oft ein: theils weil es mir selbst von der höchsten Wichtigkeit war, zu wissen, wie es zu jeder Zeit mit seiner Gesundheit stehe, und ein ungeförktes Fortwachsen des Körpers kommt dabei sehr in Betrachtung. Sorgfältiger als auf mein Wetterglas achtete ich daherhalb auf seine Farbe, auf seine Eßlust, auf seinen Schlaf, auf die Lebhaftigkeit und Kraft seiner Bewegungen und auf sein Wachsen.

Als er neun Jahr alt, folglich schon Student in Leipzig, und eingesegnet, (im zehnten Student in Göttingen) war, hielt ihn, durch eine sehr natürliche Täuschung! Jedermann für älter als neun oder zehn Jahr. Man meinte deshalb oft, er sei zwar nicht groß, aber doch sehr gesund und kräftig. Dies ließ ich indeß nie gelten, sondern gab sein Alter pünktlich an, und bat, andere Kinder von denselben Jahren kommen zu lassen, und mit ihm zu messen. Gewöhnlich erfüllte man meinen Wunsch, und sah dann schnell, wie sehr man sich getäuscht hatte, denn er war unter zehn Malen sicher neun Male: größer, als diejenigen, die man neben ihn stellte.

Späterhin fiel er sogar wegen seiner ungewöhnlichen Größe auf, besonders wenn er zwischen seinem Vater und seiner Mutter stand, weil er mehr noch als einen Kopf hoch größer ist, als diese letztere, und sechs Zoll höher, als ich.

Ich fing deshalb wirklich an, in Sorgen zu gerathen, weil man gar zu viele Beispiele hat, daß mit dem ungewöhnlichen Wach-

sen körperliche oder Geisteschwäche, Brustschmerz, Bleichsucht und eine Menge anderer bösen Folgen verbunden zu sein pflegen. Aber seine erste Krankheit, die Masern, die er in meiner Abwesenheit von Berlin durch Ansteckung bekommen hat, ist die Veranlassung geworden, daß der Körper in die Höhe zu wachsen etwas nachgelassen hat.

Sollte sich diese Beobachtung als richtig bestätigen, so würde daraus folgen — was ich stets geglaubt habe — daß jede Krankheit mehr oder weniger gewaltsam auf den menschlichen Körper einwirkt, und daß folglich derjenige am ungestörtesten (und doch dabel ohne Schaden!) fortwachsen müsse, der gar keine Krankheit zu erdulden hatte. Deshalb suchte ich Karl in durch vielseitige Bewegung in freier Landluft, durch einfache Speisen und reines Wasser, durch Reinlichkeit und Ordnung in allen Dingen, durch zweckmäßige Bekleidung, durch Heiterkeit und vernünftige Beschäftigung, so wie besonders durch gänzliches Abhalten von allem ängstlichen Lernen im gewöhnlichen Sinne des Worts, vor Krankheiten zu bewahren.

Daß ich darin meinen Erwartungen gemäß glücklich gewesen bin, könnte ich durch eine Menge von Zeugnissen belegen; denn als leuthalben, wo ich lebte, ließ ich mir von meinem Arzte (ich und meine Gattinn bedurften denselben leider stets) alljährlich ein Zeugniß über Karls Gesundheit geben, damit, wenn er ja durch Ansteckung eine Krankheit bekommen sollte, an der er stürbe, ich hässischen Aeußerungen mit jenen Zeugnissen in der Hand entgegentreten, und ihre etwaigen Verläumdungen dadurch vernichten könne. Jetzt ist das nicht nöthig, also mögen sie fürs erste noch liegen bleiben.

Wie sehr böshafte Anschuldigungen und Verdrehungen der Wahrheit da zu fürchten waren, wo sich: böser Wille satzsam zu Tage gelegt hatte, beweist die allgemeine Aengstlichkeit meiner Freunde und Bekannten für Karls Leben, und die öftere Frage: Sie haben nur das einzige Kind? —

Ich. Ja!

Der Andere. O mein Gott! da wüßte ich keinen Augenblick Ruhe haben, denn wie leicht kann es sterben. Und — so ein

Kind zu verlieren! — Ich möchte, Sie aber lebten es nicht! u. s. w.

Eine meiner Freundinnen, eine übrigens sehr gescheute Person, Frau Dr. S. in G. sagte einst, als Karl im höchsten Grade kindlich und umhertollend mit ihrem Sohne spielte: „Ja, es ist ein einziges Wesen. — Aber, Sie können es verlieren, dies einzige Wesen! — Wissen Sie das?

Ich. Nun, dann werde ich weinen, mich zu fassen suchen, und denken: Gott hat es gethan!

Sie. Nein! Darin bin ich nicht Ihrer Meinung. Ich gestehe Ihnen offenherzig, wenn Karl stirbt, früher oder später, und ich lebe dann noch, so werde ich immer sagen: er ist an der Gelehrsamkeit gestorben!

Ich. (äußerst erstaunt.) Aber, Liebe, wie ist das möglich? Sie wissen ja besser, als Tausende, daß er nur wenig Lehrstunden hat, viel in freier Luft lebt, beständig sehr heiter ist, mit großem Appetit ißt und trinkt und lange und höchst ruhig schläft. —

Sie. Alles wahr! aber ich sage es doch.

Ich. Warum denn aber?

Ele

Sie. Weil es kein zweites Kind der Art giebt, und weil alle Menschen versichern, so ein Kind könne nicht leben bleiben.

Ich. Wenn er nun aber an einer ansteckenden Krankheit stirbt! —

Sie. So sage ich, er hätte sie nicht bekommen, wenn der Ansteckungsstoff nicht in ihm gelegen hätte; und dieser lag in ihm, weil er sich so viele Kenntnisse erworben hatte.

Ich. Wenn er nun einen in's Wasser Gefallenen retten will, und dabei selbst umkommt?

Sie. So sage ich: hätte er nicht so viel gelernt, so hätte er besser gewußt, wie man sich dabei zu benehmen habe, und nichts gewagt, was ihm den Tod bringen mußte.

Ich. Wenn ihm nun aber ein Dachziegel auf den Kopf fällt?

Sie. So sage ich: Er hat über einen gelehrten Satz nachgedacht, und hat darüber das Rasseln des Steins auf dem Dache nicht gehört.

Das sprach die Freundschaft, die noch dazu Karl ins besondere sehr zärtlich liebte. Was würde die böshafte Feinds

schaft erst gesprochen haben! — Darum deckte ich mich jedes Jahr durch schriftliche Zeugnisse der vorzüglichsten Aerzte des Ortes oder der Gegend, in welcher ich lebte.

Das einzige Blatt dieser Art, welches ich für jetzt mittheile, ist freilich von ganz besonderer Wichtigkeit. Es kann ein vier-, ja ein zehnfaches genannt werden, weil vier große Aerzte Berlins darin wörtlich übereinstimmten, und weil so viele ausgezeichnete Einwohner derselben Stadt es mit hohem Interesse lasen, und versicherten, daß auch sie der gleichen Meinung seien.

Als ich nämlich 1810 mit meinem Sohne nach Berlin kam, verlangte Jedermann begierig, den Knaben zu sehen, der damals schon seit einem Jahre Student in Leipzig gewesen und so eben Student in Göttingen geworden war. Seine glücklich bestandenen (Schweren) Prüfungen, und die ihm darüber ertheilten ehrenvollen Zeugnisse kannte man allgemein. Der erste, der ihn sah und sprach, war der verehrungswürdige Probst H., den ich schon seit vielen Jahren kannte und hochschätzte.

Wie? sagte er, als Karl vor ihm stand, und sich kindlich heiter mit ihm unterhielt: Der kleine, allerliebste Junge, das wäre Ihr Sohn; das wäre der berühmte Karl Witte, der frühe Gelehrte, von dem wir solche Wunderdinge gelesen haben?

J. (lächelnd.) Es ist Karl Witte, mein Sohn, und — ich habe, wie Sie wissen, nur das einzige Kind.

Er. Nun dann, lieber Freund! haben wir hier Ihnen und Ihrem lieben Jungen sehr zu nahe gethan. Wissen Sie, was wir in allen Gesellschaften sagen, als völlig ausgemacht annehmen?

J. Nun?

Er. Es sei Schade um das arme Kind, das Sie verexperimentirten. Es müsse jetzt schon siechen und im zwölften oder dreizehnten Jahre alt und lebensfadt sterben.

J. So? — Glauben Sie denn aber, daß Karl darnach aussieht? —

Er. Nichts weniger! Darum sage ich eben, wir thun Ihnen und Ihrem lieben Jungen sehr zu nahe. Das ist ja ein allerliebster, heiterer Mensch u. s. w.

Ich. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie herzlich! Wer spricht denn das am meisten?

Er. Alle, sage ich Ihnen, alle, die von Ihrem Sohn reden und — es wird viel von ihm gesprochen, wie natürlich.

Ich. Welchen Stimme ist denn wohl am wichtigsten, am entscheidendsten darin?

Er. Die Stimme unsrer großen Aerzte. Aber diese sind alle gegen Sie.

Ich. Das ist freilich schlimm! Huseland auch?

Er. Allerdings!

Ich. Dann ist es sehr böse! Denn seine Stimme entscheidet mehr, als der Anblick des Kindes selbst. Auch wo man dies sieht, wird man sagen: „Es scheint zwar gesund; aber — Huseland muß doch recht haben.“

Er. (lacht.) Das kann wahr werden, ich sehe nicht für das Gegentheil.

Ich. So werde ich zu Huseland gehen, denn ich kenne ihn seit längerer Zeit. Ich will ihn bitten, meinen Sohn zu sehen, zu beobachten, und mir nachher sein Urtheil zu

sagen. Ist dies nach meinen Wünschen, so bitte ich ihn, mir zu erlauben, es in den Gesellschaften, die ich sehen werde, zu erwähnen.

Er. Ganz recht! Thun Sie das! Huseland ist ein vortrefflicher Mann! der gewiß gern seine Meinung zurück nimmt, wenn er das Gegentheil vor sich sieht.

Am andern Morgen erhielt ich folgendes Briefchen von dem theilnehmenden Menschenfreunde:

Ich danke Ihnen, werthester Herr Bruder, recht verbindlich, daß Sie mir ihren lieben Sohn zugeführt haben! Der schöne blühende Knabe mit seinem rein kindlichen Ausge und Sinn steht immer vor mir, und es freut mich unendlich, daß schon sein Anblick jeden Lügen straft, der Kränklichkeit und Arroganz von früher Wissenschaft unzertrennlich hält u. s. w. Grüßen Sie mir den lieben Karl.

H — n.

Bald nachher ging ich zu Huseland. Mein Sohn schlief noch, wie er denn immer sehr

lange, besonders aber nach einer Reise, ungewöhnlich lange schlief.

Hufeland hatte das Fieber, sprach mich aber dennoch, da es mitten im Sommer und sehr warmes Wetter war, im Schlafrock, und mit Sorgfalt eingehüllt.

Ich habe Sie gern sprechen wollen, sagte er. Haben Sie Ihren Sohn bei sich? und ist er gesund?

Ich. Er ist vollkommen gesund und mit in Berlin. Aber zu Ihnen habe ich ihn nicht mitgebracht, weil er noch schläfe, und weil ich zuvor erfahren wollte, wann es Ihnen am bequemsten wäre, ihn zu sehen.

Er. Er schläft noch? — Schläft er denn wohl zwei bis drei Stunden ununterbrochen und ruhig nach einander?

Ich. Zwei bis drei Stunden, sagen Sie? Zehn Stunden alle Nächte. Nach Ermüdungen eif, und nach einer großen Reise wie jetzt, wohl zwölf Stunden.

Er. So? Und da schläft er dann ruhig, und natürlich? —

Ich. Völlig natürlich, wie jedes andre gesunde Kind, und ununterbrochen vom An-

fange bis zu Ende. Wir könnten ihn schlafend hierher tragen lassen, er würde nicht erwachen.

Er. Wenn er aber endlich aus dem Schlafe kommt, wie ist er dann? matt, abeläunig? — —

Ich. Nichts weniger! Er ist heiter und froh, und wünscht zu essen.

Er. Und was bekommt er zu essen?

Ich. Wenn er sich zuvor gewaschen und angezogen hat, so bekommt er Butterbrod und ein Glas Wasser.

Er. Und das genießt er mit Appetit?

Ich. Mit sehr großem!

Er. Nun, wenn dem so ist, besonders was den Schlaf betrifft, so kann er allerdings leben und gesund bleiben. — Ich wünschte wohl, ihn zu sehen und zu sprechen.

Er bestimmte eine Nachmittagsstunde, weil er dann ohne Fieber sei, und noch ein paar Freunde dazu bitten wolle.

Wir kamen, und Huseland nahm sogleich meinen Sohn in Beschlag. Da väterlicher Zärtlichkeit blickte er ihn an, und plauderte mit ihm. Als Psychologe und Arzt fing er

von dem unbedeutenden und Aeußerlichen an, und schritt bis zum Wichtigern und Innersten fort, so weit ihm der Knabe seine Fragen nur beantworten konnte. Erst wenn dieser darüber nicht Auskunft zu geben vermochte, trat ich hinzu. Hufeland untersuchte seine Brust, seinen Puls, seine Zunge; kurz, alles was der Arzt untersucht, wenn er ganz genau wissen will, ob der vor ihm stehende vollkommen gesund ist, oder nicht.

Mit frohem Erstaunen wiegte er mehrmals den Kopf hin und her, und sagte mit abgebrochenen Worten: Es ist außerordentlich! — Er ist vollkommen gesund! u. s. w.

Nun ging er zu einer ausführlichen Prüfung seiner Kenntnisse über, fing diese damit an, daß er die sinnlichen Wahrnehmungen des Knaben, seine Urtheilskraft, seine Gegenwart des Geistes, seinen Witz zc. auf die Probe stellte; dann prüfte er ihn in den älteren und neueren Sprachen und in allen Wissenschaften, die mein Sohn einigermaßen kannte. Seine Unterhaltung mit dem Kinde wurde immer liebevoller und endigte nach mehr als einer Stunde damit, daß er ihn auf

zärtlichste Küste, und ermunterte, so fortzufahren.

Jetzt wandte er sich zu mir und sagte mir viel Freundliches darüber, daß ich die Kräfte des Körpers sämmtlich so vollkommen erhalten, und doch zugleich alle Kräfte des Geistes so gleichmäßig gefördert habe, daß auch nicht eine einzige ungebährlich vorspringe.

Aber, sagte er dann, wie haben Sie es angefangen, das Alles zu erreichen? —

Ich erzählte ihm und seinen Freunden mein höchst natürliches Verfahren, und hatte die Freude, daß er mir von Zeit zu Zeit seine vollste Billigung zurief.

Endlich bat ich ihn, mir zu erlauben, daß ich mich in den Berlinischen Gesellschaften auf seinen Ausspruch: Karl sei ganz gesund, berufen dürfe.

Er lächelte und sagte: Recht gern! wenn es nöthig ist; aber, man darf ihn ja nur sehen, so weiß man schon gewiß, daß er gesund ist.

Ich gestand ihm nun offenherzig, daß ich erfahren habe: Die vorzüglichsten Aerzte in

Berlin hätten entschieden, der Knabe könne nicht gesund sein, und — nicht lange leben.

Er. Das ist wahr! Wir glaubten es alle, weil es bis dahin noch kein Beispiel vom Gegentheil gab. (Nach einigen Augenblicken) Wissen Sie was? Ich werde Ihnen ein schriftliches Zeugniß aufsetzen. Machen Sie den nöthigen Gebrauch davon! Ich bin Ihnen das schuldig, denn auch ich entschied dafür, daß Ihr Sohn kränklich sein müsse.

Nach einigen Weigerungen, die sein Zartgefühl zu beseitigen wußte, nahm ich sein edelmüthiges Anerbieten an. Er überließ mich und Karln seinen zwei Freunden, zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück, und schrieb folgendes Zeugniß, welches er mir mit einem herzlichen Glückwunsche in Betreff meines Sohnes übergab:

„Ich habe mit Vergnügen gefunden,
„daß der junge zehnjährige Witte, trotz der
„frühzeitigen Sprachübung und Gedächtniß,
„anstrengung seiner Seele, dennoch körperlich
„völlig gesund, und in seiner physischen
„Entwicklung ungeßört geblieben ist, auch

„den kindlichen Charakter, sowohl an Seele
„als Leib conservirt hat, welches unstreitig
„der vernünftigen Art der Unterwei-
„sung und der damit immer verbundenen
„körperlichen Übung zuzuschreiben ist.

Dr. Hufeland.

Berlin den 31. August
1810.

Wenn ein so großer Arzt und Psycholo-
ge, wie Hufeland bekanntlich ist, eine ihm
unbegreifliche Sache, die nichts desto weniger
völlig zu seinem Fache gehört, bis auf den
Grund erforschen will, und sich alle Mü-
he giebt, sie wirklich ganz zu durchschauen;
am Ende die obigen Worte freiwillig sagt
und schreibt, so kann wohl kein Vernünfti-
ger mehr zweifeln, daß alles darin enthaltene
wörtlich wahr ist. Hufelands strenge Rech-
tigkeit ist ja überdies unantastbar.

In den nächsten Tagen besuchte ich die
beiden Männer, Gdrke und Reil, die ich
ebenfalls schon lange kannte. Beide thaten,
was Hufeland gethan hatte. Sie erforschten
Karls physischen und geistigen Zustand genau

und erbotten sich freiwillig das Hufelandsche Zeugniß zu unterschreiben, oder mir ein anderes auszustellen, je nachdem ich es wünsche.

Endlich hatte der große Anatom, Vater der ältere, erfahren, daß ich mit meinem Sohne in Berlin sei, und den nächsten Abend mit einigen Freunden in dem Th — schen Garten zubringen werde.

Er suchte uns also auf, und machte meine Bekanntschaft. „Ich komme Ihres Sohnes wegen, sagte er. Man versichert allgemein, er sei vollkommen gesund, ich kann es aber unmöglich glauben. Wenn er die Kenntnisse hat, welche die öffentlichen Blätter ihm zuschreiben, so kann er weder gesund, noch kindlich sein. Alles dreies zusammen ist undenkbar.“

Es herrschte im Th — schen Garten damals die schöne Sitte, daß alle Eltern, die ihn besuchten, ihre Kinder mitbrachten; und daß diese, nach gewissen, öffentlich angeschlagenen Gesetzen, mit einander im Garten unter den Augen ihrer Eltern oder vielmehr der ganzen Gesellschaft, spielen durften. Die Gesetze erlaubten alles, was nicht unsäetlich

war, oder zu Unstlichkeiten führte; und auf die Ausführung der Gesetze wurde sorgfältig gehalten. Die Kinder gingen also sehr gern mit ihren Eltern dahin, denn sie waren gewiß, Knaben oder Mädchen ihres Alters daselbst zu finden.

11. Grade jetzt war ein allgemeiner Wettslauf von einem Ende des Gartens zum andern. Daß dieser mit lautem Jubel vollbracht wurde, versteht sich. Karl lief mit, und tollte wie die übrigen.

12. Als Walter geendigt hatte, sagte ich zu ihm: Herr Geheimerath! mein Sohn ist derselbe, von welchem Sie gelesen haben. Er befindet sich hier im Garten und ist unter denen, die von dort her kommen. Wenn er siech, kränklich und schwächlich ist, wie Sie als gewiß voraussetzen, so werden Sie ihn leicht unter den übrigen herausfinden. Ich ersuche Sie also, auf alle zu achten, und mir den meinigen zu zeigen.

Er nahm den Vorschlag an, suchte aber vergebens, und versicherte mich, als die Knaben vorbei waren, er habe keinen bemerkt,

den er — nach seinen Voraussetzungen — für Karl Wirtze von Pochau halten könne.

Sie kommen wieder! antwortete ich. Da, obachten Sie sie noch einmal!

Er that es, aber wieder vergebens! —

Ich wollte ihn noch zum dritten Male bereden, aber er bat mich, meinen Sohn zu rufen, weil er schon merke, daß er geirrt haben müsse.

Ich rief Karl, und stellte ihn Waltern unter dem Vorwande vor, ich hätte sehr gewünscht, daß er diesen berühmten Anatomen, (von dem und von dessen Kabinette ich ihm schon mehrmals erzählt hatte.) persönlich kennen lerne, und der Herr Geheimrath habe es erlaubt.

Walter war so erstaunt über die blühende Gesundheit und Lebendigkeit des Knaben, daß er, statt irgend etwas zu reden, Freudenthränen vergoß, und den Knaben mit inthiger Zärtlichkeit umarmte. Dann sprach er verschiedenes mit demselben. Am ~~Schluß~~ wurde er aber, (wie er versicherte) von seinem bisherigen Irrthum dadurch geheilt, daß Karl, sobald er die an ihn gethanen Fragen

beantwortet hatte, bittend zu mir sagte,
„Lieber Vater, darf ich nun wohl wieder zu
„den Kindern gehn?“

„Das hätte ich nimmermehr ge-
„glaubt! sagte Walter wiederholt! Ja,
„der ist gesund! Wollte Gott, daß alle
„Kinder so gesund wären!

Ich theilte ihm dann Hufelands Zeugniß
und Gbriekens und Keils Aeußerungen mit.

Das alles ist sehr natürlich! antwortete
er. Auch ich unterschreibe das Zeugniß von
ganzem Herzen gern.

Wenn vier Männer dieser Art — und
ich könnte leicht noch vierzig andre nennen,
die alle zu den vorzüglichsten Ärzten Deutsch-
lands gehören! — in dem übereinstimmen,
was man oben gelesen hat; so darf ich mir
wohl nicht einfallen lassen, daß mein Sohn
durch seine sogenannte frühe Gelehrsamkeit
an seiner Gesundheit das Geringste verlor-
ten, oder daß ich der Kindlichkeit seines
Charakters im mindesten geschadet habe. —

Ist dies aber nicht der Fall, hat er im Gegentheil gar keinen Verlust dadurch erlitten, nun, dann ist der unlängbare Gewinn, den ich ihm dadurch verschaffte, von der höchsten Wichtigkeit.

„Das ist es ja eben, was wir bestreiten! antwortet man mir von mehreren Seiten hierauf. Andere Kinder werden eben so wohl dahin kommen, wo er jetzt steht! Er behält also nichts voraus.“

Ich will nicht dagegen reden, weil ich niemals zu Gunsten seiner, und zum Nachtheil Anderer prophezeit habe. Nur muß ich bemerken, daß es doch sonderbar sein würde, daß alle gebildete Menschen, die ihn näher kannten, fast ohne Ausnahme, viele Jahre lang innig liebevoll für diese Erziehungsweise eingenommen (waren und) blieben; wenn sie — wie jene wenigen Gegner — gemeint hätten: „Die Sache ist „nicht von Dauer! Andere Kinder „werden eben so gut dahin kommen!“

Doch dieser Satz hängt mit mehreren andern zusammen, ich thue also wohl besser, ihn einem besonderen Abschnitte vorzubehalten, schliesse

schließe aber diesen mit der heiligen Versicherung, daß ich Gott, der so vieles ganz anders schickte, als ich es wollte! oft und herzlich für seine gütige Führung danke: denn die Vortheile, welche seine frühe Ausbildung meinem Sohne gewährt hat, sind zu vielfach, zu überwiegend und zu einleuchtend, als daß der gute und verständige Mensch sie verkennen könnte. Nur Thorheit oder Schiechtheit wollen dies lehte, darum allein können sie es noch jezt.

Nachteile hat er aber, wie wir oben sahen, nicht davon gehabt.

Dreizehnter Abschnitt.

Einwürfe gegen die frühe Ausbildung meines Sohnes.

Alle Einwürfe aufzuzählen, welche Vernunft oder Unvernunft, Menschenliebe oder Niederträchtigkeit dagegen vorbrachten, ist unmöglich. Ich berühre also nur die, die elnigen Schein hatten, und deshalb eben in meinem Gedächtniß zurückgeblieben sind. Ich

kann und werde sie desto kürzer widerlegen, weil ich, Gottlob! im Stande bin, auf die allbekannte Erfahrung vom Gegentheile hinzuweisen.

Als er acht Jahr alt war, wurde er in der gelehrten und gebildeten Welt bekannt.

„Er muß kränklich und schwächlich sein“, hieß es. Der Gewinn der früheren Reise „ist aber gar nichts gegen die Gesundheit des Kindes.“

Ausgezeichnete Männer, die das Kind genau kannten, versicherten dagegen mit ihrer Namensunterschrift, daß das Kind vollkommen gesund sei.

(Ich bemerke hierbei ausdrücklich, daß die meisten Einwürfe sich von Leuten herschrieben, die den Knaben noch nicht kannten. Gewöhnlich nahmen sie alles zurück, sobald sie ihn sahen und sprachen.)

„Er wird im neunten oder zehnten Jahre krank werden, dann noch ein oder zwei Jahre siechen, und im eilften bis zwölften seines kurzen Lebens sterben.“

Er wurde weder krank, noch siechte, noch starb er.

„Er muß zuviel am Studiertisch sitzen!
„das kann nimmermehr gut gehen!“

Männer, die es besser wußten, versicherten öffentlich, daß er weit weniger am Arbeitstische sitze, als fast alle andre Kinder.

„Er genießt seine Kindheit nicht!“

Andre, nicht ich, betheuertem laut, daß man nicht leicht ein glücklicheres und froheres Kind sehen könne.

„Er ist zu viel in der Einsamkeit.“

Es wurde dagegen täglich bekannter, daß ich ihn auf dem Arme der Mutter schon immer mit mir genommen, und in allen Gesellschaften bei mir gehabt habe.

„Er muß zu ernst werden!“

Die wichtigsten Autoritäten bezeugten dagegen, daß er zwar, wenn es erforderlich sei, sehr ernst; sobald es aber nicht mehr nöthig wäre, kindlich fröhlich, ja muthwillig und ausgelassen sein könne, alles in der Art, wie ein wohlerzogenes Kind es zu sein pflege.

„Die Vergnügungen der Kinder müssen ihn anekeln!“

Guthsmuths und Andere versicherten, daß er alle Kinderspiele gern und anständig mitmache, und mit sichtbarer Freude unter Kindern umhertobe, und mit ihnen spiele.

„Er wird sich nie in Kinder zu schicken wissen.“

Kinder, die mit ihm bekannt wurden, spielten mit keinem andern Knaben so gern, als mit ihm, weil er nichts Unvernünftiges verlangte, ihnen nichts verderbte, und — freundlich nachgab.

„Er wird stolz, eitel, eigenwillig sein, und auf seine Gespielen verächtlich herabsehen.“

Seine Gespielen hörten auf, ihm seine Kenntnisse zu beneiden, und duldeten die Achtung und Liebe, welche er deshalb vorzugsweise von ihren Eltern und Verwandten genoß, bloß darum, weil er so bescheiden und anspruchslos war, und nicht selten dankbar von ihnen zu lernen suchte, was sie besser wußten, als er.

Seine Kenntnisse kramte er niemals aus.

An Prahlen damit war gar nicht zu denken.

„Er wird bloß für den Studiertisch ge-
„bildet. In Gesellschaften wird er also an
„unrechten Orte sein, sich nicht zu nehmen
„wissen u. s. w.“

Man hatte ihn aber eben so gern an
Höfen, als in Bauernhöfen; im Hause des
reichen Kaufmanns, als des Ministers; in
der Gesellschaft des feinen Gutbesizers, als
des ehrlichen Bürgers. Alle behaupteten, er
passe in ihren Zirkel, als wäre er dafür
erzogen.

„Im dreizehnten bis funfzehnten Jahre,
wenn er ins Jünglingsalter übergeht, da
„wird er schwach werden, welken, — ster-
„ben.“

Das alles geschah nicht; sondern er
wurde um jene Zeit erst recht kräftig, blühte
wie eine Rose, und — lebte fort.

„Wenn er den erwähnten wichtigen Zeit-
„punkt — überlebt, und körperlich auch
„keine Nachtheile davon empfindet, so wird
„er doch geistig angegriffen werden; er wird
„stille stehn! und was hilft es dann, daß
„er früher schnell vorwärts schritt.“

Er wurde auch geistig nicht angegriffen, sondern machte nach wie vor reissende Fortschritte.

„Er wird nur für Gelehrsamkeit, für trockne Sprachen, Sinn haben. Das Schöne, das Liebliche wird ihm ewig gleichgültig bleiben! Welch' ein unerseßlicher Verlust für ihn! —“

Ja wohl! ja wohl! wenn es wahr geworden wäre! Aber, als zartes Kind schon liebte er das Schöne in der freien Natur, in der Thier- und Menschenwelt, so wie in den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller und Dichter, und wußte es schnell und sicher zu finden und hervorzuheben. Später deklamirte und las er, nach der Versicherung der gebildeten Personen ausgezeichnet gut. Man zog ihn grade deshalb und wegen der Fröhlichkeit, womit er die gesellschaftlichen Spiele mitmachte, oder angab, in die feinsten Gesellschaften, vorzüglich suchten ihn feinere Jünglinge und Mädchen.

Jetzt schreibt er in Prosa und in Versen mit unbeschreiblicher Leichtigkeit, und, wie man mich versichert — nicht unglücklich. .

Der letzte Einwurf, den ich anführen will, kam von Petersburg her. Es war der einzige, der mich für eine Zeitlang verlegen machte, weil er zu weit in die Zukunft griff, als daß ich im Stande gewesen wäre, ihn durch das Gegenwärtige zu entkräften. Und doch wagte ich nicht, mir die Zukunft durchaus günstig zu denken. Ueberdies kam der Einwurf von einem Manne, den ich als Philosophen, als gescheuten, erfahrenen und wohlgesinnten Mann gleich hochachtete, der mich und die Meinigen liebte, und seine Besorgniß mir im Vertrauen mittheilte, nicht aber hämisch dadurch die gebildete Welt gegen mich und mein Werk einzunehmen suchte.

Herr Kollegienrath von Jakob, früher als Professor der Philosophie in Halle mein Lehrer, später mein Freund und der Taufzeuge meines letzten Kindes, schrieb mir nämlich unterm 23ten Julius, 1811, als Karl elf Jahr alt war, folgendes:

„Was Ihren Sohn betrifft: so begreife ich leicht, wie ein solches Kind seinen Eltern sehr große Freude machen muß, und dies ist

mir um so angenehmer, da diese Eltern meine Freunde sind, die ich liebe. Dennoch muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß meine angenehme Empfindung dabei nicht ohne Beimischung von Bedauern gewesen ist. Denn noch bin ich nicht überzeugt, daß diese so wundersam frühe Entwicklung der Kräfte ein Vorzug für Ihr Kind sein werde, der es glücklicher und vollkommener machen wird, als andere Menschen. Gewiß bin ich überzeugt, daß Ihre Kunst und Ihre Mähe hauptsächlich dazu beigetragen, die Kräfte des Kindes so früh zu entwickeln; eben so gewiß scheint es mir zu sein, daß Ihr Sohn außerordentliche Naturgaben besitzt, welche dem Anreizen des väterlichen Unterrichts so willig folgten. Aber wenn diese frühe Entwicklung Ihrem Kinde bleibende Vorzüge geben soll; so muß sie auch proportionirlich fortgehen. Die Kräfte und Kenntnisse, welche Ihr Sohn im neunten bis elften Jahre hat, erlangt ein anderer junger Mensch von Talent im fünfzehnten bis neunzehnten. Die Zunahme der Verstandeskraft geht gewöhnlich fort bis etwa ins ein und zwanzigste Jahr, und dann kom-

men noch Kenntnisse und Erfahrungen hinzu, schwerlich aber stärkere Denkkraft. Wenn nun Ihres Sohnes Denkkraft vom neunten bis zum ein und zwanzigsten Jahre in derselben Proportion fortwächst, als bisher, so wird er unstreitig als ein ganz außerordentlicher Mensch auch für die ganze Zeit seines übrigen Lebens dastehen. Aber sehen wir, der Grad des Verstandes fixirt sich schon in seinem vierzehnten Jahre: so wird er in seinem ein und zwanzigsten Jahre nicht weiter sein, als die übrigen seines Alters, angenommen, daß er vielleicht einige Kenntnisse mehr hat. Ihr Sohn würde also dann nur bis in sein achtzehntes bis zwanzigstes Jahr bewundert, dann aber gleichsam mit einem Male zur Klasse der übrigen Menschen gerechnet werden.

Nun aber gebe ich Ihnen zu bedenken, was die kontinuierliche Bewunderung des Außerordentlichen, die doch nothwendig auf ihn wirken muß, in ihm für eine Stimmung hervorbringen werde, und wie er es dann wird ertragen können, wenn er in seinem zwanzigsten oder ein und zwanzigsten Jahre die Be-

wunderung verschwunden, und sich zu den gewöhnlichen Menschen gezählt findet? — Diese Betrachtung würde mich, wenn ich Vater des Kindes wäre, mit großen Sorgen erfüllen. Ein Mensch, der von seiner Kindheit an die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt hat, muß es sehr hart empfinden, wenn er derselben nicht mehr im gleichen Grade für werth geachtet wird. Das, mein werther Freund! sind meine Bedenklichkeiten gegen Ihren erwählten Erziehungsplan. Sie wissen, daß ich stets meine Gedanken frei und offen zu sagen pflege, und ich thue dies noch lieber gegen Personen, die ich achte und liebe.

Ich antwortete ihm noch in demselben Jahre, daß das alles möglich sei, was er besorge, daß ich es aber, aus vernünftigen Gründen, nicht fürchte, und die nöthigen Vorkehrungen treffen werde, damit es weniger schade, wenn es ja eintreten sollte. In drei Jahren, wenn mein Sohn vierzehn Jahre alt sei, wolle ich ihm offen und ehrlich, wie er mich von jeher gekannt habe, das Weitere schreiben. Sollten seine Besorgnisse einge-

treten sein, so wolle ich es ihm nicht verhehlen; wo nicht, so müsse er mir erlauben, daß ich ihm auch für mich und meinen Sohn die Wahrheit melde.

Am zwei und zwanzigsten Junius 1814, (also zehn Tage früher, als mein Sohn vierzehn Jahr voll war) schrieb ich ihm folgendes:

„Doch zuerst etwas in Betreff Ihres Urtheils über meinen Sohn! Ihre Idee, daß der Grad seines Verstandes sich in seinem vierzehnten Jahre fixiren, und er dann nicht weiter fortgehen, also in seinem zwanzigsten bis ein und zwanzigsten Jahre nicht mehr bewundert, dadurch folglich mißmuthig gemacht werden könnte, ist höchst sinnreich; und ich gestehe Ihnen, daß noch kein Mensch mir diesen Einwurf gemacht hat, und daß er mich deshalb anfangs sehr in Verlegenheit setzte. Auch gehöre ich zu den Wenigen, die nicht etwa suchen, dasjenige wegzuleugnen, was Ihnen in den künftigen Tagen Unangenehmes widerfahren könnte. O nein! Es kann sein, daß es so kommt, wie Sie meinen; aber bis jetzt scheint es nicht so.

1) Mein Sohn ist in zehn bis zwölf Tagen, (am ersten Julius) vierzehn Jahr alt, und noch sehr nimmt er sichtbar am Geiste zu. 2) Er ist noch sehr so ausgezeichnet bescheiden, daß er nicht bewundert sein will, oder vielmehr nicht bemerkt, daß er bewundert wird.

Ich hoffe daher, er wird entweder so bald noch nicht stille stehen, oder er wird, wenn dies letzte ja eintreten sollte, sich weit weniger über das Aufhören der Bewunderung grämen, als ein eitler junger Mensch thun würde; und so wäre ja nichts verloren, wohl aber eine sorgfältige Erziehung, eine Menge Kenntnisse, frühe Erfahrungen, Bekanntschaften mit der Welt, selbst mit der feineren etc., durch Reisen und durch ehren- und liebevolle Aufnahme in den ersten Häusern, gewonnen.

Entscheiden kann keiner von uns beiden, es liegt er *potius* *divus* *maximo*. Aber die Wahrscheinlichkeit ist heute weit mehr für mich, als vor drei Jahren.

Und so war und ist denn auch dieser letzte, mich, aus den angeführten Gründen, bei

weitem am meisten ängstigende Einwand gegen meine Erziehungsweise, glücklich gehoben. Gottlob, wenn ich heute jenen Brief zu beantworten hätte, so würde ich es mit noch tieferer Ruhe und noch freudigerer Dankbarkeit gegen Gott thun. Denn alles, was ich am zwei und zwanzigsten Junius 1814 schrieb, ist jetzt so vollkommen wahr, als damals. Ja, mir scheint, ich könnte heute noch mehr für mich und meinen Sohn sagen.

Dies führt mich von selbst auf den wesentlichen Unterschied seiner Erziehung und Bildung, und der, durch welche Heineke und Baratier, zu dem gemacht wurden, was sie waren, und weshalb sie so früh welkten und starben.

Vierzehnter Abschnitt.

Unterschied der Erziehung und Bildung, die mein Sohn genoss, von der, welche bei Heinicke und Baratier angewandt worden.

Ich theile im getreuen Auszuge mit, was wir von der Erziehungsweise beider genannten Wunderkinder wissen, und halte mich überzeugt, schon beim Durchlesen desselben wird jeder Unpartheiliche fühlen, daß das etwas ganz anderes war, als was mit meinem Sohne geschah. Der Verständige wird sich also leicht selbst sagen, daß die Folgen bei ihnen schlimm sein mußten, bei meinem Sohne aber gut sein konnten.

Jene beiden sollten Wunderkinder werden, mein Sohn sollte es nicht. Jene wurden deshalb vom ersten Jahre an förmlich unterrichtet, mein Sohn erst im sechsten; denn daß er etwas früher spielend lesen lernte, und daß ich den — kurzen — Versuch mit dem Rechnen machte, oder vielmehr nur ansing, kommt wohl, verunstigter Weise! nicht in Anschlag.

Jene saßen ganze Tage lang am Arbeitst-

ische, und arthmeten nur Seubenslust. Mein Sohn kannte bis zum sechsten Jahre den Arbeitstisch gar nicht, dann saß er täglich nur eine Viertel bis drei Viertel Stunden daran, und lebte bis ins zehnte Jahr weit mehr im Freien, als im Zimmer.

Jene kränkelten von Anfang an, wie sehr begreiflich ist! mein Sohn war beständig gesund und heiter.

Von ihrem Körper heißt es: er war zärtlich, schwächlich u. und man mußte sie vor Wind und Wetter, vor groben Speisen und anstrengenden Bewegungen hüten. Mein Sohn war rüstig und kräftig, scheute keine Witterung, machte große Fußreisen, und aß und trank alles, was da war, und ihm (als nicht zu hitzig) von uns erlaubt wurde.

Jene mußten folglich Erscheinungen werden, die nur eine kurze Zeit glänzten, und dann — erloschen. Mein Sohn nimmt, Gottlob! noch täglich an Körper- und Geisteskräfte zu, und macht nach seinen neuesten Briefen in Oberitalien und in der Schweiz Fußreisen, die mich selbst in Erstaunen setzen, ungeachtet ich ein tüchtiger Fußgänger bin.

Doch, hier sind die versprochenen Aus-
züge!

Das Lübecker Wunderkind
oder
Christian Heinrich Heineke.

„Christian Heinrich Heineke wurde 1721
„zu Lübek geboren. Sein Vater war Pro-
„fessor der Geschichte, und hatte nicht nur
„viel gelernt, sondern wußte sich auch sehr
„gut Andern mitzutheilen. Er kam auf den
„Einsatz, seinem Sohn in einem Alter von
„acht Monaten reden zu lehren, und fing
„es so an: Das Ding, was er nennen woll-
„te, stellte er seinem Kinde recht deutlich vor
„Augen, und machte es zugleich aufmerksam
„darauf. Wenn nun der kleine Heinrich das
„Ding recht in's Auge gefaßt hatte, so sprach
„der Vater langsam, laut und deutlich
„den Namen des Dinges aus. Und siehe da,
„die Sache glückte. Er trieb das Wesen
„nicht lange, so ersaunte er darüber, daß
„Hein-

„Heinrich nicht nur Wörter, sondern auch
„ganze Redensarten hervorbrachte, mit
„welchen er auch bald einen richtigen Sinn
„und Verstand verband.

„„Aller Anfang ist schwer. Da aber
„nur erst die Bahn gebrochen war, so gieng
„mit dem Lernen des Kindes wie ein Schlitt-
„ten im vollen Rennen bergab. Mit Lesen
„und Schreiben plagte der Vater den Klei-
„nen nicht, sondern brachte ihm alles münd-
„lich durch Erzählen bei. Dadurch wird es
„begreiflich, daß das Kind die Lust zum Ler-
„nen nicht verlor. Es ist unglaublich,
„aber es ist wahr, daß der Knabe schon in
„seinem achtzehnten Monat die vornehmsten
„Begebenheiten der biblischen Geschichte haars-
„klein und umständlich her — zu erzählen
„wusste.

„Mit anderthalb Jahren hatte er schon
„die Geographie, die römische und die grie-
„chische Geschichte im Kopf. Um sie ihm
„leichter beizubringen, hatte man die merk-
„würdigsten Begebenheiten auf Kartenblätter
„gezeichnet. Man konnte darüber in die Kreuz-
„und Quer fragen, Heinrich war allenthal-

I.

[23]

„ben zu Hause. So lernte er auch im Kur-
„zen die Geschlechtsregister aller regierenden
„Häuser in Europa kennen, (wofür man ihm
„freilich etwas Geseiteres hätte einrichten
„sollen.) Die lateinische und französische
„Sprache redete er wie seine Muttersprache.
„Bei dem allen sog Heinrich noch immer an
„der Mutterbrust.

„Die Sache machte gewaltiges Aufsehen
„in der Welt. Viele glaubten es, Andere
„nicht. Um klaren Wein zu haben und die
„vielen Für und Wider in's Reine zu brin-
„gen, wurde von Regensburg aus dem Ma-
„gistrat zu Lübel aufgetragen, von diesem
„Meerwunder eine beglaubigte Nachricht ein-
„zuschicken. Der Rektor des Gymnasiums
„zu Lübel, Herr von Seelen, (der als Ge-
„lehrter von Profession das Ding am besten
„verstehen sollte) erhielt also vom Lübel'schen
„Magistrat den Auftrag, das gelehrte Kind
„genau zu untersuchen, und darüber zu be-
„richten. Er that es denn mit folgenden
„Worten:

„Anno 1724 den zweiten Januar habe
„ich mich fast den ganzen Tag, bis Abends

„um zehn Uhr in dem Hause des Herrn
„Professor Heineke aufgehalten, um recht zu
„erfahren, ob das alles richtig sei, was von
„seinem Sohne: Christian Heinrich Heineken
„der noch nicht völlig drei Jahr alt ist, bis-
„her geredet und geschrieben worden ist. Da
„ich denn mit Grund der Wahrheit versichern
„kann, vieles von diesem Kinde gehört zu
„haben, welches sein Alter weit übersteiget,
„und es von vielen tausend Kindern unter-
„scheidet, weswegen ich auch mehr als ein-
„mal bedauerte, daß nicht alle und jede, die
„ihn sehen, desgleichen aus seinem Munde
„hören können. Die Ursachen sind, weil das
„Kind sich von Niemanden gern fragen läßt,
„als von dem Herrn von Schönau, einem
„Schlesier von Adel, der sich in dem Hause
„aufhält, und zum Zeitvertreibe diesem Kin-
„de so vieles beigebracht hat. Ferner ist es
„dem Kinde nicht alle Zeit gelegen, daß es
„antworten will. Wegen seiner zarten Kind-
„heit aber kann man es nicht zwingen, daher
„es am erwähnten Tage wohl zwanzigmal, wenn
„es im besten Recitiren war, abgebrochen, und
„war mit seiner gewöhnlichen Formel: Nun

„will ich nach Nutrix gehn (mir die Brust
„reichen lassen) worauf es denn gleich muß.
„te dimittiret werden, wiewohl es hiers
„bald wieder kam, und das Angefangene
„continuirte. Endlich leidet es auch weder:
„die jetzige Schwachheit des Kindes, noch
„bei den Zuhörern allemal die Zeit und Ge.
„duld, so hierauf zu wenden ist. Demunge.
„achtet habe ich doch vieles von dem Knaben
„gehört, welches theils ein bewundernswür.
„diges Gedächtniß, theils ein starkes Judi.
„cium anzeigt.

„Die römischen Kaiser, alte und neue,
„wußte er perfect in einer Suite herzusagen,
„und zwar mit Benennung der unterschiede.
„nen Stammhäuser. Von Karl dem Großen
„bemerkte er, daß er die Sachsen zum christ.
„lichen Glauben gebracht: Von Karl dem
„vierten, daß er zu Lübeck, und zwar in eben
„dem Hause, wo das Kind lebt, logirte, die
„hohe Schule zu Prag errichtet, viele Länder
„vom Reiche abgebracht habe, und deswegen
„Vitricus imperii *) genannt worden: Von

*) Des heil. Römischen Reichs Stiefvater.

„Maximilian dem ersten, daß er das römische
„Reich in Kreise — welche es alle nannte
„— eingetheilt, so wie daß Luther und Tezel
„unter ihm gelebet haben: Bei welcher Ge-
„legenheit es in die Reformationsgeschichte
„geführt ward, woraus es verschiedenes merk-
„würdige Dinge erzählte.

„Aus der älteren Kaiserhistorie wurde
„Julius Cäsar und Augustus ausgewählt,
„die es gleichfalls nach den vornehmsten
„Merkwürdigkeiten beschreiben konnte. Die
„Orientalischen Kaiser hatte es eben so gut
„inne, wußte z. B. wie sich Konstantin der
„Große und Konstantin Paläologus von ein-
„ander unterschieden, wie jener ein Zeichen
„am Himmel gesehen, dessen Inschrift es
„auf Griechisch, Lateinisch und Deutsch her-
„sagte; unter diesem aber Konstantinopel in
„türkische Hände gerathen sei.

„So war es auch mit den medischen und
„persischen Königen, so daß es zwischen Cy-
„rum und Darius Codomannum keinen ein-
„zigen ausließ; imgleichen mit den Proles-
„mäis in Egypten.

„Aus der biblischen Historie habe ich die
„Patriarchen, Richter, Könige in Juda und
„Israel erzählen gehört, anderer historischer
„Sachen, die sich nicht specificiren lassen, zu
„geschweigen. —

„In der Geographie, (weil mir die
„Wahl gelassen ward) wählte ich erst die
„Karte von Deutschland, 2) vom gelob-
„ten Lande, 3) von Griechenland. In
„allen dreien konnte es die vornehmsten Flüs-
„se und Städte zeigen. Bei der ersten hör-
„te ich mit Verwunderung die vielen Für-
„stenthümer und Herrschaften in Schlesien.
„Bei der andern die zwölf Stämme, und
„zwar wie viel zu einer Hauptlandschaft ge-
„hörten; Bei der dritten die vornehmsten
„Schlachten aus der griechischen Historie,
„welche verschiedene Oerter berühmt gemacht
„haben. Unter andern war es artig, daß,
„als es ein Blatt, worauf eine Historie ge-
„malt, auf der einen Seite aber mit einem
„Stücke aus einer abgenutzten Landkarte
„von Deutschland beklebt war, damit es desto
„stärker sein mögte, in die Hände bekam,
„und es von ungefähr umkehrte, es aus

„freien Stricken sagte: Das ist Lübel!
„Das ist Rostock! und als es gefragt ward,
„woher es das wisse, zur Antwort gab: Das
„ist ja die Ostsee!

„In der Genealogie ward es tentirt mit
„den Königl. Häusern Dänemark und Frank-
„reich, wie auch mit dem Fürstlichen Hause
„Schleswig-Holstein, und legte Proben ab,
„wie man sie nicht von einem Kinde präten-
„diren kann. Auf Lateinisch konnte es fast
„alles nennen, was nur vorkam, ja wenn ein
„deutsches Wort mit mehr als einem lateini-
„schen Namen kann genennet werden, fehlten
„ihm selbige auch nicht, welches mit dem
„Worte; Thür, janua, ostium, porta, ver-
„sucht ward. Als ihm ein Bild, welches es
„bis dahin noch nicht gesehen hatte, gezeigt,
„und dabei gesagt wurde: Das ist etwas
„schönes! sprach es gleich darauf: est ali-
„quid praeclari!

„Aus dem Catechismo recitirte es die
„zehn Gebote; Viele Kernsprüche aus der
„Bibel wußte es eben so gut. Bald darauf
„kam ihm die Lust an, daß es singen woll-
„te, da es denn den Neujahresgesang: Helst

„mir Gottes Güte preisen! 2c. nach
„seiner rechten Melodie sang. Es ward als
„ganz gewiß dabei versichert, daß es erst
„den vorigen Abend von seinen Geschwistern
„diesen Gesang singen gehört habe.

„Am meisten habe ich mich zuletzt ver-
„wundert, über ein in Kupfer gestochenes
„Skelett, welches es nicht nur eintheilen,
„sondern auch das Vornehmste daran mit
„den rechten Kunstworten zu benennen wußte.

„Kindisches ließ der Knabe wenig von
„sich sehen, doch fiel ihm manchmal ein, daß
„er auf seinem Steckpferde reiten wolle,
„wo er denn wegen großer Schwachheit muß-
„te geführt werden. Inzwischen ward er
„gefragt: wessen er sich bei dem Steckpfer-
„de erinnere? worauf er die Nürnbergische
„Historie, so Anno 1630 passiert, erzählte,
„auch den Steckreitpfennig, welchen der Herr
„von Schönaich ihm ehemals gewiesen, noch
„ein Mal zu sehen verlangte. Es ward da-
„bei gefragt, was ein Steckpferd auf la-
„teinisch heiße, und es antwortete: equus
„ligneus.

„Ich fragte den Herrn von Schnaich,
„wobei er zuerst ein so ungemelnes Gedäch-
„niß dieses Kindes gemerkt? Worauf er
„antwortete: Sobald es angefangen zu spre-
„chen, habe er einmal mit ihm am Ofen ge-
„essen, da es ihn denn gefragt: was doch
„die Figuren am Ofen bedeuteten? Wie er
„ihm dieselben nach seinem Vermögen erklä-
„ret, und ein und anderes dabei erzählt, so
„hätte er mit Verwunderung angehört, daß
„es das alles am folgenden Tage seinen
„Schwestern, und zwar fast mit eben densel-
„ben Worten wieder erzählt habe. Darauf
„habe er angefangen, ihm biblische Historien
„vorzusagen. Als es nun selbige auch so-
„gleich behalten, und immer größere Begier-
„de, (welche noch beständig währet) etwas
„Neues zu hören, bei ihm verspüret wor-
„den, habe er zu seinem Zeitvertreibe ihm
„aus den Wissenschaften das Nöthigste
„vorgefaget. Wenn es nun nicht recht auf-
„gereimt, so daß nichts von ihm herauszube-
„kommen, müsse der Nachtwächter, nach wel-
„chem es öfters fraget, weil es ihm, bei we-
„niger nächtlicher Ruhe oft singen höret, her-

„halten, der dann beschrieben wird, als ein
„großer Ignorant, welcher dasjenige, was
„man gerne von ihm hören wolle, nicht
„einmal wisse, da es doch ein Kind schon
„inne habe. Wenn es dies vernimmt, so läßt
„es sich hören, und will dann gleichsam den
„Nachwächter beschämen. Es ist Schade,
„daß zum Leben des Kindes — welches bis-
„her noch immer nichts als die Milch der
„Mutter genossen, auch auf keine Art und
„Weise zu andern Speisen zu gewöhnen ist,
„— zu schlechte Hoffnung da ist; denn ohne
„Gottes Allmacht ist es, menschlichem Ansehen
„nach, nicht möglich, daß es lange leben
„könne. —

„So weit der Amtsbericht des Herrn
„Rektor von Seelen. Der Ruf von des
„kleinen Heinrichs Gelehrsamkeit erscholl all-
„mählig so weit, daß der damalige König
„von Dänemark ihn zu sehen wünschte, und
„ihn deshalb nach Kopenhagen kommen ließ.
„Er trat die Reise dahin mit seiner Mutter
„an, und erschien am Hofe mit allen Gra-
„den der Kindheit. In allem Betracht war
„er auch äußerlich ein schönes Kind. Sein

„Wuchs war weit über seine Jahre. Eine
„glückliche Gesichtsbildung, große blaue Au-
„gen, rosenfarbene Wangen und blondes
„Haar, das in natürlichen Locken um seine
„Stirn sich kräufelte, rissen jedermann hin;
„mehr aber als dies alles sein edler Anstand.
„So bald er den Mund öffnete, so bezauber-
„te seine sanfte Stimme alles. Er trat vor
„den König mit edlem Selbstgefühl, und mit
„dem Bewußtsein seiner Verdienste hin, und
„hielt eine lateinische Anrede von zwanzig
„Minuten an ihn, ohne aus der Fassung zu
„kommen. Darauf trug er ein französisches
„Gedicht zum Lobe der Königin und der
„Prinzessinnen vor. Als er damit zu Ende
„war, nahmen ihn die Damen auf ihren
„Schooß und erstickten ihn fast mit Küssen.
„Für ein Kind von fünf Jahren hatte er auch
„beinahe etwas Uebermenschliches geleistet;
„denn unter einem Haufen von Officieren und
„Hofleuten so mit einem Könige zu reden,
„war damals — besonders für ein Kind —
„gewiß keine Kleinigkeit.

„Der König näherte sich seiner Mutter,
„wünschte ihr zu einem solchem Sohne Glück,

„und fragte, wie es möglich gewesen sei, ihm
„das alles beizubringen? Sie versicherte,
„daß man ihn nicht im mindesten damit ge-
„quält habe, sondern daß es alles eigener
„Trieb bei ihm gewesen sei, und noch sei.

„Ist es schon lange, daß Sie ihn ent-
„wöhnt haben? fragte der König. O ich
„sänze ihn noch, antwortete die Mutter.
„Und wenn Ihre Majestät es erlauben, so will
„ich meinem Kleinen auf der Stelle schenken,
„denn er ist immer um desto durstiger, je
„mehr er sich angestrengt hat. Alle Anwe-
„senden verlangten dringend, daß sie ihm zu-
„trinken gebe, und sie reichte ihm also in
„Gegenwart des ganzen Hofes die Mutter-
„brust, und der gelehrte und bewunderte
„Heinrich nahm sie ohne Bedenken an. Der
„lateinische und französische Redner
„war also jetzt wieder ein säugendes Kind.

„Mit Geschenken, Lobeserhebungen und
„Spielzeug überhäuft, verließ der Kleine
„Kopenhagen, und kam wieder nach Lübel
„zurück. Hier fand sich aber im Kurzen viel
„Verdruß für seine Mutter. Da man die
„Wahrhaftigkeit der gelehrten Kenntnisse des

„Kinde, (wie man zuvor versucht hat:
„te,) nicht mehr abzuleugnen im Stan:
„de war, so wurden ehrenrührige Pasquille
„auf Madame Heineken verbreitet *) und
„Ihr ins Haus geschickt. Es wurde von Ma:
„gistratswegen eine Belohnung von hundert
„Thaler — damals sehr viel! — auf den
„oder die Verfasser gesetzt. Die Mutter hat:
„te sich aber dennoch so sehr darüber gekränkt,
„daß ihre Nahrung theils verging, theils
„dem Kinde weniger gedeihlich war. **) Es

*) C'est tout comme chez nous. Man macht's
es damals schon wie jetzt.

Der Herausgeber.

**) Wie viel meinem Sohne und uns (seinen
Eltern) die vielen Kränkungen geschadet haben,
welche man ihm (und mir) aus ähnlichen
Gründen erwies, weiß ich (nach Gott) an:
genaußen, weil ich mich nichts bemühte, ihnen
zuvorkommen, oder ihnen den vergifteten
Stachel zu nehmen, oder doch die bösen Folgen
des Giftes möglichst zu mildern.

Daß indeß die Gefühle meines guten (bis
dahin noch keines Mißtrauens fähig-
gen) Sohnes bis ins Innerste gelitten haben;

„wurde also höchst nothwendig, daß Hein-
„rich entwöhnt wurde. Man wünschte dies
„aber auch darum, damit er nun schreiben
„lernen, und sein Studiren überhaupt ernst-
„licher angreifen könnte. Man trennte ihn
„zu dem Ende von seiner Mutter, um ihn
„an seine Wärterinn zu gewöhnen. — Aber:
„— der arme Kleine! — Er konnte diese
„Trennung nicht ertragen. Vierzehn Ta-

daß selbst sein Herz, wenigstens seine vorher
so innige Liebe zur Menschheit und zu
den Menschen, durch die hinterlistigen An-
griffe auf seine Ehre, und auf sein Lebens-
glück, von Seiten solcher Personen, die er
verehren zu müssen wähnte, und die er nie
auf das allerentsfernteste beleidigt
hatte, heftig angegriffen worden sind,
beweisen unter andern auch seine (nachherigen)
Gedichte. Er hat aber — begreiflicher
Weise! — unendlich mehr gelitten, als
alle jene Blätter aussprechen.

Wie leicht hätte er, so gut wie Heineke,
sein Leben darüber verlieren, oder gar
in eine beständige Verstandesschwäche
verfallen können! — Es ist dies die Ueberzeu-
gung großer Ärzte, welche die bösen Umtriebe
der Finsterlinge kennen.

„ge, ja drei Wochen schrie er in einem fort,
„und jammerte unaufhörlich um seine Mutter.
„Tag und Nacht bat er mit Flehen, sie
„ihm wieder zu bringen; mochte auch durchs
„aus nichts genügen, und verfiel zusehends.
„Daraus entstand denn eine Art von Schwind-
„sucht, an der er nach fünf Wochen starb.

„Er brachte also sein junges gelehrtes
„Leben nur auf fünf Jahr. —“

Johann Philipp Varatier.

„Philos. Mag. und Mitglied der Königl.
„Societät der Wissenschaften zu Berlin, ein
„frühzeitig gelehrter Jüngling, war geboren
„den ein und zwanzigsten Januar 1721 zu
„Schwobach, allwo sein Vater, François
„Varatier, Prediger der französisch-reformir-
„ten Gemeinde war. Die Mutter aber hieß
„Anna Charles. Er war ein einziges Kind,
„und sein Vater sein einziger Lehrmeister;
„welcher die Methode, so er zu seiner Unters-

„weisung gebraucht, in einem französischen
„Brieft an den Hofprediger de Maucière zu
„Stettin beschrieben, den selbiger ins Deut-
„sche übersezt unter dem Titel: Merkwür-
„dige Nachricht von einem frühzeitig gelchr-
„ten Kinde, Stettin 1728, in 4. herausgege-
„ben hat. Der Knabe hat in den ersten drei
„Jahren schon drei Sprachen mit solcher
„Fertigkeit geredet, daß man keinen Unter-
„schied einer vor der andern bei ihm finden
„können, indem er lateinisch mit dem Vater,
„französisch mit der Mutter, und deutsch mit
„der Magd geredet, und diese drei Personen
„auch darin zu seinen beständigen Lehrmeister
„gehabt hat. Im vierten Jahre hat er Ver-
„langen getragen, lesen und schreiben zu ler-
„nen, wovon er das erste ohne Buchstaben,
„das letztere aber ohne Feder und Dinte ge-
„lernt, weil der Vater ihm die Bedeutung
„der Buchstaben, nicht aber die Namen der-
„selben beigebracht, und weil er die Feder
„nicht wohl hat halten können, ein Stück
„Kreide oder Reisblei in die Hand gegeben,
„da er dann alle Tage einen Buchstaben ge-
„lernt, und solchen bald hie, bald dahin ge-
schrie-

„schrieben, nachgehends aber von selbst begier-
„tig worden, auch andere und sonderbarlich
„der hebräischen Sprache Buchstaben zeichnen
„zu lernen.

„Im fünften und folgenden Jahre hat
„ihn der Vater auf Erlernung der griechischen
„und hebräischen Sprache geführt, da er denn
„in dem alten Testament von den historischen
„Büchern den Anfang gemacht, sodann die
„Propheten, und endlich die heiligen Poeten
„gelesen, wo er aber nicht übereilet, sondern
„mit ihm zugleich das neue Testament nach
„dem Evangelium Johannis getrieben, und
„sodann in den Episteln Pauli geendigt wor-
„den. Dabei er zu Beibehaltung der heil-
„igen Schrift und des guten Lateins, Casta-
„lionis (Castellienis?) lateinische Uebersetzun-
„gen beständig gelesen, und sein Vergnügen
„gehabt, einzusehen, wiefern dieselbe mit dem
„Grundtext, den er zugleich getrieben, über-
„einkomme. Nach geendigten Büchern der hei-
„ligen Schrift soll ihm nicht schwer worden
„sein, die Rabbinen, deren er verschiedene
„gelesen, desgleichen die griechischen, sowohl
„heidnische Skribenten, als Kirchenväter, zu

I.

[21]

„verstehen. Hiernächst hat er auch das En-
 „tische, Chaldäische, Jüdisch-Deutsche und
 „Arabische desto leichter begriffen, und in die-
 „sen allen keinen andern Lehrmeister, als die
 „gedruckten Bücher gehabt, den Talmud aber,
 „weil sich dabei mehrere Schwierigkeiten ge-
 „funden, hat er ausgelegt.

„Die Philosophie, Mathesein und Astro-
 „nomie, desgleichen historiam ecclesiasticam
 „hat er meistens aus französischen Scriben-
 „ten erlernt, deren Bücher in französisch und
 „lateinisch gelesen, und bei der histor. eccles.
 „die Scriptores coaevos und Patres, so viel
 „möglichst zu Hülfe genommen. Anno 1734
 „hat er sein erstes Buch geschrieben, nämlich
 „des Rabbi Benjamin Tutelensis Itinerarium
 „ins Französische übersezt, mit Anmerkungen
 „und beigefügten historischen und philologi-
 „schen Bedenken, so im selbigen Jahr in Am-
 „sterdam gedruckt worden. Von größerer
 „Richtigkeit aber ist sein Buch, so er zu
 „Nürnberg 1735 in 8. unter dem Titel: An-
 „tiartemonius, seu initium Evangelii S. Io-
 „hannis ex antiquitate ecclesiasica adversus
 „iniquissimam L. M. Artemonii Neophotini-

„*ani criticam, vindicatum atque illustratum,*
„*wider den verkappten Artemonitum heraus-*
„*gegeben, und darin die Schriftsteller alten*
„*und neuen Testaments, so von der Gottheit*
„*Christi handeln, mit Beihülfe der Philoso-*
„*gie und Beifall der alten lateinischen und*
„*griechischen Kirchenväter, deren Zeugnisse er*
„*mit vielem Fleiß, Verstand und Gelehrsam-*
„*keit zusammen getragen, und meistens sehr*
„*vernünftige und scharfsinnige Schlüsse dar-*
„*aus gemacht, wider Artemonii Verdrehun-*
„*gen gerettet.*

„1735. geschah es auch, daß sein Vater
„zum französischen Prediger nach Stettin be-
„rufen wurde, und im Februar von Schwö-
„bach dahin reiste. Als er nun bei seiner
„Durchreise allhier in Halle, den Professor
„Schulze, den er zu Altorf kennen gelernt,
„besuchte, führte dieser den Vater und Sohn
„zu dem Kanzler von Ludwig, welcher sich
„mit ihm in allerlei Unterredungen von
„Sprachen, Philosophie, Alterthümern und
„Religionsachen eingelassen, und über dessen
„solide Beantwortungen recht erstaunt, daher
„er demselben offerirte, es bei der philosophi-

„schen Fakultät dahin zu bringen, daß er
„ohne alle Kosten in Magistram philoso-
„phie promovirt werde. Wie er nun dazu
„geneigt gewesen, so ist er folgenden Tages
„immatriculirt, und Tages darauf, den achten
„März, vor der versammelten philosophischen
„Fakultät mit ihrer aller Verwunderung und
„Satisfaction examinirt worden, da er dann
„sogleich in der Versammlung, ex tempore,
„auf ein Blatt 14 Theses zu einer Inaugural-
„Dissertation entwerfen, welche die Nacht,
„nebst einem Glückwünschungs Schreiben des
„Präsidis auf einen Bogen in 4. gedruckt,
„und folgendes Tages am neunten März
„unter dem Präsidio des Professor Mathe-
„seos, Johann Joachim Lange, in Gegen-
„wart von mehr als zweitausend Zuhörern
„mit Jedermanns Verwunderung von ihm,
„als einen vierzehnjährigen Knaben, gegen
„die Opponenten masculine defendiret, auch
„ihm darauf die Magisterwürde conferiret
„worden. Und wollen wir solche Theses der
„Marthe halber hierher setzen. (Ich lasse sie,
„um Raum zu sparen, wegz, denn fast alle
„sind für jetzige Zeit uninteressant.)

„Tages nach gehaltener Disputation und
„Promotion setzte nun sein Vater mit ihm
„seinen Weg nach Stettin über Potsdam
„fort, wohin ihm einer der hiesigen Professoren
„einen Brief an den Geh. Rath Hoffmann,
„so damals sich wegen des Königs
„Krankheit dort aufhielt, mitschickte, und ihm
„darinn den ganzen Verlauf mit diesem frühzeitig
„gelehrten Jünglinge erzählte. Dieser
„hinterbrachte es sofort als etwas Sonderbares
„Er. Königl. Majestät, welche Vater und Sohn
„ver sich kommen ließen, und nicht allein lange Zeit
„sich selbst mit ihm besprachen, sondern auch in
„Dero Gegenwart die gelehrtesten Leute mit ihm
„von allerhand Materien sich unterreden ließen, und
„darüber so vergnügt waren, daß Sie ihm als
„eines Sehenswürdigen am Hofe und in der
„Residenz zu zeigen befahlen, auch sowohl
„als der Königin Maj. ihn verschiedentlich
„zu sich kommen ließen, ihn beschenkt, und
„die Königin ihn durch den Hofmaler
„Pestne abmalen, und das Portrait in Dero
„Kabinet setzen lassen.

„So haben auch Er. Königl. Majestät,

„als Sie seine große Lust zu den mathemati-
„schen und astronomischen Instrumenten ver-
„süßret, ihm ein ansehnliches Geschenk, das
„mit er sich dergleichen selbst anschaffen kön-
„ne, reichen lassen, auch daß er desto bessere
„Gelegenheit, seine Studien fortzusetzen, ha-
„ben möge, aus höchst eigener Bewegung
„versüßet, daß der eine Prediger der hiesigen
„(Hallischen) französischen Gemeinde sich nach
„Stettin begeben, und der Vater unsers
„Magisters Varatier an dessen Stelle zu
„Halle treten solle. Wobei Dieselben ihm ein
„jährliches Stipendium verordnet, und ihn
„der Universität, sonderlich dem Kanzler von
„Ludwig, in einem Königl. Handschreiben
„auf's beste recommandiret, mit allergnädig-
„stem Befehl: daß letzterer ihn von den spe-
„culativischen Dingen abzuziehen, und auf
„die Wissenschaft der Rechte und Eigenschaft
„des deutschen Reichs, davon im gemeinen
„Leben mehr Gebrauch zu machen, zu brin-
„gen suchen möchte. Er kam also mit seinem
„Vater nach einem fünf wöchentlichen Auf-
„enthalte zu Potsdam und Berlin, nach
„Halle zurück, setzte seine Studia fort, und

„hörte die Jurisprudenz nach allen ihren
„Theilen unter Ludwig, Vöbmer, Heineccius
„und Gasser, und legte sich dabei auf die rö-
„mischen Antiquitäten, Münzwissenschaft
„und Historie der neueren Zeiten, dabei er
„doch von seinem so sehr geliebten Studio
„mathematico und astronomico nicht abzubrin-
„gen war, sondern solches beständig dabei trieb,
„und auf neue Erfindungen, als z. B. neue
„und gewissere Systemata mundi, die Longi-
„tudin m accurater zu erfinden, die Abwei-
„chungen des Magnets in gewisse Regeln zu
„bringen, und dergleichen meditirte. So hur-
„tig, aufgeweckten Gemüths und großen Geiz-
„tes er nun aber war, so klein, zärtlich und
„kränklich war sein Körper. Bereits im zehn-
„ten Jahre bekam er ein Geschwür am Zei-
„gelfinger der linken Hand, das in einen Krebs
„auszuschlug, daran er überaus viel ausgestanden,
„und ihmfeinige Knochen ausgenommen werden
„müssen; nachmals fiel er in die Schwindsucht,
„womit er sich lange Zeit schleppete, bis er
„daran, alles angewandten Fleißes der Me-
„dicorum ohnerachtet, zu großem Leidwesen
„seiner Eltern, und zu allgemeinen Bedauern,

„am fünften October 1740 jähtling verfiarb.
„Er fezte ſich nämlich ſelbigen Tages Mit-
„tags mit ſeinen Eltern zu Tiſche, ob er zwar
„keine Speiſe zu ſich nahm, ſondern auf eine
„Suppe, die er verlangt und ihm bereitet
„wurde, wartete. Es kam ihm aber jäht-
„lings eine große Schwachheit an, daß er aufs
„Bette begehrete, und ſobald er auf ſelbiges
„gebracht wurde, mit dem Tode zu ringen
„anfang, und ob ihm wohl möglichſt beige-
„ſtrungen wurde, ſeinen Geiſt aufgab, als
„er noch nicht völlig das zwanzigſte Jahr
„ſeines Alters erfüllt hatte.“

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt damit, daß
ich die Erziehungsweiſe, durch welche manche
bekannte Kinder gebildet wurden, die ſich
in einem oder dem andern Fache, (ſei es Mu-
ſik, Rechnen oder ſonſt etwas!) allein und
meiſtermäßig ausgezeichneten, für zu ſehr ver-
fehlt halte, als daß ich von ihnen beſonders
reden ſollte. Ich kenne viele dergleichen,
aber der Gedanke drängt ſich zu ſchnell und

gewaltsam auf, daß ihre Eltern oder Lehrer unverantwortlicher Weise das ganze Geistesfeld wüste liegen ließen, um einen kleinen Winkel desselben übermäßig, und also zum Schaden des Kindes, anzubauen.

Wie sehr bei meinem Sohne das Gegentheil hiervon Statt fand, weiß man schon. Ich schweige also davon.

Fünfzehnter Abschnitt.

Hat mein Sohn Nutzen von seiner frühen Ausbildung gehabt?

Allerdings! und zwar sehr wesentlichen, und — vielfachen Nutzen.

Eine Hauptgrundlage seiner Erziehung war Bildung zur Frömmigkeit und — darauf gegründete Sittlichkeit. Er sah und fühlte in allem Gott, seinen und den allgemeinen Vater. Er ehrte und liebte alles um sich her, bis zu den Thieren und Pflanzen hinab, als seine Mitgeschöpfe, gewissermaßen folglich als seine Geschwister. Er strebte deshalb, höher und höher zu stehen

auf der großen Stufenleiter, doch ohne allen Neid oder Verachtung anderer Weisen. Er achtete sie im Gegentheil nur um so herzlicher, und liebte sie um so inniger, je höher sie standen. Er bemitleidete diejenigen, welche er unter sich glaubte, mit zärtlicher Barmhuth. Sich empor zu schwingen, suchte er bloß durch den Unterricht seiner Eltern, durch den Umgang mit gebildeten Menschen und durch eigenen Fleiß. Eben deshalb war ihm alles dreies höchst werth und lieb, ganz gegen die Weise gewöhnlicher Kinder! — Er sprach mit Gott, wie mit seinem Freunde; dankte ihm für seine Geschenke und gütige Leitung, bat ihn um Kraft und ferneren Beistand zu seinen Geschäften, und bezog jeden angenehmen Vorfall, jedes Vergnügen, das er genoß, auf Ihn, den Allgütigen, den Geber der Freude. In der Harmonika, wie in der blühenden Rose; im Raphaelschen Gemälde, wie im Amselsatz; (in der sächsischen Schweiz) im Felsgebirge, wie im Grashalm; im geistvollen Menschen, wie in der Klugheit seines Hundes; überall sah, hörte und fühlte er Gott.

Er betete oft und gern, aber am liebsten allein; oder doch bloß in unserer (seiner Eltern) Gegenwart; ungern vor einem Dritten. Damit man die Art, wie er betete, beurtheilen könne, so theile ich ein Gebet mit, welches ich den Grundgedanken nach — oft von ihm gehört habe. In allen Verhältnissen und Lagen, in welche er kam, betete er aber anders. Wenn wir auf einer Reise begriffen waren, so bat er Gott, uns ferner zu schützen, und dankte ihm für seinen bisherigen Beistand. Waren wir irgendwo zum Besuch, so betete er: Gott möge unsern Freunden ihre Güte für uns reichlich vergelten u. s. w. War einer von uns (seinen Eltern) oder von seinen Freunden zc. krank, so betete er für dessen Wiederherstellung u. s. w. Hier ist das Allgemeine davon.

Karls Gebet aus dem Herzen.

Morgens und Abends, mit Abwechselungen, die sich nach den Zeiten und Umständen richteten. :

Ich danke Dir, lieber Gott, daß Du uns
heute eine so gute Nacht gegeben hast; Lieb

uns nun auch einen recht guten Tag! Belohne meine lieben Eltern für die gute Erziehung die sie mir bisher gegeben haben! Hilf ihnen dazu, daß sie sie mir noch immer geben können und wollen! Erhalte Sie mir beide noch recht lange, und gesund! Habe Dank für die vielen Freuden, die ich durch sie und durch andere Menschen täglich genieße! Stehe mir bei, daß ich heute recht artig, gehorsam und fleißig sei! Mache, daß ich den Stand erwähle, der mir und meinen Eltern der nützlichste ist! Bewahre mich vor Geiz, Stolz, unreinen Gedanken und Lügen! Gib uns das Gute, wenn es uns heilsam ist! Gib uns aber auch das, was uns böse scheint, wenn es uns gut ist; sogar wenn wir Dich um Abwendung desselben bitten! Lehre uns das Unrecht ertragen! Belohne diejenigen, die so viel für mich gethan haben und noch thun! — Thue allen Menschen wohl, besonders den Leidenden!

Die erwähnte Grundlage der frommen und sittlichen Bildung, die genaue Bekanntschaft mit dem Lehrreichsten des

alten, vorzüglich aber des neuen Testaments; am allermeisten mit dem Leben und den Lehren Jesu; alles in den besten Auszügen und Schriften darüber, setzte einen sehr festen Grund zu seiner künftigen Rechtfertigung und Herzensgüte. Das Anschauen der Gottheit in allen ihren Geschöpfen, die öftere und vertraute Unterhaltung mit ihr, erhielten ihn beständig aufmerksam auf sich selbst, so daß er sich nicht leicht etwas Unrechtes erlaubte, noch auch dazu von Andern verführen ließ. Sein Herz war und blieb durch dies alles so unschuldig und rein, daß sehr verständige Menschen ihn: engelrein nannten.

Eben deshalb erlaubte er sich auch in unserer Abwesenheit nichts Verbotenes; denn, sagte er sich, Gott sieht es ja, und wie sollte ich diesen beleidigen wollen! Vergessenheiten wie die, welche ich sozgleich erzählen will, fielen oft vor, und mußten — vorfallen.

Wir waren einmal beide zum Besuch beim Prediger C. in L. Beim Kaffeetrinken am andern Morgen goß Karl aus Unbedachtſam,

leit etwas von seiner Milch auf den Tisch. Das Geſeh war aber, er dürfe zur Strafe dann nicht weiter trinken oder eſſen. Er bekam in einem ſolchen Falle nur Brod mit Salz zur Stillung ſeines Hungers.

Er trank ſehr gern Milch. E.s hatten dieſe noch dazu ungewöhnlich ſüß gemacht, und ihm vortrefſlichen Kuchen dazu gegeben, weil ſie ihn unbeſchreiblich lieb gewonnen hatten. Karl wurde plötzlich blutroth, ſehr verlegen, und hörte auf zu trinken. Ich wußte recht gut, warum! that aber, als ob ich es nicht bemerkte.

Auch E.s wurden es bald gewahr, und ermunterten ihn zum Austrinken. Er weigerte ſich, und geſtand endlich, er könne nicht weiter trinken, denn er habe aus Mangel an Vorſicht den Tiſch begoſſen. Natürlich verſicherten dieſe, das ſchade gar nichts! Er müſſe nur ſorttrinken u. ſ. w. Ich ſchwieg ganz ſtill, und beſchäftigte mich abſichtlich mit dem Zuſammenſuchen unſerer Sachen. Karl war aber nicht zu bewegen; ſo daß E.s endlich, aus zu großer Liebe für das Kind, bßte auf mich

wurden, weil sie wähten, ich hätte ihm das Verbot vielleicht zugewinkt.

Jetzt schickte ich Karl auf den Hof, und setzte ihnen alles dahin gehörige auseinander. Es war aber ohne Nutzen; denn sie behaupteten: es sei wider die Natur, daß ein gesundes Kind, welches noch Eßlust habe, süße Milch mit Kuchen nicht genießen sollte, weil ein Gesetz es ihm, wegen eines kleinen Versehens, verbiete.

„Gehen Sie nur einmal fort! sagten sie endlich. Dann wird er bald trinken!“ Gut, antwortete ich, ich will fortgehen, damit Sie sehen, daß sein Betragen aus seiner Seele fließt, nicht etwa von mir erzwungen ist! aber unter der einzigen Bedingung, daß Sie mir nachher der reinsten Wahrheit gemäß erzählen, was vorgefallen ist. Ich verspreche Ihnen im voraus, daß ich ihm keinen Vorwurf darüber machen will, wenn er die Milch wirklich trinken sollte. — Sie gaben mir darauf ihr Ehrenwort.

Jetzt wurde Karl gerufen, und ich ging unter einem scheinbaren Vorwande fort. E—s bemühen sich auf alle Weise, ihn zum Essen

und Trinken zu bewegen. Aber umsonst. Sie machten ihm die Milch noch süßer. Auch das half nichts. Sie versprachen, die Tasse wieder eben so weit vollzufüllen, damit ich es nicht bemerken könne, und boten ihm andern Kuchen an, mit dem sophistisches Velsake: diesen könne ja das Gesech nicht verbieten. Besonders machten sie ihn darauf aufmerksam, daß ich nichts davon wisse, noch erfahren solle. Karl blieb unerschüttert! und wiederholte: „Wenn es auch mein Vater nicht weiß, so weiß es doch Gott! und das ist noch wichtiger! Das wäre aber offenbar ein Betrug, wenn ich andere Milch und andern Kuchen genießen wollte.“

„Sie erinnerten ihn, daß er weit zu Fuße gehen solle, folglich Kräfte haben müsse. Er blieb aber dabei: Salz und Brod mache die Backen roth, und werde ihm also auch die nöthigen Kräfte geben.

Endlich sahen sie sich gezwungen, mich wieder zu rufen, und erzählten mir mit Thränen in den Augen alles, was vorgegangen war. Ich erhielt mich so kalt, als ich nur vermochte; küßte Karln liebevoll, und sagte:

„Sie

„Lieber Karl! Du hast Deine Strafe freiwillig übernommen, und redlich ausstehen wollen; so will ich sie denn, unserer Zugreise wegen, und auf Bitte unserer Freunde, hien mit enden. Is und trinke ruhig Deinen Kuchen und Deine Milch! Du hast das Geſetz erfüllt. Ich ſpreche Dich von allem Weiteren frei.“

Jetzt verzehrte Karl dankbar und fröhlich was daſtand, und was man ihm noch angeboten hatte. Es aber konnten nicht begreifen, wie es möglich ſei, daß ein ſechsjähriges Kind ſo viel Gewalt über ſich haben könne, unter den angeführten Umſtänden, und bei gutem Appetite, ſich einen Lieblingsgenuß nicht erlauben zu wollen.

Sie kannten die hohe Gewalt einer reinen Frömmigkeit, und darauf gegründeten Sittlichkeit, nicht genug. Denn damit iſt noch weit mehr möglich, ohne ſie aber — wenig!

Eine zweite Grundlage war die Ausbildung und Stärkung ſeines Körpers, und ſo viel als möglich, aller einzelnen Kräfte deſſelben. Darüber iſt ſchon geſprochen, alſo

übergehe ich es hier. Daß die Sinne, so wie ihre Schärfung und Stärkung hierher gehören, versteht sich von selbst.

Eine dritte Grundlage war, von Anfang an, die höchst mögliche Ausbildung seines Geistes in allen einzelnen Vermögen desselben. Verstand, Vernunft, Scharfsinn, Willkür, Gedächtniß, Phantasie u. s. w. Theils habe ich hiervon schon geredet, theils werde ich mich noch darüber auslassen.

Damit hing denn die Gewöhnung zu einer schriftmäßigen Sprache, zum richtigen Denken, Fragen, Antworten, Einwendungen u. s. w. genau zusammen, und fiel Jedermann angenehm auf. Man sah das Kind also gern um sich, noch ehe es das Geringste von Sprachen oder Wissenschaften erlernt hatte. Wie mancher herrliche Genus ist Karln hierdurch geworden! Wie viel hat er dadurch gelehrt, gesehen und gelernt!

Die gebildetsten Menschen der Gegend, in welchen ich mich etwa befand, und die ich besuchte, machten sich eine Freude daraus, dem guten Knaben alles zu zeigen und zeigen zu lassen, was ihm Freude gewähren

konnte, und so verstrich seine Kindheit — schon wegen seiner Herzensgüte — unter den edelsten Vergnügungen und unter steter Belehrung.

Jetzt (in seinem sechsten Jahre) trat der Unterricht in Sprachen für ihn ein.

Durch seine klare Ueberzeugung, daß er sie zu seinem Wohl inne haben müsse; durch eine zweckmäßige und vereinfachte Methode; so wie durch die, mit Ueberlegung gewählte, Folge derselben auf einander, wurde ihr Erlernen ihm ein nicht sehr schwieriger Krieg mit den einzelnen Wörtern und ihren Formen. Aber dieser Krieg ward durch Hülfe alles dessen, was bisher für ihn geschehen war, ein fortdauernder und leichter Sieg. Beides zusammen ist ja aber im Grunde die Erklärung des Wortes: Spiel.

Seine Uebung im Lesen der fremden Sprachen war schnell für ihn das gleiche, was früher die Uebung im Deutschlesen für ihn gewesen war, eine höchst angenehme Unterhaltung, ein erheiternder Zeitvertreib, wobei er gar nicht ahnete, daß er dabei ungewöhnlich viel lerne.

Der Unterricht in den Wissenschaften war längst vorbereitet, durch Unterredungen, durch Befehen von tausend merkwürdigen Dingen, durch Reisen, durch Erzählungen aus der ältern und neuern Geschichte und — durch sein eigenes Lesen in allen ihm bekannten Sprachen.

Er wollte also äusserst gern mehr davon wissen, und riß an sich, was man andern Kindern mit vieler Mühe beibringen muß. Nie habe ich daher herzlicher gelacht, als wenn ich erfuhr, daß Jemand schriftlich oder mündlich behauptet habe: mein Sohn sei eine Treibhauspflanze, denn es sei ihm alles was er wisse, eingespripft, oder: eingetrichtert.

Die Thoren! Sie kannten so wenig die erhabene menschliche Natur, als die Macht eines natürlichen Unterrichts. Was das Kind lernt, muß sein Eigenthum werden; „sein“ im unumschränktesten Sinne des Worts, dann wird es dasselbe nicht leicht wieder vergessen. Und wenn es — der Zeit und Umstände wegen — es auch wirklich vergißt, so bleibt ihm doch der Hauptnutzen

davon: „die Schärfung und Erhöhung seiner Geisteskräfte“ für alle Zeiten.

Als die Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse meines Sohnes bekannt wurden, sehnte man sich noch mehr als zuvor, ihn bei sich zu sehen. Ich bekam sehr freundliche Einladungen oft von mir völlig unbekannten Personen; und auf kleinen Reisen führte man uns höchst liebevoll von Hand in Hand.

Wie viel hat der Knabe dadurch gelernt! — Denn alle bestrebten sich, ihm etwas Neues, etwas Interessantes zu zeigen, und jeder erklärte es ihm, oder ließ es ihm durch Sachverständige genau erklären. Ich bin wirklich oft ängstlich gewesen, weil ich fürchtete, die Gegenstände, welche doch bisweilen von hohem Werthe, oder Lieblingsachen des Besizers waren, könnten darunter leiden.

Und — wer waren die Menschen, die sich so gütig an uns angeschlossen? — Weit aus die meisten gehörten zu den edelsten, erfahrensten, liebenswürdigsten, gelehrtesten im erhabensten Sinne des Worte, auch wohl zu den vornehmsten und reichsten.

Karl erhielt also dadurch Gelegenheit, in fünf bis sechs Jahren zu hören, zu sehen, zu empfinden, was andere in zwanzig bis dreißig Jahren kaum, ja erst niemals erfahren. Kurzsichtigkeit und Vorurtheil mußten daher bei ihm allmählig verschwinden, er konnte nach einiger Zeit keinen Gegenstand mehr anstarren, und fällte begrifflicher Weise meistens umsichtige Urtheile.

Durch seine raschen Fortschritte war aber, wie man leicht begreift — unter andern auch viel Zeit für ihn gewonnen, und — das Sprichwort ist ja wohl so wahr als alt: Zeit gewonnen, alles gewonnen!

Bekanntlich füllt man die schönen Jahre vom siebenten oder achten bis zum siebenzehnten oder achtzehnten Jahre, (folglich zehn Jahre lang!) — mit dem meistens widerwärtig ertheilten Unterrichte im Lateinischen und Griechischen aus; natürlich klagen daher unter hundert Erwachsenen neunzig, daß sie wenig dadurch gelernt haben, weil man ihnen denselben nicht anziehend machte. Die Unterweisung in den neueren Sprachen und in den Wissenschaften, welche

— in den jetzigen Zeiten — daneben 'ertheilt, wird, pflegt jenem untergeordnet zu werden, und schreitet deshalb nicht weit vor; man muß es aber schon zu einer gewissen Vollkommenheit darin gebracht haben, wenn eine Wissenschaft uns anziehen, und das Studiren derselben uns erheitern, oder wenn die erlernte Sprache uns fühlbar Nutzen schaffen soll.

Mein Sohn gewann alle diese Jahre, um in denselben eine Menge Fächer seines Kopfes auszufüllen, und viel noch wüßtes Feld desselben urbar zu machen. Er studirte in dieser langen Zeit alte und neue Erdbeschreibung, alte und neue Geschichte, Naturgeschichte in fast allen ihren Theilen, Mathematik, Physik und Chemie, und zwar so gründlich, daß er in seinem dreizehnten Jahre schon Doctor Philosophiae wurde, und daß seine vorher erhaltenen Zeugnisse im hohen Grade rühmlich für ihn sind. In seinem vierzehnten Jahre wurde er zum Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in der Wetterau aufgenommen. Nun blieben ihm noch vier Jahre übrig; er genoß dadurch das Glück,

in den schönen Rheingegenden zu leben, Jurisprudenz mit ihren Hülfswissenschaften so umfassend zu studieren, daß er in seinem sechs-
zehnten Jahre auf eine ehrenvolle Weise zum
Dr. juris promovirt wurde. Dann reifete er
viel umher, und lebte längere Zeit hindurch
in Berlin, machte eine Menge angenehmer
und einige sehr unangenehme Erfahrungen,
wurde von vielen edlen Menschen mit Liebe,
von wenigen schlechten mit Hinterlist behan-
delt, von seinem Könige mit hoher Gnade zu
einer zweijährigen gelehrten Reise bestimmt,
und durfte die Zwischenzeit ganz dazu an-
wenden, sich auf diesen ehrenvollen und nüt-
zlichen Auftrag theoretisch und praktisch vor-
zubereiten.

Ist das alles nicht eine Summe von
Glück, die ein rechtschaffener Vater seinem
Sohne gern mit Tausenden erkaufen möchte,
wenn sie sich erkaufen ließe? — Nein, es
reut mich keinen Augenblick, daß er sich früh
ausbildete, denn er hat dadurch weder an sei-
nem Körper, noch an seinem Geiste, noch
auch an seinem Herzen im mindesten gelit-

ten; wohl aber hat er dadurch in jeder Hinsicht gewonnen.

Seit dreißig Jahren schon hatte und behielt ich eine Idee im Auge, welche Würzer (in Warburg) im Jahre 1818 auszusprechen wagte. „Statt kleinlichen Wörterkrams sagte er, galt den größten Männern der Vorzeit, das Studium der Lebensweisheit und die harmonische Uebung aller Kräfte der Seele und des Körpers. Das ist der ächte Zweck und Geist alles Unterrichts; und die Frucht des ächten Unterrichts ist, wie Johannes von Müller sagte: Geistesgegenwart und Geschick zu allem; Würde des Lebens und Unabhängigkeit von der Laune des Glücks. Die Vereinigung eines thätigen Lebens mit einem denkenden ist es, welche uns wieder unsern Weisern im Alterthum nähern kann.“

So habe ich die Alcen, seit dreißig Jahren schon angesehen, verehrt und nach ihrem Muster zurer mich, und dann meinen Sohn, nach meiner Vermögen, zu bilden gesucht.

Sechszehnter Abschnitt.

Wird meines Sohnes Geisteskraft früher zu wachsen aufhören, als die andrer Jünglinge?

Es scheint nicht so! —

Im Jahre 1811 antwortete ich dem Herrn Kollegienrath von Jacob mit Kengstlichkeit auf seine Besorgniß, daß meines Sohnes Geisteskraft sich im vierzehnten Jahre fixiren werde, und versicherte ihn, ich würde Vorkehrungen treffen, damit es ihn nicht so tief kränke, wenn es ja einträte. — Als mein Sohn vierzehn Jahr voll war, hätte ich schon sagen können: ich habe gesiegt! ich that es jedoch nicht, wie wir oben gesehen haben. Wohl aber nahm meine Hoffnung, daß alles nach Wunsch gehen werde, zu, und sie hat sich, dem Himmel sei Dank! mit jedem Jahre vermehrt.

Viele seiner Arbeiten in der neuesten Zeit, besonders seine Aufsätze jeder Art beweisen es; denn der Unterschied derselben fällt von Jahre zu Jahre, wie aus seinen Druckschriften bekannt ist, angenehm auf. Ich lasse hier einige Stellen aus seinen Briefen

während eines Jahres folgen, weil man sie ausdrücklich verlangt hat.

Auszug aus einigen Briefen meines Sohnes an seine Mutter, während ich entfernt war.

Weimar den 22. September
1817.

— — — — Ich schreibe Ihnen diesmal mehr über mein Inneres, als über die äußeren Vorfälle meiner Reise, denn die Ereignisse scheinen mir in jenem bedeutender gewesen zu sein, als in diesen. Die siebenzehn Tage, die ich in Dresden verlebte, haben, wie ich glaube, einen sehr großen Einfluß auf mich gehabt, und das aus mehreren Gründen. Der erste davon besteht in dem Eindruck, den das Anschauen und Verstehen lernen der herrlichen Kunstwerke auf den gesähtvollen Menschen machen muß. Manche Ideen, die in Worten sich nicht aussprechen lassen, die aber das Edelste im Menschen anregen, mußten hier in mir wach werden, und nicht leicht ließ eins jener Meisterbilder mich ohne eine freundliche Mitgabe von sich gehen.

Werther sagt: er könne gar oft seine Gedanken nicht aussprechen, es scheine ihm aber, als könne er eher in Formen zeigen, was er wolle; und eben diese unaussprechlichen Gedanken, die den Zusammenhang mit einer andern Welt in sich tragen, sind von den herrlichsten Gemüthern unter den Künstlern, ihren Kunstwerken mitgegeben. Wenige verstehen diese Sprache, und keiner kann sie überschauen. Noch wichtiger für mich war der nähere Umgang mit zwei edlen Menschen, dem J. v. B. und G. v. L. etc. — — —

Göttingen den 30. September
1817.

— — — — — Stehe ich an meinem Fenster, wenn in herbstlicher Milde die Sonne gesunken ist; so faßt mich eine unnennbare Behmuth beim Anblick der feierlichen Abendröthe, die in schweigender Allgewalt mir von jedem Rechenchaft zu fordern scheint über Alles, was er an dem Tage, dem sie zum Gränzsteine dient, gedacht und gehandelt hat; und wie Wenige sind, die bei ernstlicher Prüfung das Gethane billigen können! Wie

Vielan verfloß der Tag ohne bedeutsame Thätigkeit! — Ach! ich fühle es täglich mehr und mehr, wie schwer es ist, gut zu sein! — Wie wir überhaupt in der Welt der Gleichgültigkeit leben, wo jeder dem andern genug gethan zu haben glaubt, wenn er nur unschädlich vor ihm vorbeigeht; so ist auch das Innere der Menschen beschaffen. Wer nicht schlecht ist, ist darum noch nicht gut; wer dem Willen Gottes nicht entgegen handelt, der erfüllt darum seine Gebote noch nicht. Und doch, dünkt man sich schon sehr hoch zu stehen, glaubt man sich nur von unedlen Handlungen frei. Die Herzensgüte theilt gleiches Schicksal mit jedem Ideale. Ein Himmelsgebild, schwebt sie als sanftes Gestirn in höheren Regionen. Auf Erden können wir nur den Spiegel davon besitzen, der freilich nie dem hohen Urbilde an milder Klarheit gleichen wird. Aber Heil dem! dessen Herz zum Spiegel der wahren Güte wird.

Das höchste Streben jedes edleren Menschen muß dahin gerichtet sein, einst in den Besitz jener Himmelsgabe zu gelangen. Zwar denke ich mir das Gelingen dieses Wunsches

als nie vollkommen, sondern nur ganz allmählig, annäherungsweise, möglich; aber um so emßiger bestrebe ich mich, keinen Augenblick dieses schwierig-schöne Ziel aus den Augen zu lassen.

So zurückschreckend die Gestalten der Alltagsmenschen dem jungen Gemüthe sein müssen, so erfreulich und wohlthätig ist ihm auch der Umgang mit wahrhaft guten Wesen, die in Einfach und Demuth von nichts weniger wissen, als von ihrem unaussprechlich hohem Werthe. — Solche Wesen fand ich in den früher benannten trefflichen Menschen etc.

Göttingen den 2. October
1817.

— — — Sie verlangen eine ausführliche Reisebeschreibung von mir! Ja, das ist eine schwere Aufgabe für mich! Denn wenn gleich alles lebendig vor mir steht, so vermag ich doch nicht das Empfangene wiederzugeben. In meinem Innern lebt und webt es thätig fort, und Weniges geht vorüber, was nicht noch für späte Zeiten seinen Nutzen brächte. Da stehen in mir aufgethürmt zwei Haupt-

rubriken; Ereignisse und Bilder. Sie enthalten des Geschehenen Gesammtmasse. Die Gedanken bilden zwischen beiden die luftige Brücke, und tragen herüber und hinüber und geben ihre vollbrachten Werke ab an Herz und Verstand. Doch all das Schaffen ist nach innen gerichtet, und nichts davon will den langen Weg unternehmen durch Arm in Hand und Feder auf's Papier. Da muß dann der Geist als Spiegel dienen; allein die Wärme und die Farben der Ereignisse und Bilder gehen verloren, und beide zusammengeschmolzen lassen nur noch die kalten Umrisse zurück. Aber angst und bange wird mir, wenn ich diese hergeben soll, weil sie so kalt und unbiegsam da stehen.

Daß ich in Dresden die vorzüglichsten Männer alle gesehen, daß ich im Ganzen sehr freundlich aufgenommen wurde; daß ich an den vier Darstellungen der Frau Ehrdecker das Vollendetste sah, was mir in tragisch-künstlerischer Hinsicht je vorgekommen war; daß ich am herrlichen Morgen des vierzehnten Septembers, bei voller Kirchenmusik, von Dresden in der katholischen Kirche Abschied

nahm; dies alles habe ich Ihnen schon geschrieben, oder habe ich es nicht, nun! so wissen Sie es jetzt. Wie wir vier (denn Pestalozzi vereinigte sich mit uns von Dresden an) mit unsern verschiedenfarbigen Kengeln und Reisefläßen, bei Sturm und Wind, durch tagelangen Regen mit einem Regenschirm hindurch wanderten: wie wir, gleich den vier Haimonskindern, in malerischer Eintracht zu zweitemal auf einer Streu neben einander hingestreckt lagen; — das überlasse ich Ihrer Phantasie, es sich genauer auszumahlen. Doch hinzufügen muß ich, wie wir mit heiliger Nüchternheit bei Tharand die, nach unsrer edlen Königin benannten, heiligen Hallen betraten; wie wir in Freiberg siebenhundert Ellen unter den Wohnungen der Menschen, an der armen Mutter Erde den Kaiserschnitt vornehmten sahen, und wie mir stets, wenn ich einen Augenblick von den Uebrigen mich entfernte, die Worte Schillers einfielen:

„Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,

„Von der menschlichen Hülfe so weit;

„Und

„Unter Larven die einzige fühlende Brust,
„Allein in der gräßlichen Einsamkeit;
„Tief unter dem Schall der menschlichen
 Rede,
„Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.“

den 5. October 1817.

Am sechszehnten September kamen wir um die Mittagszeit in Hainichen, Gellerts Geburtsort, an. Wir sahen im Pfarrgarten Gellerts Linde, die sein Vater am Tage seiner Geburt pflanzte, und welche noch alljährlich von den Bewohnern bekränzt wird. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man an Orte gelangt, die ausgezeichneten Menschen zum frühen Jugendaufenthalt dienten. Es liegt indeß dies Gefühl durchaus nicht allein in der Neugierde. Nein! Bei jedem Gegenstande glaubt man den Eindruck errathen zu können, den er auf jenen Mann in seinen Kinderjahren machte, und in wie fern er vielleicht Einfluß auf die Bildung seines Gemüths hatte. Ja, man glaubt oft jenes Mannes Gedanken, seinen ganzen Sinn, erst dann recht zu verstehen, wenn man seinen

I.

[26]

Wohnort kennen gelernt hat, so wie man erst dann über einen Menschen urtheilen sollte, wenn man ihn zu Hause, in seiner ihm eigenen Umgebung, gesehen hat. Was insbesondere Gellert betrifft, so war uns der Ort um so interessanter, als er hier manches Jahr des Kammers und des Grams verlebt hatte, wovon sich die Spuren noch in Versen, die er im Wismuth ins Fenster geschrieben hatte, aussprechen. 2c. — — —

Göttingen den 6. November

187

— — — — Ein jeder hat die Wahl zwischen zweien Richtern, der innern Stimme und dem Urtheile der Welt. Wahrlich, wem der Letzte der wichtigste ist, dessen wahres Heil ist verloren. Aber, höre ich sagen, die inneren Stimmen trügen oft! — Sehr wahr! auch mich haben sie schon betrogen. Darum soll man besonders mit den Edelsten seine Ideen austauschen; darum soll man ihren Wandel betrachten, und dann — freilich ohne blinden Glauben! — an Autoritäten hangen.

Mögen dann manchmal scheinbare Inkonssequenzen entstehen; der Gott in uns wird unser Inneres wie einen fortlaufenden Faden ausspinnen, der freilich oft von der graden Linie abschweifen wird. Man lasse sich dadurch aber nicht irre machen, und schäme sich nicht, Meinungen, denen man früher eifrig anhing, aufzugeben, und vielleicht andere anzunehmen; je nachdem über Grundgedanken, die bei so Wenigen feststehen, die Ideen geändert werden. Und so steht derjenige höher, der seine Meinung ändert, und in der jedesmaligen Gestalt, sie gleich eifrig zu verfechten unternimmt: als der aus Eigensinn oder Stumpfheit, sich gleichbleibende Nachbeter seiner Selbst.

In jenem erscheint zum mindesten ein fortwährendes Streben rege; statt daß dieser auf die schlimmste aller Auktoritäten schwört, auf die seiner eigenen Meinungen, die zu verfechten ihm unwürdig scheint. — So, geliebte Mutter, mögen Sie es auch erklären, wenn ich mehr als einmal entgegen gesetzte Meinungen annahm und vertheidigte. Es ist dies, wie Sie bemerken, in den wichtigsten

Angelegenheiten, die der Mensch haben kann, in meinen Meinungen über Religion, der Fall gewesen. Beunruhigen Sie sich aber nicht deswegen! — Ich habe zwar diese Meinungen zu verschiedenen Malen geändert; aber nicht, wie Sie zu glauben scheinen, auf die nächstbesten Autoritäten hin; sondern — vorzügliche Denker, oder besonders gute Menschen, sprachen ihre Ideen gegen mich aus; ich sagte sie auf, und verarbeitete sie. Da aber diese Männer an Geisteskraft und reiflichem Durchdenken jener Materien mir weit überlegen waren, so ist es natürlich, daß sie mich mit ihren Gründen von ihrer Idee überzeugten. Ein Zweiter, dessen Ideen über diesen Punkt noch weiter drangen, und der die Vernunftschlüsse seines Vorgängers zu entkräften wußte, vermochte es vielleicht, mich von neuen Ansichten zu überzeugen; und so kann der Verstand schwanken, bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit, die der Geist je, oder vielmehr nie hier, sondern in andern Welten — wird erreichen können, ohne den Vorwurf des unbeständigen Autoritäten: Nachbetens zu verdienen.

Ein altes Sprichwort sagt: Bei dem wahren Großen ist auch das Kleine schon genug! — Ich wollte forschen, und geblendet falle ich anbetend nieder vor der Gottheit, die auch im feurigen Busche mein Auge nicht zu ertragen vermag. — Fast vier Jahrtausende sind verflossen, seit Moses sich demüthigte; Rom's und Griechenlands Weisen wollten das Unnennbare ergründen; der Jungfrau Sohn zeigte uns den Stern, dem selbst Morgenlands Weisen folgten, um sich höherer Aufklärung fähig zu machen — — aber den Schleier, der die Gottheit umhüllt, hat auch er nie heben wollen; und noch heute tritt der Jüngling beschämt und geblendet zurück, der es wagte, der Göttin zu Sais heiliges Antlitz schauen zu wollen. Unbefriedigt kehrt er heim von dem Heiligthum der Urmutter Isis. Ja, ich halte mich überzeugt, daß selbst wenn er das Verbrechen begangen, den irdischen Schleier zu heben, er durch Schuld, doch die Wahrheit nicht sehen wird.

Die Rose wächst, die Blume blüht; entlockt uns Ang' und Seele: doch des Schöpfers Gedanke, als er die Rose schuf, wer

wagte es, ihn zu binden? Schnell wie ein Blitz, fesselt er sich in dem Saamenkorn, und stirbt durch die neue Pflanze gleiches Leben, das in der ersten floß, die Gottes Schöpferhand entsproß. Dort liegt verborgen alles Lichtes Keim. Jener Staub, den von der Diamantkrone die Diene heimholt: als Kerze strahlt er uns das Licht entgegen, das schlafend, als ein Gottesgeist, in ihm verborgen lag.

Doch was sind Worte, um auszudrücken, mit welcher Demuth wir, die wir der Gottheit Spur kaum entdecken können, im Staube anbetend vor ihr knien müssen! —

Solche Gedanken sind es, von denen diejenigen durchdrungen werden, die ein tieferes Forschen unbefriedigt gelassen hat, und die nun zurückgekehrt, freiwillig den Schirm über ihre Augen decken.

Ein wie ganz anderes, und ein um wie viel besseres Christenthum ist ein durch Uebersetzung erworbenes, als ein bloß vererbtes, für den forschenden Geist! Darum halte man niemand ab, über das nachdenkliche Betrachtungen anzustellen, was ihm das Höchste und

Wichtigste sein muß. Sollte er auch sich verirrt haben vom rechten Pfade des Heils, und hat er nur das wahre sehnüchtrige Streben; so wird Gott ihn sicher nicht herum irren lassen in der Einnöde, sondern er wird seine Engel aussenden, um ihn zurückzuführen auf den rechten Weg.

Am Rheinfall bei Schaffhausen
den 31. August 1818 Morgens halb
7 Uhr.

Heure, gute, geliebte Mutter! und Ihr alle, die ihr mein auch nur mit einem Theil der innigen Liebe gedenket, mit der mein Herz in diesem seeligen Augenblick Euch Alle umschließt, an Euch! sind diese Worte gerichtet.

Vermag ich auch nicht, mein Entzücken Euch mitzutheilen, so soll es doch nicht meine Seele allein genießen.

Ah! diese Zeilen können Euch nicht einmal ein Oelblatt sein! Die Taube ist weggeflogen um Euch aus dem entzückenden Lande einen Zweig zu bringen, und — sie bringt nur einen Brief. — Doch Rosenblätter mindestens will ich Euch streuen; Rosenblätter,

die stündlich die Tropfen des Falles tranken, die unmittelbar neben ihm aus dem steilen Felsen hervorwuchsen. Sie seien Euch ein Zeichen, daß selbst das größte Schauspiel der Natur nicht auf einen Augenblick vermochte, Euer Bild aus meiner Seele zu verdrängen!

So hört denn, von welchem Standpunkte aus ich Euch diese Zeilen schreibe!

Noch so eben stand ich auf dem Fischez, mitten in dem kolossalen Wassersturze. Hier pflückte ich jene Blätter. Doch ich stand dem ewigen Wüthen des Wassers zu nahe; das Toben war zu groß, als daß ich zur Ruhe hätte gelangen können. Jetzt bin ich den Strom weiter hinabwärtsgegangen, und auf einen Felsen im Rhein geklettert, auf dessen höchster scharfer Kante ich reite, und vermitelt des wohlbekannten Schreibzeuges dieses Brieflein schreibe.

Grade vor mir habe ich den ganzen Rheinsall; unter mir fahren von Zeit zu Zeit Fremde auf schwankenden Mähen, und jeder findet Freude an meinem wunderlichen Sitze. Neben mir ein liebliches Bäldehen, darüber das Schloß Laufen. Jenseits des Rheins

das Schloß Bâle, besonnte Wälder und sanfte, mit Nebel bedeckte, Anhöhen. Ganz oben, alles mit liebender Heiterkeit überschauend, der blaue Himmel.

Schon vor Sonnenaufgang war ich von Schaffhausen hierher (eine Stunde weit) gegangen. Als ich kam, waren nur erst die fernern Alpen, der Todi, die Windgelle, das Schreckhorn u. s. w. von den ersten Sonnenstrahlen geröthet. Auf dem Fischeß habe ich dann abgewartet, bis die Sonne von oben nach unten allmählig den Rheinfluss zu beleuchten anfing. Jetzt sehe ich die ganze silberne Schaummasse von blendendweißem Lichte erhellt. Aber ich sehe im Schatten. — So eben kommt der Kahn, mich an's andere Ufer zu führen. Leben Sie einstweilen wohl!

Zürich den 6. Sept. 1818.

Abends nach 9 Uhr.

Schreiben kann ich nicht in einer solchen Natur! Ich möchte selbst eine der Alpen sein, denn von dem bloßen anschauen (was ich die letzten drei Tage hindurch ununterbrochen

gethan habe) werde ich nicht satt! — Ich war auf Habeburg! Die Erheublätter sind daher. Alle Blumen und Blätter, die ich schicke, heben Sie doch ja recht sorgfältig auf, es wird, hoffe ich, eine interessante Sammlung werden.

Zwei Gewitter stehn am Himmel; es blüht stark. Hoffentlich wird das Wetter morgen gut. — Unter meinem Fenster rauscht die Linmat, darüber hinaus der See, rechts die Stadt mit dem schönen Münster. Ueber dem See hin die Berge. Die Berge — die Alpen! Und das alles aus meinem Fenster! Morgen, so Gott will! bin ich mitten in dieser Herrlichkeit. Ihm fühle ich mich täglich näher. Er gebe Ihnen jetzt eine gute Nacht und segne uns alle! —

Neuchâten den 12. Sept. 1818.

— — — — Wenn ich kein verwandtes Wesen um mich sehe, so gebe ich dem kalten Eis und Schnee Gefühl und Seele, um doch etwas zu haben, woran ich meine Gefühle heften kann. Ach! die Menschen sprechen in tausend Sprachen, meistens was sie nicht

fühlen; aber die Natur bleibt ewig, und ruft mit herrlicher Hieroglyphenschrift durch alle Aeonen der Zeit die Gesetze der Weltgeschichte. Das Blatt ist nichts als ein eingeschränkter Baum, jeder Zweig des Großen kehrt im Kleinen wieder, und so ist nichts in der Welt, in dem sich nicht Alles spiegelte. Und besonders die Elemente, jene Riesen der einfachkräftigen Vorzeit, sie sind voll tiefer Bedeutung. Es ist ein wunderbares Wort: Der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. &c. — —

Auf dem Lagomaggiore
den 25. September 1813.

(am Geburtstage seiner Mutter.)

Heute der erste Tag ganz in Italien;
heute das Gebiet des 43^{ten} Breitegrades betreten, — und heute! — O, wenn jeder Gedanke, jeder Wunsch, der heute Ihnen galt, auch nur den sanftesten Hauch des himmlischen Klima's, das mich umgiebt, hätte zu Ihnen hinüberführen können; so hätten Sie heute im reizendsten herbstlichen Frühling, oder, wenn Sie wollen, im blühenden Spätsommer leben müssen.

Da sah' ich umgeben von den lockendsten Früchten des Südens; die Fenster stehen offen, um mich neues Leben aus der gewürzreichen Fluth der italiänischen Lust trinken zu lassen; und doch — mehr als der Lorbeerwald, mehr als der Garten von Orangen zog mich der kleine nackte Felsen an, der, mit Thränenweiden bewachsen, aus den Wellen hervortaucht.

Dorthin ließ ich mich fahren, dort sah ich die Sonne herabsinken über die waldigen Hügel, und ihr Nachglanz schwebte auf den kleinen Wogen vom Ufer bis zu mir. Nichts glänzte die Isola madre, dahinter das freundliche Palanza, und der See ebnete sich in der Ferne zum herrlichen violetten Spiegel, auf dem ich um die liebliche Insel herumalitt. Ach! zu sagen, daß ich in all der Seeligkeit Eurer, und nur Eurer gedachte, Ihr Lieben, wäre schon Sünde: denn ist es nicht dieser Gedanke, der mir jeden Genuß mit Behmuth vermischt, und dennoch wieder versüßt? —

Den heutigen Tag hier zu sein, hatte ich mir schon lange vorgenommen; nicht im rau-

Schönen Vorüberfliegen an den berühmten Gegenständen, nein! im stillen Frieden des glücklichen Landes wollte ich ihn feiern; wollte Stundenlang hinaussehen auf die flüsternde Fluth, und doch nur Grüße von Ihnen zu hören glauben; wollte die Lüste in den Lorbeerblättern säuseln lassen, und doch jedem Hauche nur meine Liebe mitgeben auf dem Wege zu Ihnen. Und so ist es geschehen. — —

Chur den 4. Oktober 1818.
Abends spät

Gottlob! und noch tausendmal: Gottlob! Ich habe Ihre theueren, lieben Briefe!! — Edthe sagt: „Ich hab' ihn oft geküßt, ach! wohl ein tausend mal, und ihn an's Herz gedrückt, viel hundert tausendmal!“ Die Sonne war schon untergegangen, als ich hier ankam. Auf dem Wege von Italien hierher, wo ich in zwei Richtungen den Gotthart zu passiren hatte, war ich in stetem Kampf mit allen feindlichen Elementen. Ein ewiger kalter Regen durchstarrte meine Glieder; um mich donnerten Lawinen von stürzenden Gelfen und Schnee; Bäche hemmten den fast angebauten Weg, der schlüpfrig jeden Aus-

genblick sich entwinden, oder unbetreten dem Auge verschwinden zu wollen schien, aber — der Brief — der Brief!! und so bin ich denn, und Gottlob gesünder als je, hier angekommen. Eben hier angelangt ging ich auf die Post; nebenan war mein Wirthshaus; ich ging aber nicht hinein, sondern setzte mich auf die Schwelle, behielt in glücklicher Eile mein Bündel auf dem Rücken, und las, und las bis jetzt. Ach! tausend Dank! War mir's doch immer unterwegs, als ginge ich nach Hause, weil ich hier auf die lieben Briefe hoffte! — ach! und nun bin ich auch wieder selig gewesen, so selig, daß die hellen Thränen der Freude mir über die Wangen gelaufen sind.

Was mein Schweigen von München an betrifft, so kann ich nur sagen: Vergebung und abermals: Vergebung! Ist dies doch die höchste, die reinste Entschuldigung! Was können wir anders unserm Vater im Himmel sagen, als: „Verggebung!“

Zürich den 29. Oktober 1818.

— — Von meinem Heimweh bin ich geheilt, und werde schwerlich wieder daran er-

kranken, weil ich nun bald in Rom neben den Arbeiten, Menschen finden werde, an die ich mich anschließen kann. Denn jedes Gefühl der Art entsteht aus Mangel an Mittheilung (der in der schönen Natur immer am fühlbarsten zu werden pflegt) und aus nicht hinreichender Beschäftigung. Ein einsames Gehen bietet ihm vorzügliche Nahrung dar, bis der Geist sich zwingt, mit bestimmten Ideen sich abzugeben, ohne von ihnen abzuschweifen; Pläne für die Zukunft, genaues Durchdenken vergangener Ereignisse, sind mir am wohlthätigsten gewesen, und zwei größere Gedichte verdanken solchen Betrachtungen ihren Ursprung. — — — — —

So eben komme ich vom Richeplaze, auf dem zwei Brüder geköpft wurden. Tief hat mich dies schreckliche Schauspiel erschüttert. — Ach! und wie gefühllos ist dabei die rohe Menschenmasse!! — — Der Name: Verbrecher reißt in ihren Augen den Unglücklichen tief unter die Gemeinschaft menschlicher Gesellschaft hinab, und keiner denkt nur dar-

an, daß es mit ihm eben so kommen könne. Ihre kleinlichen Leidenschaften bringen sie zu den letzten Augenblicken dessen, der um ihr Verwillen geoddet wird, und gleich den Römern beachten sie nur, ob er mit Grazie verschieden sei. Sind es denn nicht menschliche Leidenschaften, welche die That herbei führten? und — was ist der Unterschied zwischen mir und dem Verbrecher? — Wer sich rein dünkt, hebe den ersten Stein gegen ihn auf. —

* * *

Noch sei mir erlaube, von etwas zu sprechen, was mein Sohn früher so gut wie gar nicht ausgebildet hatte.

Am Ende seiner Masernkrankheit nämlich, im März 1818, (als er noch nicht völlig achtzehn Jahr alt war,) durfte er sich nicht mit strengwissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, und fiel deshalb darauf, sich in der Dichtkunst mehr als bis dahin zu versuchen.

Daß er es in den sieben Monaten (bis heute, da ich dieses schreibe,) bei seinen an-

ders

vertheilten Geschäften, Zerstreuungen, und großen Reisen, darin noch nicht zur Vollkommenheit gebracht habe, weiß ich gar wohl; aber, ich meine, für die kurze Zeit, und — im achtzehnten Jahre, ist es wohl mehr, als der billige Mensch fordern wird.

Ich lasse daher auch von seinen Gedichten einige, die früheren zuerst und die späteren zuletzt, folgen.

Da ich auch sie auf ausdrückliches Verlangen mittheile, so erwarte ich deshalb um so gewisser Verzeihung.

L i e b e i m F e n s t.

(Mein erstes Gedicht)

In der schönsten Frühlingssonne,
Bei des Blüthenduftes Wonne,
Schwebt Dein süßes Bild mir vor;
Und der Vögel Jubelchor
Klopft in mein trunknes Ohr
Deines Namens Ton allein.

Alles thut mir Harmonien,
Wandelt sich in Melodien,

I.

[27]

Denk ich, Selma, nur an Dich.
Selma! Dich nur liebe ich,
Dies Gefühl bezaubert mich
Mehr als Vögel sang und Lenz.

Auf der Blumen Farbenleide
Schimmert mir in lichter Freude
Nur Dein theurer Name zu.
Wie im Spiegel strahlest Du
Voller Lieb' und süßer Ruh
Mich aus jedem Blättchen an.

Dieses Zephirs traulich Kosen,
Spielend mit dem Duft der Rosen,
Pispelt leise: Selma! mir.
Klagt die Nachtigall, nach Dir
Haucht sie zärtliche Begier
Ihren Sehnsuchtsküssen ein.

Hör' ich's in dem Walde rauschen,
Schweig ich still. — Im seelgen Lauschen
Hör' ich Dich. — Des Kleides Saum,
Das Du zierst, seh' ich im Traum
Ferne schimmern. — Ach, vom Baum
War's ein Silberblüthenast.

Das Leben ein Bach.

Es rauschen die Wasser, es rieselt der Bach,
Es eilet der Welle die Welle nach,
Die erste, sie stirbt in der andern Schooß,
Wie wieder der zweiten die dritte entsproß.

Doch strömen die Wasser noch weiter dahin,
So schwindet der tobende kindische Sinn;
Und üppige Fluren umspült der Fluß,
Es labt sich das Land an dem nährenden Ruß.

Und hat er durchwandert das Thal und das
Land,
Und hat er befruchtet den üppigen Strand,
So bleibt ihm kein Name, nichts Eigenes
mehr,
So schwindet er in dem unendlichen Meer.

Die Wasser entspringen der bergigen
Nacht,
Von der uns noch Niemand die Kunde ge-
bracht;
Die Wasser entschwinden am Meeresstrand,
Und keiner hat jemals ihr Strömen gebannt.

Der Jüngling, er sieht in die Wog', in die
Gluth,
Da zieht ihn hin unter die sehnende Gluth;
Es zieht ihn hinauf nach des Stromes Quell:
Hinauf und hinab mit der tanzenden Well.

Und eilend verläßt er das Vaterhaus,
Er strebt in die schaffende Ferne hinaus;
Er übet im Leben die wirkende Lust,
Und ist sich des edelsten Willens bewußt.

Doch bleibt er noch stets wie am Bache ge-
theilt.
Er schwanket nach hier und nach dort, und —
verweilt;
Die Sehnsucht, sie zieht ihn zur Quelle
hinauf:
Die Kraft eilt hinaus mit des Stromes Lauf.

So kämpft mit der Sehnsucht die brausende
Kraft,
Die ewig zerfidret und neu wieder schafft;
Bis Liebe sie beide harmonisch vereint,
Und Güte dem Menschen als Zielpunkt er-
scheint.

Roms Weltherrschaft.

Sonett.

Einst prangte Rom mit Statuen: Kolossen;
Es war die Welt an seinen Thron geschlossen,
Der Tiber Bogen, die den Strand umflossen,
Verschmähten stolz das Meer, in das sie sich
ergossen.

Noch herrscht in Rom mit geistlichen Ge,
schossen
Der Antichrist mit seinen Kriegsgenossen;
Noch prangt das Kapitol mit Sieges: Rossen,
Als wäre jetzt der Parther Blut geflossen.

Auf jenen Bergen, die das Glück genossen,
Roms Helden anzuschau'n, scheint unverdrossen
Der Herrscher Haupt, wie Hydern, zu ent:
sprossen.

Mit Klugkrämerei und solchen Pessen
Regiert der Pabst, roh aller Deffern: Glossen:
Hat geist'ger Freiheit wild das Herz durch:
schossen.

Glaube nach Zweifel.

Ich stand an dem Gipfel des Felsens
Und schaute hinaus in das Meer.
Den Felsen umspülten die Gluthen,
Sie schwammen in Bogen daher. —

Da steh' ich allein auf der Höhe,
Gesichert vor Bogen und Gluth;
Doch zieht mich noch höher nach oben
Die strebend verlangende Gluth.

Und, dehn' ich den Leib und die Glieder,
Und, streck' ich die Arme hinein;
Ach, nimmer erwachsen mir Schwingen,
Ich sinke zurück auf den Stein!

Es kommen die Wellen gezogen,
Der Sturmwind thürmt sie auf.
Ihr Gipfel berührt die Sterne,
Nichts hindert den flüßigen Lauf.

Wie! soll ich hier liegen und rasten?!
Die Bogen, sie streben hinan! —

Ich springe hinein in die Fluthen,
Beginne die schwankende Bahn.

Und theile mit kräftigen Armen
Das Meer, das schwebend mich trägt;
Die Fluthen, sie führen nach oben,
Vom mächtigen Sturme bewegt.

So schweb' ich im Reiche der Wolken
Und hebe das Angesicht, —
Verhüllt sind Himmel und Sterne,
Verschwunden das ewige Licht!

Hinunter reißen die Ströme,
Zu schrecklichen Tiefen hinab,
Und schauernd seh' ich an Klippen
Ein tausendfach gähnendes Grab.

Da bringet im Tanze der Bogen
Ein rettendes Holz mir die Fluth.
Ich faß' und umarme das Zeichen
Des Kreuzes mit doppeltem Muth.

Es ebnen sich Wasser und Wellen,
Betrübt wird mir der Sinn:

Doch bald führt neues Erstaunen
Den Blick zu dem Felsen dahin.

Den Fels befreiten die Gluthen,
Gefäubert vom irdischen Sand.
Er strahlet als herrlicher Tempel,
An Glanze der Sonne verwandt.

Und ewige Erufen, sie führen
Von ihm zu dem Himmel hinan,
Und leuchtende, goldene Thore
Beschießen die steigende Bahn.

Beim Abschied' aus Berlin.

(Den 4. Mai 1818.)

In eruster Zeit werd' ich von Euch ge-
schieden,
Und sehe sinnend noch einmal zurück;
Da füllt sich meine Brust mit heit'rem Frieden,
Und freud'ge Thränen nessen meinen Blick;
Denn selbst, was ich vergebens einst gemieden,
Erkenn' ich dankend jetzt als güt'ges Glück,

Aus eines stillen Lebens engen Schranken
Ist meine Bahn zum fernen Land gestellt,
Doch im geheimen Kreise der Gedanken
Trag' ich mit mir des Inn'ren reiche Welt,
Die, scheidend, Euch in froher Glut zu danken
Mit vollem Frieden meinen Busen schwellt,
Daß mich vergangnen Ungemaches Mühe,
Im Augenblick der Trennung, freundlich siehe.

Schiffahrt.

Am 16. Mai 1818.

Sonett.

Es schwanken rings des Wassers rege
Gluthen,
Und einsam drauf der schwebend leichte Kahn;
Er wandelt ungestört die feuchte Bahn,
Auf der Delphine einst und Schwäne ruhten.

Doch mit des vollen Herzens heißen
Gluthen
Schwebt auf der Gluth ein Säng'er still heran;
Und wenn die Wasser wogend ihn umfahn,
Erglöh't das Herz in seeligen Minuten.

Die Erd' entflieht, und rings nur Phanta-
sien,
Auf deren heil'ger Gluth der Säng'er schwebt,
Wenn süße Flammen seine Brust durchglühen.

Das lust'ge Schiff, mit dem er auf-
wärts schwebt,
Das ist das Herz, in dem der Himmel
lebt,
Aus welchem Glaube nur und Liebe blähen.

Die G u z a w a.

Letzter Bach in Böhmen, der sich in die Elbe
ergießt.

Auf der Reise.

Hinauf zu immer neuen Höhen
Führt mich mein Weg im fremden Land;
Und an des rauhen Pfades Rand
Sieh' ich ein Dächlein rückwärts gehen.
Mich treibt's hinauf:
Des Dächleins Lauf
Ist abwärts und entgegen.

Noch einmal rückwärts meine Blicke
Auf Fluren, Wälder, Berg und Thal!
Die Thränen stießen; allzumal
Führt sie der Bach zu schön'rem Glücke.
Geliebte Flur!
Das Dächlein nur
Kann Dich im Lauf ereilen.

So steh' ich auf der Vergesgränze!
Noch diese Thräne nimm, o Bach!
Die künft'gen Schwestern fließen nach
Im mildern, nicht im deutschen, Lenz;
Und keine Fluth
Führt ihre Gluth
Zum Strand der lieben Meinen.

Oft fühlte ich wohl mit tiefen Schmerzen
Die junge Brust in sich gedrängt;
Doch, ward ich feindlich eingeeengt,
So lebe' ein Gott im freien Herzen.
Der letzte Groll,
Im Abschied soll
Er mit der Welle schwinden.

Und wieder gehe's zu neuen Gründen,
Zur Tewa und zur Jylawa,

Und fremde Namen, fern und nah,
Erläuen aus den Hellschläunden.
Die Welle rauscht,
Doch sie vertauscht
Die Liebe mit der Donau.

Und unauffhaltsam fliehn nach Osten
Die Wasser eins dem andern nach.
Die Welle fließt, es strömt der Bach,
Den fremden Strand im Lauf zu kosten.
Die Woge eilt;
Die Fluth verweilt
Nicht vor des Aufgangs Meer.

Dahin werd' ich durch Pflicht gezogen,
Und rückwärts geht des Vögleins Lauf.
Ihr Lieben! schaut zum Himmel auf,
Er faßt uns all' in seinem Vogen.
Es ruft die Pflicht;
Die Zehnsucht nicht
Von Euch, Geliebte! weicht.

Ungewißheit.

Räthsel, das ich niemals lösen werde,
Du mein ewig unerklärbar: ich!
Bundgeram mit Geist verbundene Erde!
Selbst die Gottheit kenn' ich nur durch Dich!
Spiegel Du für mich von allen Dingen!
Dich zu fassen, wird es niemals mir gelingen?

Sprich, was ist die Gluth in meinem
Herzen,
Was die überströmend stille Lust,
Die, verwebt mit leidenlosen Schmerzen,
Wechselnd füllt und engt die bange Brust?
Ist es Ahnung nie empfunden'ner
Freuden? —
Ist es Furcht vor nie gekannten Lei-
den? — —

Lebensansicht.

Mit schleierlosem Angesichte
Trat ich in's freie Leben ein,

Und selbst im täuschenden Gedichte
Konnt' ich nur stets, ich selber *) sein.

Mir strahlte aus den Sternenhöhen
Des reinsten Eifers Himmelsgluth;
Ich schwebte, wie auf klaren Seen,
Im Arm der Wahrheit durch die Gluth.

Da nahten lockende Gestalten
Dem Schiffer sich mit Freundesblick,
Und an die Falschen mich zu halten
Schien Straße mir und Lebensglück.

Doch ach! in meinem Arm zerflossen
Die Bilder, körperlos, in Rauch;
Und Drachen aus dem Nebel schossen
Auf mich mit tödtend-glüh'gem Hauch.

Mir diente Täuschung, ach! zum
Stabe,
Und Trug war meine Zuversicht.
Was ist's, wodurch ich Hülfe habe,
Wenn aller Trost zusammenbricht?

*) Der Dichter meint hiermit, daß er stets einfach und wahr seine innersten Gefühle aussprach.

Da bleibt nur Einer mein Getreuer,
Und richtet auf den matten Blick;
Er gießt der Hoffnung dämmend Feuer
Mir irdisch in das Erdgeschick.

Der Menschen heil'ge Schwärze trü-
gen,
Das Herz gleicht nie dem äußern Schein,
Doch Einer ist, der kann nicht lügen,
Er soll mein einz'ger Rathher sein.

Und wer von gleicher Lieb' entglom-
men
Für ihn, den Einzigwahren, ist,
Der sei mir Einsamen willkommen!
Es reicht mir hin: — er ist ein Christ. —

Aus einem Sonettenkranze.

Dem Lago maggiore.

Mit Schatten vom Orangenbaum um-
fangen
Ruh' ich, und blicke auf zu seinen Zweigen.
Ele

Sie scheinen stolz in blaue Lust zu steigen
Mit ihrer Blätter üppig-saft'gem Prangen.

Schon sind mit goldnen Früchten sie be,
hangen,
Daß sich die Äste von der Schwere neigen.
Indem die andern duft'ge Blüthen zeigen,
Und Knospen, die zu werden erst verlangen.

Sich selbst erblickt der Säng' in dem
Bilde.
Was in ihm ist, will sich zur Frucht gestalten;
Das eine reif, das andre noch im Keimen.

Gern macht' er, freundlich! alle: süß
und milde;
Und muß doch, leider! bitter oft entfalten,
Zeigt er sich selbst in seinen bunten Reimen.

Im Angesichte der Isola bella.*)

(Am 25. September 1838, dem Geburtstage meiner
Gattinn.)

Da steht sie, von der Mutter losgerissen,
Die arme Insel, in dem See allein!
Sie steht voll Sehnsucht in die Fluth hinein,
Wenn grüßend sie die lauen Wellen küssen.

Was hilft es ihr, vom Gipfel zu den
Füßen
Mit stolzem Lorbeerkranz***) geschmückt zu sein?
Es bleibt doch innen stets der düst're Stein,
Und muß die Mutter, die geliebte, missen.

Ach, so auch ich, von Wonne rings um-
geben;
Muß dennoch heiße Sehnsuchts Thränen weinen;

*) Sie steht bekanntlich der Mutterinsel (Isola madre) gegenüber.

**) Der ehemalige Felsen ist terrassenartig von der Familie Porromeli geformt, und mit Lorbeern, Myrthen, Pomeranzen, Zitronen u. s. w. bedeckt.

Das Auge kann nur naß zum Himmel blicken
Die Mutter rief einst dieser Tag ins Leben;
Doch die geliebte wird mir nicht erscheinen,
Daß ich sie dankend an die Brust kann drücken.

Unendlichkeit in der Beschränkung.

Rings in ungemessnen Weiten
Thut der Raum sich vor Dir auf,
Und es dehnet sich der Zeiten
Vor- und rückwärts ew'ger Lauf.
Ueber Dir, nicht zu erlangen,
Schwebt die Wahrheit schleierlos,
Doch von Allem kannst Du bloß
Gegenwärtiges umfassen.

Wie vom Nebel eingeschlossen
Liegen vor Dir Zeit und Raum;
Und der Zukunft dunkle Sprossen
Abtut die bange Seele kaum.
Vor des Raßes ew'gen Schranken
Muß der Mensch zurücke wanken;
Und des schnellsten Geistes Lauf
Halten diese Klippen auf.

Nur ein zweifelhaft Gelingen
Führt zu dem ersuchten Ziel,
Wenn der Geist in kühnen Sprüngen
Nings zu schweifen sich gefiel.
Denn der Phantasie Gestalten,
Von dem Willen festgehalten,
Kann des Geistes Ernst allein
Wahrheit und Gewalt verleihn.

Doch durch höh're Macht entstanden,
Und für's Leben nur geliehn,
Dient der Körper jenen Banden,
Die zum Staube niederziehn.
Und im ew'gen Widerstreben
Geht der Sterbliche durch's Leben,
Wenn die freie Seele fliegt,
Und der Körper unterliegt.

Ach, nach jenen sanften Weiten
Sehnst Du Dich; und kannst doch nicht
Eine Spanne überschreiten
Von dem Raum, der zwischen liegt.
Die Geliebte zu umfassen,
Treibt Dich sehnenübes Verlangen,

Ach, und kannst doch nicht vergehn,
Zu ihr durch die Luft zu wehn.

Einsam von dem Raum gebunden
Ehnst Du Dich nach künfte'ger Zeit,
Wo ihr wieder neu verbunden
Leib: und Herz: umschlungen seid!
Doch, vermag von all den Tagen
Ehnsucht keinen fortzutragen;
Zögernd wird die späte Nacht
Ohne Mitgefühl durchwacht.

Doch, es sei Dir auch gelungen,
Und für einen Augenblick
Habe Deine Lieb' umschlungen,
Drück' ans Herz Dein ganzes Glück! —
Aber kannst mit Erdgewalten
Du die schöne Stunde halten?
Ohn' Erbarmen flieht die Zeit,
Ob Du ihrer Dich erfreut.

Und so siehst Du Jahre schwinden,
Wie der Erde Ball sich dreht;
Doch bleibst ohne Mitempfinden
Das Geseh', das einmal seht.

Deines Busens heißes ehnen,
Deines Herzens stille Thränen,
Sind der ew'gen Ordnung fremd,
Die nichts schleunigt oder hemmt.

Kannst Du nicht die Schranke brechen:
Streife bis zu ihr hinan! —
Trinke aus des Lebens Nähen,
Treibend auf der schnellen Bahn!
Weiche nicht vom ernstern Ziele!
Doch verein' ihm heit're Spiele!
Daß die Hore, die entschwebt,
Weisheit Dir und Lust gewebt.

W a s s e r f a h r t.

Auf einem Schifflein zogen
Mit Spiel und mit lautem Gesang
Der Fröhlichen Viele stromunter
Die blühenden Ufer entlang.

Zwei Liebchen saßen schweigend
Und blickten so wonnig sich an,

Daß unter traurem Rosen
Die flüchtige Stunde verrann.

Schon stand das Schiff am Strande,
Verlassen von eilendem Schwarm:
Die Liebchen fielen scheidend
Und weinend sich Arm in Arm.

Und nach verschiedenen Seiten
Ziehn sie über Erdbene und Land. —
Ob wohl der Liebchen Eines
Solch seeliges Schifflein noch fand?

Gott, der Ewige.

I.

In den ersten Augenblicken
Lachte mir der Sonne Schein;
Mit Gedeihen sich zu schmücken,
Sogen Feld und Wald ihn ein.
Schnee durchzog die öden Räume,
Sturm zersplitterte die Bäume;
Allenthalben stand's geschrieben:
Er nur ist sich gleich geblieben!

2.

In der Erde dunklen Schlünden
Erieg ich durch die ew'ge Nacht;
Schachten mußten mir verkünden,
Daß der Herr im Himmel wacht.
Auf der Berge leuchten Zacken,
Des Vulkans dürren Schlacken,
Stand mit klarer Schrift geschrieben:
Er nur ist sich gleich geblieben!

3.

Auf des Meeres wilden Bogen
Schwankt' ich in der Finsterniß;
Durch des Aethers klauen Bogen
Staunt' ich in der Himmel Riß; *)
Donnernd zuckten Blühesstrahlen,
Eterne blinkten, ohne Zahlen;
Ueberall war's hell geschrieben:
Er nur ist sich gleich geblieben!

4.

Völker von dem Thron des Glückes
Stürzten in die Schmach hinab;
Vor dem Hauche des Geschickes
Sanken Tausende in's Grab.

*) In die Nebeldecken.

Wer — durch des Schicksals Mächte,
Selbst im Morden der Gefechte
War's mit Flammenschrift geschrieben:
Er nur ist sich gleich geblieben! —

Daß ich deshalb — weil ich sein Vater
bin — ihn strenger zu beurtheilen pflege, als
andre — gute Menschen, ist begreiflich. Wie
hätte ich ihn sonst zu dem bilden können, was
er ist! — Trotz aller innigen, zärtlichen Vas-
terliebe bin ich stets strenge, aber nie hart,
noch weniger ungerecht gegen ihn gewesen.

Ich würde mein Leben gern für das sei-
nige hingegeben haben, aber ich sah ihm
keinen Fehler nach, ohne denselben
zu rügen; und lobte ihn immer nur zum
dritten Theile in dem Maße, als ich fühlte,
daß er es verdiene. Auch hielt ich die enthu-
siastischen Lobeserhebungen Anderer, so weit
ich es vermochte, in seiner Gegenwart wenig-
stens, stets zurück.

Daß alles Erwähnte mich oft große, sehr
große Ueberwindung gekostet hat, darf ich

wohl nicht erst sagen. Ich that es aber fort: dauernd, weil ich glaubte, ich müßte es thun.

So wollte ich denn unter andern auch gern ganz genau wissen, wie weit er es in der Fertigkeit, schnell und leicht zu dichten, wovon meine Frau mir in Betreff seiner geschrieben hatte, in vier Monaten gebracht habe. Ich tadelte ihn daher in Wien, wo ich ihn in Junius 1816 fand, und seinen Wünschen gemäß zwei Monate lang mit ihm zusammen wohnte, daß er so gern in der für uns Deutschen schwersten Form, in der Sonettform, dichte.

„O, sagte er kindlich, lieber Vater! es wird mir so schwer nicht!“

Als ich dagegen meinen Zweifel äußerte, antwortete er lächelnd: „Gut, so bitte ich Sie, geben Sie mir ein beliebiges Thema, ich will Ihnen augenblicklich ein Sonett darüber machen. Sie nehmen dann vorlieb, so gut es mir geräth! —“

Ich hielt dies für sehr schwer, ließ mir aber nichts merken, sondern antwortete scherzhaft: „Ja! — es wird dann aber auch wohl darnach sein! —“ Er bat auf's neue,

und ich versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen; nahm mir aber vor, ihm einen möglichst schwierigen Gegenstand aufzusuchen, um meiner ihm früher geäußerten Bedenklichkeit dadurch desto mehr Gewicht zu geben:

Eines Abends, (es war am letzten Junius, also den Abend vor seinem achtzehnten Geburtsfeste,) waren wir beide zu Hause geblieben, weil jeder von uns eine ernste literarische Arbeit vollenden wollte. Da fiel mir seine Bitte, mein Versprechen, und — ein mir sehr zweckmäßig scheinender Gegenstand ein.

Du wolltest ja ein Thema zu einem Sonette haben, sagte ich zu ihm. Hier hast Du eins: Auf ein Kaleidoskop.

Gut! antwortete er augenblicklich: So nehmen Sie denn an, ich schicke einem hübschen Mädchen eins zum Geschenk.

In demselben Nu nahm er die Feder, und schrieb, so schnell er nur schreiben konnte, Folgendes!

An meine Geliebte.

Bei Uebersendung eines Kalcidostkops.

In einem engen Rahmen eingeschlossen
Siehst Du die hundert Formen sich bewegen,
Und in des Spieles wechselvollem Regen
Sind, selbst sich spiegelnd, Bilder angeschossen.

So nimm, Geliebte! denn die kleinen
Poesen,
Und laß sie tiefen Sinn in Dir erregen!
Denn, wie von Deines Fingers zarten Schlägen
Sich's regt, ist auch mein Thun aus Dir
entsprossen.

In mir auch leben Farben und Gestalten,
Und könnten wohl zu Trefflichem sich bilden;
Doch von den äußern drängenden Gewalten

Kannst Du allein die Knospe mir ent-
falten;
Du machst aus mir den milden und den
wilden,
Und ohne Dich wär ich vom Schlaf gehalten.

Ich war äußerst neugierig darauf, und las es dann mit vieler Freude, denn ich begriff, daß die vier verschiedenen Fesseln 1) grade vierzehn Zeilen (nicht mehr und nicht weniger) und zwar in der vorgeschriebenen Ordnung 2) die vielen Reime, noch dazu so verschränkt, und 3) das tolle Thema 4) augenblicklich auszuführen, mehr als hinreichend lasten mußten; — aber ich scherzte, nachdem ich es gelesen hatte, wie immer in solchen Fällen: „Nun, nun! es ist so übel nicht, wenn es gleich vollkommener sein könnte!“ aber ich habe es Dir durch das drollige Thema auch ein wenig erleichtert.“

Aus kindlicher Bescheidenheit ließ er sich dies gefallen, denn daß ich zufrieden sei, merkte er wohl, und mehr verlangte er selten in seinem ganzen Leben, höchstens einen liebevollen väterlichen Kuß. Diesen sparte ich aber für jetzt noch auf.

„Ich sollte Dir ja auch wohl Endreime zu einem Sonette geben?“ sagte ich dann.

Er. O, ja! ich bitte Sie darum!

Ich. Wohl! so laß uns für jetzt wieder arbeiten!

Nun schrieb ich unbemerkt folgende Endreime auf: „Leben, Lieder, wieder, geben, heben, bieder, nieder, Weben, Tiese, lieben, Schmerzen, riese, blieben, Herzen.“

Ich hatte mit Bedacht nichts Sonderbares darmit gemischt, weil ich auch noch das Thema, und zwar ein ernstes geben, und dasselbe ernsthaft behandelt haben wollte.

Oben darüber schrieb ich also:

An meinen Vater

am ersten Julius, 1318.

(Sein Geburtstag, an dessen Vorabend dies alles geschah.)

Dann gab ich ihm das Blatt. Er las es flüchtig und sagte: „So haben wir eigentlich nicht gewettet, denn Sie geben mir hiermit noch zwei Fesseln mehr, als zuvor: ein ernstes Thema und die Endreime.“

Ei was! antwortete ich, wenn man sich zu so etwas vermaßen hat, so muß man allenfalls die Pyramide auch auf die Spitze stellen können.

„Weinetwegen! erwiederte er, ergriff die Feder, sann einige Sekunden nach, und

schrieb dann, ohne aufzuhören, Folgendes
nieder:

An meinen Vater.

am ersten Julius, 1818.

Mit Kindesthränen grüßt' ich einst das
Leben,

Heut' grüße es dies jüngste meiner Keder!
Was Kind und Knab' empfangen, will nun
wieder

Der Jüngling Dir in sanften Tönen geben.

So soll mein Lied sich denn zu Dir er-
heben,

Der Du im Leiten ernst, im Leben bieder,
In meinen Busen fröhe schon hernieder
Den Himmelsstrahl geführt mit Wonne. Weben.

Von Feld zu Wald, von Berg durch Flur
und Tiefe

Schritt ich mit Dir. Die ganze Welt zu lie-
ben

Erfülltest Du die Brust mit Sehnsuchtschmer-
zen.

Und wenn mich früh der Himmel aufwärts
riefe,

So wäre nur der Körper hier geblieben:
Denn Liebe pflegtest Du im jungen Herzen.

Er hatte sich also schnell genug und ziemlich glücklich alle sechs Fesseln abgerungen. Nun wallte meine Freude über. Mir trat eine Thräne ins Auge und ich küßte ihn mit liebevollem Vatergefühl!

Denn jene lieblose Menschen, die meinen Sohn so gern zum bloßen Gedächtnißhelden herabwürdigen möchten, weil sie das Höhere nicht fassen, oder vielmehr nicht fassen wollen, beide Schnellgedichte lesen; — Ob sie sich dann ihrer Verläumdungen wohl schämen werden? — Ich glaube kaum! denn — eiserne Stützen schämen sich nicht leicht.

Von meinem verehrten Freunde v. Jakob (und seines Gleichen) darf ich dagegen mit Gewißheit annehmen, daß sie freudig mit mir übereinstimmen: „meines Sohnes geistige Kräfte haben sich in seinem vierzehnten Jahre noch nicht fixirt. Auch steht mit Sicherheit zu hoffen, daß ihr Wachsen noch bis
über

über das achtzehnte Jahr hinausgehen werde." Möge nur seine heitere Folgerung.

„Wenn nun Ihres Sohnes Denkkraft vom neunten bis zum ein und zwanzigsten Jahre in derselben Proportion fortwächst, als bisher: so wird er unstreitig als ein ganz außerordentlicher Mensch auch für die ganze Zeit seines übrigen Lebens dastehen," ganz so gewiß erfüllt werden, als seine freundschaftliche Besorgniß es nicht wurde! —

Ein zweiter Freundlichgestimmter, der aber ebenfalls ein ausgezeichneter Kopf ist, Herr Z. in A., machte mir, als wir uns im Sommer 1817 wiedersehen, den gleichen Einwurf: oder vielmehr, er legte mir ihn als Frage vor:

„Was glauben Sie? sagte er, Wird Ihr Sohn noch ferner im Wachsen seiner Geisteskräfte fortgehen, oder wird er plötzlich stille stehn, und dann folglich in einiger Zeit zu den übrigen zurücksinken? —“

Ich antwortete ihm, bis jetzt ist seine Geisteskraft noch im Wachsen; (zugleich erzählte ich ihm, daß er der zweite sei, der so etwas fürchte u. s. w.) auch hoffe ich für die

Zukunft, daß er nicht plötzlich stille stehen werde; grade aus denselben Gründen, aus welchen ich es in seinem ersten Jahre über das vierzehnte hinaus hoffte.

Früher hatte er wunderbarer Weise — dieselbe schöne Folgerung hinzugefügt, welche Jakob niedergeschrieben hatte. — Jetzt unterbrach er mich sehr lebhaft mit den Worten: „Nein! ich will es Ihnen besser sagen: er wird nicht stille stehen! Seine bisher erworbene Geistesbildung, seine Erfahrungen, seine Sprachen, seine Wissenschaften, seine Reisen geben ihm einen zu großen Vorsprung; und machen es ihm zu leicht, sich mehr noch anzueignen, als daß es einem Andern möglich werden sollte, ihn einzuholen, oder gar ihn zu überholen. Da wir annehmen dürfen, daß er nicht geschwächt, nicht übertrieben worden ist, so hat jede Bereicherung seines Seelenvermögens ihm neue Kraft gegeben, weiter zu schreiten. Sollte dies gar progressiv fortgehn, so können die Andern ihn nie erreichen.

„Aber lassen wir das auch auf sich beruhen! so kommt er mir doch, wegen seiner

mannigfaltigen und gründlichen Kenntnisse, wie ein reicher Kaufmann vor. Die ärmeren Kaufleute neben ihm wissen vielleicht so gut wie er, was jetzt zu thun, welche Spekulation jetzt zu machen wäre, aber — es fehlt ihnen an den dazu nöthigen Mitteln. Sie bedürfen, um alles dazu gehörende so schnell als es sein muß, herbeizuschaffen, mehr Geld als sie besitzen. Sie müssen also zurückstehen, müssen die Hände in den Schoos legen, so ungern sie es auch thun. Der reiche dagegen hat das nicht nöthig. Er kann bei seinen großen Vorräthen an Gelde sowohl, als an tausend andern Dingen, schnell hingu greifen, wohin er nur will, und mit Leichtigkeit verwirklichen, was andern unmöglich ist, und unthunlich scheint.

„Grade so kommt mir Ihr Sohn vor. Sehen wir: er gelange, durch die Vegränzung der Menschlichkeit, oder durch Krankheit, oder durch andre uns unbekannte Schicksale, früher oder später dahin, daß seine Geisteskraft nicht größer sei, als die so mancher andern ausgezeichneten Menschen; so wird er immer noch höher stehen als sie; immer noch weit

mehr wirken, durchdenken und ausführen können, als sie; denn er hat mehr Mittel dazu. Nach unsrer bisherigen Art zu studiren, kann jeder Einzelne nur ein sehr kleines Feld des Wissens kennen lernen, ein noch kleineres aber bearbeiten. Unsere Zeit wird uns so muthwillig geraubt, sie wird so gedankenlos getödtet, daß die Jahre des Erwerbens herankommen, ehe wir mehr als das Allernöthigste gelernt haben. Er hat aber mehr gelernt. Er hat auf vielen Feldern des Wissens geerndtet, kann also dazueinß, wie jener reiche Kaufmann, dahin und dorthin greifen und schnell nehmen, was er zu seiner Absicht jedesmal gebraucht.

„Wenn Andre von übrigens gleicher Kraft irgend einen verwickelten Satz, irgend ein schwieriges Geschäft nicht durchschauen können, weil es ihnen an den dazu nöthigen Hülfswissenschaften mangelt; so werden ihm beide klar und leicht erscheinen, weil auch die dahin einschlagenden Nebensachen ihm bekannt sind, ja ihm schnell zu Gebote stehn, sobald er in dem Schatze seiner Kenntniße umhersuchen und ergreifen will.“

Ich füge nichts weiter hinzu, als den
höchsten Wunsch zur Vorsehung: Möge der
Mann recht behalten! —

Siebzehnter Abschnitt.

Soll man Kinder bis zum siebenten oder achten
Jahre sich selbst überlassen?

Eine sehr natürliche Frage ist: Von
welchem Zeitpunkte sollen wir anfangen,
unsre Kinder unterrichtend zu
erziehen? Es ist zur Mode geworden, nach
Rousseau, hierauf zu antworten: Vom sieben-
ten oder achten Jahre an. Allen Leuten, die
dies behaupten, habe ich nichts zu erwidern,
als: Seht aufmerksam auf diejenigen Kinder,
die so lange ununterrichtet, wohl gar unerzo-
gen blieben, und bemerkt, was aus ihnen ge-
worden ist! Ihr werdet meistens finden, es
wurden eigenwillige, heftige, ihren Lüssen und
Begierden sichhühnende, auch oft sehr unweis-
sende Geschöpfe. Wollt ihr ähnliche Kinder
haben, wohl! so verfährt wie die Eltern von
Jenen! —

Ich sprach einst mit einem Manne, der das Erziehungswesen verstehen wollte, und sich höhniſch darüber äußerte, daß mein Sohn frühzeitig zu den äußerlichen und innerlichen (guten) Sitten gebildet ſei. Nein! ſagte er, das ſoll mit meinem Sohne nicht geſchehen, er ſoll ſeine Kindheit genießen. Bis zu ſeinem achten Jahre ſoll er thun können, was er Luſt hat, und bloß ſeiner Wärterin und ſeiner Mutter überlaſſen ſein.

„So werden Sie ſpäterhin wenig an ihm zu bilden haben!“ antwortete ich ſchnell. Die Folge hat bewieſen, daß ich recht hatte. Obgleich der Knabe gute Geiſtesanlagen beſaß, ſo iſt doch bloß ein gemeiner Menſch mit vielen Fehlern aus ihm geworden; wäre er einſältig geweſen, ſo hätte der Vater, durch ſeine Schuld, einen Edelkel aus ihm gemacht.

*) Dieſe Mutter lebte täglich und ſehr viel in der großen Welt. Ihr Kind blieb alſo indes bei dem Geſinde.

Man könnte aber einwerfen, es giebt doch große Männer, welche einen ähnlichen Weg gehen mußten. Es ist wahr! es giebt deren. Aber — sie sind selten! Bloß weil sie sich selbst und Andern durch ihre sonderbare Bildungsweise aufhielten, wurden sie und ihr früherer Lebensgang allgemein bekannt, und man machte ihrlicher Weise den Schluß: Dieser Gang sei der rechte! Immer, aber, oder doch meistens, wird man sehr dunkle Seiten neben den hellen finden, denn die früh angenommenen und tief eingewurzelten Fehler lassen sich schwer wieder vertilgen. Es würde mir leicht sein, jedem großen Manne, der so gebildet wurde, mit Recht einen demüthigenden Tadel anzuhängen, aber ich thue es nicht; weil es Unrecht wäre, nach Art der Vögel, die Größe dadurch herabziehn zu wollen.

Wer obige Bildungsweise als die beste geltend machen will, übersieht dabei, daß ein Mensch mit sehr großen Anlagen, (ein ächtes Genie) allenthalben durchdringen, und etwas Großes werden wird, sollte es sich auch zu einem Cartouche, Kasabier, Schinderhannes

u. s. w. formen; daß aber alle diejenigen, welche nur mittelmäßige, wohl gar: nur geringe Ania gen haben, dabei verloren gehen müssen, und doch sind ihrer unendlich mehr, als der „Genies.“ Man vergißt, was aus einem solchen Genie Edles, Erhabenes, Menschenbeglückendes hätte werden können, wenn es vom Anfange an richtig geleitet und ausgebildet wäre.

Derselbe, der jetzt durch die Umstände auf der schlechten Seite bis zu achtzig emporging, hätte sich durch sorgfältige Leitung, durch herbeigeführte wohlthätige Umstände, bis zu hundert, ich meine, bis zu dem höchsten Grade menschlich möglicher Vollkommenheit, und zwar auf der guten Seite, erheben lassen.

Was jetzt Eigenthum des Galgens und des Rades, oder was einerlei ist, ein herzloser Eroberer wurde, mußte bei gehöriger Leitung: Eigenthum der ganzen Menschheit, mußte ihr Kleinod werden.

Hierbei fallen mir alle die Menschen ein, welche man zu jeder andern Zeit mit Recht verachtet, für grob, unästhetisch, schmutzig,

rechtthaberisch, hochmüthig u. s. w. erklärt haben würde, die aber durch den Drang der besondern Zeiten nützlich wurden, und Namen erhielten. Gebt ihrer Kindheit eine richtigere Erziehung, und sie würden Sterne der ersten Größe geworden sein.

Gerathen dergleichen früher sich selbst überlassene Wesen nicht schlecht, so haben sie entweder weniger Leidenschaften, oder ihre anderweitigen Umgebungen waren, glücklicher Weise: gut. Aber nur zu oft sind die (letzten) nicht gut!

Wenn ein Knabe sich selbst oder dem Gesinde überlassen ist, so gesellt er sich natürlich zu den Kindern auf der Straße. Anfangs nur zu denen der Nachbarn, dann zu ihren Freunden und Bekannten, und endlich zu allen; denn der Mensch ist ein Geselligkeitsthier; Kindern sind aber Kinder in der Regel die liebste Gesellschaft. Ferner spielen sie gern, und das Spiel im Freien ist ihnen, mit Recht! das angenehmste, weil Gott die Lust mit so vielen erquickenden, stärkenden, erheiternenden und erfrischenden Kräften gesegnet hat. Dem Kinde ist folglich im Freien am

•

wohlsten, besonders wenn es dort mit Kindern spielen kann.

Nach würde ich — müßte ich wählen! — trotz den großen Gefahren, die der Aufenthalt auf der Straße mit sich führt, ihn doch dem ewigen Sitzen in der Stubenluft vorziehen. Ich rede hier nicht von Berlinerischen Zimmern. Diese sind in der Regel hoch, lustig, hell, freundlich, reinlich, groß; und können also, durch die Güte der Eltern, leicht einen kleinen Spielsaal für Kinder abgeben. Nein, ich rede von den Zimmern in kleinen Städten oder auf dem Lande, wo gewöhnlich die große Familie in ein kleines niedriges, enges, feuchtes, mit Geräthe angefülltes Erdzimmer zusammengepfropft ist.

Da verbotten die Kinder, ihr Körper wird aufgedunsen, ihre Säfte verderben, ihre Drüsen schwellen an, ihre Verdauungskraft nimmt ab, ihr Blut schleicht, statt zu hüpfen, ihre Wangen erbläßt, ihr Auge ermattet, und das Feuer ihres Geistes lischt allmählig aus. Es stellen sich Leib-, Kopf- und Zahnschmerzen, Misbehagen, Langeweile, und als Folge von dem allen, Widerwillig-

keit, Eigensinn, Nechthaberei, Trotz! oder auch wohl Nachberei, Stumpfheit, Vorurtheil und Kurzsichtigkeit ein. Der kräftige Straßenjunge kann doch wenigstens dereinst etwas Tüchtiges werden. Oft nimmt er sogar einen ganz eigenthümlichen Gang, und bricht eine neue Bahn. So ein verzweigtes Menschlein taugt fast nur noch zu einem Stubengelehrten. In diesem Stande nur findet es alles obensriebene wieder, und bleibt ~~fortwäh~~ körperlich und geistig in seinem Elemente.

Doch erkenne ich darum die großen Gefahren nicht, welche dem Knaben unter seinen Spielen auf der Straße erwarten. Wie könnte ich dies! — Ich habe sie selbst zu oft bemerkt, und mit Angst bemerkt. Von den geheimen Verführungen zur Selbstschwächung, dem allerschrecklichsten Laster *) der Kinder; von Verleitungen zum Ungehorsam gegen die Eltern, zur Verachtung derselben, zum Ver-

*) Weitere Anleitungen hierüber, die Grausen erregen, und doch die allernächste Nothwendigkeit enthalten, findet man im Carlo (dem Einsiedler in den Appenninen).

truge, wohl gar zur Dieberei, u. s. w. rede ich hier nicht. Zwar treten sie, leider! nur zu oft ein, und sind daher freilich sehr furchtbar! aber — ich will ja nur von dem sprechen, was öffentlich, was beim Spielen auf der Straße geschieht.

In manchen Orten, unter andern z. B. in G., wo die breiten Steine an den Häusern mehrere Spiele der Kinder sehr begünstigen, sieht man unaufhörlich Knaben, welche um Geld spielen. Sie sind oft so arm, daß man ihnen ein Almosen geben würde, und doch spielen sie um Pfennige und Dreier, und (gewinnen oder) verlieren Groschen an Kindern, deren Eltern reich sind. Sehr oft habe ich ihnen zugerufen: Junge Spieler, alte Betrüger, oder Bettler! Möge es nur einmal wenigstens geholfen haben! — Ferner bin ich fast nie durch die Stadt gegangen, ohne zwei oder drei zu treffen, welche sich schlugen. Dies fängt gewöhnlich mit einer kleinen Uneinigkeit an, geht zum Streit, zum Schimpfen und endlich zum Schlagen, zuletzt wohl gar zum Stoßen mit den Füßen, zum Werfen mit Steinen &c. über.

„Die Ruth verwandelt alles in Waffen!“
sagt Virgil.

Mit wahrer Todesangst habe ich oft solche Raufereien mit angesehen, und alles gethan, was ich vermochte, um sie zu enden. Aber, ich bin endlich gleichgültiger geworden; denn ich kam mir vor wie ein Nervenschwacher, der sich ängstigt, weil er lebhaft daran denkt, daß vielleicht grade jetzt Jemand mit dem Tode ringe. Ihm bleibt dann kein froher Augenblick mehr in seinem ganzen noch übrigen Leben; denn immer ~~wach~~ muß er sich sagen: „jetzt ringt abermals einer mit dem Tode!“ Grade so geht es dem Menschenfreunde bei dergleichen ~~Schätzereien~~. = 326
Er muß zuletzt gefühllos dagegen werden, oder, er versäumt seine Geschäfte über das ewige Friedensstift.

An manchen Orten ist das unglückliche Werfen mit Sand zur Gewohnheit geworden. Das fängt im Scherz an, und hört mit dem schrecklichsten Ernst auf. Denn, dreht sich der eine grade in demselben Augenblicke um, in welchem der andere wirft, so bekommt er den Sand, die darin enthaltenen Splitterchen

und Steinchen, die der andre schnell aufgerafft hat, ins Auge. Glücklich! wenn dies nur Schmerzen erregt, und das Auge nicht dadurch leidet. Gewöhnlich führt es zu den heftigsten Schlägereien.

An einem andern Orte ist im Winter das Werfen mit Schneebällen an der Tagesordnung. Wer könnte etwas dagegen haben, so lange es mit Vernunft geschieht. Das Werfen mit lockern Schneebällen ist ein heiterer Scherz, der Gewandtheit, Schnelligkeit, Aufmerksamkeit und Abhärtung hervorbringt.

Aber — die Bälle werden härter und immer härter gemacht. Viele Knaben kneten sie sogar recht lange mit den Händen, damit sie klein und von Feuchtigkeit durchdrungen werden, lassen sie dann Reihenweise liegen und gefrieren, und bringen sie nun erst verstopfen auf den Platz, wo sie ihre Bekannte zu finden hoffen. So ein Ball thut schon auf dem Rücken, oder auf der Brust schmerzhaft wehe; wie! wenn er aber ins Gesicht, wenn er wohl gar ins Auge trifft! Und der Dube, der ihn mitbringt, wirft ihn gewiß mit aller seiner

Kraft und so nahe, als er seinem Gegner kommen kann.

Mehr als einmal habe ich bei solchen Gelegenheiten das Blut heftig hervorquillen, und Nase oder Augen für's ganze Leben verletzen gesehen.

Wie oft bin ich Augenzeuge davon gewesen, daß Kinder beim scherzhaften Kriege fehl schlugen und dadurch böse Verletzungen, oder doch heftige Schlägereien, die zu solchen Verletzungen führen, verursachten. Gräßlich steht mir noch immer ein Schüler (ich nenne ihn: Müller) vor Augen, der in H. in der Nähe der großen Schule am Paradeplatze sich mit seinen Gespielen haschte. Der Platz ist mit einer Mauer umschlossen, auch sind Bäume und Gebäude nicht weit. Müller lief lange mit großer Geschicklichkeit zwischen allem Genannten umher, ohne sich zu verletzen. Ich zitterte vor ihm, aber er lief viel zu schnell und wurde viel zu rasch verfolgt, als daß ich — der ich noch etwas entfernt war, — ihn durch Zurufen hätte aufhalten können.

Jetzt waren ihm seine Verfolger ganz nahe gekommen; er wollte ihnen entweichen,

und deshalb in das Schulgebäude rennen. Nur die eine Thür stand aber offen, die andre war zu, und oben und unten verriegelt, sie konnte folglich nicht im mindesten nachgeben. Müller lief, so schnell er konnte; stürzte auf die Oeffnung zu, und drehte, um die offene Thür zu treffen, den Kopf um. Er war aber schon zu nahe, folglich rannte er, mit aller seiner Kraft, die Stirne gegen die hervorstehende und mit Nägelsköpfen versehene Leiste der verriegelten Thür. In demselben Augenblicke rann auch das Blut stromweise über sein Gesicht, und er sank mit Angstgeschrei zu Boden.

Oft habe ich bei näherer Erkundigung, woher mancher Knabe lahm an Händen oder Füßen, ein anderer verwachsen, ein dritter mit entstellenden Beulen oder Narben im Gesichte, ein vierter mit einem Gewächse im Auge behaftet, ein fünfter wohl gar seines Auges beraubt sei, erfahren, daß alle es sich von der Straße geholt hätten; noch öfter aber zur Antwort erhalten, man wisse es nicht, es sei von selbst gekommen. Natürlich hatten die Knaben ihren Eltern den Vorfall verheimlicht und

und dadurch sogar noch die zeitige Hülfe eines Wundarztes — vor welchem fast alle Kinder durch die Schuld ihrer Eltern zu zittern pflegen — verhindert.

Man sieht, ich kenne dies Unwesen genau, und fasse es nichts weniger als leichtsinnig ins Auge, aber dennoch wiederhole ich mit Ueberlegung: Müßte ich wählen, so würde ich, trotz den angeführten großen Gefahren, die der Aufenthalt auf der Straße mit sich führt, ihn doch dem ewigen Sitzen in der Stubenluft vorziehen. Alle, welche glücklich durchkommen, sind mir für's Leben weit lieber, als jene verweilichten Stubenpuppen, die ein lockerer Schneeball in Schrecken setzt, und ein kleiner Regen oder ein kalter Wind auf's Krankenlager wirft.

Andre Unerzogene begingen in ihrer Kindheit Unbedachtsamkeiten, welche für ihr ganzes Leben die Quellen frischer Körpers- oder Geisteskraft versiegen machten. Einer stürzte z. B. beim zu kühnen Klettern zur Erde, brach Arm oder Bein und schadete sich dadurch für tausend Geschäfte. Ein zweiter erkältete sich schnell nach einer großen Er-

higung, und schwindet nun allmählig dahin, statt daß er eben jetzt in der vollsten Manneskraft sein sollte. Man erlasse mir alles Weitere! Jeder Vernünftige kennt gewiß dergleichen selbst, und hat es wohl schon manchmal beseufzt. *)

Auch bleiben unseelige Verwöhnungen nicht aus, z. B. zur Faulheit, zum nichts recht thun, zur Langsamkeit, zur Uebereilung, zur Unordnung, zur Unreinlichkeit, zur Unbedachtsamkeit, zur Gedankenlosigkeit, zum geschäftigen Müßiggehn, zu elenden Künsteleien, zur Rechthaberei, zur Weichlichkeit, zum Naschen, zum Uebermaß im Essen, zu starken Getränken, zur Eitelkeit, zum Stolze, zum Geize, wohl gar zur — Selbstschwächung. Sie sind das Unkraut der Gärten, das

*) So wie die Gottheit Millionen von Samentheilen verlocken geben, oder im Emporklimen zertreten läßt, im Pflanzen- wie im Thierreiche; so geht auch bei einer Erziehung der Art unzählige Kräfte verloren, oder werden abgestumpft; eben weil es unsre Pflicht, unser Veruf ist, der Natur mit Weisheit nachzuhelfen.

weit stärker wächst, als alle hineingepflanzte edlere Kräuter. Hat es erst Wurzel gefaßt, hat es sich gar erst Jahrelang besaamt, so könnt ihr lange jäten, ihr vertilgt es nicht; ihr mähtet denn die gute Erde mit hinwegnehmen.

Es sei mir erlaubt, mich durch ein Beispiel näher zu erklären. Der Garten, der zur Lockhauischen Pfarre gehörte, war zu meines Vorfahren Zeit so sehr verwildert, daß dieser es nicht weiter der Mühe werth hielt, ihn zu bebauen. Drei Vierteltheile davon lagen wirklich wüste, denn sie waren vergraset. In der Mitte hatte er ein kleines Stück — etwa ein Vierteltheil des Ganzen — bloß mit Kartoffeln und Kohl bepflanzt.

Als ich endlich eingewilligt hatte, die Pfarre anzunehmen, besah ich die Gebäude, den Garten u. s. w. näher, und besprach mich mit ihm über die nöthigen Verbesserungen.

Unter andern standen wir auch vor der beschriebenen Wüsthenei, und ich blickte traurig darin umher. Es war mir wehmüthig, auf dem Lande zu wohnen, und — keinen Garten zu haben.

Wie kommt es, sagte ich zu ihm, daß Sie hier so wenig bebauen lassen? — Ach, antwortete er, der Boden ist zu salpetrig, es wächst nichts darauf als Unkraut.

Ei, sagte ich, das Unkraut wird aber doch so groß! Ich dachte, wo dies so üppig wächst, müßte wohl auch das Gepflanzte gut wachsen.

„Versuchen Sie es! erwiederte er spöttisch und mit den Achseln zuckend. Ich habe es fünfzehn Jahre hindurch vergebens versucht.

Dann freilich, antwortete ich, wird es auch mir wohl nicht gelingen! —

Als ich allein war, überlegte ich hin und her; denn einen guten Garten wollte und mußte ich nun einmal haben. Immer stand mir der üppige Wuchs des Unkrauts vor Augen. Ich beschloß also zuletzt folgendes:

Mit dem Salpeter, sagte ich mir, kann es so arg ~~sch~~ nicht sein, wohl aber haben Messeln und Quecken überhand genommen, und das Land durch und durch besaamet. Ich müßte also die alte Erde weg schaffen, und

neue Hineinbringen lassen. Das ist indeß sehr
Toßspielig, und die neue Würbe, obgleich auch mit
Krautsaamen enthalten.

So will ich die alte denn — mit geringeren
Kosten — tief unterarbeiten lassen, den schäd-
lichen Saamen dadurch erstickn, und von dem
bisherigen Unkraute sogar noch Nutzen ziehen.
Es soll da'n'gen.

Ich ließ nun den ganzen Garten riolen,
und zwar etwas tiefer als gewöhnlich; erhielt
also dadurch eine völlig neue, von fast allem
Unkrautsaamen befreite Erde.

Bei der Gelegenheit theilte ich meinen
Garten regelmäßig ab, bepflanzte den häß-
lichen Flechtenzaun mit blühenden Gewächsen,
legte an mehreren Stellen Lauben an, sorgte
für Franzosst und Blumen auf den Haupt-
beeten, und hinter denselben wurden in zweck-
mäßiger Ordnung alle Gewächse gesät oder
gepflanzt, die wir in der Haushaltung brauch-
ten.

Zugleich machte ich das Geseh: In uns-
erm Garten darf niemals eine Un-
krautspflanze zum blühen kommen. So-
he ich je eine darinblühen, so werde ich

verdrießlich werden. Der Nachmittag des Sonnabends soll dazu ausgelegt sein, daß eine Tagelöhnerin, unter Aufsicht von uns, den ganzen Garten, von Beet zu Beet nachsieht, und jede Unkrautpflanze möglichst mit der Wurzel auszieht.

Man lachte mich aus, denn man hielt es für albern, mit so wenigem so viel erreichen zu wollen.

Es geschah indeß; auch hielt ich pünktlich darauf, daß es ordentlich geschah. Und, siehe da!, alles Verpflanzte wuchs so vortreflich in unserm Garten, daß man sich einzelne Kleinigkeiten ausbat, um sie als Seltenheit seinen Freunden oder Bekannten zu zeigen.

„Das ist das erste Jahr! hieß es nun: „Die frische Erde, und der frische Muth „des Besitzers! — Künftiges Jahr wird es „schon anders kommen.“

Ich schwieg, und dachte nur darauf, dies Geschwätz zu Schanden zu machen.

Sobald Erbsen, Bohnen, oder sonst etwas auf irgend einem Beete reif waren, so wurden sie schnell weggenommen, und der Acker augenblicklich wieder umgegraben,

damit nicht etwa Unkraut zurückbleibe; sich besaame, und das Land verderbe.

Im Herbst wurde der ganze Garten umgegraben, und dadurch abermals das Unkraut vertilgt, oder vielmehr zur Düngung verwandt.

Im nächsten Frühjahr fuhren wir mit dem sorgfältigen Jäten am Sonnabend Nachmittag so fort, wie wir im ersten Jahre gethan hatten. Wirklich nahm das Unkraut eher ab, als zu, und die guten Gewächse gerietzen auch diesmal so vortreflich, daß Jedermann darüber erstaunte.

Das Auffallendste (für mich aber ganz Natürliches) dabei war, daß wir äußerst wenig Dünger hatten, (weil wir kein Vieh hielten) nie Dünger kauften, und sich doch überall Segen und Ueberfluß in unserm Garten zeigte.

Alle Kraft der Erde und der Witterung zog sich in die nützlichen Pflanzen. Das Unkraut konnte nichts davon in sich saugen, denn es war in kurzem keins mehr da. Folglich konnte mit der wenigen Kraft, welche vorhanden war, viel ausgerichtet werden.

Von Jahr zu Jahr wurde des Unkrauts weniger. Sehr bald brauchte die Tagelöhnerin nicht mehr den ganzen Nachmittag des Sonnabends zum Jäten, sondern that noch mancherlei andre Gartenarbeiten, welche die Obergärtnerin (meine Frau) ihr anwies.

Wirklich war man zuletzt thöricht genug zu sagen, mein Garten sei darin besonders gesegnet, daß kein Unkraut in ihm wachse. Und das schwankten dieselben Menschen, welche ehemals über mein Vorhaben, dem Unkraute auf die angegebene Weise zu steuern, höhniisch gelacht hatten.

Unser Spargel, unsre Stachelbeeren, unsre Gemüse, unser Obst und mehrere unsrer Blumenarten waren, ihrer außerordentlichen Größe und Schönheit wegen, berühmt, und doch wuchsen sie fast gänzlich ohne, oder doch auf sehr wenigem, Dünger.

Grade so geht es auch mit dem Menschen! Wo böse Gewohnheiten (Unkraut) erst einmal überhand genommen haben, da sind sie fast nicht mehr auszurotten. Sie schlagen bald sogar über die guten Eigenschaften hin, und ersticken und verderben

se. Eltern oder Erzieher pflegen dann hinterher wohl, zur Entschuldigung ihrer Unachtsamkeit, zu sagen; „Der Junge taugte von jeher nichts. Ich habe mir Mühe genug mit ihm gegeben, aber — er ist nun einmal so geboren.“

Ich antworte darauf: „Nein! erzo-gen!“

Mein Vorfahr^s sagte (wie sie): „Der Boden ist zu salpetrig. Es wächst hier nichts als Unkraut.“

Könnte man das Herz riolen, wie ich meinen Garten, so ließe sich auch dem schon verdorbenen schnell helfen. Aber, — das geht nicht! oder — es ist sehr schwierig! und — hilft gewöhnlich doch nur theilweise.

Wenn uns aber ein Kind geboren wird, dann ist sein Herz reiner noch, als mein Garten, nachdem er riolt war. Dann bedarf es wirklich nur der beständigen Aufmerksamkeit bei der Eltern, jede Untugend*),

*) Viele können das überall nicht sein, wenn anders Vater, Mutter und die übrigen Umgebungen selbst tugendhaft sind.

die sich etwa anfinden sollte, schnell mit der Wurzel herauszureißen, und es werden bald so gut wie gar keine mehr da sein.

Ach, und wie herrlich, wie ungestört werden die guten Eigenschaften eines solchen Kindes sich entwickeln! — Ohne außerordentliche Naturanlagen, ohne besondere Künstelei, wird man über das Zunchmen derselben erstaunen, und — wie in meinem Garten — manches als Wunder anstarren, was doch ganz natürlich ist, und vernünftiger Weise vorauszusehen war.

Daß es aber den Leuten mit aller angewandten, oft sehr großen, Mühe, doch nicht immer gelingt, die oben erwähnten Zwecke zu erreichen; weil sie zwar gut anfangen, aber nicht ausdauern: das habe ich an meinem nächsten Amtsnachbarn in L., dem Magister S., erlebt.

Er galt allgemein für einen geschickten Gärtner und für einen Mann, der viel auf seinen Garten verwende, es sich auch persönlich sehr sauer darin werden lasse, ja, der wohl gar seinem Acker den Dünger entziehe, um ihn seinem Garten zuzuwenden.

Wahr ist es, man konnte nicht leicht einen schöner und zweckmäßiger bereiteten Garten sehen, als den seinigen — im Frühjahre. Der Boden war rabenschwarz, vortreflich gedüngt, kurz und tief gegraben, und besonders so bedachtsam und fein gehackt, daß man kein einziges Klößchen, viel weniger ein Steinchen finden konnte. Die Beete waren zweckmäßig vertheilt. Von keinem Gewächse war Ueberfluß, an keinem Mangel zu befürchten.

Ich schämte mich nicht wenig, als ich das erstemal, nachdem wir beide unsre Gärten: „bestellt“ nannten, in den seinigen trat, und alles weit pünktlicher behandelt sah, als bei mir.

Mit freudiger Selbstzufriedenheit nahm er mein redlich gemeintes Lob an, und setzte mir alles, bis ins Kleinste, aus einander. — Dann wurde er jedoch mißmuthig, und sagte: „Was hilft es mir aber? — Nichts! — Denn nach Johannis ist es ein Wald von Unkraut.“

Ich sagte bescheiden: Ei, dem können Sie ja wohl wehren! —

Gott behüte, antwortete er. Das läßt sich nicht zwingen! Ich habe mir schon so viele Mühe gegeben, Alles vergebens!

Nach einem kleinen Wortwechsel schwieg ich; denn der Mann galt für einen geschickten Gärtner, und ich war ein Anfänger in dieser Kunst. Auch war er vierzig Jahre älter als ich.

Aus Neugierde besuchte ich ihn jetzt öfter als sonst, und ging jedesmal in seinen Garten.

O wie herrlich wuchs das Gesäete und Gepflanzte ~~hier~~! Aber freilich! das Unkraut wuchs noch kräftiger, denn man vertilgte es nicht. Es unterdrückte bald die feineren Gewächse, welche dem Boden nicht eigen waren, denn man wehrte ihm nicht. Je vorzüglicher das Land des Gartens, je kräftiger es gedüngt, und je sorgfältiger es zubereitet war, desto üppiger schoß das Unkraut empor, desto mehr schadete es den guten Gewächsen. Mein Garten stand dem feinigsten in allem Angeführten nach, und doch überwuchs mein Gemüse das feinige alle Tage mehr;

denn — er legte gedankenlos die Hände in den Schoos, und ich nicht.

Um Johannis war wirklich schon mehreres bei ihm halb ersiekt, was bei mir hoch und herrlich wuchs und blühte.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt? sprach er jetzt zu mir. Ich weiß es wohl, es ist alles vergebens! Aber ich kann es nun einmal nicht lassen, mir alle Frühjahr die Freude zu machen, ob sie gleich sehr theuer ist.“

Mit der möglichsten Schonung sagte ich ihm, daß es bei mir anders sei, und daß Alles ganz nach meinen Wünschen wachse.

Nun, wie machen Sie es denn? fragte er neugierig. Ich wiederholte ihm, was ich ihm andre Male schon erzählt hatte. Er fand es aber undenkbar, und beschloß, sich persönlich von Allem zu überzeugen.

In den nächsten Tagen hatte er sich bei mehreren Personen aus Pockau nach meinem Garten erkundigt, und diese hatten ihm Wunderdinge davon erzählt. Er kam also — so höchst ungern er ausging! — eines Nachmittags wirklich zu mir, verlangte sogleich mein

nen Garten zu sehen, und gerieth in das äußerste Erstaunen, als er alles weit über seine Erwartung fand.

Das muß Ihnen schweres Geld kosten! sagte er.

Ich. Nichts weniger! Alle Woche nur ein halbes Taeluhn.

Er. So muß der Boden ganz außerordentlich sein, und gar keinen Unkrautsamen enthalten.

Ich. Gerade das Gegentheil! Sie wissen selbst, daß mein Vorfahre ihn deshalb unbearbeitet liegen ließ.

Er. Nun, ja! So kommt es vom Riechen. Aber das hilft Ihnen für ein Jahr, höchstens für zwei. Hernach ist es wie bei mir.

Ich. Das sollte mir sehr unlieb sein! Ich hoffe indeß, ich will durch Anwendung der bisherigen Sorgfalt dem zuvorkommen.

Er. Nichts, Nichts! Freund! Daran ist nicht zu denken. Sie werden keine Ausnahme von der Regel machen; oder Ihr Garten müßte eine ganz andere Erde enthalten, als die ist, die wir sonst hier haben. Fast möchte

ich das glauben, denn ich sehe ja ~~keine~~ gar kein Unkraut.

Ich. Es ist durch das Riolen in die Tiefe gebracht, wo es verfaulen muß, und das Wenige, was dennoch aufsproßte, haben wir sogleich mit der Wurzel ausgerupft.

Er. Ja, da rupfe du! — Das geht so leicht nicht, lieber Herr Amtsbruder! — Nun Sie sind noch jung! — Sie werden die leidige Erfahrung bald genug machen; denn Sie sind doch schwerlich ein Schooskind des lieben Gottes, und Ihr Garten hoffentlich kein Stück Land aus dem Paradiese.

Ich fühlte, daß er nicht zu bekehren sei, lachte also über seinen Scherz, und brachte ihn auf etwas Anderes.

Habe ich nicht wirklich das Verfahren vieler Eltern und Erzieher geschildert?

Mit großem Aufwand von Mühe und Kosten bereichern sie den Kopf ihres Zögling mit einer Menge von Kenntnissen und das Herz desselben mit Gefühlen, die ihm sehr nützlich werden könnten. Da aber der Grund und Boden beider zuvor nicht rein war, auch nicht rein erhalten wird; so nütze

alles, was sie thun, wenig. Es schadet sogar; denn die Untugenden ihrer Kinder nehmen um so mehr zu, je mehr natürliche Anlagen da sind, je mehr die Klugheit ausgebildet wird, und je vielfacher, stärker und verfeinerter die Gefühle werden.

Die herrliche Gartenerde, der fette Dünger und die sorgfältige Bearbeitung schadet den Gewächsen des Magister S., statt ihnen zu nützen; denn das Unkraut, welches sie erstickte, zog daraus die kräftigste Nahrung.

Denkende Leser stimmen gewiß mit mir ein, daß nur ein noch völlig reiner (oder mit großer Mühe gereinigter) Boden, durch beständige Aufmerksamkeit, welche bald nach dem Aufkeimen der Gewächse schon anfängt, und mit großer Festigkeit stets fortgesetzt wird, zuletzt einen Garten ohne Unkraut hervorbringen werde, in welchem es dann freilich wenig Mühe macht, dem Ueberhandnehmen der Nesseln oder Quecken zu wehren; daß es aber zu spät ist, dies thun zu wollen, wenn sie sich angefaunden haben, emporgewachsen sind, und fruchtbaren Saamen reichlich ausstreuen.

Nach

Nach, und die ersten Saamenkörner finden sich gewiß und schnell. Sie liegen schon in der Erde *) und sollen darin liegen, denn auch das sogenannte: „Unkraut“ hat seinen Nutzen, welchen der Verständige sich gar wohl zuzueignen weiß. Sie kommen ferner aus der Nachbarschaft herüber, denn ein seltses Kästchen, ein Vogel, ein Insekt vielleicht bringt sie zu uns, und indem wir Küchenkräuter säen, streuen wir sicher auch Unkrautsaamen mit aus.

Wehe also dem Gärtner, der bis Johannis die Hände in den Schoos legt! denn dann ist es zu spät! Nun kann er das Unkraut nicht mehr vertilgen. Es wird vielmehr die guten Pflanzen, auch die vortrefflichsten, gewaltsam überschatten und — ersticken.

Wehe folglich auch dem Vater oder Erziehlicher! der thöricht genug ist, zu sagen:

„Mein Sohn soll bis zu seinem

I.

[31]

*) So wie die Leidenschaften im Menschen vorhanden sind, und sein sollten.

„achten Jahre thun können, was er
„will; denn er soll bis dahin bloß
„seiner Wärterinn und seiner Mut-
„ter (einer Welt dame) überlassen blei-
„ben.“

Es geht hieraus hervor, daß wir sehr
früh anfangen müssen, unsere Kinder zu
erziehen. „Wie früh denn aber?“ — Da
kommen wir — wie so oft! endlich auf uns
selbst zurück. Laßt uns auf unsern Körper,
auf unsern Verstand, auf unsern Willen (von
Seiten des Vaters, so wie der Mutter)
achten, die beiden erziehn veredeln, und über
den letztern herrschen, schon zur Zeit, wenn
unser Kind noch nicht entstanden ist.
Ein einfaches, mäßiges, sparsames, zufriede-
nes und heiteres Leben, mit möglichst vieler
Bewegung in freier Luft, beim häufigen Ge-
nusse des reinen Wassers, ist in der Regel
das sicherste Mittel, Kinder zu bekommen,
deren Körper vollkommen gesund ist, und de-
ren Anlagen des Verstandes und Herzens
gleich wünschenswerth sind. Man sei selbst
gesund! (Schickt uns der Himmel nicht an-
steckende Krankheiten zu, so kann man weit

mehr hierzu beitragen, als man glaubt!) bilde sich aus, so viel man vermag, und wähle sich eine gesunde, möglichst geistvolle und gutgefunnte Gattinn; so wird man gemeiniglich auch gesunde, geistvolle und gutgesinnte Kinder erhalten.

Hier aber höre ich eine Menge Einwendungen:

Der eine sagt: ich muß in meiner Lage nach Gelde heirathen! Der andere: Ohne die vornehmen Verwandte meiner Frau wäre ich nie zu dieser Versorgung gelangt. Ein dritter: meine Frau tanzte so schön, daß sie mich entzückte! Ein Vierter: die meinige bezauberte mich durch ihre kluge und witzige Unterhaltung. Ein fünfter sagt: Ich liebte sie! und suchte eine Frau für mich; nicht aber für meine Kinder u. s. w.

Ich antworte: Meine Herren! Sie können und mögen alle nach ihrer Weise Recht haben! Wenn aber die Rede davon sein soll, wie man hoffen darf, vorzüglich lebenswürdigen Kindern entgegenzusehen, dann — haben Sie Unrecht.

Hat man vor der Erzeugung nach Möglichkeit für seine Kinder gesorgt, so verdoppelt man seine Aufmerksamkeit während der Schwangerschaft der Mutter. Beide Eltern aber müssen gemeinschaftlich wirken. —

Mäßigkeit und Einfachheit im Essen, im Trinken, und im Genuß der körperlichen Liebe, viel Bewegung in freier Luft, reines Wasser zum Getränk *) sowohl, als zur pünktlichsten Reinlichkeit des ganzen Körpers, strenge Pflichterfüllung, Zufriedenheit, Heiterkeit und Vertrauen auf Gott.

Dies sind die sichersten Mittel, welche die Mutter anwenden kann, der sich bildenden Frucht die gesündeste und nützlichste Nahrung zuzuführen. Versüßt ihr der Vater das Leben dadurch, daß er auf eine gleiche

*) Deshalb bestand der Lenhard'sche Gesundheits-Trank für Schwangere, so viel ich mich erinnere, fast nur aus reinem Wasser und Wein, und die Verordnung lautete: man müsse sich viel Bewegung in freier Luft dabei machen! Daß aber der Trank nützlich war, hat die Erfahrung bewiesen.

Weise denkt, fühlt, genießt und handelt; so dürfen beide ruhig sein, die Gottheit wird ihnen in der Regel ein gesundes, und wenigstens mit mittelmäßigen Anlagen des Körpers, Geistes und Herzens versehenes Kind schenken. Mehr bedarf es aber nicht! —

Doch ich will lieber in einem besonderen Abschnitte sagen, was ich und was meine Frau thaten, um jenen schönen Zweck zu erreichen.

Mögen dann Andere dasselbe thun, oder vielmehr noch zweckmäßiger verfahren, wenn nur das menschliche Geschlecht dadurch so viel als möglich veredelt wird! —

Achtzehnter Abschnitt.

Wie fingen wir es an, Karl'n vor Schmeicheleien zu bewahren, oder doch das Gift derselben zu schwächen?

Es ist oben schon erwähnt, daß Karl von uns nur spärlich gelobt wurde, daß vielmehr eine Aeußerung der Art, als: „Gut mein Sohn!“ oder: „Brav! lieber Junge!“

oder: „Du kannst wohl recht haben!“ oder: „Ja, so ist es richtig!“ alles zu sein pflegte, womit ich ihm meinen Beifall bezeugte. Es fanden noch manche andere Ermunterungsarten statt, z. B. kleine Belohnungen, womit aber zugleich auf eine unmerkliche Weise wohlthätige Zwecke verknüpft wurden; das Aufzeichnen seines Verragens in ein Buch, welches der Konsistorialrath in Magdeburg, Herr Dr. Funk, ihm geschenkt hatte; eine ruhige und zugleich freundliche Erzählung dessen, was er geleistet habe, entweder der Mutter, oder einem der vorräuheren Freunde unsers Hauses. Dabei sagte ich aber jedesmal eher etwas zu wenig, als zu viel. Der Hörende pflegte dann wohl zu antworten: „Nun, das freut mich, lieber Karl! so bist Du mir lieb!“ oder dergleichen.

Karl mußte schon etwas für sein Alter sehr Ausgezeichnetes vollendet haben, wenn ich ihn streichelte, oder gar küßte. Wohl aber entschloß ich mich gern und leicht dazu, so oft er etwas sittlich Gutes gesagt, oder gethan hatte. Eine Liebkosung, einen Kuß von mir schätzte er des:

halb auch sehr hoch. Mehr als dies alles aber schlug die Versicherung an, welche ich ihm wohl manchmal, besonders bei einem merkwürdigen Abschnitte seines (kurzen) Lebens, gab: er stehe jetzt wahrscheinlich in den Augen Gottes, andrer geistigen Wesen, und der vorzüglichsten Menschen höher, als zuvor, und habe sich, seit einiger Zeit, mit Ruhm und Glück dazu vorbereitet, einst recht viel Gutes auf dieser Erde zu stiften, und später von der Gottheit zu noch höheren und beseligenderen Zwecken gebraucht zu werden.

Dann lächelte sein kindlich-fremmes Auge uns zu, wie wir uns die Freude eines Engels denken, der nach einem edlen Geschehnisse im großen Reiche Gottes zu dem Höchsten zurückkehrt. Gewöhnlich bewies Karl nach einer solchen Unterredung noch mehr Folgsamkeit, noch mehr Fleiß, noch mehr Herzengüte, als zuvor. Für ihn war also kein weiteres Lob, viel weniger war Schmeichelei nöthig. Das ahneten aber die meisten Menschen, die außer unserem Kreise

se lebten, nicht; oder vielmehr: manche begriffen es nicht! manche aber wollten es nicht begreifen!

Es waren Scheingründe da, derentwegen man mich der Strenge, (jene gutherzigen Leute nannten es freilich: Härte!) beschuldigte.

Zurückgewiesene Leidenschaft bediente sich ihres großen Reichthums und Ansehens, um sich bitter an mir zu rächen; und eine Menge feiler Menschen boten willig dazu Hand und Mund. Ich hätte die Bosheit leicht entlarven können, wenn ich mit den Papieren, welche meine Unschuld und meiner Verfolgerin Schuld späterhin klar machten, damals schon öffentlich gegen sie aufgetreten wäre; aber — ich that fast sieben Jahre lang nichts der Art, weil ich auf Gottes Beistand hoffte, (der auch nicht ausgeblieben ist;) und weil ich dem menschlichen, besonders aber dem weiblichen Gefühle antraute, es werde sich, — bei abgekühltem Blute! — des Verübten schämen, und — Gottes Strafen fürchten. (Hierin wurde ich jedoch getäuscht!)

Ich schwieg also, und — duldete! — Aber gerade deshalb glaubte man das, was meine — bezahlten — Gegner versicherten; und beurtheilte darauf hin fast alle meine Reden und Handlungen aus einem ganz falschen Gesichtspunkte.

Hierzu kam, daß ich damals mehr noch als sonst alle kostspieligen Genüsse vermied. An ausgesuchtes Essen und Trinken, an Kleiderpracht, an den Besuch (anständiger) Kaffeehäuser, an Spiele um Geld, an theure Angewohnungen u. s. w. dachte ich jetzt weniger noch, als sonst; und meine Gattin hatte sich — schon vor ihrer Verheirathung mit mir! — ganz eben so gewöhnt. *) Zwar wurde unsern Freunden bei uns alles hinreichend dargeboten, was das gesellschaftliche Leben eingeführt hat, und viele Familien saßen sich deshalb, so wie unsers Umgangs wegen, sehr wohl in unserm Hause. Aber, das vertheidigte mich nicht bei meinen Verfol-

*) Dies war ein Hauptgrund, weshalb ich sie wählte.

gern. Sie sollten und wollten es mir nun einmal als Geiz auslegen, daß ich mich über jene Bedürfnisse hinwegsetze; sie sollten und wollten Lüssen — trotz den unzähligen und lauten Versicherungen derselben vom Gegentheile! — heuchlerisch bedauern, daß sie einen Barbaren zum Mann habe, der ihr die unschuldigsten Freuden vorenthalte. *)

Dazu kam noch, daß ich den größten Theil meines Lebens, (seitdem ich einigerma-

*) Das Böseste dabei ist, daß fast alle meine Verläumder, früher! oft genug an derselben Tafel mit uns leiden gegessen hatten, und also gar wohl wußten, daß wir schon damals uns alles Erwähnte nicht erlaubten, ungeachtet wir es umsonst genießen konnten. Lüssens Betheuerungen wandte man auf gut teuflisch gegen mich: „Sie darf nicht sprechen! kich es: Er martert sie sonst nur desto mehr.“ Gottlob! sie lebt noch, und spricht täglich mit rothmüthigem Schmerze über jene Hühereien, welche mich lange genug meine Ehre und meine Zufriedenheit kosteten, und leicht mein Leben hätten kosten können.

ßen denken konnte) in vorzüglich gebildeten Kreisen zugebracht, und bei meinen vielen Bekanntschaften leicht diejenigen hatte abbrechen können, welche mir zu wenig gebildet waren. Jetzt zum ersten Male auf einem (selbstgewählten) bürgerlich leider! viel zu wenig geachteten Standpunkte; meines Vermögens beraubt, ohne welches ich doch sobald noch nicht geheirathet hätte; mit einem geringen jährlichen Einkommen, einer zahlreichen Familie entgegensiehend; und aus dem oben angeführtem Grunde vielseitig verläumdeter: zog ich mich — weil sich nicht wohl fliehen ließ, — in mich selbst zurück, und beschränkte mich auf den Umgang mit einigen Besseren.

Das zusammen war genug, um meine schuldloseten Reden und Handlungen bößlich auszuliegen. Man wird es lesen, man wird es anerkennen müssen, und doch es kaum begreifen können, wie bei einigen Schlechtigkeit und bei andern Verblendung so weit habe gehen können.

Bemerkte man z. B., daß ich, trotz meiner Lebhaftigkeit, meinen eigenen Sohn so

Bedächtig: Kalt lobte, vielleicht selbst den Werth dessen, was er gesagt oder gethan hatte, zu vermindern wußte, und wirklich verminderte: so schob man mir — statt meiner Gottgefälligen Beweggründe dazu! — Härte, Eigensinn, Stolz, Ungerechtigkeit, Unbilligkeit, wohl gar Neid gegen mein Kind, unter; weil sie, die Niedrigen! sich zu dem höheren Beweggründe nicht erheben konnten. Sagte ich hingegen, in seiner Abwesenheit, die Wahrheit von ihm, so nannte man ein solches Vatergefühl abermals: „Eitelkeit oder Stolz.“

Derlei schiefe Urtheile wurden oft (in Karls Gegenwart) ausgesprochen, wie man denn sogar zehn bis zwölf Jahre lang höchlich bemüht gewesen ist, meine Frau bald durch Spötteleien und Verdauern, bald durch wirkliches Aufhetzen (in meiner Abwesenheit) mit mir zu veruneinigen. Wäre ich nicht äußerst gerecht, und zugleich billig und liebevoll gewesen, so wäre es jenen Elenden endlich gewiß gelungen.

Die etwas Besseren sagten in Betreff Karls mit altweiser Miene und unverständlichem Unwillen (so oft ich ihrer Meinung nach zu wenig lobte, oder sie am übermäßigen Lobe hinderte, oder Karln fortschickte, wenn ich ahnete, daß sich die Lobwolke im Beisein des Kindes entladen werde): „Ei, das ist gar nicht recht von Ihnen! Er hat es ja verdient; Und verdientes Lob ermuntert ihn nur noch mehr! —“

Ich mochte winken, oder bitten, oder zu rechtweisen, wie ich wollte, sie verstanden es besser, glaubten wenigstens, es besser zu verstehen, und brachen nur desto lauter damit — in Karls Gegenwart sogar! — hervor.

Es konnte nicht lange währen, so durchschaute ich die Schwäche oder Schlechtigkeit vieler aus meiner näheren und entfernteren Umgebung. Ich war also vorsichtig genug, meine Einrichtungen darnach zu treffen. Von einigen zog ich mich gänzlich, von andern merklich zurück; und so oft es, (gegen mein Vorherahnen) nothwendig wurde, stand ich — zum Wohl meines Kindes! — sogar keinen Augenblick an, klar und ernst dar-

Aber zu sprechen. Karl verstand mich, in solchen Fällen, lange Zeit hindurch vollkommen; jene thörichten Weisen wurden aber freilich dadurch nur desto tödtlicher gegen mich.

Bei Gelegenheit des Zuckers, Kuchens, Kaffees, Biers, Weins und anderer Leckereien fand dergleichen oft statt.

Dagegen waren mir freilich unsere näheren Freunde, theils bessere, theils gebildete Menschen! — äußerst nützlich. Sie begriffen, was ich wollte, und boten, aus Edelmuth, gern die Hand dazu.

Ich durfte ihnen nur Winke geben, so arbeiteten sie mir in die Hand.

War meine Frau, oder war ich mit Karl unzufrieden, so vertheidigten sie ihn nie; sondern behandelten ihn vielmehr kälter als sonst. Äußerten wir uns freundlich über ihn, so wurde er herzlich von ihnen geliebet; aber sie strömten nicht in Lob über.

So lange er noch ganz klein war, und wenig oder nichts gelernt hatte, ließ es sich auf diese Art, und durch Hilfe unseres Universalmittels: „kleiner, zweckmäßig er:

sonnener, und dem Kinde erzählter Geschichten" recht gut zwingen.

Als er aber mit Ausdruck her sagte, (beklammerte) als er (zum Erstaunen vieler Menschen) aus dem Kopfe rechnete, als er unerwartet schnell und, sehr gut! las, als er sogar französisch zu verstehen anfang: da mußte ich noch zu andern Hülfsmitteln meine Zuflucht nehmen.

Das höchste war von Anfang an, und blieb für alle Zeiten Gott, und — dessen sichtbares Ebenbild unter den Menschen: Jesus.

In Unterhaltungen über Gott zeigte ich ihm oft, wie unermesslich tief wir unter demselben, und unter so vielen Millionen jener geistigen Geschöpfe, die wir mit dem allgemeinen Namen: Engel zu benennen pflegen, ständen; ich zeigte ihm, daß wir uns selbst, alle unsere Körper- und Geisteskräfte, unser Vermögen, unsre Ausbildung, sogar die Veranlassungen, Gutes zu wirken, Ihm zu verdanken hätten. Auf solche Ueberzeugungen läßt sich in dem noch rein kindlichen Gemüthe, wahrlich, leicht Demuth und

Bescheidenheit gründen; oder vielmehr in dem noch unschuldigen Herzen fließt sie von selbst daraus hervor.

In der Person Jesu zeigten wir ihm, wie unendlich viel der Mensch, selbst auf der höchsten Stufe der Weisheit, Geisteskraft, Großmuth, Festigkeit, Herzensgüte, Gerechtigkeit, Billigkeit, Vertrauen auf Gott, Ergebung in seinen Willen, Gehorsam gegen seine Befehle, Geduld und Verläugnung seiner Selbst, durch Demuth und Bescheidenheit noch gewinne.

Hierdurch entstand in seinem Herzen die höchste Ehrfurcht vor Gott, die innigste, heiligste Liebe für Jesum, und das sehnlichste Verlangen, diesem ähnlich zu werden. Luise (oder ich) durfte oft nur eines Vorfalls aus dem Leben Jesu erwähnen, der irgend eine seiner Tugenden ins Licht setzte, so verstand er uns schon, und wandte es oft rührend schön an. Natürlich fand er sich stets tief unter dem Göttlichen; er wurde also durch jede Vergleichung — selbst ohne unser Zutun! — zur Bescheidenheit dringend geleitet.

Fer.

Ferner erzählten wir ihm häufig von ausgezeichneten Menschen. Ragten sie durch Verständigkeit, Geschicklichkeit, Fertigkeiten, u. s. w. hervor, so hoben wir dies so klar und anschaulich heraus, daß die beschämende Ueberzeugung, wie unendlich weit er noch bis zu ihnen empor zu klimmen habe, sich ihm zwar aufdrängen mußte, aber wir legten doch weniger Werth darauf. Was wir ihm dagegen von edelmüthigen und tugendhaften Menschen mittheilten, ihre Gottgefälligen, ihre frommen, ihre menschenfreundlichen Handlungen: alles das erzählten wir (auch konnten wir ja nach unsern Gefühlen nicht anders!) mit Wärme, mit heiliger Freude, bisweilen wohl mit Thränen. Hierdurch wurde sein Herz ergriffen, gerührt, und die schöne Sehnsucht, eben so handeln zu wollen, in ihm erregt.

Kamen dann Veranlassungen dazu (im Kleinen) vor, so that er meistens von selbst, was wir gewünscht hatten; wo nicht, so erinnerten wir ihn an das Erzählte, und verfehlten dann unseres Zweckes gewiß nicht.

Fast alle Gedichte aus Deutschlands goldener Dichterzeit, welche edle Handlungen, Aufopferungen für Andere, Menschenliebe, Gutherzigkeit, Großmuth, Freundschaft &c. lehren, wußte er auswendig. Er lernte sie gern und schnell, und machte sich ihren Inhalt gänzlich zu eigen.

Das Lied vom braven Mann; Frau Magdalis; zu Dionys dem Tyrannen schlich; Rudolph von Habsburg; der Gang nach dem Eisenhammer u. s. w. Das waren seine Lieblingsgedichte, und er wußte sie auswendig, so lang sie auch sind.

Jetzt frage ich den verständigen Mann, und den erfahrenen Erzieher: Konnte er dabei stolz, eitel und unbescheiden werden?

Nicht leicht! — Bei einem Kinde, dem nicht oft geschmeichelt wird, würde ich sogar bestimmt antworten: Nein!

Dies Gift (Schmeichelei) wurde ihm aber freilich alle Tage mehr gereicht. Man gab es ihm unter mancherlei Gestalten; Ich mußte folglich auf mancherlei Gegengifte sinnen. —

Einst fuhren wir nach Halle, und ich ahnete im voraus, daß man in der Gesellschaft,

In welcher wir zu Mittag essen sollten, und in denen Familien, die wir besuchen mußten, Karl, wie gewöhnlich! große Lobeserhebungen ertheilen werde.

Ich fing daher mit Luise, (die mich schnell verstand) eine allgemein scheinende Unterredung über Komplimente, Lobpreisungen und Schmeicheleien an. Zwar thaten wir beide, als wenn wir uns um Karl gar nicht kümmerten; behielten aber doch ihn und seine Aufmerksamkeit immer im Auge. Auch warf ich bisweilen ein paar Worte hin, von denen ich voraus sah, daß er sie stärker auffassen, und auf sich beziehen werde.

Er begriff hierdurch (wie sich bald nachher zeigte) daß manche Menschen aus einer gewissen Weichlichkeit des Gemüths, die man fälschlich: „Herzensgüte!“ nennt, Andern gern etwas Angenehmes sagen, wenn sie es gleich merklich schwächer empfinden; daß schlechtere Menschen es oft thun, um dadurch Vortheile für sich zu erlangen; daß Unwissende, auch ohne böse zu sein, leicht dazu gelangen, weil — sie von demjenigen einen zu hohen Begriff haben, was sie nicht lernen konn-

ten; und daß es ferner Menschen giebt, die zu schmeicheln suchen, weil sie glauben, es gehöre zur feinen Lebensart, seinen Bekannten nichts Unangenehmes, vielmehr, recht viel Angenehmes — wenn es auch nicht richtig sein sollte, — zu sagen.

Wahres Lob, setzte ich hinzu, ist nicht eben wortreich. Es äußert sich mehr in einem zärtlichen Blicke, in einem sanften Händedruck, in einigen herzlich ausgesprochenen Silben, bisweilen auch wohl durch Streicheln der Wangen, oder durch einen Kuß; vor allem aus aber durch Liebe und Güte, oder durch gefällige Handlungen zum Besten dessen, der sich das Lob erworben hat.

So wie es der Prediger J. in H. neuerlich mit mir machte, fuhr ich fort, und erzählte eine Geschichte, in welcher einer meiner Freunde, statt mir einer geistigen Arbeit wegen, Komplimente zu machen, oder Schmeicheleien zu sagen, sich wahrhaft Mühe gegeben hatte, mir Bemerkungen aufzusehen, durch welche ich sie noch verbessern könne.

Unter solchen Unterhaltungen kamen wir dem Thore näher. Ich wandte sie allmählig

scherzhast und sagte dann: Gleich am Thore könnt Ihr es sehen, Kinder, daß die Menschen einander für eine Kleinigkeit Komplimente machen, d. h. etwas sagen, wobei sie entweder gar nichts, oder wohl gar das Gegentheil denken. Da ich dem Thorschreiber bisweilen einige Groschen gebe, so wird er mit großer Lebhaftigkeit herausgesprungen kommen, mir sagen, daß er mein gehorsamer Diener sei, sich nach meinem Befinden erkundigen, und mich versichern, daß ihm mein Wohlsein unendlich freue; wird fragen, was ich zu befehlen habe, und hinzufügen: er sei überzeugt, daß ich nichts — nämlich Altsiebares, — bei mir habe. (Ich wußte des Mannes Redensarten so ziemlich auswendig.) Aber, setzte ich hinzu, er würde sich nicht wenig verwundern, wenn ich auf seinen „gehorsamen Diener“ antwortete: Nun, so ziehen Sie mir einmal die Stiefeln aus, und rußen Sie sie, denn sie sind unterwegs schmutzig geworden; oder wenn ich eine schwurartige Versicherung von ihm verlangte, daß ihn mein Wohlsein „unendlich freue“; oder wenn ich auf seine

Frage: „was ich zu befehlen habe?“
antwortete: Sie müssen sogleich zum Profes-
sor W—s gehen, und uns anmelden!“ Oder
wenn sein Oberer ihn zur Rede stellte: Wo-
durch sind Sie denn überzeugt, daß der
Heir Prediger nichts Atzisbares bei sich
hat?

Und doch spricht der Mann deutsch, sag-
te ich, und noch dazu ziemlich gutes deutsch!
weiß also gar wohl, was er so eben aus-
spricht.

Ihr seht, man würde sehr betrogen
werden, wenn man sich an dergleichen Wör-
ter kehren wollte.

Noch lustiger ist es, fuhr ich fort, daß manche
Leute fühlen, die Eltern seien zu verständig und
zu ernst, als daß es gerathen sei, ihnen Kom-
plimente zu machen. Aber, meinen sie dann
wohl, durch die Kinder will ich den Eltern
etwas Schmeichelhaftes sagen.

Bekanntlich lieben die meisten Eltern in
ihren Kindern nicht sowohl das höhere Wes-
sen, das Gott ihnen in einen Körper einges-
schlossen, anvertraut hat; sondern sie lieben in
denselben, auf gut thierisch, nur ihre Jun-

gen. Da meint denn so ein Mensch wie G.: der Bitter wird doch nicht so unempfindlich sein, daß er gegen das Lob, welches ich Karl ertheile, gleichgültig bleibe! — Karl darf dann nur etwas: „nicht Unvernünftiges“ thun, so wird er gewiß so mit vollen Backen gelobt, daß mir, in Karls Seele, Angst und Reue dabei wird. Denn was soll der arme Junge auf dergleichen Unwahrheiten antworten? — Er muß verduht werden. Weiter bleibt ihm, natürlicher Weise! nichts übrig. Da gefällt mir unser A. und W. Sie loben wahr und vernünftig! G. erreicht freilich seine Zwecke bei hundert Eltern; aber — die Kinder derselben werden dadurch verdorben, denn sie denken, wunder! was sie sind, und was sie wissen.

Am drolligsten ist es, fuhr ich fort, wenn Eltern ihre Kinder gern gelobt haben möchten, und man sich doch als ehrlicher Mann nicht entschließen kann, es zu thun. Den Hohn der allgemeinen Höflichkeit hat man vielleicht entrichtet, wenn die Kinder, auch nur halb und halb die Veranlassung dazu darbieten. Aber zu mehr als dem kann

und will doch der rechtschaffene Mann sich nicht entschließen.

Jene versuchen es dann von allen Seiten, wie einem beizukommen, wie das Eis der Unempfindlichkeit zu schmelzen sei.

Hat man selbst Kinder, so hoffen sie dadurch — leichtes Spiel zu erhalten, daß sie diese übermäßig loben. „Er wird doch so höflich sein, etwas wieder zurückzugeben!“ meinen sie, und verschwenden darauf hin ihre Lobpreisungen, bis es einem zum Ekel wird, und man nachdrücklich dazwischen f. hrt. Das hilft dann freilich! aber hinterher heißt es dafür auch: Der Witte ist doch ein ungeschliffener Mensch! ich habe seinen Karl so viel gelobt! Es half aber nichts! Ich dachte, er sollte doch auch ein Wörtchen über Freuen oder Tödtchen sagen. Aber, nein! — Ob er denn glaubt, daß er allein Kinder erziehen könne? Nun, so gar viel ist doch auch nicht daran! Seinem Karl fehlt manches, was er wohl brauchen könnte.

Und hierin haben sie denn freilich recht! Nicht wahr? lieber Junge!

Karl besaßte dies gewiß von ganzer Seele, und führte selbst vielleicht manches an, was ihm noch fehle; oder er nannte Menschen, die ihn theils ohne, theils weit über sein Verdienst, gelobt hatten.

Ich habe es schon erlebt, setzte ich (oder Luise) dann hinzu, daß zwei verschiedene Väter, oder Mütter, in solchen Fällen einen förmlichen Handel mit einander trieben. Einer überboth immer den andern im Loben, bis man zuletzt hätte meinen können, beiderseitige Kinder seien halbe Engel, und doch — waren sie es nicht. Denn wären sie es gewesen, so hätten sich die Eltern diese unnütze, ja sogar schädliche, Mühe nicht gegeben.

Jetzt waren wir am Thore. Kaum hielten wir still, so kam der Thorsreiber, der den Kutscher, die Pferde und den Wagen gar wohl kannte, schnell heraus, und das Komplimentirrad rollte fast mit denselben Worten ab, die ich früher gewahrsagt hatte. Da wir uns alle drei des Lächelns nicht erwehren konnten, so wandte ich die Unterredung scherzhaft, indem ich sagte: Wir haben

Nichts bei uns, wenn wir nicht selbst anziehbar sind. Ja, doch! hier habe ich, auf Karl'n zeigend, ein kleines Gän'schen! Nun schreiben Sie es nur gelegentlich ein! Da ist indeß das Geld dafür! (Zugleich drückte ich ihm eine Kleinigkeit in die Hand.) Wir führen jetzt in die Stadt, und ich sagte ernsthaft: Also, das alles kostete nur zwei Groschen? Kann man sich nun noch wundern, daß mancher für vier, acht bis zwölf Groschen, denn so viel kostet doch ein guter Kaffee, ein gutes Mittag- oder Abendbrot, oder eine halbe Flasche Wein u. sich das Loben so sauer werden läßt? —

Die Folgen dieses Gesprächs waren sichtbar glücklich. Doch ich muß hierbei eine Bemerkung machen.

Man wähne ja nicht, daß so eine Unterhaltung mit Karl'n oder in seiner Gegenwart, die erwartete Wirkung für sich allein gethan haben würde; noch weniger, daß ich dies meine. Ach nein! ich bin vielmehr überzeugt, daß ohne eine längst vorhergegangenen sorgfältigen Verstandes- und Herzensbildung des Kindes, ohne väterliche und mütterliche

vielfältige und — fortdauernde Bemühungen; ohne thätige Mithülfe unsrer trefflichen Freunde; ohne tiefgewurzelte sittliche und fromme Bewegungsgründe, alles Angeführte die einmal verhärtete Schale schwerlich würde durchdringen, oder doch auf Verstand und Herz nur sehr schwache, leicht wieder verwischte, Eindrücke gemacht haben würde. Es kommt mir damit ungefähr so vor, als mit einem Wagen, dessen Last auf drei Pferde berechnet ist. Wollte man nur eins davor spannen, so würde dies sich vielleicht zu Tode quälen, und doch den Wagen nicht von der Stelle rücken. Soll er gefahren, soll er gar mit Leichtigkeit gefahren werden, so müssen alle drei Pferde angespannt werden. Dann geht es aber auch gewiß! In dem Falle, von welchem hier die Rede ist, kann ich es aus mehrfacher Erfahrung *) bezeugen.

Herkules von Salis erzählte mir, wie Karl, nicht selten, daß der oder jener ihn, sehr mit Unrecht! gelobt habe; daß er

*) Zum Beispiel auch mit Herkules von Salis, und andern meiner Zöglinge.

höchst verlegen geworden sei, und nicht gewußt habe, was er antworten solle

Weil sich indeß manche Menschen überzeugt halten, Karl sei stets! (denn das wären wirklich viele!) so vollkommen gewesen, daß er gar keine Fehler oder Mängel an sich habe bemerken können; daß er besonders habe gewahrt werden müssen, wie weit er vor den übrigen Kindern voransetze; und daß ihn dies zum Stolge und zur Eitelkeit gleichsam hätte drängen sollen: so erinnere ich an etwas, das ich schon oben erwähnte; Wir führten ihn oft darauf, was er sein und besonders werden würde, wenn er ohne eine sorgfältige Erziehung und Unterweisung aufwächse, und was manches andre Kind wohl geworden sein möchte, wenn man es gleich bei seiner Geburt in unser Haus gebracht, wir es als unser Kind angenommen, und wie ihn jetzt erzogen hätten. Auch sehten wir ihm auseinander, wie viel weiter in jeder Rücksicht er sein könne, wenn er immer verständig, immer aufmerksam, immer fleißig gewesen wäre. — Er wußte aber nur allzugut, daß und wie oft er in dem einen

oder andern gefehlt habe. Sein Gedächtniß und sein Sittenbuch sagten es ihm.

Wenn ich während eines solchen Gesprächs etwa einen Hirtenknaben bemerkte, der statt jetzt in der Schule zu sein, das Vieh hüten mußte, (und ich richtete natürlich meinen Spaziergang dann so ein, daß wir ihn gewahr werden konnten,) so sagte ich mit tief empfundenem! — Mitleiden: „Der arme Junge! Er sollte jetzt in der Schule sein, um doch wenigstens etwas zu lernen, aber — er muß das Vieh hüten, um sein Leben zu fristen, denn sein Vater ist bei neun Kindern viel zu arm, als daß er ihn ernähren könnte, wenn er ihm nicht einen Knecht erspart.“ *) Du weißt, mein Sohn, wie klug der Junge antwortet! Was könnte der werden, wenn er gehörig unterrichtet würde! — Dann sprach ich mit dem Knaben selbst, und machte ihn aufmerksam darauf, wie viel er verliere, daß er die Schu-

*) Der Lockaufsche Hirte hatte wirklich sehr viele (wenn ich nicht irre: neun) Kinder, und darunter einen sehr klugen Knaben.

se so selten besuche, und ermahnte ihn, im Winter desto fleißiger zu sein.

So etwas verfehlte nie seinen Zweck. Karls Herz wurde innig zum Mitleider bewegt, und sein Verstand sah klar ein, daß er das Wenige, was er sei und wisse, nicht sich, sondern seinen Eltern verdanke.

Wie wäre es möglich gewesen, ihn ohne ähnliche Vorkehrungen vor dem Gifte der Schmeichelei zu bewahren! — Ich darf wohl sagen, daß nur sehr wenig Kinder erwachsen, denen man so unaussprechlich viel schmeichelte, als ihm; und doch hat es, Gottlob! gar keinen Schaden verursacht, wie Alle, welche ihn näher kennen, genau wissen.

Er muß stolz sein, sagte der höchst verständige, und zugleich treffliche Mensch, der Dr. und Konsistorialrath Zenz in Halle, ehe er ihn kannte. Er muß es sein! wiederholte er in mehreren Wendungen, denn bei seinen Vorzügen ist es wider die menschliche Natur, es nicht zu sein! Ich versicherte wiederholt dagegen: Nein, er ist es nicht! Er muß es sein, sagte er endlich mit Heftigkeit, oder er müßte ein übermenschliches Wesen sein.

Ich schwieg. Denn hierauf war nichts zu antworten. Sie sollen ihn sehen! versetzte ich nach einer Weile.

Bald nachher brachte ich ihm das Kind. Er liebte es augenblicklich mit vieler Zärtlichkeit, unterhielt sich lange mit ihm, sprach immer väterlicher, immer herzlicher, und sagte endlich zu mir besonders: Nein, er ist nicht stolz! Gott mag wissen, wie Sie das angefangen haben! — Ich mußte ihm dann, nachdem ich Karln entfernt hatte, mein (oben angeführtes) Verfahren mittheilen. Er nickte mir dabel von Zeit zu Zeit freundlichen Beifall zu, und sagte endlich: „Ja, so ist es möglich! Jetzt glaube ich selbst, daß er weder stolz ist, noch es je werden wird. Denn wenn er bei diesen Ueberzeugungen zu noch reiferer Vernunft gelangt, so wird er, was man nennt: weise werden. Ein wahrhaft verständiger, ein weiser Mensch kann aber nicht stolz sein.“

Ich übergehe für jetzt unzählige Verlegenheiten, in welche reiche oder vornehme Personen, beiderlei Geschlechts, in welche Regenten, ihre Gemahlinnen, Kinder und Um-

gebungen mich oft versetzten, und erwähne nur eines einzigen Vorfalles, der mir in Göttingen begegnete, weil er meine Angst und meine Art, mich dabei zu benehmen, am besten an den Tag legen wird.

Ein Schuldirektor aus M. mit Namen H. besuchte seine Verwandte in Göttingen. Er hatte viel von Karl'n gehört und gelesen. Noch mehr aber erfuhr er, auf sein Nachforschen in Göttingen, und zwar vorzüglich bei seinen Verwandten, welche näher mit uns bekannt waren. Er ersuchte diese daher an gelegentlich, uns mit ihm zugleich einzuladen, und — zu veranstalten, daß er Karl'n prüfen könne. Man versprach ihm beides, weil man wußte, daß das Letzte keine Schwierigkeit bei mir finden werde.

Wir gewährten Einladung und Bitte. H. trug mir die letzte noch selbst vor, und setzte hinzu: er werde meinen Sohn zwar, gern auch in Sprachen und andern Wissenschaften, am liebsten aber in der Mathematik, prüfen, weil dies seine Lieblingswissenschaft sei. Ich versattete ihm — wie Jedem! — alles; nur machte ich ihm — wie Jedem

dem! — (versteht sich in Karls Abwesenheit) die Bedingung, den Knaben nicht, oder doch nur wenig zu loben, falls er mit dessen Kenntnissen zufrieden sein sollte.

Lieben können Sie ihn, setzte ich im halben Scherze hinzu, so viel Sie wollen, aber — loben nicht! Doch Sie sind ja selbst Vater und Erzieher! Bei Ihnen ist also diese Bemerkung wohl unnütz. Ich bliebe daher wegen derselben um Verzeihung.

Karl, den wir absichtlich noch ausgeschiedelt hatten, kam endlich. H. wurde schnell für ihn eingenommen, und sein Gespräch mit ihm ging bald in eine förmliche Prüfung über.

Da ich noch oft von solchen Forschungen im Betreff seines Wissens werde reden müssen, so melde ich von dieser bloß, daß H. damit äußerst zufrieden war, Karlu väterlich lieblossete, aber fast alle Lobpreisungen bedächtig vermied. Ich behielt ihn beständig im Auge, war daher um so ruhiger.

Endlich ging er zur Mathematik über, und legte Karlu mehrere Aufgaben aus der Geometrie u. s. w. vor. Dieser gab die Auflösung derselben leicht und nicht selten auf

mehr als eine Art. Auch dachte er sich bisweilen in H-s Ideengang hinein, nahm seine vorgeschlagene Beweisart auf, und führte sie — ohne mit ihr bekannt gewesen zu sein! — aus eigener Kraft zu H-s vollster Zufriedenheit, durch.

Hier entfielen ihm schon einzelne Ausdrücke des Lobes, die mir zu stark schienen. Ich blickte ihn deshalb scharfer und ernster an. Er verstand mich, und schwieg.

Aber der Prüfer und der Zu-Prüfende gingen tiefer ein, und da sie sich allmählig wie ein Paar Freunde, welche die selbe Wissenschaft lieben, unterredeten, so vertieften sie sich bald in die höhere Mathematik, endlich sogar in Zweige derselben, in welchen H. selbst nicht vollkommen bewandert war.

„Ei, da wissen Sie mehr, als ich!“ entfuhr ihm in seiner freudigen Bewunderung. Ich erschrack. Doch, brachte ich alles noch ziemlich glücklich wieder ins Geleise.

„Mein Sohn hat ja das Kollegium im letzten halben Jahre erst gehört! sagte ich. Er wird doch jetzt noch nicht so gar

viel vergessen haben! —“ H. verstand mich, und lenkte ein.

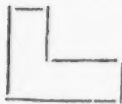
Nach einer Weile sagte er zu Karl:

Nun muß ich Ihnen noch zu guter Letzt einen Satz vorlegen, über welchen der große Euler selbst drei Tage lang vergebens gebrütet hat. Ich setze voraus, daß Sie ihn noch nicht kennen.

Ich fing schon an, sehr ängstlich zu werden, denn ich dachte: Wenn ihn nun Karl herausbrächte! — wagte aber nicht, dies merken zu lassen, weil H., der mich nicht näher kannte, es leicht für ungemessenen Vatersstolz hätte halten können. Auch konnte er, wenn ich die Unterhaltung schnell abbrach (was ich zu thun geneigt war) meinen, ich fürchte mich, daß Karl den Satz nicht herausbringen werde, und schäme mich (aus Stolz) daß Karl es nicht vermöge.

H. trug jetzt seinen Satz vor:

Ein Bauer, sagte er, hatte ein Stück Geld von dieser Form:



Als er dem Tode nahe war, rief er seine drei Söhne, und bat sie, sich in seinem Acker so zu theilen, daß jeder von ihnen gleich viel erhalte, daß aber das Stück jedes Einzelnen dem Ganzen völlig ähnlich sei. (Zugleich zeichnete er ihm die Form des Ackers auf einer Schiefertafel.)

Haben Sie den Satz schon gehabt, oder gelesen? fragte er Karl noch einmal sehr bestimmt. Dieser antwortete: Nein! und ich bekräftigte es, weil ich seinen mathematischen Unterricht jets getheilt hatte.

Dann ließen wir Karl nachdenken, und H. erzählte mir im hinteren Theile der Stube, daß es meinem Sohne wohl unmöglich sein werde, diese Aufgabe zu lösen u. Auch habe er sie ihm bloß darum vorgelegt, um ihm zu zeigen, daß er noch nicht alles wisse.

Er durfte etwa so viel gesprochen haben, als Karl rief. „Ich hab's;“

„Das ist unmöglich!“ erwiderte H. betroffen und ernst.

Karl. Ja, sehen Sie nur! (Indem zog er die Hülfslinien, welche er sich bisher nur angedeutet hatte, scharf aus,) so sind die erhaltenen drei neuen Felder sich unter einander gleich und — dem Ganzen ähnlich!

„So haben Sie den Satz auch schon gekannt!“ rief H. heftig und bitter verachtend.

Karl wurde tief beschämt, und versicherte mit einer Thräne im Auge: Nein!

Jetzt durfte ich nicht schweigen. Ich betheuerte also auf's heiligste, daß Karl bis dahin ihn nicht gekannt habe, und besonders, daß er gewiß nicht niederträchtig sein werde, etwas der Art bestimmt abzuleugnen, oder gar eine Lüge so unverschämt durchzuführen.

„So müßte er ja mehr sein, als der große Euler!“ antwortete H. noch immer zweiselnd und Karln anstaunend.

Angstvoll erwiderte ich *) schnell: „Nichtes:

*) Ich stand hinter ihm, nach der Tiefe des Zimmers zu.

weniger! Denn Sie, als erfahrener Mann, (zugleich drückte ich unbemerkt seine Hand heftig und kneipend.) werden doch wohl wissen (lachend) daß auch blinde Tauben bis weilen Erbsen finden.“ H. begriß mich, antwortete zerspreut: Freilich! — Ja! — drehte sich dann augenblicklich nach mir um, und sagte leise: Nur auf diese Weise war es möglich, daß Sie einen Sohn erziehen konnten, der bei solchen Kenntnissen so höchst bescheiden ist.

Karl aber hatte sich inzwischen schon mit seinem Nachbar in ein heiteres Gespräch über einen ganz andern Gegenstand eingelassen. Und — — das freute H-n, mit Recht! am meisten.

Neunzehnter Abschnitt.

Ob mein Sohn auch geturnt hat?

Wir kamen 1816, d. h. zu einer Zeit, nach Berlin, wo man wußte: Ein junger Mensch sei kein biederer Deutscher, wenn er nicht

turne. Meiner alten Gewohnheit gemäß nahm ich mir vor, der Sache erst näher ins Auge zu leuchten, ehe ich mich durch sie blenden ließe. Mit dem Turnen hingen das schlichte, herabhängende Haar und der sogenannte altdeutsche Rock zusammen. Nun fand ich aber schon in Heid. unter einem solchen schlichten Haare eine nichts weniger als schlichte Seele; und stieß in Berlin schnell auf ein noch schlichteres und längeres Haar, unter welchem sich der Geist schlangenartig wand, und das Herz im bösesten Sinne: wätsch! erwies. Ich betrachtete daher das Ganze etwas genauer. Nicht lange darauf lernten wir auch Jahn kennen, und erhielten Gelegenheit, die deutsche Gesellschaft zu besuchen. Zwar blieb ich im hintern Theile des Zimmers, hörte aber doch aufmerksam zu. Mein Sohn war aufgefordert, thätigen Antheil zu nehmen und that es. Ich gestehe, daß ich das hastige Schnieden deutscher Worte nicht billigte, ungeachtet man meinem Sohne die Ehre erwies, mehrere Ausdrücke seines Gepräges, als: gut gemünzt, auf: und anzunehmen. Ich habe mich seit mehr als

dreißig Jahren bemüht, unsre Sprache möglichst rein zu sprechen und zu schreiben, auch darf ich sagen, daß mein Schriften schon damals ein ziemlich reines Deutsch enthielten, als man noch halb französisch, lateinisch und griechisch schrieb; aber — Frechheit statt: Freisheit habe ich mir nie erlaubt, noch sie bei Andern geduldet. Mein Sohn wählte sich, nach seiner Gutmüthigkeit, von Jahn geachtet und geliebt. Besreiten wollte ich das nicht; er hätte meinen können, es sei: Misstrauen, oder: Vorurtheil. Ich sagte also bloß: I. A. achte auf die Handlungen! — Sind diese bieder, sind diese ächdeutsch! so hast Du recht! Aber — mir scheint schon seit Jahr und Tag, als sähe ich sehr oft: Eitelkeit, Stolz, Misgunst, Neid, Nechtthaberei, Grobheit, Troh, Unverschämtheit zc. unter dem neualeutschen Rocke hervorblicken. Statt: ruhiger Vernunftgründe höre ich vielfältig: Machtprache, Flüche, Schimpfreden und Schmähungen. Kurz, ich besorge erst, daß es zu Jauchzstößen kommen, oder daß irgend einer zum Knüttel, zu Steinen, Gott weiß, wozu

sonst noch greifen werde, um durchzusehen, was er will.

Gast täglich wurde ich gefragt: Wird Ihr Sohn nicht turnen? — Vielleicht! antwortete ich, und sprach von etwas Anderem. Zu meinen Freunden sagte ich: Nein! — Einß hieß es: Aber warum nicht? Ich antwortete: Leibesübungen habe ich ihm stets verschafft, und der große Nutzen derselben ist sichtbar genug an ihm. Er versteht sich auf Viele; und würde Alle gelernt haben, wenn Gelegenheit dazu gewesen wäre. Schon vor zwei und dreißig Jahren habe ich es Salzmann, Campen u. s. w. innig Dank gewußt, daß sie als Basedows ächte Schüler, die Leibesübungen dringend empfahlen und zu einer guten Erziehung nothwendig erklärten. Aber schon in Schnepfenthal sagte ich zu Lenz, der sie leitete: „Geht das nicht zu weit? — Es kann doch ein Knabe verkrüppelt'n, der sonst nicht verkrüppelt wäre. Ich würde dann, wenn ich sein Lehrer gewesen wäre, nie wieder ruhig werden. Auch dünkte ich, es böge die jungen Leute von den geistigen Beschäftigungen ab, und machte sie roh und grob. &c.“

Er antwortete, für jene Verhältnisse, wie Recht: nein! gab aber zu, daß das, was er sage, nur für Schneß. oder für eine ähnliche höchst geordnete und überwachte, Anstalt passe. Doch aber hat er späterhin, als Schuldirektor, diese Leibesübungen so in den Hintergrund geschoben, daß das Klettern meines Sohnes ihm Schauer erregte. Ich fand also bei dem Turnen, so weit es Nützen bringt, nichts Neues; es kränkte mich vielmehr, daß man meinen verehrten Lehrern und Freunden den Kranz abgerissen, und durch Hilfe eines erborgten Namens, sich aufgesetzt hatte. Ich sage: eines erborgten; und sollte vielleicht gradezu: eines „wälschen“ sagen. Das neulateinische Wort: Turnen ist von Turnier, altddeutsch: Turney, altfranzösisch: Tournoy, neufranzösisch: tournoi, ital. torneo, mittellateinisch: (und dies ist wohl das Grundwort:) torneamentum, engl. tournament, und turney, schwed. torney u. geschmiedet. „Turnen“ als Zeitwort ist vernünftiger Weise nichts anders als: tourner (sich kehren, wenden,) wovon das Grundwort wieder im mittellatein (und ital.) torneare zu suchen ist.

Im Notker, der wie Willeram, viele fremde Worte herüber genommen hat, heißt deshalb: „turnen“ lenken, wenden, und in der Schweiz, (wo so viele wälsche Worte eingebürgert sind,) heißt auf den Alpen der weitvorstehende Hals, an welchem der große Kessel hängt, und vermittelt dessen man diesen (Kessel) leicht dreht und wendet, der turner der Dreher, Wender. Ferner haben alle vierundzwanzig Worte der deutschen Sprache, die von Turnier herkommen, das Wort: Turnier unverändert vor sich. Z. B. Turnierlanze, Turnierritter ic. Diese Unbeholfenheit unserer sonst so höchst biegsamen Sprache weist schon klar auf den wälschen Ursprung hin, den auch das Zeitwort: „tourner“ nicht verläugnet. Man bedenke aber, daß diese sämtlichen Waffenspiele aus: „Pereys“ Wälschland und den Niederlanden, zu uns kamen; man erinnere sich an die Tafelrunde des Königs Artus, welche schon damals in den Liedern gefeiert wurde; an Karl den Großen, an die Helden vor ihm; kurz, an eine Menge von Rittergeschichten aus einer Zeit, wo wir fast noch auf den Bärenhäuten

lagen; so wird man es erleuchtend finden, daß ich das Wort: ein wälſches, nannte. Die „Turnkunst“ iſt die Kunſt, ſich Körper, ſich leicht zu bewegen, zu kehren und zu wenden, kurz: ſeinen Körper geſchickt gebrauchen zu lernen. Daraus kommt wenigſtens alles, vernünftige „Turnen“ zurück. Nehme ich nun: Turnen, als Ueberſetzung von tourner an, ſo habe ich darin als Verb. neutrum gerade das Gleiche: ſich kehren, wenden, drehen, im Kreis herumgehen, geſchickt etwas machen, hin- und herlaufen, lenken ꝛc. Fecier iſt Tournoi, Tournoy, (Turnen) offenbar von tourner abgeleitet; und die übrigen mehr als dreißig Worte, welche zu demſelben Stamm gehören, ſind ſo ächt franzöſiſch geformt, ſo leicht und regelmäßig gebeugt, daß man kaum wäñnen kann, ſie ſeien aus dem Deutſchen hinüber gebracht. — Die franzöſiſche Sprache iſt völlig unfähig, aus einem ächtdeutſchen Worte ſo natürliche und ihr angemessene Ableitungen zu bilden, als in unſerm Falle: tournoyer, tournoyante, tournoiement ꝛc. und die vielen ächtfranzöſiſchen Worte, die von tourner (ſich kehren, wenden, umherlau-

sen) herkommen. Le tourneur, der Dreher, (Drechsler) ist ja völlig unser: „Turner“ der sich geschickt zu drehen und zu wenden weiß. Wir leuchtete das so ein; ich mochte also mit dem undeutschen Zeuge nichts zu thun haben. Was man mir da von der Volks-
erziehung durch Turnen u. s. w. erzählte oder zu lesen gab, das machte mir bange. Manche Schritte der Art schienen mir geradezu zur Unbildung, zum Faustrecht, zu den lieblichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges u. zurückzuführen.

Während meines Beobachtens kam die Nostrifikation meines Sohnes herbei. Ich erfuhr schon vorher, daß grade recht viele Neu-
altdeutsche behaupteten: es sei unvertretlich, daß ein Knabe (der freilich nie geturnt hatte) so viel verstehe, Doktor der Philosophie und der Rechte, Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, und mehrfacher Schriftsteller sei. Jetzt wollte er sich gar noch unterfangen, Privatdozent zu werden, aber — das dürfe man nicht zugeben. Auch Y oder Z (wie man will) sei dieser Meinung. Es komme also nur auf kräftige Ausführung eines klugen Rathes an.

Der Tag kam. Ich achtete genau auf die zwanzig bis vierundzwanzig Lärmenden hinten im Saale, und siehe da: Fast alle trugen, wie ihr nachheriger Sprecher: Nüchling aus Lübeck, die Deutscherheit zur Schau.

Wir begleiteten den Dekan Schmalz in unserm Wagen nach seinem Hause. Herr G. N., sagte ich, ich darf doch hoffen, daß dieser Vorfall streng untersucht und bestraft werden wird? Ja, ja! antwortete er verlegen. Bei allem Weiteren wurde er immer zerstreuter; so daß ich wohl meinte, er gehe, nach dem Studentenmumulte, damit um, klüglich die gute Sache aufzugeben, und zur Gegenpartei, die ihn mit offenen Armen erwartete, überzugehen. Ich sagte daher: Nun so prophezeie ich Ihnen: Wenn mein Sohn um sein Recht gebracht wird, und die Unruhstifter ihre schändliche Absicht ertrocken; so versichere ich Sie, dieser heutige Vorfall ist nur der Anfang einer ganzen Reihe ähnlicher, die sich hier und auf andern Universitäten Deutschlands ereignen, und bis zu Abscheulichkeiten steigen werden. Die vielen Studentenumulte in dem letzten zwei Jahren be-

weisen, daß ich recht prophezeit habe. Ich bilde mir aber nichts darauf ein, denn es war zu handgreiflich, daß es so kommen mußte. — Die Wahrheit des Erzählten kann der Herr G. R. Schmalz nicht abläugnen.

Als ich bald nachher in einer Gesellschaft meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß der Dekan nicht habe Ruhe schaffen können, antwortete man mir lachend: Das ist ja ein: „Wälcher!“ Ja, wenn es Savigny hätte thun wollen! Der hätte nur winken dürfen! — Das alles, und so manches Aehnliche bestätigte mich in meiner Meinung, daß: Scheinen und Sein auch hier wohl zwei ganz verschiedene Dinge sein möchten. Ich bat also jetzt meinen Sohn, sich in Acht zu nehmen, und selten oder nie wieder in das Kollegium zu gehn, welches Jahn damals laß, und wozu mein Sohn Einlaß hatte. Du kannst dort leicht, unter irgend einem Vorwand, unartig behandelt werden, sagte ich, wozu willst Du Dich dem aussetzen! — Ach, antwortete er, L. B. Jahn ist mir gut, und das wissen Viele seiner Zuhörer. Folglich beleidigt mich dort gewiß keiner. Aber, m. S.

versehte ich, Jahn weiß jetzt, daß er mehreren Studenten einen Gefallen erweist, wenn er Dich, oder mich, lächerlich macht. Studentenbeifall ist ein großes Reizmittel. Denke an mich, auch er läßt Dich fallen. Mein guter Sohn fand sich in Jahn's — des alten Deutschen — Seele tief gekränkt; und ich — ließ ihn thun, was er wollte. Ach aber, die Schule der Erfahrung lehrt selten unrichtig! Wenig Tage nachher hatte Jahn eine Veranlassung herbeigezogen, um meinen Sohn, seine Erziehung und mich, verächtlich und lächerlich zu machen. Er hatte so viel Gewalt, daß die Zerrbilder leicht erkannt wurden, und Alles sich nach meinem Sohne umsah. Die Besseren verachteten jedoch sein Benehmen. Um aber auch für das Gedächtniß seiner Zuhörer zu sorgen, hatte er seine Witzeleien zuletzt sogar in Versen ausgekramt, die zwar höchst erbärmlich, aber klug berechnet waren, folglich ihre Wirkung nicht verfehlten. Ich will mein Buch nicht verunreinigen, und meinen Lesern nicht zumuthen, viel davon zu lesen. Also nur die zwei letzten Zeilen. Selbst diese kann ich aber nicht ganz hersehen.

Er

„Er (mein Sohn) reicht sein Haupt dem Vor-
beer dar;

„Der Ruthe seinen St . . 8.“

Ein wieherndes Gelächter belohnte ihn.
Bei den nächsten Vorlesungen erschienen Jahn's
Gläubige noch dichter gedrängt, als sonst.
Die vielen Verläumdungen und Herabsetzun-
gen meines Sohnes und meiner, die seit dem
fünfundzwanzigsten Januar 1817 bis jetzt von
hier aus in so viele öffentliche Blätter ver-
schickt, oder dort bestellt wurden, sind fast alle
eben so grob und gemein. Schmähungen und
Unwahrheiten sind ihre Hauptwaffe. Mein
guter Sohn, der sich unbefangen hingegab,
hatte an diesem abermaligen Proßchen
neualtdeutscher Niederkeit genug. Aber sein
treues, menschenfreundliches Herz konnte sich
nur mit Wehmuth an den Gedanken gewöh-
nen, daß es aufs neue — von dieser Seite
her! — betrogen sei.

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsgeschichte
desselben.



Laßt uns der Natur, aber — mit zarter
Hand! nachhelfen!

Karl W i t t e,

oder:

Erziehungs- und Bildungsge-
schichte desselben;

ein Buch

für

Eltern und Erziehende.

Herausgegeben

von

dessen Vater,

dem

Prediger, Dr. Karl Witte.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig.

J. H. B r o d h a u s.

1819.



Opinionum commenta delet dies; naturae
judicia confirmat.

Inhalt des zweiten Bandes.

- Erster Abschnitt. Welche Mittel wandten wir
(meine Frau und ich) für das Wohl unsrer
Kinder an, vor deren Geburt?
- Zweiter Abs. Karl bekam nie Kinderkrankheiten.
- Dritter Abs. Die Hebamme schadete dem Kinde sehr.
- Vierter Abs. Keintliche Behandlung des Kindes.
- Fünfter Abs. Karls Wartung und Bekleidung.
- Sechster Abs. Karls Spielzeug.
- Siebenter Abs. Müßten Kinder viel mit andern Kindern spielen?
- Achter Abs. Ist es wahr, daß Kinder sich dumm schlafen?
- Neunter Abs. Karls Ernährungsweise.
- Zehnter Abs. Was thaten wir für Karls Eitslichkeit?
- Elfter Abs. Ein ansteckender Ausschlag.
- Zwölfter Abs. Zwei Jöglinge in meinem Hause.
- Dreizehnter Abs. Unterrichtende Spiele.
- Vierzehnter Abs. Strenge Scheidung des Spielens und Arbeitens.

Zunfzehnter Abf. Von den Belohnungen.

Sechzehnter Abf. Unterricht in den fremden Sprachen.

Siebzehnter Abf. Vom Griechischschreiben.

Achzehnter Abf. Wissenschaftlicher Unterricht.

Neunzehnter Abf. Geschmacksbildung.

Zwanzigster Abf. Vom Auswendiglernen.

Einundzwanzigster Abf. Geschenke, welche Karl erhielt.

Zweiundzwanzigster Abf. Körperliche Gefahren meines Sohnes.

Dreiundzwanzigster Abf. Karl erwächst dem Unterrichte eines Einzigen.

Vierundzwanzigster Abf. Reise nach Kassel.

Fünfundzwanzigster Abf. Aufenthalt in Heidelberg.

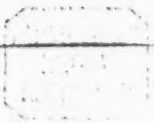
Sechsendzwanzigster Abf. Unser Aufenthalt in Berlin.

Veränderungen und Druckfehler im zweiten Bande.

Seite. Zeile.

- 1 13 „und“ fällt weg.
- 2 4 von unten „erwerben“ fällt weg.
- 5 10 statt „meinem Wunsche“ l. „meiner Neigung.“
- 7 v. u. statt „meine“ l. „meiner.“
- 6 v. u. „auch“ fällt weg.
- 8 1 hinter „Ehre“ fehlt „mein.“
- 15 16 statt „ihm“ l. „ihrem Br.“
- 16 10 „einmal“ fällt weg.
- 17 16 statt „denvolle“ l. „devolle.“
- 27 10 statt „keinen“ l. „keinem.“
- 38 8 statt „ihm dem“ l. „ihm den.“
- 42 8 hinter „Ari“ fehlt „es.“
- 43 8 statt „drei“ l. „neun.“
- 52 4 und 3 v u statt „Das bemerkte er“ l. „Er bemerkte es.“
- 61 5 v. u. hinter „rothe“ fehlt „violette.“
- 77 7 v. u. l. „Bariumumzünungen.“
- 79 14 „setzen“ fällt weg.
- 93 9 hinter „te“ fehlt „oder.“
- 107 4 „wenigstens“ fällt weg.
- 113 4 statt des zweiten „viel“ l. „sehr.“
- 167 5 „so“ fällt weg.
- 7 das erste „so“ fällt weg.
- 170 1 v. u. vor „dabei“ fehlt „und.“
- 206 6 v. u. hinter „nicht“ fehlt „mehr.“

- 222 10 statt „immer“ l. „Nets.“
 226 9 hinter „aber“ fehlt „undsch.“
 238 14 vor „darauf“ fehlt „ihn.“
 247 1 v. u. statt „dem“ l. „den.“
 353 11 das „“ in „Anabens“ fällt weg.
 440 5 hinter „Pfaff“ fehlt ein Fragezeichen.
 449 2 v. u. statt „celebratur“ l. „celebratur.“
 463 7 v. h. statt „sein“ l. „seines.“
 464 12 statt „gelingende“ l. „gelingenden.“
 472 9 statt „an“ l. „ab.“
 480 10 v. u. das erste „m“ in „Meinem“ muss
 klein sein, und vor demselben ein ;
 stehen.
 481 8 u. 7 v. u. „sehr viele Monate nach;
 her“ fällt weg.
 484 2 v. u. statt „verstockterweise“ l. „ver-
 stockterweise.“
 488 6 hinter „könne“ fehlt „auch.“
 491 12 „(und ihrer Oberen)“ fällt weg.
 492 4 v. u. das erste „hat“ fällt weg.
 500 2 statt „ndschste“ l. „ndschsten.“
 501 5 hinter „dem“ fehlt „Herrn.“
 501 10 v. u. statt „E“ l. „Herrn von Sa-
 vigny.“
 513 5 u. 6. v. u. „gegen m. E.“ l. ge-
 gen meinen Sohn?“
 516 9 v. u. Vor „D“ muss ein Punkt
 stehen.
 548 9 hinter „sieht“ fehlt „des Hr Wines“
 552 8 u. 9 statt „J. E.“ l. „Ihr Sohn.“



Erster Abschnitt.

Welche Mittel wandten wir (meine Frau und ich)
für das Wohl unsrer Kinder an, vor deren
Geburt?

Man sieht, ich komme jetzt zu dem mir
von Herrn Merkel und seinem Vorgänger
angedichteten Arcano. Möchten beide Mei-
nung haben, die Vorschriften desselben zu be-
folgen.

Schon in meinen Jünglingsjahren,
mehr aber noch als Mann, dachte ich dar-
auf, dereinst Kinder mein zu nennen, die in
Betreff des Körpers, Geistes, Herzens und
ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten vorzüglich
seien. Ich hielt mich deshalb von manchen
zweideutigen oder gefährlichen Vergnügungen
zurück, welche meine Freunde und Bekannte
sich ohne alles Bedenken erlaubten. Auch
suchte ich mich, so viel ich konnte, (mit Ma-
ße!) abzuhärten; und studirte den größ-
ten Theil der Medizin, um — zu wissen,

oder doch zu ahnen *), was mir wahrhaft nützlich, und was mir schädlich sein mögte. Täglich befreite ich mich mehr von Bedürfnissen, so daß ich zuletzt mit Recht sagen konnte, „außer dem was zur Existenz eines Menschen in unsern Gegenden unentbehrlich ist, bedarf und verlange ich nichts. Diese Art zu leben machte mich wirklich gesünder, unabhängiger, heiterer, sorgloser und zufriedener; nebenher aber auch bei vielen Menschen beliebt. Ich konnte folglich das Wenige, was ich mir wünschte, durch mich selbst, oder durch Andre, leicht erreichen.

Für meinen Geist erlaubte ich mir indes merklich mehr Genüsse. Feiner Umgang, gewählte Bücher, viele und große Reisen, das öftere Anschauen alles dessen, was die schönen Künste uns darbieten, dies gehörte sämmtlich für mich schon früh zu den nothwendigen Bedürfnissen.

*) Viel mehr können, selbst die geschicktesten Aerzte meistens auch nicht erwerben, außer, wenn ein ansteckender Stein in den Körper gekommen ist, oder eine gewaltsame Einwirkung von außen Schaden verursacht hat.

Meine Kenntniſſe ſuchte ich raſlos zu vermehren. Diejenigen Tage hielt ich geradezu für verloren, an welchen ich nicht eifrig dafür geſorgt hatte, mich in dieſem oder jenem Wiſſenswürdigen zu belehren.

Ich begriff im voraus, daß ich auf dem Lande, (wo ich doch von jeher wohnen wollte,) keine Hülfe bei der Erziehung und Ausbildung meiner Kinder haben würde, und ſtrebte alſo dahin, ihnen nach Möglichkeit Alles ſein zu können. Deſhalb lernte ich, ſo viel ich es vermochte, alles Wiſſenswürdige, ſo weit ich Gelegenheith dazu fand, und lachte, wenn man ſagte: Das brauchen Sie ja, als Landprediger, bei weitem nicht.

Als ich mich dann nach einer Lebensgeſährtin umſah, war es eins meiner Hauptaugenmerke, daß dieſelbe ſich wohl! dazu eignen möge, Miſthelferin bei der Ausführung meines Lieblingsentwurfes zu werden.

Gefund ſollte ſie vor allen Dingen ſein; nicht grade ſchön, aber doch angenehm, beſonders fehlerlos gebaut, mit regelmäßigen Geſichtszügen. Nicht leicht hätte ich mich entſchließen können, ein Mädchen mit einem

sehr unregelmäßigen, oder gar ganz gegen meinen Gesichte zu heirathen, auch wenn sie sonst viele mir gefallende Eigenschaften gehabt hätte. — Ihr Herz sollte rein und unverdorben, vor allem aber einfach und fromm gesinnt sein. Ihr Geist zwar nicht unangebaut, aber — nichts weniger als gelehrt gebildet. Ihre Kenntnisse und Fertigkeiten sollten (so wünschte ich es) den Kreis der Weiblichkeit umfassen. Z. B. Nähen, Stopfen, Stricken, Spinnen, Sticken, Kochen, Backen, Braten, Waschen, Plätten, und eine Menge ähnlicher weiblicher Künste u. s. w. Nach diesem allen dann auch wohl Zeichen (zu ihrem Gebrauche) und — ein wenig Singen.

Uebrigens möchte sie vornehm oder gering, aus einer großen Stadt, oder vom Dorfe sein. Doch wünschte ich sie mir lieber vom Lande und aus dem Mittelstande. Durchaus aber sollte sie kein Vermögen besitzen, und durch mich glücklich gemacht werden. Manche Gelegenheiten, eine sogenannte reiche Heirath zu treffen, ließ ich unberührt, um durchaus freie Hand in meiner

häuslichen Einrichtung und Kinderzucht zu behalten.

Freilich fand ich bei meiner nachherigen Gattinn nicht alles, was ich suchte, aber doch — so weit ich urtheilen konnte — die Haupterfordernisse und — sie war sehr jung; ich hoffte also, sie nach meinen Wünschen bilden zu können.

Früh schon machte ich die junge Frau mit meinem Wunsche, vorzüglich liebenswürdige Kinder mein nennen zu dürfen, bekannt, und ermunterte sie, auch von ihrer Seite, alles zu thun, was diesen Zweck befördern, und alles zu vermeiden, was ihn verhindern könnte.

Um ihr das Ideal, wie ich sie selbst mir wünschte, lebendig vor Augen zu stellen, schenkte ich ihr, schon als meine Braut, Hoffens Luise, und nannte sie auch nach diesem freundlichen Namen.

Schon im ersten Jahre wurde uns ein Sohn geboren, den wir: Karl nannten. Er war offenbar eine idealisirte Kopie seines Vaters und seiner Mutter zu gleich.

Der Anfang unseres Ehestandes fiel aber freilich auch in eine Zeit, in welcher wir Eltern beide vollkommen gesund waren, und ganz ohne Kummer, in Heiterkeit und Freude lebten. Da wir noch keine Kinder, keine Hauswirthschaft, keine lastenden Geschäfte, und besonders — keine Noth hatten, so gingen und fuhren wir, so weit es mein Amt erlaubte, umher; besahen die Anehmlichkeiten und Merkwürdigkeiten unsrer Gegend, genossen den Umgang mit fröhlichen Menschen, und sorgten dadurch — ohne ängstlich darüber zu sinnern! — am zweckmäßigsten für das entstehende Wesen.

Zwar bekam ich, noch in demselben Jahre, große, ja quälende, Sorgen; aber ich verhehlte sie meiner jungen Frau möglichst. Der Noth, in welcher ich durch die heillosenste Verträgerel gerathen sollte, und gewissermaßen gerathen mußte, beugte ich durch Sparsamkeit so glücklich vor, daß die werdende Mutter nie etwas davon empfunden hat. Für sie war immer alles da, was sie verständiger Weise! nöthig hatte. Und — mehr verlangte sie nicht.

Doch hatte sie, grade zu der Zeit, als ich das mir bevorstehende schreckliche Unglück zu ahnen anfang, einen Wunsch, welcher freilich sehr kostspielig war; indeß ich gewährte ihn, weil ich ihn natürlich fand, und weil er mir zu ihrer Ausbildung, zur Stärkung ihrer Gesundheit, folglich auch zur Vervollkommenung des Wesens, das sie schon unter ihrem Herzen trug, beförderlich schien.

Sie wollte nämlich als meine Gattin ihre sämmtlichen nahen Verwandten wiedersehen und die meinigen kennen lernen.

Wir mußten zu dem Ende von Pockau über Dessau (und Werlich) nach Berlin, der Prießnitz, dem Mecklenburgischen bis Rostock und Dobberan, nach dem Lüneburgischen, durch die ganze Altmark und dann nach Magdeburg, Merenburg und Halle reisen, folglich war die dazu erforderliche Ausgabe sehr groß für mich. Da sie mir aber zweckmäßig schien, und Luise meine innige Liebe bewies, so übernahm ich sie mit Freuden. Ich kaufte einen bequemen Wagen, nahm Postpferde und reiste. Eben diese Reise ist es, während welcher meine Widersacher Pläne gegen mei-

ne Ehre, Vermögen und meine Ruhe einleiteten; aber sie hat mich doch nie gereut, denn sie war für Mutter und Kind gewiß von dem höchsten Nutzen.

Während der Schwangerschaft meiner Frau mit dem zweiten Kinde, dem noch lebenden: Karl, hätte ich gern etwas Aehnliches unternommen; aber ich war inzwischen meines sämmtlichen Vermögens beraubt worden; mußte es also unterlassen, wenn ich mich nicht in große Schulden stürzen wollte, und diese heimlichen Mörder der körperlichen und geistigen Ruhe haßte ich viel zu sehr, als daß ich mich ihnen hätte überliefern sollen.

So raubt der Mangel an äußern Mitteln dem nicht Begüterten oft die trefflichsten Gelegenheiten, Gutes zu wirken, und die Reichen lassen sie meistens, thörichten Nebenzwecken zu Liebe, gedankenlos aus den Händen gleiten.

Luise hatte die Annehmlichkeit einer größeren Reise zu angenehm empfunden, den Einfluß derselben auf ihre Bildung zu klar bemerkt, als daß sie nicht, gar gern! eine zweite gemacht hätte. Sie sprach öfters da-

von, aber ich versicherte stets: die Ausgabe sei zu groß für uns! und so blieb es dabei.

Jene abscheuliche Betrügerei kannte sie nicht, oder doch nur so weit, als ich sie ihr nicht verhehlen konnte; folglich nur dunkel!

Um die tieftrauernde Mutter nach dem Tode unseres ersten Kindes zu zerstreuen, um ihren (und meinen) bitteren Schmerz zu mildern, und ihre ehemalige Heiterkeit wiederherzustellen, unternahm ich eine Menge kleiner und größerer Fußreisen mit ihr. Sie gewöhnte sich allmählig so daran, daß das Gehen ihr gar nicht mehr sauer wurde, vielmehr nahmen Gesundheit, Kraft und Heiterkeit dadurch sichtbar bei ihr zu.

Im Mai 1798. verließen wir uns bis in die Grafschaft Mansfeld, wo mehrere vertraute Freunde von mir, und nahe Verwandte von ihr wohnten. Zugleich besahen wir alles Bemerkenswerthe, und hatten auf diese Weise (in sechs Tagen) fast funfzehn Meilen zu Fuß zurückgelegt. Dabei war aber Luise immer so vergnügt gewesen und geblieben.

ben, wie ich sie vorher nur jemals gesehen hatte. Freilich ermüdete sie auch, und ließ dann den Muth ein wenig sinken; aber es war Ruhe, und der Genuß zweckmäßiger Speisen und Getränke, stellten sie schnell wieder so lebendig her, als wäre sie nie ermattet gewesen.

Nach unserer Rückkunft erzählte sie allen ihren Bekannten mit dem innigsten Vergnügen von diesem lustigen Gange. Es liefen, wie bei allen Fußreisen, drollige Begebenheiten mit unter, die, in der Rückerinnerung, noch einmal so belustigend hervortraten. Ich unterstützte dies alles, legte ihr die Berechnung vor, wie wenig diese fröhliche Reise gekostet habe, und zeigte ihr, wieviel dieselbe zu Wagen hätte kosten müssen. Sie beschloß also, was ich zuvor ahnete: „Ei, so wollen wir künftig immer zu Fuße reisen!“ Meinetwegen! antwortete ich. Ich bin es zufrieden.

Wir vertrieben uns nun unsere müßigen — für mich höchst sorgenvollen — Stunden damit, auszuklägeln wohin wir gehen wollten. Ich begriff leicht, daß ein tagelanger Gang

in der Ebene ihr unerträglich werden würde; und leitete deshalb ihre Aufmerksamkeit auf den Harz und namentlich auf den Brocken. Theils war dieser für sie ein hohes Gebirge; theils hatte sie schon in ihrer zartesten Kindheit viel und vielerlei von ihm gehört. Auch hatte ich ihn ihr mehrmals, unter andern vom Petersberge, gezeigt.

Die Brockenreise wurde also freudig beschlossen, und im Julius und August 1798, ausgeführt.

Wir gingen mit Ueberlegung wieder durchs Mannsfeldische, blieben einige Tage bei unsern dortigen Freunden und wanderten dann so frisch weiter, als träten wir eben erst aus unserm Hause.

Immer hielten wir uns im Gebirge, und alle Merkwürdigkeiten wurden gesehen. So kamen wir in kurzen Tagemärschen durch das Selkerthal, durch das Rübeland u. s. w. bis auf den Brocken. Das Wetter begünstigte uns fortdauernd. Oben genossen wir einen herrlichen Abend und einen noch schö'nern Morgen, so daß Luise sich in eine höhere Welt hinüber gezaubert wähnte.

Ist es nicht gut, sprach ich, daß wir es gewagt haben, zu Fuße hierher zu gehn?

Mit liebevollem Danke schmiegte sie sich an mich an, und zärtliche Freudenthränen in ihren Augen sagten mir mehr, als alle Worte mir hätten sagen können.

Ich übergehe das Weitere. Genug, wir kamen höchst glücklich wieder in Lochau an; und mein Hauptzweck, die junge Mutter so wie mich selbst, über den Verlust unseres ersten, uns ewig unvergeßlichen, Kindes zu trösten, ja uns wieder zu erheitern, war glücklich erreicht. Luise ward wieder so gesund und munter, wie jemals. Auch ich wäre es gewesen, wenn nicht Gram und Sorgen über böshafte Verfolgungen und über den Verlust des Meinigen heimlich an mir genagt hätten.

Ach, aber in Lochau, oder vielmehr in der Gegend umher, war inzwischen, grade wie während der ersten Reise, die schwärzeste Verläumdung beschäftigt gewesen. Von Dieskau aus *) hatte man mit häßlichem Wiße ver-

*) Man wähne ja nicht, daß der Kamler von Rossmann zu so etwas fähig gewesen wäre!

breitet: ich hätte mein armes, junges Weib despotisch gezwungen, mit mir im Lande umherzulaufen, und hätte sie wider ihren Willen in dem schrecklichsten Woge und Wetter auf den Brocken geschleppt.

Man hatte schamlos hinzugesetzt: Luise sei dabel schwanger gewesen, und dies wurde späterhin in: hochschwanger verwandelt, ungeachtet Luise erst fünf viertel Jahr nach der Brockenreise schwanger zu werden anfang. Man sieht aber hieraus, wie mächtig — selbst die unmährste — Verläumdung vornehmer und reicher Personen, durch ihre vielen Helfershelfer wirkt! —

Der wütholze Kriegsrath von Zeiser und dessen Gattinn, in Halle, machten fast alle Jahre mit ihrer erwachsenen Tochter, noch größere Gebirgsreisen zu Fuß, und befanden sich dabel, trotz ihrem Alter, sehr wohl. Das half mir aber nichts, denn ich sollte und mußte verläumdet werden. Dafür wurde

Ich habe ihn lange und nahe gekannt, aber immer einen sehr rechtschaffenen Mann in ihm gefunden.

durch wißige Erzählungen, ernste Versicherungen, Geschenke, Vergnügungen und gute Mahlzeiten gesorgt.

Doch, das alles an einem andern Orte! Hier nur die traurige Bemerkung noch, daß der nächste Verwandte meiner Frau diese Verläumdungen, seiner reichen Gönnerin zu gefallen, nebst vielen, ihr ähnlichen, Abscheulichkeiten hier in Berlin hatte ausbreiten helfen, ungeachtet er das Gegentheil davon durch meine Frau selbst genau wußte. Dafür war ihm freilich die junge und hübsche Nichte, die sehr reiche Erbin jener Frau, zur Ehe versprochen. Er selbst hat es mir nachher erzählt und hinzugesetzt. „Auch ich wurde aber betrogen!

Seine näheren Freunde waren, begreiflicher Weise! meine ärgsten Widersacher, und leider muß ich hinzufügen meine hartnäckigsten Verläumder, denn, was er mir nicht lange vor seinem Tode gesagt und bekannt hat, wissen sie nicht.

Ueber mein Verhältniß mit meiner Frau konnten sie sich bei tausend Gelegenheiten, vorzüglich aber während meiner siebenzehn-

monatlichen Abwesenheit, genau unterrichten. Aber selbst die heiligsten Versicherungen derselben, als ich über hundert Meilen weit entfernt war, daß sie mich meiner Redlichkeit und Güte wegen innigst hochachte und liebe, nützten gar nichts; kalt sagte man ihr ins Gesicht: Ihr Dr. hat doch ganz anders erzählt.

So ungern glaubt der, nicht vorzüglich edle, Mensch das Gute, und so gern das Schlechte, wenn Stolz und Mißgunst ihn aufregen:

Luiſe hatte damals gleich, und nachher immer, von ihrer Brockenreise, wie von einem Himmels gange, ihren Freunden und Freundinnen (besonders also ihm) erzählt und geschrieben. Nichts desto weniger wurde sie von einer sehr verständigen Frau in Berlin, (ihrer Jugendfreundin) noch im Jahre 1818, jedoch mit schonendem Zartgeföhle, gefragt:

„Bei welchem Kinde war es denn, als Dich Dein Mann zu Fuße mit auf den Brocken nahm?“

Jetzt erst enträthſelte Luiſe die längst bemerkte, ängstliche Zurückhaltung dieser treffli-

den Frau, so oft die Rede auf mich gekommen war. Sie kannte Luise's oben erwähnten nahen Verwandten seit langer Zeit, und hatte (ihrer eigenen nachherigen Versicherung gemäß!) die ganze Verläumdung von ihm gehört.

So ängstet wohl sich meine Frau auch nach dieser Wanderung befand, und so unzählige Male sie mich gebeten, ja ich möchte sagen, flehentlich gebeten hat, wieder einmal eine ähnliche anzutreten, so habe ich mich doch nie dazu entschließen können, weil ich mit Gewißheit voraus wußte, daß die Bosheit abermals und vielleicht bitterer noch über mich herfallen würde.

Große Reisen zu Wagen habe ich — freilich seltener! — ihr zu Liebe gemacht. Aber — erst fünf Jahre später, d. h. als ich mich durch ungeheure Anstrengungen und Sparsamkeit aus meiner drückenden Noth herausgearbeitet hatte. Auch sagte Luise oft dabei: Das ist wohl gut! So lustig aber doch lange nicht, als unsre Brockenwanderung war. Man sieht, die Verläumdung brachte mich und meine junge Frau um zahlreiche

lose Freuden, und störte meinen innern Frieden, weil sie mir wiederholt meine Ehre vor der Welt, raubte. Ja, sie schadete sogar unsrer eignen und unsrer künftigen Kinder Gesundheit: denn es hat verschiedene Zeitpunkte gegeben, worin es sehr heilsam für uns beide gewesen sein würde, den Wanderstab zu ergreifen; aber — wir blieben zu Hause, weil ich nicht reich genug war, fahren zu können, und es nicht wagte, zu Fuße zu gehn, um nicht bei der besten Absicht aufs neue verlästet zu werden.

Die Personen, von welchen diese und ähnliche Verläumdungen ausgesprochen wurden, sind jetzt fast alle schon auf eine schandenvolle Art aus der Welt gegangen. Das Schicksal hat sie noch vor ihrem Ende furchtbar schwer getroffen. Doch davon an diesem Orte!

Um Luiseu gesund und heiter zu erhalten, gewährte ich ihr einen andern Wunsch, denn ich lud im Jahre 1799 ihre Lieblingschwester Charlotte zu uns ein. Sie brachte die sechs Sommermonate jenes Jahres bei uns zu. Da wir ihr gern alle Merkwürdigkeiten un-

serer Gegend zulaufen wollten, so gab dies die Veranlassung zu einer Menge kleiner und etwas größerer Wanderungen. Auch das Mannsfeldische besuchten wir mit ihr. Das alles, und der herzliche Umgang mit Mann und Schwester wirkten abermals glücklich auf Luise's Gesundheit und Thätigkeit.

Als sie endlich wieder guter Hoffnung war, hätte ich gern das selbe gethan, was ich bei ihrer ersten Schwangerschaft, und nach dem Tode unsers geliebten Kindes so glücklich und nützlich ausgeführt hatte: eine große Reise zu Wagen (oder zu Fuß). Aber das erste vermochte ich nicht, denn das Geld dazu war mir geraubt. Das zweite wagte ich nicht, denn so heilsam auch das gänzliche Vergessen des Hauswesens, seiner Geschäfte und Sorgen; das freiwillige Zurücktreten in die harmlosen Kinderjahre; das heimatlose und doch allenthalben heimathliche Leben; das Genießen so vieler Annehmlichkeiten, sinnlichen sowohl als geistigen, auf Luise's Ausbildung gewirkt hatte: so wäre es doch möglich gewesen, daß sie unterwegs krank wurde. Gott! wie würde man mich dann verläs-

stert haben! — Ich glaube in der That, oder vielmehr, ich bin überzeugt, daß man mich als meiner Frauen und meines Kindes vorsächlichen Mörder, dem nur seine abscheuliche Absicht nicht geglückt sei, gebrandmarkt hätte.

Ich that also, was mir allein übrig blieb, ich lud meine geliebte Schwägerinn wieder zu uns, verbarg meinen tiefen Kummer, so weit ich es vermochte, suchte unser Leben so viel zu erheitern, als es in meiner beschränkten Lage möglich war, *) und machte mit den beiden Schwestern eine Menge kleiner Reisen, weil eine größere auszuführen nicht in meiner Macht stand.

Daß der noch lebende Karl also unter weit unvortheilhafteren Umständen sein Dasein empfing, unter dem Herzen seiner Mutter ernährt, und geboren wurde, als sein verstorbener Bruder, der so höchst glücklich organisiert schien, ist jetzt wohl jedem klar. Ach, ich selbst konnte meiner schwangeren

*) Die Pochanischen Pfarrfelder waren sieben Jahre lang sehr schlecht verpachtet.

Gattinn damals lange nicht das sein, was ich ihr das erste Mal war, und so gern gewesen wäre! — Denn Nahrungsorgen, Gram über den schaaamlosen Raub des Weins, womit meine Peinigerinn sich noch das zu öffentlich brüstete; das tagtägliche Wiedererfahren der schwärzesten Verläumdungen; der unaufhörliche Aerger und Verdruß, der mir geflissentlich bereitet wurde, zerstörten meine Lebenskraft, vertilgten meine Heiterkeit und träufelten Galle in mein Blut.

Und so hörte ich denn das mir angesichete Arcanum hiermit öffentlich zum Besten gegeben. Wer mich früher etwa darum befragt haben mag, der hat jedesmal eine ähnliche Antwort von mir bekommen. Erzählt habe ich wohl manchmal davon, aber nie als von einem Geheimnisse. So viel ist gewiß, ich könnte unter mein Rezept ruhiger, als viele Doktoren unter die andern, schreiben:

Probatum est!

Zweiter Abschnitt.

Karl bekam nie Kinderkrankheiten.

Mein Sohn wurde, wie schon gesagt, am ersten Julius des Jahres 1800, Nachmittags gegen drei Uhr, geboren. Die Hebamme und ich rieben ihn sogleich mit getrocknetem, kofolich zerfallenem, etwas gewärmtem Salze ab, weil ich es so haben wollte.

Ich hatte nämlich in der Beschreibung einer Reise durch das Morgenland gelesen, daß der Verfasser einige arabische Horden kennen lernte, unter welchen die Blattern völlig unbekannt waren. Er verweilte absichtlich bei ihnen, um sie näher zu beobachten, wurde aber nichts Ausgezeichnetes weiter gewahr, als daß sie ihre Kinder, gleich nach der Geburt derselben, höchst sorgfältig an allen Theilen des Körpers mit Salz abrieben.

Er forschte nach dem Grunde, weshalb sie es thaten; sie wußten aber keinen anzugeben; blieben jedoch dabei: das Abreiben sei unumgänglich nöthig.

Hierbei fielen mir zwei andere Stellen ein, die wohl damit in Bezug stehen möchten.

In der ersten wurde das Abreiben der Neugeborenen mit Salz, als ein Werk der Barmherzigkeit anempfohlen; in der zweiten hieß es: „Ihr sollt so elend und unglücklich werden, daß sich nicht einmal jemand finden wird, der aus Barmherzigkeit eure Kinder mit Salz abreibe.“

„Schaden kann es ja nicht! dachte ich, und sagte Melchior zu mir; vielleicht aber: nützen!“ und so that ich es mit der oben angeführten Vorsicht.

Ob Karl dadurch vor den Blattern lebenslang würde bewahrt geblieben sein, weiß ich nicht.

Die Natur hatte ihn körperlich ohne Fehler geboren werden lassen. Wir bemühten uns daher, ihn möglichst fehlerlos zu erhalten. Jetzt überzeugt, (wie ich es noch heute bin,) daß alle Mängel des Körpers und der Seele, die dem Menschen nicht angeboren sind, aus Unvorsicht seiner Eltern, Lehrer, Erzieher, Verwandte, Freunde, Bekannte, vielleicht auch seiner selbst, entstehen.

Wirklich ist es uns geblückt, ihn bis zum vollen Jünglingsalter, d. h. bis er etwa sieben-

zehn Jahr alt war, und ich ihn am ersten Mai 1817 verließ, vollkommen gesund zu sehen.

Daß ich für alles weitere nicht verantwortlich sein kann, giebt die Vernunft. Er wird seine Gesundheit nicht zerschüren, das hoffe ich zu Gott und zu ihm selbst. Wenn er es aber thäte, so wäre ich schuldlos. Von allen Verständigen, selbst von unsern größten Ärzten, auch wenn dieselben früher gegen meine Erziehungsweise eingenommen waren, bin ich in dieser Hinsicht freigesprochen.

Mein Sohn ist bis zum Anfange seines achtzehnten Jahres stets gesund gewesen; denn daß er in Göttingen sich einmal aus Unbedachtsamkeit heftig erkältete, und deshalb zwei bis drei Tage lang Schnupfen und Kopfschmerzen bekam, folglich — schwächen mußte, wird wohl kein Vernünftiger in Anschlag bringen.

Selbst die Kinderkrankheiten mußten, nach meinem Dafürhalten, an ihm vorüber gehen, und wirklich hat er keine derselben bekommen. Mäthern, Masern, Scharlachfieber, und wie die vielen Uebel dieser Art

sonst noch heißen, alle sind in Lechau, Merseburg, Halle, Leipzig, Göttingen, Heidelberg und Berlin gewesen, während er als Kind, Knabe und Jüngling in den angeführten Orten lebte. Ich hielt ihn mit Ueberlegung nie zurück von Häusern, in welchen kranke Kinder sich befanden. Muß er sie haben, dachte ich, und schützt ihn sein vorzüglich gesunder Körper nicht davor, so ist es besser, er bekommt sie früh als später. Deshalb ging ich unbedenklich allenthalben hin mit ihm, und blieb nur da weg, wo man mich ausdrücklich darum ersuchte.

Auf den vielen und großen Reisen, die ich mit ihm, selbst schon in seiner Kindheit, mehr aber noch in seinem Knaben- und Jünglingsalter, machte, sind wir unzählige Male in Häusern gewesen, in welchen Blattern, Masern u. s. w. wütheten, aber dies hat ihm nie geschadet.

In Lechau wagte ich noch mehr, weil ich es für vernünftig, für zweckmäßig hielt.

Als mein Sohn nicht lange geboren war, stimmten unsre (Hallischen) vorzüglichsten Aerzte (Mekel und Keil) noch nicht dafür,

Schuhblättern einzupfropfen. Beide ertheilten mir liebevoll ihren Rath in Betreff dieser Angelegenheit für mein Kind. Ihre gemeinschaftliche Meinung war, noch zu warten, bis sie für oder wider entschieden sein würden. „Ist es doch noch immer nicht zu spät, sagten sie, ihm die Menschenblättern einzupfropfen, wenn wir die Schuhblättern verwerfen sollten.“

Ich wartete also. Aber in der Zeit kamen zweimal, schnell nach einander, die natürlichen Blättern in unsern Ort. Da sie sehr gutartig waren, und in eine glückliche Jahreszeit fielen, mein Sohn sich auch, (wie immer!) vollkommen wohl befand, so fragte ich Mekeln, ob ich ihn nicht den natürlichen Blättern aussetzen solle, und er billigte es.

Wir selbst brachten unsern Sohn also zu Pockenkindern. Er spielte lange mit ihnen, gab ihnen die Hände, ließ diese von den ihrigen bestreichen, und steckte sie, auf mein Verlangen, in ihre Betten; denn von Furcht oder grundlosem Ekel wußte er, durch Hülfe der Erziehung, nichts.

Was ich geahnet hatte, geschah. Er bekam keine Blattern. Späterhin kamen Masern und Scharlachfieber ins Dorf und in die ganze Gegend. Sie waren aber sehr bößartig. Ich suchte also die Ansteckung freilich nicht für ihn, aber ich floh sie auch nicht ängstlich. Wo die Kranken, oder ihre Eltern es wünschten, ging ich unbedenklich zu ihnen und ertheilte Rath oder Hülfe, so viel ich für thunlich hielt.

Ich besuchte nach wie vor fast jeden Tag die Schule, von wo aus sich die Ansteckungen doch gewöhnlich zu verbreiten pflegen; die Eltern der Kranken kamen ohne alle Umstände zu mir, fragten dies oder jenes, oder meldeten wenigstens den Tod der Gestorbenen, und redeten das Nöthige zum Begräbnisse derselben (wobei ich jedesmal die Leiche abholte, und zur Gruft begleitete) mit mir ab. Dabei sah und sprach sie mein Sohn in der Regel, bot ihnen die Hand beim Kommen und Gehen, und begleitete sie meistens zu mir, und wieder zur Pforte hinaus. Aber dennoch wurde er nicht angesteckt. Ich glaube daher, mit Recht behaupten zu können:

„wenn ein Kind gesund geboren ist, und sorgfältig gesund erhalten wird, so sammeln sich keine Unreinigkeiten in seinem Körper; es wird also der Ansteckung wenig oder gar nicht unterworfen sein. Meines Sohnes Blut war aber immer ruhig, und seine Säfte blieben stets rein.

Erst als er zwischen siebenzehn und achtzehn Jahr alt war, bekam er in Berlin die Masern, ungeachtet er bei keinem Masernkranken gewesen war, bloß durch die Ansteckung der mit Maserngift geschwängerten Luft. Sein bisher ruhiges Blut war aber freilich durch das bekannte Benehmen gewisser Menschen gegen ihn, während des ganzen Jahres, welches seiner Masernkrankheit voranging, so vielfältig erhitzt, und seine Säfte durch die vielen ihm veranlassenden Sorgen und Kränkungen — seiner selbst und seines Vaters — durch den häufigen Aerger und Gram, durch erzwungene Anstrengungen, übermäßiges Sitzen und beständiges Widerlegen ehrangreifender Beschuldigungen, so fortwährend bis ins Innerste ver-

gistet worden, daß beide nicht mehr — wie einst! — der Ansteckung zu widerstehen vermochten. *)

So behandelte man einen unschuldigen Jüngling, der Niemand beleidigt hatte; Neid und Bosheit selbst haben nichts gegen ihn darlegen können: — Doch das war vielleicht eben die (unerbetene) „Lie-

*) Ich weiß es mit Gewißheit voraus, daß die Schlechtigkeit, welche das ganze Jahr 1817 hindurch meinen Sohn mündlich, brieflich und gedruckt verländete oder verländeten ließ, um ihre Unthaten zu entschuldigen, (denn, nicht einmal: beschönigen konnte sie dieselben) auch den obenstehenden Absah bespötteln und bespötteln lassen wird. Aber — erfahrene Männer und tieferblickende Aerzte wird sie nicht irre führen.

Es bleibt doch wahr:

Ruhiges Blut und reine Säfte widerstehen einer Ansteckung lange und kräftig! Aber, ein viele Monate hindurch, täglich, ja stündlich gewaltsam aufgeregtes Blut, und dadurch allmählig verunreinigte Säfte, (worunter sogar Eßlust und Nachtruhe im hohen Grade leiden;) vermögen dies in die Länge nicht.

bevolle väterliche Fürsorge," hinter welche man sich, bekanntlich! zu verstecken — suchte.

Als Karl zwei Jahr alt war, (den sechsten Julius 1802) impfte Neil ihm die Kuhpocken ein, weil er früher gute Materie hatte, als Meckel. Dieser stimmte aber mit allem ein.

Wir mußten am sechsten in die Stadt kommen. Um zehn Uhr Morgens sollte die Impfung von Arm auf Arm vorgenommen werden. Es unterblieb aber bis gegen fünf Uhr Nachmittags, weil der Arzt meinte, die Materie sei nicht eher reif.

Nun nahm aber auch — nach dem darü-
ber von mir geführten (und Neils zugeschick-
ten) Tagebuche — die ganze Krankheit so voll-
kommen nach des Arztes Wunsch ihren Lauf,
daß er versicherte, es fehle nichts; und
Karl könne die Blattern nimmermehr be-
kommen.

Wie wenig ein gesund gebornes und er-
haltenes Kind Krankheiten, selbst solchen,
welche die verpestete Luft erzeugt, unterwor-
fen ist, mag folgender Vorfall beweisen.

Pochau liegt sehr feucht, besonders das Pfarrhaus; denn wenn nasse Jahre sind, werden die Wiese, der Garten, ja selbst der Hof überschwemmt, und der Keller steht voll Wasser.

Es traten mehrere nasse Jahre nach einander ein, und das kalte Fieber war allgemein. Meine Frau bekam es sogleich. Auch ich hatte es in dem einen Sommer fast unbemerkbar, in dem andern äußerst heftig! Karl aber war bloß einzelne Stunden hindurch: nicht heiter, und sah dabei nicht so frisch aus, wie sonst. Das war alles.

L

Dritter Abschnitt.

Die Hebamme schadete dem Kinde sehr.

Als die Hebamme mit mir gemeinschaftlich den Neugeborenen besah und untersuchte, fand sich, daß die beiden Brüstchen weich und sanft erhoben waren. Ich befragte sie darüber, und sie antwortete: Das sei oft der Fall! und habe nichts zu bedeuten, nur müß-

se die darin befindliche Milch herausgedrückt werden, sonst verhärte sie sich und könnte großen Schaden hervorbringen.

Ich konnte es nicht begreifen, daß die Natur bei einem durchaus gesunden Kinde doch einen so sonderbaren Mißgriff solle gethan haben.. Ich stritt also mit ihr darüber. Aber sie sprach von dem Ganzen, als von etwas Alltäglichen, was, bei ihrer Behandlung, in zwei bis drei Tagen verschwunden sein werde.

Meine Mutter war grade in diesen Tagen zum erstenmale bei uns zum Besuche. Ich führte sie also alle Tage aus, selbst nach Leipzig, Naumburg, Dessau und Wörlitz.

In der kurzen Zwischenzeit, in welcher ich zu Hause war, bemerkte ich wohl, daß das Kind nicht so vollkommen gesund, ruhig und kräftig schien, als das verstorbene; aber ich konnte es nicht: „krank“ nennen und so achtete ich, unter den vielen Geschäften und Zerstreuungen, nicht weiter darauf.

„Es ist ein ganz niedliches Jüngelchen!“ sagte die Großmutter oft, aber ein bißchen welk! Groß und stark wird er nie werden.

Das schadet ja aber nichts. Wer kann wider die Natur! —

Als ich dies einige Mal gehört hatte, beobachtete ich das Kind genauer, und überzeugte mich, daß nicht die Natur, sondern Menschen unglücklich auf dasselbe eingewirkt haben müßten.

Ich forschte bei allen Umgebungen genau nach, aber niemand konnte etwas Schädliches anführen, weil keinem von allen einfiel, daß das, was die Hebamme täglich that und thun ließ, schädlich sein könne.

Als ich nichts erfuhr, nahm ich zu meinem Lieblings-Hilfsmittel Zuflucht: Ich legte das Kind vor mir auf den Tisch und wickelte es aus.

Kaum hatte ich seine Brust entblößt, so erblickte ich die Veranlassung, wodurch es „weik“ geworden war, schnell und deutlich. Beide Brüstchen waren durch das unverständige Drücken gereizt. Die Milch und andre Säfte, welche durch den Reiz sich dahin gezogen hatten, waren verdorben. Die Brustwarzen standen wie Haselnüsse empor, sahen dunkelbraun aus, und fingen an zu eitern.

So

So oft man sie, auch nur ganz leise, berührte, schrie das Kind entsetzlich, schweg aber wieder, sobald man es in Ruhe ließ.

Jetzt wußte ich übergenuß; Meinen Schreck und meine gräßliche Angst wird jeder Feinfühlende wohl schon längst mitempfunden haben.

Ich schrieb sogleich an Mel. Er kam schnell, besah das arme Kind und schalt aufs heftigste mit der Hebamme. Es wurden Umschläge gemacht, beide Brüstchen mehr als einmal geschnitten, verbunden u. s. w. Nach mehreren Wochen verging zwar alle Geschwulst, aber — das Kind hatte viel daran ausgestanden, war dabei sehr abgefallen, durfte weniger in der freien Luft sein, und wäre also gewiß krank davon geworden, wenn es nicht von Natur kräftig und gesund gewesen, mit reiner Muttermilch genährt, und im höchsten Grade reinlich erhalten worden wäre. Wer weiß ferner, ob nicht denn noch etwas davon zurückgeblieben ist! —

So beschuldigen wir Menschen unzählige Male die Natur, d. h. „Gott!“ wo wir

doch unsre Unachtsamkeit, Unvernunft
oder Trägheit beschuldigen sollten.

Vierter Abschnitt.

Reinliche Behandlung des Kindes.

Als Karl geboren wurde, war ich nichts weniger als reich; ich war vielmehr sehr arm zu nennen; denn die Pfarre konnte der äußerst niedrigen Verpachtung und der seit zwei Jahren ungeheuer gestiegenen Kornpreise wegen, mich und die Meinigen nicht anständig ernähren, und mein Vermögen hatte man mir geraubt. Seit Jahr und Tag war dies letzte eben zur vollendeten Gewissheit geworden. Mir selbst entzog ich daher alles, was der Mensch nur entbehren kann, aber für meine Gattin sorgte ich, als wenn ich vermögend, für das Kind, als wenn ich reich wäre.

Alles Leinzeug, zum Bette, zu den Windeln oder zu den Händen gehörig, wurde so oft gewechselt und gewaschen, dann aber

jedesmal so sorgfältig getrocknet und durchgewärmt, daß ich überzeugt bin, auch die reichste Familie kann nicht mehr für ihr Kind thun. In der Sorgfalt, womit es geschah, standen wir ihr vielleicht noch voran.

Jeden Tag wurde das Kind in einer Wanne gebadet; bis meine Frau wieder aufgestanden war, von mir, nachher von seiner Mutter; oft von uns beiden. Anfangs war das Wasser warm, späterhin lau. Dies machte, daß Karl nie ungern, und zuletzt, sehr gern! im Bade war. Wir spielten gar bald dabei mit ihm, neckten ihn, versteckten uns hinter der Wanne, aber so daß er uns leicht bemerken konnte, bespritzten ihn und er uns u. s. w., und erreichten durch dergleichen, daß ihm die Zeit des Badens schnell und angenehm verging. Zugleich wurde er am ganzen Körper, den Kopf bis zur Scheitel nicht ausgenommen, zuerst mit bloßem Wasser, dann tüchtig mit Seife, und endlich noch einmal und lange mit reinem Wasser gewaschen. Kein Winkel, keine Falte des kleinen Körpers blieb davon ausgenommen. Vorzüglich sorgfältig wuschen wir ihn am

Halße und hinter den Ohren, weil ich immer gefunden habe, daß dadurch Kopf- und Zahnschmerzen, Drüsengeschwülste, Ausschlag auf dem Kopfe u. s. w. ganz verhütet werden können. Selbst bei Kindern, die daran schon leiden, kann man hierdurch sie mildern, ja mit der Zeit ganz vertreiben. *)

War alles Erwähnte geschehen, so wurde er, bald! aus dem Bade gehoben, auch wenn er gern noch lange darin bleiben wollte. Inzwischen waren schon mäßig gewärmte Kissen, Laken, Handtücher, Hemdchen (Windel) und der übrige Anzug zurecht gelegt. Das Kind wurde unter allerlei Scherz so schnell als möglich, aber mit großer Sorgfalt, getrocknet und dann warm angezogen.

War es draußen eher heiß als kühl, so wurde er hinaus getragen; wo nicht, so legte man ihn in sein reines, trocknes und gelästetes Bette, bis er ein Weilchen ausge-

*) Höchst auffallende Thatfachen und Erfahrungen darüber sind im Carlo, dem Einsiedler, niedergelegt.

dünstet hatte. Dann trat alles Gewöhnliche wieder ein.

Während seines ganzen ersten Lebensjahres ist Karl alle Tage auf diese Art gebadet worden. Im zweiten einen Tag um den andern; im dritten, immer nach zwei, drei oder vier Tagen; bis zuletzt, ohne Schaden, die gänzliche Unregelmäßigkeit, die sich nach den Umständen richtete, eintreten durfte. Doch badeten wir ihn noch oft; wenn es kalt war, im Zimmer, sonst lieber draußen! Allemal aber mit großer Vorsicht: vor, bei und nach dem Bade.

Nur ein einziges Mal mochte ein Versetzen vorgefallen sein, denn als ich gegen Abend zu Hause kam, und in mein Arbeitszimmer gehen wollte, glaubte ich Karl, der inzwischen gebadet worden war, ängstlich röcheln zu hören. Ich reißte die Thür auf, und finde das Befürchtete wirklich. Vielleicht war nur das Einzige schuld gewesen, daß man ihn zu früh in sein Bette, welches in einem kalten Zimmer stand, gelegt hatte. Hier mochte die eingeathmete kalte Luft der noch durch und durch erwärmten Brust geschadet haben.

Mit mehr als gewöhnlicher Kraft, (welche zärtliche Vaterliebe mir gab) umfaßte ich schnell das ganze Bette, worin doch das drittezehnjährige Kind lag, trug es eiligst auf mein Sopha, (nicht am warmen Ofen) und rieb die Brust sanft hin und her, bis Hülfsberthe kam, welcher so geschwind als möglich gemacht wurde. Ich gab ihm denn Thee anfangs mit einem Theelöffel, dann schluckweise, und zuletzt so viel, als es davon trinken wollte.

Hierdurch entstand schnell Wärme, und dann Schweiß. Mit jeder Viertelstunde ließ das Nötheln nach; der natürliche Zustand trat wieder ein, und wir dankten Gott innig für die glückliche Erhaltung unsers Lieblings durch eine vernünftig frohe Feier des Abends.

Ich mache daraus den Schluß, daß man kaum vorsichtig, ja ängstlich bedacht, sam genug beim Baden der Kinder zu Werke gehen kann. So unbeschreiblich nützlich es ist, so leicht kann es auch schaden, kann dauerndes Unheil hervorbringen, wohl gar Stichtum oder den Tod herbeiführen.

Alles Weitere in Betreff ihrer Keuschheit fasse ich durch die wenigen Worte zusammen: „Wir thaten beide redlich alles, was uns unsere Vernunft an die Hand gab, und unser Vermögen auszuführen möglich machte.“

Zweiterlei theile ich jedoch ausdrücklich mit, weil es nicht gewöhnlich ist, und doch sehr nützlich werden kann, wenn man es beachtet.

Das erste betrifft das alte, und wahre Sprichwort:

„Eine kluge Wärterin muß es der Wiege ansehen können, ob das Kind sich verunreinigen will; (oder gar verunreinigt hat.)

Dies ist durchaus wahr, und mir im Dezember 1818 noch von einer sehr geistvollen Mutter, die einen Späthling mit vorzüglicher Liebe pflegte, bestätigt worden. Die ganze deutsche gebildete Welt kennt und nennt ihren Namen mit Achtung.

„Man sollte es nicht glauben, sagte sie, aber man kann ein Kind so genau besorgen, daß es sich nie verunreinigt. Das meinige ist, wie Sie sehen, erst wenige Monate alt;

aber wir wissen längst schon genau, wenn es das eine oder andre Bedürfnis fühlt; und haben wir dies ja, anderer Geschäfte wegen, übersehen; so bemerken wir sicher gar bald, was geschehen ist, und tragen uns selten in unster Muthmaßung. Die Bewegungen, die Thine, selbst die Wienen des Kindes sind ganz anders im natürlichen als in dem ersten, zweiten, dritten oder vierten Zustande. Man darf diese Art sich auszudrücken nur bemerken wollen, so spricht sie deutlich genug.

„Was noch mehr ist, das kleine, noch halb thierische, Wesen hat sich schon zu einer gewissen Ordnung gewöhnen lassen. Durch Sorgfalt haben wir ihm die Zeit der gewöhnlichen Wiederkehr seiner verschiedenen Bedürfnisse abgemerkt. Dann sehen wir es auf sein Stühchen, und selten oder nie thun wir es vergebens!“

Alles dies ist meine und meiner Gattinn vollkommenste Ueberzeugung. Die erwähnte Mutter erzählte mir bloß, was wir an Karlin (und mehr noch an dessen jüngeren Bruder, Gustav!) selbst erfahren haben. Nur Uner-

fahrenheit, Unvernunft, Trägheit oder Bosheit können es ableugnen.

Das zweite, was ich anmerken wollte, ist, daß ein sehr reinlich gehaltenes Kind, — grade wie die alten Römerinnen — des Schnupftuchs wenig bedarf, und fast nie Husten, Schnupfen und Kopfschmerzen bekommen wird. Je mehr die Unreinlichkeiten durch Waschen, Baden, reine Leib-, Fuß- und Bettwäsche, durch Herumschwärmen in freier Luft am ganzen Körper abgeleitet werden, desto weniger sondern sie sich an einzelnen Theilen, z. B. in der Nase, ab. Da es aber, unsers nordischen Himmelsstrichs wegen, doch mehr geschieht als in Rom und Griechenland, so bedarf das Kind des Schnupftuchs; auch schon um sich die Hände zu trocknen, wenn es beim Spielen sich naß gemacht hat. Das ewige Verlieren aus der Tasche ist aber kostspielig, giebt zu vielem unnützen, folglich schädlichen, Schelten Anlaß, und — das Kind ist oft ohne Schnupftuch, wenn es desselben bedarf.

Wir trafen daher das Auskunftsmittel, ihm den einen Zipfel des Schnupftuchs auf

der rechten Schulter so anzuheften, daß das Tuch zur rechten Seite den Rücken hinunter hing. Durch Hülfe dieser Einrichtung konnte Karl sich seiner jeden Augenblick bedienen, und doch war es ihm nie im Wege; auch verlor er es niemals. Da es fast täglich gewechselt wurde, so erregte es auch keinen Ekel.

Freilich fiel diese Art zu tragen in Merseburg, Leipzig und Halle anfangs nicht wenig auf. Man lachte zuerst darüber, überlegte dann, fand die Sache zweckmäßig, und mehrere ausgezeichnete Familien ahmten es nach.

Fünfter Abschnitt.

Karls Wartung und Bekleidung.

Seine Mutter wartete, pflegte und trug ihn, so viel nur irgend möglich war, selbst. Dies Lehte that sie sogar in Halle, Merseburg und Leipzig, wenn wir daselbst angingen. Es fiel natürlich sehr auf, wurde aber, schneller noch als das eben Erwähnte, von

vorzüglichen Müttern nachgeahmt. Anfangs erkannte man meine Frau als die einzige, die es that, daran. Zehn Jahre später haben wir die vornehmsten, reichsten und am feinsten gekleideten Frauen, mit ihrem Kinde auf dem Arm, durch die Straßen gehen sehen.

Ein Mädchen, welches bis zu ihrer Heirath, noch ~~zwei~~^{vier} Monate lang nach Karls Geburt, bei uns diente, hat sich ein wahres Verdienst um ihn und meine Gattinn erworben, weil sie das Kind, so lange meine Frau zu schwach dazu war, oder durch dringende Geschäfte verhindert wurde, mit unendlicher Sorgfalt wartete, und doch alles Nothwendige daneben verrichtete.

Dann bekamen wir eine zweite, welche bloß des Kindes wegen gemiethet wurde. Ach, aber! Sie hat uns allen dreien namenlose Qualen verursacht, und hätte aus Unachtsamkeit das arme Kind leicht um seine gesunden Gliedmaßen bringen können. Dies hier zunächst! Denn das andre greift weiter.

Sie war aus Wesenitz, einem in Lochau eingepfarrten Dorfe. Ihre Eltern gehörten zu den Vermögensleuten; und die Kinder wur-

den besser erzoget, als viele andre. Sie sollte, wenn ihr meine Frau das Kind zu tragen gab, nichts anders thun; und ihre ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden, daß es nicht überschlage, noch falle. Wir hatten ihr dies so oft ans Herz gelegt, und sie hatte es jedesmal so heilig versprochen, daß es verzeihlich gewesen wäre, wenn wir uns ganz darauf verlassen hätten. Da ich aber die Menschen kennen gelernt habe, wie sie sind, so traute ich nicht, sondern beobachtete sie fortwährend. Da traf ich sie denn, nach einiger Zeit, fest schlafend, ja schnarchend in dem einen Zimmer sitzen, Karl auf ihrem Arm, wachend und lebhaft spielend, so daß er gewis herunter gefallen wäre, und sich etwas zerbrochen, oder sonst heftig beschädigt hätte, wenn ihn der Kindermantel nicht gehalten hätte.

Die Wärterinn hätte dann, (wie die Hebammen) ihre Unvorsicht gewis verschwiegen, hätte den Schaden des Kindes sicher möglichst lange verhehlt, und so wäre es hinterher zu spät gewesen, zu helfen, wenn überall hätte Hülfe geleistet werden können.

Auch kein anderer würde es uns verrathen haben; denn in solchen Fällen besitzen die gemeinen Menschen aus allen Ständen ein höchst schädliches Mitleid. Sie helfen einander verschweigen, verstecken und entschuldigen, so lange es möglich ist. „Ich konnte doch das arme Mädchen nicht unglücklich machen!“ heißt es. Und darüber muß oft ein unschuldiges Kind zu Grunde gehen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt, die Kindermäntel anzupreisen, welche man in der Gegend von Halle so allgemein hat. Sie sind groß genug, daß die Wärterinn sich und das Kind bequem darin einwickeln kann; sie gehn tief genug hinab, daß auch die Beine des Kindes, selbst wenn sie bloß sein sollten, warm bleiben können. Das Kind wird nie durch die Arme der Wärterinn, sondern durch den weicheeren Mantel festgehalten. Macht jene also den Mantel nicht unnüßig fest, so schadet es dem Kinde nichts, sondern es kann bloß um so weniger fallen.

Schnürt sie den Mantel ja zu fest, so beschwert dies sie selbst, und der Zipfel, der zuletzt unter dem Arm durchgeht, um das Gan-

ze festzuhalten, wird sich bald so weit heraus ziehen, bis alles loser ist.

Wo ich keine Kindermäntel fand, hörte ich weit mehr von Wechselbälgen, vertauschten Kindern, Beherzungen derselben und dergleichen. Ganz natürlich! — Kindermäntel und — größere Aufmerksamkeit würden alle diese Teufel schnell vertrieben haben.

Dass Karls Bekleidung immer höchst reinlich sein mußte, ist schon gesagt; zugleich war sie so einfach und natürlich, als wir es nur ersinnen konnten.

Eng gewickelt, die Arme mit hinein, wurde er nur äußerst kurze Zeit, d. h. so lange die Hebamme darüber zu befehlen hatte. Sehr enge! niemals! — denn ich litt es nicht.

Nach wenigen Wochen schon lag er in seinem Bettchen beständig ungewickelt; er genoss also des großen Glücks, Arme und Beine frei bewegen zu können, auch konnte sein Blut ungehindert durch seinen ganzen Körper umlaufen.

Um ihn bequemer und sicherer tragen zu können, wickelten wir ihn noch eine Zeitlang

bei Tage. Sobald er aber nur ein wenig derber wurde, hörte auch dies auf.

Unser Fußböden waren mit sehr dicken wollenen Decken bezogen. Darüber legten wir den Kindermantel verkehrt. Im Mittelpunkte des Kreises, der dadurch entstand, saß (oder lag) Karl mit Windeln gehörig versehen. Einer von uns, oder die Wärterinn, neben ihm sitzend und mit ihm spielend.

So viel es irgend sein konnte, lebte er im Freien. Unser großer Hof, der daran stoßende Garten, die Wiese, die ihn umschloß und der Wald, der wieder die Wiese begrenzte, boten dazu die beste Gelegenheit. Bald wurde Karl durch dies alles umhergetragen, bald auf die obige Art darin niedergesetzt, bald in einem kleinen Wagen, der nöthigenfalls auch gegen Sonne, Wind und Regen bedeckt werden konnte, (warm eingepackt! *)

*) Hierbei ist die Vorsicht nöthig, daß nicht einzelne Theile des Kindes unverbüllt bleiben, und daß man die Bedeckung nach der Jahreszeit einrichte, weil eine Erkältung sonst unausbleiblich ist.

Stundenlang darin umhergefahren. Diese Art der Bewegung in freier Luft, wobei das Kind in der vollkommensten Umgebung liegen oder sitzen kann, wie es ihm am liebsten ist, habe ich so ausgezeichnet wohlthätig gefunden, daß ich alle Eltern dringend darauf aufmerksam mache. Selbst in der größten Stadt kann dies leicht ausgeführt werden; und wird, wo der Kindermangel fehlt, sogar nothwendig.

Das Kind wird der Wärterinn auf diese Art weniger lästig, befindet sich, vor allem gesichert, in der natürlichsten Lage; fühlt in der freien Luft sich heiter, verdauet vortreflich, wird bald müde, und schläft sehr gut und lange! — Mit andern Worten: es sammelt desto mehr Kräfte zum Leben und Gedeihen.

Als Karl sich aufzurichten anfing, ahmten wir der Natur nach. Denn wir ließen ihn durch Straucheln gehen lernen. Es war in Pochau Sitte, die Kinder recht früh auftreten zu lassen und umher zu leiten. Wir standen in dieser Hinsicht mit Karl gern zurück; denn wir fürchteten, daß die
schwar

schwachen Beine den Körper nicht adäquat tragen können, ohne krumm zu werden, (wie so oft der Fall ist!) und ließen deshalb das Kind lieber so lange umherkriechen, bis es sich von selbst aufrichtete. An Laufbaum, Laufbank u. s. w. war bei uns nicht zu denken. Wir erwarteten ruhig, bis Karl ohne sie gehen konnte. Ziel er einmal (auf der biden, wollenen Decke) so lachten wir, statt ihn zu bedauern, und sagten laut und deutlich: „Ach, Karl ist gefallen! — Steh' auf, Karl!“ und — er stand ruhig auf und ging weiter. Einen Gullring setzten wir ihm aus Vorsicht allenfalls auf, besonders draußen! sonst nichts! — Sahen wir voraus, daß er fallen, sich stoßen, oder sich am (nicht allzu heißen) Ofen verbrennen mußte, so wendeten wir anfangs es ab; nachher sagten wir es ihm, in aller Ruhe, zuvor. Nahm er sich dann nicht in Acht, so mußte er leiden, was er sich zugezogen hatte, um — durch eignen Schaden klug zu werden.

Damit jedoch, namentlich Feuer und Wasser, ihm nicht unerseßlichen Schaden zufügen könnten, wurde er mit ihren Eigens

schaften von uns selbst, sehr früh schon! jedoch mit der gehörigen Vorsicht, bekannt gemacht. Wir veranlaßten es, unter Umständen, daß er den geheizten Ofen berühren und sich verbrennen mußte. Wir selbst machten, daß er ins Wasser trat, oder fiel, in sofern es ihm nicht Schaden konnte.

Sorgfältig aber hüteten wir ihn davor, sich nicht nach einer großen Erhitzung schnell abzukühlen, oder gar darauf zu trinken. 1) Wir selbst thaten es nicht. 2) Wir zeigten ihm mehrere unglückliche Beispiele der Art. 3) Erzählte man uns etwas dahin Gehöriges, so theilten wir es ihm buchstäblich mit, oder veranstalteten, daß unsre Freunde es uns — in seiner Gegenwart! — noch einmal erzählen mußten. 4) Wir erfannen zweckmäßige Geschichten für ihn; besonders dann, wenn er auf diese Weise gefehlt hatte. In ihnen wurde aber das fortwährende Siechen für weit schlimmer angenommen, als der Tod; theils, weil es wirklich schlimmer ist, theils weil der Tod nicht oft, das Siechen aber nicht selten, auf eine solche Unbedachtsamkeit zu erfolgen pflegt.

Zur Wartung eines Kindes gehört das Spielen mit ihm. Da dies ein Hauptpunkt in meiner Erziehungsweise ist, so führe ich es in dem nächsten Abschnitte weiter aus. Wenn man ein Kind nicht anhält, früh aufzutreten und gehen zu lernen, so dauert es länger, bis es zu gehen anfängt. Es lernt aber desto sicherer laufen, ausgenommen, wenn es sehr stark wächst, weil dann die nöthigen Kräfte fehlen.

Sechster Abschnitt.

Kinds Spielzeug.

Ich bin überzeugt, daß man nicht früh genug anfangen kann, mit dem Kinde zu spielen, und daß man fast alle Gegenstände, welche im Leben vorkommen, zum zweckmäßigen Spielzeuge machen darf, wenn man sich nur immer richtig dabei benimmt.

So lange uns das Kind noch mehr als Thier erscheint, kann es die ihm dargebotenen Gegenstände kaum sehen, kaum hören,

kaum ergreifen, sondern fast nur durch den Mund wahrnehmen, weil die Natur die Werkzeuge des Mundes, (des nothwendigen Saugens wegen,) am weitesten gefördert hat.

Deshalb bringt es, mechanisch! alles zum Munde. Es bedarf also großer Aufmerksamkeit, daß es sich nicht steche, schneide, kleinere Gegenstände verschlucke, sich im Gesichte, besonders an den Augen, schade, oder durch giftige Farben krank mache, wo nicht gar tödte. Alles dies kann man aber durch Aufmerksamkeit vermeiden.

Das Spiel mit dem kleinen Kinde soll eine leichte, vorüber gehende Beschäftigung sein, durch welche die noch schlafenden Kräfte geweckt, geleitet und gestärkt werden. Man fange also mit dem größten, sinnlichsten an, denn das Feinere würde für das Kind jetzt noch verloren gehen.

Wir z. B. hielten Karln unsere Finger nahe vor die Augen, und bewegten sie, einzeln oder alle, auf mancherlei Art. Das bemerkte er allmählig, griff darnach; verfehlte sie aber anfangs, wie sich von selbst versteht. Das ließen wir dann ruhig geschehen, brach

ten aber unsre Hand der seinigen, oder seine der unsrigen unmerklich näher. Er ergriff — froh, ihn gefaßt zu haben! — irgend einen Finger, führte ihn zum Munde und sog daran. Dann sprachen wir das Wort: Finger laut, langsam und deutlich, zu wiederholten Malen, aus, damit das noch ganz unverständige Wesen Zeit bekomme, es klar zu hören, und — aufzufassen. Nach einigen Minuten zogen wir ihm den Finger aus dem Munde, und hielten denselben abermals vor seine Augen, jedoch nur den einzigen, und sagten dabei wiederholt: „ein Finger!“ Dann hielten wir zwei hin, und sagten in eben der Art: „zwei Finger!“ u. s. w.

Hatte er den Daum gefaßt, so sagten wir wie oben: „Daum!“ Anfangs vermieden wir es aber, daß er ihn ergriff, um die noch undeschreibliche Kurzsichtigkeit seines Geistes nicht zu verwirren. Als er die Finger wirklich kannte, gaben wir ihm auch den Daum hin, und nannten dabei seinen eigenthümlichen Namen; auch unterschieden wir allmählig den Zeigefinger, den Mittelfinger, den kleinen Finger u. s. w. Was wurde

de aber nachgrade angebahnt, und die Namen jedesmal laut, deutlich und langsam ausgesprochen, auch oft wiederholt.

Später erst machten wir von den Fingern einen Gebrauch nahe vor seinen Augen, (vom bloßen Bewegen an, bis zum Emperheben seiner Hand, oder eines andern Gegenstandes.) und sprachen dabei (wie oben angegeben ist) aus, was wir thaten.

Für das Gehör bedienten wir uns zuerst vielleicht nur zweier glatter Schlüssel: die wir in der Nähe von Karl's, (abwechselnd vor seinen Augen und Ohren) zusammenschlugen, und das Wort: Schlüssel dabel aussprachen. Er führte dann, wenn er ihn endlich ergriffen hatte, einen Schlüssel zum Munde, und wir gingen allmählig weiter, zu dem Vorhalten und Aussprechen: „ein Schlüssel zwei Schlüssel, u. s. w. wie oben beschrieben ist.

Man sieht leicht ein, mit Vernunft und Vorsicht kann man auf diese Weise alle Dinge zu Spielzeug machen, und ich halte mich überzeugt, daß man daran besser thut, als wenn man eine Menge Spielsachen kauft,

und dem Kinde zum willkürlichen Gebrauche, oft wohl gar ohne vernünftige Anleitung, überläßt. Dadurch können die unverständlichen Wesen sich leicht schaden, und lernen doch nichts dabel; bringen ihre Zeit halb sinnlos zu; fühlen bald Langeweile; werden verdrießlich, eigensinnig, werfen ihre Spielsachen von sich, oder schlagen darauf loß; kurz, sie gewöhnen sich, — wie man, leider! allgemein findet, — ans Verderben und Zerstören.

Dies Gewöhnen ans Zerstören ist aber so schlimm, daß ich mit wahrer Behmuth daran denke, wie lange es dem Menschen anhängt, wie vielfältig es ihn irre führt, und wie schwer es ihm wird, sich davon zu entziehen. Kluge Eltern werden mich verstehen, denn sie haben es gewiß bemerkt, daß das Obenangeführte wahr ist, und auf die Verstandesbegriffe, so wie auf die Gefühle und Empfindungen des Herzens ihrer Kinder bösen Einfluß hatte.

Das Kind läßt seinen Unwillen (der gewöhnlich aus Langerweile entsteht,) an seinem Spielzeuge aus; späterhin an dem, was es erreichen kann; zuletzt sogar an seinen thie-

rischen und — menschlichen Umgebungen. Was dies für traurige Folgen haben muß, begreift jeder.

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alles einzeln anführen und auseinandersehen wollte. Es bedarf aber wohl nur Fingerzeige. Diese habe ich theils hier, theils im ersten Bande schon gegeben, und werde sie ferner geben.

Sobald Karl zu einem gewissen Grade der Wahrnehmung oder Erkenntniß gelangt war, so schritten wir zu dem nächst folgenden.

Nach einiger Zeit brachten wir ihm z. B. einen Zweig mit Blättern: hielten ihn denselben vor, und sagten: ein Zweig! Dann brachen wir ein Blatt davon vor seinen Augen ab, und sagten, indem wir ihm dies vorhielten: ein Blatt! Mit beiden Dingen, Zweig und Blatt, wechselten wir nun mehrmals, aber langsam, um dem schwachen Geschöpfe Zeit zu geben, sich wieder zu sammeln, und sprachen jedesmal dabei laut, deutlich und langsam aus: ein Zweig, ein Blatt! Allmählig brachen wir mehr Blätter ab, und sagten dabei: noch ein Blatt! noch ein

Blatt! Dann hielten oder legten wir ihm zwei Blätter zugleich vor, und sagten dabel: Siehe Karl! zwei Blätter! Später dann: drei Blätter! u. s. w.

Andre Male zeigten wir auf den Zweig, der noch mehrere Blätter hatte, und sagten mit starker Betonung und mit vielem Nachdruck: ein Blatt, zwei Blatt, (dann aber schnell uns verbessernd; zwei — Blätter! endlich mit dem Ausdrucke des Erstaunens: viele — — Blätter!

War der Zweig allmählig ganz von Blättern entblößt, so machten wir die schwankende Bewegung einer Ruthe damit und sagten dabel: eine Ruthe! —

„Siehe, Karl! nun ist es eine Ruthe! Jetzt sind die Blätter (zugleich wiesen wir auf diese hin) alle davon (auf die Ruthe hingewiesen) abgebrochen, jetzt ist es kein Zweig mehr, jetzt ist es: eine Ruthe!“

Mit der Zeit sagten wir auch: Den Zweig habe ich von dem Baume abgeschnitten. Komm, ich will Dir zeigen, wo ich ihn abgeschnitten habe! Dann nahmen wir ihn auf den Arm, oder an die Hand, und führten

ihn zu dem (Franz.) Baume, von welchem wir ihn so tief unten abgeschnitten hatten, daß er es leicht bemerken und befehlen konnte. Wir paßten anfangs den Zweig, nachher die Ruthe dort an, und sagten (Stets langsam, laut, deutlich und wiederholt!) Siehst Du, hier habe ich den Zweig von diesem Baum (indem wir dabei auf den ganzen (kleinen) Baum deuteten,) abgeschnitten! So hat er an dem Baume gefressen.

Dann sagte ich wohl: Soll ich noch einen Zweig abschneiden?

Sicher antwortete er: Ja!

Nun suchte ich, absichtlich vergebens! In allen meinen Taschen nach einem Messer, und wiederholte dabei mehrmals: „Ich habe kein Messer bei mir, und ohne ein Messer kann ich den Zweig nicht von dem Baume abschneiden.“ Nach einigen Augenblicken: „Warte, mein Kind! ich will ein Messer holen!“

Wenn ich eins geholt hatte, so sagte ich darauf zehend: hier habe ich ein Messer! nun kann ich damit den Zweig von dem Baume abschneiden.“

Jetzt that ich es, hob den Zweig beson-
ders empor, und sagte dabei: „Nun ist der
Zweig von dem Baume abgeschnitten!“ und
nach einer Weile; Siehe, Karl! hier (den
Zweig wieder an seine vorige Stelle anpas-
send,) hat der Zweig am Baume gefressen!
Ihn dann wieder emporhaltend, und den zu-
vor-abgeschnittenen daneben: „Nun haben
wir zwei Zweige!“ —

In der früheren Zeit sagten wir statt
dessen: „Ach, nun haben wir einen Zweig,
und noch einen Zweig, (auf jeden einzelnen
dabei zeigend!) also — zwei Zweige!“

Erst später machten wir ihn auf die ver-
schiedene Größe der Bäume aufmerksam. Wir
zeigten z. B. zuerst auf einen kleinen Franz-
baum und sagten dabei: „Dieser Baum ist
klein und niedrig!“ Dann auf einen jun-
gen hochstämmigen und sagten. „Dieser
Baum ist größer und höher!“ Zuletzt auf
einen älteren hochstämmigen, und sagten:
„Dieser Baum ist groß und hoch!“
Alles wurde mit ausgezeichneter Betonung
und mit zweckmäßigen Gebehrden und Bewe-
gungen der Hände begleitet.

Es lehrten wir ihn ferner als Spiel, Unterhaltung und Zeitvertreib, daß manche Bäume (dieser da! dieser dort!) schöne Blüten und wohlgeschmeckende Früchte trügen. Andre aber nicht! (auch sie wurden dann gezeigt!)

Waren es etwa Eichen, so hieß es, als wollten wir unsern Irrthum verbessern: Ach, nein! das ist ja eine Eiche! — Dann habe ich Dir nicht recht gesagt; denn die Eichen tragen auch Früchte; nur wir Menschen können sie nicht essen. Die Schweine aber essen sie, (oder besser: fressen sie, *) sehr gern. Du sollst es selbst sehen!

Waren Eichen zu finden, so suchten wir mehrere auf. Karl mußte sie mitnehmen, und einem Schweine vorwerfen. War es außer der Eichelzeit, so suchte ich eine Zeitlang mit ihm; that aber dann, als ob ich nachdächte, und sagte hinterher: „Ach, ich besinne mich, es giebt jetzt keine (reife) Eichen! Sieh nur

*) So ein Wort wurde stets mit großem Nachdruck ausgesprochen.

dort oben am Baume! Da sind Eichen! aber — sie sind noch sehr klein! Nach mehreren Wochen werden sie schon größer geworden sein. Vielleicht sind dann auch einige heruntergefallen. Dann wollen wir sie auffuchen und mitnehmen.“

Auf eine ganz ähnliche Weise machten wir es mit tausend Gegenständen um uns her! Z. B. mit einer Rose.

Wir brachen etwa einen Zweig mit mehreren Blättern, einigen Knospen, einer halb- und einer ganz aufgeblühten Rose ab, und legten das Ganze vor ihn hin, mit den Worten: Da hast Du einen Zweig von einem Rosenbusche! — Nun wurde alles Einzelne nach obiger Weise vorgenommen: Zweig, Blätter, Stängel, Stacheln (größere, kleinere, grade, krumme,) Haare, Kelch, Blume, gefärbte Blätter, äußere, innere, große, kleine, glatte, gekräuselte, gewölbte, gefaltete, weiße, röthliche, rothe, schwärzliche, bunte; die Saamenträger, ihre Fäden,beutel, Saamenstaub, die noch verschlossene Knospe, (die wir aber am Ende öffneten) die halb aufge-schlossene, u. s. w. Zwischendurch, oder zu-

leht, kamen wir auch auf den Geruch, der dann sogleich beachtet und mit dem Geruche anderer Blumen oder Gewächse verglichen wurde.

Man sieht, die gewöhnlichsten Umgebungen bieten ein Feld zum Spielen und zu Belehrungen dar, welches mehr als groß und reich genug ist, um dem Kinde hinreichende Nahrung, als Geistesnahrung für die ersten fünf bis sechs Jahre, zu liefern.

Und — ich muß dies hierbei anmerken! — Wer auf diese Weise hören, sehen, fühlen, riechen, schmecken u. s. w. lernt, wird es gewiß recht lernen, und dabel soviel Geisteskraft gewinnen, daß auch sein geistiges Hören, Sehen und Fühlen (Empfinden) so wie das zarte Werken und sein Geschmac auffallend dadurch veredelt werden.

Auch in Betreff der Sittlichkeit des Kindes ist das Erzählte von Wichtigkeit. War Karl einmal unzufrieden, oder weinte er wohl gar, weil er seinen Willen nicht haben konnte, so durften wir nur sagen: „Ei, sieh einmal, das ist doch sonderbar!“ und ihm etwas — für ihn — neues zeigen, so war

seine Aufmerksamkeit schnell gespannt: er vergaß seinen Misimuth, und war wieder das artige und heitere Kind. Zum Schreien, (zum Drallen, möchte ich es nennen) ist es niemals bei ihm gekommen.

„Spielzeug, im gewöhnlichen Sinne des Worts, habe ich fast gar nicht gekauft. Diese Ausgabe wurde erspart, denn alles war sein Spielzeug.

Dazu bot ein ziemlich großer Platz vor meinem Hause, den ich fast zwei Fuß tief mit reinem Kies hatte belegen, und rings umher mit Blumen, blühenden Gebüsch und Blumen einsassen lassen, die beste Veranlassung dar.

Er war beständig trocken! Selbst wenn es Tagelang geregnet, und nur seit einer Stunde aufgehört hatte, so zog sich alles Wasser schnell zwischen die Kiesel hinab, und der Platz war wieder trocken und gesund.

Hier, und wenn es nicht mehr feucht war, im Garten, lebte und webte Karl in der schönen Natur. Anfangs wurde er auf alle Einzelheiten derselben aufmerksam gemacht. Später beachtete er sie selbst, und

zeigte sie uns, theils belehren wollend, theils um Belehrung bittend.

So oft ich nämlich, meiner übrigen Geschäfte wegen, nicht bei ihm sein konnte, befand er sich in der Nähe meiner Frau. Wenn sie wirthschaftliche Verrichtungen besorgte, im Garten oder im Hause, so saß, stand oder ging er neben ihr, und beide besprachen sich dann über das, was gethan sei, was jetzt geschehe, oder noch müsse besorgt werden.

Dabei war es ihm nicht bloß erlaubt, sondern wir leiteten ihn selbst dahin, daß er uns stets seine Meinung für oder wider mittheilen mußte, (mit Bescheidenheit! wie sich von selbst versteht.) Wir begingen dann wohl kleine Fehler, oder versahen etwas, und bespöttelten ihn heiter, wenn er es nicht merkte.

Alle kleine Geschäfte gaben uns dazu Veranlassung; das Spargelstechen, Rosenpflücken, Obstabnehmen, u. s. w. Hatten wir irgend etwas mit Ueberlegung nicht zu thun für gut befunden, und er erinnerte uns daran, als an etwas Vergessenes, oder Uebersehenes, so lachten wir ihn abermals, — aber
da

dabei lieblosend! — aus, und sagten etwa:
„O Du dummes Jüngelchen! begreifst Du
denn nicht, daß ich es aus dem Grunde nicht
habe thun wollen?

Dies und das Vorerwähnte bewahrten
ihn hinreichend vor dem Gedanken: daß er
es besser verstehe, als wir; denn so etwas
kam oft vor.

Eins seiner früheren Spiele war das mit
Sand. Ich kaufte ihm dazu das Tischchen
und den kleinen Schemel, als er gegen zwei
Jahr alt war. Sie sind noch da, und wer-
den mir lebenslang werth sein, denn auf dem
Schemel und an dem Tisch ist er vom Spielen
mit Sand, zu den Beschäftigungen eines,
mit dem Zeugnisse vorzüglicher Reife zur
Universität Abgehenden, gelangt.

Auch in das höchst gemeine und verach-
tete Spiel mit Sand, wurde möglichst viel
Sinn und Vernunft gelegt. Bei der Erzie-
hung eines zweiten Kindes würden wir man-
ches noch zweckmäßiger eingerichtet haben.
Doch glaube ich, daß eine Andeutung dessen,
was geschah, wenigstens nicht schaden kann.
Sicher werden Mütter, die sich die Mühe ge-

ben wollen, es nachzuahmen, uns übertreffen. Desto besser!

Da Beschäftigungen dieser Art so natürlich auf die Mütter fallen, (weil den Vater bringende Arbeiten viele Stunden lang an seinen Studiertisch u. s. w. fesseln,) so lasse ich meine Gattinn erzählen, was sie that, und wie sie dabei verfuhr.

Das Reisespiel, wovon sie ebenfalls eine kleine Probe mittheilen wird, kann, der Natur der Dinge nach, nur Kinder unterhalten und fesseln, welche bisweilen gereizt sind. Ich wünsche aber von ganzer Seele, daß alles sein möge; weil nichts so schnell und eingreifend bildet, als öftere Veränderung des Wohnorts und der täglichen Umgebungen, vorzüglich wenn man nachher wieder dahin zurückkehrt, wo man früher lebte. Man sieht, hört, bemerkt, denkt, beurtheilt und schließt dann ganz anders.

Werden solche Reisen durch ein spielendes Nachahmen derselben oft und möglichst anschaulich wieder ins Gedächtniß zurückgerufen, so ist es desto besser. Dadurch erinnert sich das Kind an hundert Dinge und Vorfälle,

die es sonst schnell vergessen hätte. Es beurtheilt und vergleicht sie also scharfer.

Auch ganz kleine Reisen nützen auffallend, besonders wenn sie recht zweckmäßig ange stellt und wiederholt werden. Reichen Leuten steht freilich zu diesem Allen weit mehr zu Gebote, als Ärmeren.

„Karl besaß mancherlei kleine Küchengeräthe zum Spielen. Da er viel mit mir in der Küche war, mich die Speisen bereiten sah, und ich ihm immer alles dabei auseinandersetzte; so zog ihn diese Beschäftigung sehr an, und er fing von selbst und zuerst an, sie spielend nachzuahmen. Ich half ihm bald dabei, leitete ihn, und benutzte dies Spiel, um ihn mancherlei dadurch näher kennen zu lernen. Zunächst kauften wir ihm größere und kleinere Geschirre, in welchen er seine Vorräthe (die alle aus Sand bestanden) aufbewahrte.“ In dem einen hieß dieser Sand:

*) Ich hatte nämlich im Keller, in der Speisekammer und auf dem Boden, zu welchen drei Orten er mich oft begleitete, stets Vorräthe auf viele Monate.

Mehl, in dem andern: Reis, Gries, Salz;
Milch u. s. w.

Wenn die Rollen zwischen uns vertheilt wurden, durfte er wählen, ob er Mutter oder Köchin sein wolle. Stellte er die Mutter vor, so mußte er anordnen, was gekocht werden sollte. Ich fragte dann nach vielen Dingen, und konnte er meine Fragen nicht gehörig beantworten, so verlor er seine Würde und mußte Köchin werden. Dann befahl ich und lehrte ihn, was zu dieser oder jener Speise alles gehöre; er mußte z. B. Suppenträuer aus dem Garten holen. Wenn er sie — wie anfangs der Fall war! — falsch brachte, oder eine schon oft wiederholte Sache nicht behalten hatte, so wurde er seines Dienstes entlassen, nachdem ihm die Gründe dazu auseinander gesetzt waren.

Dann konnte er aber sobald nicht wieder: Köchin werden, sondern mußte sich begnügen, Küchenmädchen zu sein.

Wir spielten ferner oft eine Art von Komödie mit einander, welches ihm von vielen Verhältnissen im Leben richtige Begriffe brachte.

Bald war er z. B. Mutter und ich Kind. Dann gab er seine Befehle, die ich bisweilen unrichtig, bisweilen gar nicht befolgte. Uebersah er es, so war er der Wahrde verlustig. Selten aber entging es ihm. Er machte mir vielmehr gewöhnlich ernste oder liebevolle Vorstellungen. Ich versprach Besserung, bat um Vergebung, that aber doch wohl nach einiger Zeit das Verbotene wieder. Bemerkte er es, so machte mir sein drolliger Ernst sehr viel Vergnügen; er drohte mit Strenge, und sagte nicht selten: „Ja, ich sehe wohl, es wird nichts aus Dir! Ich kann Dich nicht mehr lieben! Ich arme Mutter!“

Bisweilen war er auch der Lehrer und ich das Kind. Absichtlich beging ich diejenigen Fehler und Unaufmerksamkeiten, die ihm eigen waren; Er bemerkte sie fast jedesmal, verbesserte und rügte sie. Dadurch fühlte er das Nachtheilige seiner Fehler am besten, und wurde aufmerksamer darauf, sie zu unterlassen. Ich konnte ihm seine Unarten dadurch am sichersten abgewöhnen, daß ich sie beging, wenn er mich vorstellte.

War er recht verständig gewesen, so durfte er auch wohl einmal den Vater vorstellen. Dann unterhielt er sich mit mir, (seiner Frau) über allerlei Gegenstände; auch über unsern Sohn und seine Erziehung, wobei oft die unerwartetsten Anmerkungen von ihm gemacht wurden. Ich erzählte ihm dann und wann, daß ich doch noch viele Fehler an Karl bemerke, und führte sie einzeln an. Er tröstete mich dann, und schloß gewöhnlich damit: „Sei nur nicht betrübt, mein Kind! Karl wird doch noch ein guter Mensch!“ —

Oft fragte ich ihn auch um Rath, wie man es wohl mache, um dem Kinde dies oder jenes abzugewöhnen, und er schlug allerlei nicht unpassende Mittel vor. Wenn ich ihm aber entgegnete: daß ich diese schon alle angewandt habe, so sagte er mit Nachdruck: „Nun, wenn das alles nichts geholfen hat, so schlage ihn, damit er dran denke!“

Andremale spielten wir das Reisespiel. Er mußte nämlich angeben, wohin er reisen, was er auf der Reise sehen, und wen er besuchen wolle. Zugleich nannte er die Orte, durch welche er kommen werde. Diese wur-

den im Winter in der Stube, und im Sommer im Garten durch irgend etwas bezeichnet. Wollte er z. B. nach Magdeburg, so bedeutete die Komode: Halle, der Tisch: Kleinern, ein Stuhl: Vermburg und das Sopha: Magdeburg. Ich, nicht weit davon, auf einem Stuhl am Fenster sitzend, stellte dann den Prediger Glaubitz in Klein: Ottersleben bei Magdeburg vor.

Zuerst machte Karl alle Vorbereitungen zur Reise, fragte sich z. B. selbst, ob er alles Nöthige bei sich habe, und reiste dann vom Ofen, welcher Pochau vorstellte, ab. Bald ging er; bald ritt er auf seinem Wiegensperde, je nachdem er zuvor (auf seiner wirklichen Reise) den Weg trocken oder kothig gefunden hatte.

Traf er unterwegs einen oder mehrere Reisegesellschafter, (alles, wie es sich früher in der That zugetragen hatte,) so fuhr er, durch Hülfe seines Wagens.

Die Zeit, welche er zum Umhergehen, reiten oder fahren bis zum nächsten Haltorte zubrachte, richtete sich jedesmal nach den verschiedenen Entfernungen der Orter, nach

den guten oder schlechten Wegen, nach den Geschäften oder andern Verweilungen unterwegs; wobei ich natürlich Bemerkungen machte: wenn er mir zu früh oder zu spät, anzukommen schien. Er suchte diese zu widerlegen u. s. w.

In Halle besuchte er den Professor B. unterhielt sich mit diesem, und kehrte auf dem Wege nach Könnern irgendwo ein, ließ sich ein Butterbrod und Wasser geben, bezahlte dies mit Rübenscheibchen und kam dann in Könnern an, wo er die Familie H. besuchte, und die Nacht bei ihr blieb.

In Verburg aß er am andern Mittag, besuchte einige dortige Familien, fuhr dann vielleicht mit Gelegenheit nach Magdeburg, und kam endlich nach Klein-Ottersleben, wo er mir, als seinem Freunde Glaubig, alles Anziehende von seiner Reise und alles Sehenswürdige erzählte. Solche Reisen wurden nach allen Seiten hin unternommen.

Wußte er nichts Merkwürdiges zu erzählen, so hieß es lachend:
Schickt Vetern durch die ganze Welt;
Was hilft's ihm, wenn er nichts behält?

Dann war ich die Reisende, und erzählte ihm besondess viel von allen den Städten, in welchen er und ich gewesen waren. So veränderten wir das Spiel auf allerlei Art.

Dann und wann setzten wir Beide uns an den Tisch. Ich nahm die Tafel, und er durfte sagen, was ich darauf zeichnen sollte. „Einen Mann!“ rief er dann wohl zuerst. Was nun? — „Ein Haus!“ dann eine Katze, einen Baum; einen Hund: ein Kind, und: einen Tisch! — Stand alles, seinem Begehren gemäß, auf der Tafel, so wollte er auch gern wissen, wie der Mann, das Kind oder der Hund hießen, und was sie da machten. Ich setzte ihm dann etwa folgende Geschichte daraus zusammen: (gewöhnlich erzählte er das Gehörte dem Vater bei Tische wieder, wobei er dann — wie schon früher bei mir — mancherlei Bedenkllichkeiten gegen dies oder jenes, besonders gegen das sittliche und geistige Benehmen der Personen, vor allem: der Kinder, zu äußern pflegte. Wir widerlegten oder bestätigten sie jedesmal.) „Der Mann, mein Kind! heißt Peter Schulz, und das Haus hat er sich eben erst

bauen lassen. Er war vorher ganz arm; arbeitete aber fleißig und lebte sparsam. Dadurch verdiente er sich so viel Geld, daß er das Haus dafür aufbauen konnte. Nun hethrathete er auch ein recht gutes, fleißiges Mädchen, und nach einiger Zeit bekam seine Frau einen Sohn, den Du da siehst, und welcher August heißt. Die Mutter ist so eben in der Küche und bereitet das Mittagbrodt; siehst Du wohl, wie der Schornstein noch raucht? Vor einer Weile hat sie ihren Mann gerufen, und ihn gebeten, er möge, da er doch mit seiner Arbeit fertig sei, den August holen, der da unter dem Baume spiele, sie wollten essen; Auch möge er den Spitz und den Kater mitbringen, damit alle gleich ihr Theil vom Mittagbrodte bekämen. — Das hat der gute Vater denn auch gethan, und weil es so schönes Wetter ist, so hat er seine Frau gebeten, daß sie draußen essen mögten, und hat dazu schon den Tisch mit herausgenommen.“

Man sieht, auch Kermere können dergleichen mit vielfachen Veränderungen und Ver-

Besserungen benutzen, um ihren Kindern Freude zu machen, und sie — zu belehren.

Eins der zweckmäßigsten Spiele ist ein Baukasten. Bei vernünftiger Anleitung beschäftigt und vergnügt er die Kinder mehrere Jahre lang, und sie können dabei ungemein viel lernen.

Es giebt mehrere Arten derselben. Einige, um hölzerne, andere, um steinerne Gebäude damit nachzuahmen. Wären die für hölzerne Häuser, Scheunen, Ställe u. s. w. so eingerichtet, daß man sie (wie die Bausteine) auf mancherlei Weise zusammen setzen könnte, so würden sie — besonders auf dem Lande, wo man fast nur hölzerne Gebäude sieht — sehr nützlich sein; denn das Kind könnte diese desto leichter nachahmen.

Gewöhnlich aber kann man aus ihnen ewig nur dasselbe Haus bilden, und ihre Theile sind überdies vielfältig gezeichnet; so daß ein richtig geleiteter, zum Nachdenken, Suchen und Verbessern gewöhnter, Knabe ihrer bald überdrüssig wird. Doch nützen sie allerdings, denn sie bringen dem Kinde einen völs-

lig anschaulichen Begriff von einem hölzernen Hause, und allen dazu gehörigen Theilen bei.

Ist man reich genug, viele derselben zu kaufen, und wischt man späterhin, (verseht sich: in Uebereinstimmung mit dem Knaben!) die bezeichnenden Nummern aus; so wird ihr Nutzen sehr erhöht. Man kaufe dann auch Wind- und Wassermühlen, so wie andre Nachahmungen merkwürdiger Dinge, die das Kind gesehen hat; z. B. Schleusen, Salzwerke, Dampfmaschinen u. nur ist Hauptbedingung dabei, daß alles auseinander genommen und wieder zusammen gesetzt werden könne. Auch schaffe man möglichst bald die Bezeichnungen weg.

Sollte auch einmal beim unrichtigen Zusammensetzen etwas zerbrochen werden. Vater und Kind — mit der Zeit wird es das Kind allein thun! — werden dem Schaden wohl abhelfen können, und das Kind wird dadurch unmerklich zur Selbsthilfe und zu mechanischen Arbeiten geführt.

Ohne allen Vergleich wichtiger ist aber ein Baukasten mit behauenen Steinen (von Holz). In dem, welchen ich kaufte, befanden

sich Steine von einem Zoll ins Gevierte. Andre waren zwei, drei, vier bis zwölf Zoll lang. Alle diese waren einen Zoll dick.

Andre hatten einen viertel Zoll Dicke aber sechs, acht bis zwölf Zoll Länge, um damit in der Art, wie bei manchen antiken Gebäuden, das Dach zu verfertigen.

Außerdem hatten wir Gwölbesteine und schief hinabgehende, so daß wir eine steinerne Brücke bauen, und mit Auf- und Abfahrt versehen konnten. Auch an den Steinen zu den Brustwehren fehlte es nicht.

Hiermit bauten wir alles. Anfangs er mit mir, oder mit der Mutter. Späterhin, er allein. Große und kleine Häuser, Palläste, (namentlich diesen oder jenen, den Karl gesehen hatte,) Seitengebäude, Scheunen, Ställe, Brücken, Kirchen, Thürme, Wiesen und Gartenzäunungen mit Lusthäusern darin u. s. w. Jedes Gebäude wurde aber mit Menschen, Vieh, oder Hausgeräthe; die Scheunen mit Getreide aller Art oder Stroh, die Stallböden mit Heu, der Holzstall mit Holz, der Keller und die Vorrathskammern mit andern Dingen versehen.

Heu und Stroh war genug zu haben. Vorräthe bot der Garten dar, oder die Mutter schenkte sie, oder Karl nahm Sand, Erde, Steinschen u. s. w. Menschen und Thiere schnitzte anfangs die Mutter, nachher er selbst aus gelben Rüben, und versah sie mit hölzernen Füßen. Das Hausgeräth war gewöhnlich aus Papier gefertigt.

Karl war dann der Hausherr, hatte eine Frau, Kinder und Diensteute; ferner Pferde, Kühe, Schaafe, Schweine, Hühner, Gänse, Enten u. s. w. welche er alle theils besorgen ließ, theils selbst besorgte. Er übervah alles mit großer Aufmerksamkeit, und bedachte, ob und was ihm noch fehle. Hatte er sein Müßiggeld schon ausgegeben, so konnte er nichts mehr kaufen, sondern mußte sich für jetzt gedulden.

Man sieht leicht, welch' ein weites, ich möchte sagen, unübersehbliches, und doch höchst fruchtbares Feld sich hierdurch für Eltern und Kinder eröffnet. Ein richtig erzogenes Kind wird täglich Stundenlang bauen, denn es sinnt immer nach, erfindet immer etwas neues

und unterrichtet sich dabei auf eine vielfältige Weise.

So erfand Karl einst das durchbrochene Bauen, und reichte dadurch zwei bis dreimal so weit mit seinen Steinen. Seine Freude darüber war unglaublich groß, und seine Bauten gingen von jetzt an mehr ins Große. Daß wir einer solchen Erfindung verhältnißmäßigen Beifall gaben, versteht sich von selbst.

So wenig Spielzeug er besaß, und so lang der Winter auch auf dem Lande ist, so hatte Karl doch nie Langeweile, noch wurde er seiner Spiele ~~sehr~~ überdrüssig. Im Gegentheil er war immer sehr froh und glücklich dabei.

Die meisten Kinder bekommen so vielerlei Dinge zum Spielen, daß ihnen eins durch das andre gleichgültig wird. Zuletzt achten sie alles nicht mehr, wie sie sollten, denn sie sind übersättigt; verlangen immer neues, immer kostspieligeres, nur um es zu besitzen, weil sie es bei andern gesehen haben. An den zweckmäßigen Gebrauch, an Nutzen und Freude dabei ist nicht zu denken.

Sie gewöhnen sich vielmehr daran, — und das ist höchst schädlich für ihr künftiges Leben! — gleichgültig zu sein gegen das, was sie haben, und begehrtlich in Betreff alles dessen, was nicht ihnen gehört.

Ihre Weihnachtsgeschenke müssen mit der Zeit viel Geld kosten, und stehen bald unnütz da. Karlus machten einige Kleinigkeiten, die aber stets auf einen mannigfaltigen und nützlichen Gebrauch berechnet waren, unglaublich viel Freude.

Sobald es draußen erträglich war, lebte er im Freien, in den oben beschriebenen Umgebungen. Im Winter machte er, besonders bei hellem Froste, seine Spielreisen draußen, gehend, laufend, springend, (mit allerlei künstlichen Abwechselungen,) hinkend, auf einem Stocke reitend, mit dem Wagen oder Schlitten fahrend; alles nach den Umständen.

War das Wetter angenehmer und der Boden nicht mehr feucht, so war der Garten seine Wohnung. Ganze Stunden lang brachte er damit zu, Unkraut aufzuspißen, Spargel zu suchen, die verschiedenen Blätter oder Blüthen mit einander zu vergleichen; nachzu-

sehen

sehen, ob Pflanzen oder Blumen hervorkamen, zu sprossen oder zu blühen anfangen, und es uns zu melden; die unzähligen Insekten *), die kriechenden, laufenden, hüpfenden und fliegenden, zu beobachten, und uns nachher davon zu erzählen.

Hind er etwas, wovon er glaubte, wir wüßten nicht, daß es da sei: so brachte er es mit Jauchzen, und bat innig um Belehrung, was es sei und wozu es nütze. Vögel liebte er besonders. Ihre Nester waren ihm fast so heilig, wie: menschliche Wohnungen; ihre Jungen, wie: Kinder. Er konnte sich nicht satt daran sehen, wie künstlich und zweckmäßig so ein Nest gebaut sei; wie eifrig der Vogel brüte; wie sorglich er seinen Jungen zu fressen bringe; wie sie wuchsen, sich

II.

[6]

*) Von Furcht vor ihnen hatte er keinen Begriff. Schon auf unsern Armen zeigten wir sie ihm als etwas Angenehmes, erzählten ihm davon, und gewöhnten ihn daran: „Ein Junge muß sich nicht fürchten!“ und mehr dergleichen Erwählungen vollendeten, was wir auf die obige Weise anbahnten.

veränderten, besiedelten, fortflatterten, von den Eltern begleitet wurden, und endlich, kühn und frei! allein in die Welt hinaus, flogen. Das alles gab Stoff zu vielfältigen Belehrungen.

Wie hätten wir ihn ohne unsern Hof, Garten, Wiese und Wald so gottesfürchtig und fromm bilden können? Der Gedanke, daß Gott — nicht wir! — alles wachsen und gedeihen mache, durch Sonnenschein, Wind, Regen, Thau, Nebel ic., war so mit ihm verwachsen, daß er nichts grünen, nichts blühen sehen konnte, ohne dabei an Gott, den Schöpfer, Vater, Erhalter und Versorger aller Wesen zu denken.

Wir verwechselten daher nicht selten absichtlich die Sätze: es wächst, es blühet, es trägt Früchte! mit dem richtigeren: Gott läßt es wachsen, blühen, Früchte tragen! Auch wohl: Gott macht, daß es u. s. w.

In Betreff des Wetters, des gedeihlichen oder nicht gedeihlichen, drückten wir uns oft so aus.

War Karl also im Garten (oder überhaupt in der freien Natur!) so fühlte er sich recht eigentlich in dem irdischen, sichtbaren Reiche Gottes; wo die Allmacht, Weisheit und Güte des Ewigen überall walte, und täglich neue, für Menschen und Thiere höchst wohlthätige, Wunder wirke. Wie hätte er hier, in der Nähe, unter den Augen seines himmlischen Vaters, Böses denken, reden, oder thun können! —

„Ein noch nicht verleitetes Kind,“ behauptete ich mit Zuversicht, „wird, unter den angeführten Umständen, stets: gottesfürchtig und gottliebend, folglich: gehorsam, achtungs- und liebevoll, dankbar, fleißig, u. s. w. sein und sein müssen.“

Ich schließe diesen Abschnitt mit dem Bewußtsein, daß ich noch vieles hinzuzufügen hätte.

Der Spiele und Unterhaltungen, welche den strengeren Unterricht vorbereiteten oder anfangen, werde ich später erwähnen.

Siebenter Abschnitt.

Müssen Kinder viel mit andern Kindern spielen?

Da man mir immer aufs neue wiederholte, Karl müsse einen Gespielen oder eine Gespielin haben, sonst geniesse er seine Kindheit nicht, werde Langeweile empfinden, und misanthropisch oder gar eigensinnig werden; so gab ich endlich nach, und wählte, mit Zustimmung meiner Frau, nach einander zwei etwas ältere Mädchen, welche um diese Zeit offenbar die artigsten Kinder in der ganzen Gemeinde waren. Sie sangen, tanzten und spielten mit Karl, und er war dabei natürlich sehr vergnügt. Aber dasselbe Kind, welches vorher niemals eigensinnig gewesen war, wie eine Unwahrheit gesagt hatte, erlernte jetzt schnell beides. Auch gewöhnte er sich grobe Ausdrücke an, und erlaubte sich Willkühr und Herrschsucht, denn diese Kinder widerstanden ihm nicht, weil sie, kleiner Vortheile wegen, gern zu uns kamen.

Unsre Versicherungen, es werde uns lieb sein, wenn sie seiner Willkühr nicht nachgäben, sondern uns dieselbe anzeigten, halfen nichts.

Ihre Jahre, ihr Stand, ihre Erziehung und die damit nothwendig verbundenen Vorurtheile machten sie taub dagegen.

Wir hatten schon beschlossen, die Kinder wieder zu entfernen, als ein Thierchen, welches nicht auf Karls Kopfe geboren war, ihren ferneren Besuchen mit einem Male ein Ende machte.

All dieser Schade konnte geschehen, ungeachtet beständig einer von uns Eltern in der Nähe der Spielenden war. Was wäre wohl sonst noch vorgefallen, wenn wir uns um nichts bekümmert hätten! —

Wüßte dieser Vorgang uns dahin gebracht haben, daß wir unter keiner Bedingung jemals nachgegeben hätten, einen Gespielen für Karl in unser Haus zu nehmen! Wie viel glücklicher wäre dadurch unser Sohn, wie viel also auch jeder von uns geworden!

Es ist ein ehdrichter, und höchst schädlicher Wahn, daß Kinder nicht ohne Kinder heiter sein können.

Sie haben sie gern, das ist begreiflich. Denn sie brauchen bei Kindern weniger auf ihre Gedanken, Neigungen, Reden und Hand-

lungen zu achten, sehen sich nicht stets über-
wacht, nicht so oft übertroffen. Allein
man sei nur selbst Kind mit ihnen, verstehe
sich zu heiteren Pöffen, lasse das Kind bis-
weilen die Oberhand behalten, klüger sein,
als man selbst, eine höhere Würde bekleiden *)
u. s. w., so wird es sich auch beim Spiele
mit älteren Personen (oder mit seinen Eltern)
höchst glücklich fühlen, es wird dabei gewin-
nen, keine Unarten erlernen, und keinen
Schaden nehmen, was sonst so oft geschieht.

Am schlimmsten ist es, Kinder von unge-
bildeten Eltern, — wohl gar ohne nähere
Aufsicht — zu Gespielen eines gebildeteren zu
machen. Alle Nachteile, die ich davon, in
Hinsicht Karls, anführte, habe ich in andern
Familien stets wiedergefunden. (Oft weit bö-
sere!) Ich könnte viele Eltern nennen, die
ihr Verfahren hinterher sehr bereuten. Die
Tugenden des wohlerzogenen Kindes gehen
viel schwerer über auf die schlechterzogenen,

*) Bei der früher angegebenen Vorsicht schadet
das alles durchaus nicht.

als die Fehler dieser auf das noch gute Kind; denn — Tugenden kosten, besonders im Anfange! Anstrengung und Selbstüberwindung, weil sie gegen unsre Neigungen und Begierden sind. Fehler aber werden schnell angenommen, weil unsre Sinnlichkeit von selbst dahin neigt, und das böse Beispiel des kleinen Freundes Vorschub leistet.

Am gewagtesten ist das Veleinandersein in einem Institute, oder in einer öffentlichen Schule *¶*. In Betreff der letzten ist es daher schon seit mehr als dreißig Jahren ein ausgemachter Satz, daß kein verständiger Vater sein Kind, ohne die dringendste Noth, in die unteren Klassen derselben hingleibt, weil hier der Schlechterzogenen weit mehr zu sein pflegen, als in den oberen.

So lange unsre Schulen nicht zugleich Erziehungsanstalten sind; so lange nicht

*) Ich bitte sehr, hierüber den Karlo zu lesen. Er enthält eine Menge hierher gehöriger Erfahrungen; Sie sind sehr traurig, aber anschaulich dargestellt.

wenigstens die Schüler vom ersten Augenblicke bis zum letzten, (besonders also in den Zwischenviertelstunden, so e vor und nach der Schule) unter steter Aufsicht eines Lehrers sich befinden, so lange möchte der erfahrene Vater gern alles Schulgehn aufopfern, wenn nicht die Masse von Kenntnissen, welche eine größere Anzahl Lehrer mittheilen können, den Unterricht eines jeden in seinem Fache, so höchst wünschenswürdig machen.

In den Instituten kann es doch wenigstens; es sollte, es müßte also besser sein!

Man nehme nur sehr wenige Kinder zu sich, nur zwei bis drei z. B. so überseht man sie besser. Will man — aus wirthschaftlichen Gründen — gern funfzehn bis zwanzig nehmen, so halte man so viele Lehrer, daß nur zwei bis drei der Aufsicht eines Jeden anvertraut werden.

Wo keins von beiden beobachtet wird, müssen die von allen Weltgegenden her zusammengebrachten Fehler bald Gemeingut werden, folglich die wenigen mitgekommenen Tugenden überwachsen und ersicken.

Eine bare Thorheit ist es, zu wähnen: Kinder, welche nicht stets mit andern Kindern umgingen, könnten nicht verträglich sein, sich nicht in Andre schicken lernen. Ich habe unzählige Male das volle Gegentheil gefunden.

Karl, und jedes Kind, welches auf eine ähnliche Weise behandelt wurde, waren eben dadurch an Nachgiebigkeit gewöhnt. Sie wurde ihnen folglich nicht sauer. Andre ertrohen das, was sie verlangen, auf mancherlei Art von ihren Gespielen; sie gewöhnen sich folglich an diesen Troß. Hieraus entstehen dann Pöffe, Kniffe, Verstellung, Unwahrheiten, Zank, Eigensinn, Haß, Neid, Stolz, Beschimpfungen, Schlägerei, Nachtragen, Verläumdungen u. s. w. Von diesem allen bleibt ein Kind ganz frei, so lange es nur mit seinen Eltern, oder andern verständigen Personen, spielt.

Die Gelegenheit, mit Kindern zusammen zu kommen, bleibt von selbst nicht aus. Dann und wann! — besonders unter Aufsicht! Schadet dieser seltenere Umgang, wobei wenig

stens noch eine Art von Zurückhaltung ^{*)} statt findet, nichts. Karl hat auf seinen kleineren und größeren Reisen unendlich oft, (nach diesem Zuschnitte) mit andern Kindern spielen dürfen.

Er hat sich so gut in sie geschickt, daß sie ihn immer vorzüglich lieb gewonnen, und fast jedesmal mit Thränen von ihm Abschied nahmen. Gewöhnt an Ruhe, Heiterkeit, Ordnung und vernünftiges Nachdenken, selbst bei seinen Spielen, beobachtete er dies alles auch unter andern Kindern. Er konnte also nicht leicht Veranlassung zu Streit geben; im Gegentheil verhinderte er denselben oft, durch Hebung irgend eines Mißverständes; oder endete ihn, durch Bitten, Vorstellungen, Uebernehmen einer Beschwerde und dergleichen.

Da er (zu Hause) nie mit Jemand zankte und stritt, so schien ihm dies etwas sehr Widerliches und Unschickliches. Er fühlte bald, daß der Streit das Spiel auf-

^{*)} Kinder geben sich bekanntlich gern und schnell ganz, wie sie sind.

hebe; sein Blut war ferner nicht durch täglich wiederkehrende Zänkereien aufgeregt; es kam also nicht so schnell in Wallung, noch weniger in Hitze, als das Blut anderer, die so oft, so oft! zanken und streiten. Den Verdruß (den Aerger) der gewöhnlich dem Spiele der Kinder ein Ende macht, kannte er gar nicht. Er blieb also ruhig, wenn die andern heftig wurden. Bis zum Schimpfen und Schlagen hätte ihn auch der ungezogenste Dube schwerlich bringen können.

Ein Vorfall mag näher andeuten, wie ich dies alles meine.

Ich besuchte einst mit ihm den Prediger W. in B. Auf dem Gute waren zwei Töchter. Sie, die Kinder des Predigers, und Karl spielten im Pfarrgarten. Nach einer Stunde etwa kam Karl zu uns in die Stube, und machte sich dort etwas zu schaffen, damit wir nicht aufmerksam auf ihn werden sollten. Ich wurde es aber doch, und hieß ihn wieder in den Garten gehen. Er bat, ich möge ihn doch bei uns lassen. Ich begriff, daß das seine Gründe habe, und fragte ihn, warum? Er wich aber aus, weil er

Niemand verrathen, oder verklagen wollte.
„Er lese lieber in den Büchern, befehle die
Bilder gern, u. s. w.“

Jetzt zog ich ihn auf die Seite und be-
fahl ihm, mir die Wahrheit zu sagen; er ge-
stand mir: Fräulein v. G. habe ihn vom An-
fange an unartig behandelt. Das habe er
sich jedoch gefallen lassen. Zuletzt aber habe
sie ihm, beim Eintreffen in seine Stelle, (wo
er doch zur rechter Zeit gewesen wäre,) zuge-
rufen: „Na, kommst Du endlich? dummer
Junge!“

„Und was thatest Du?“ fragte ich neu-
gierig.

Er. Ich that, als ob ich es nicht hörte,
und spielte noch einige Augenblicke fort, bis
ich auf einer andern Stelle war. Dann sag-
te ich zu meinem Nachbar: ich müsse irgend
wohin gehen, und verließ den Garten. —
Sagen Sie aber dem Herrn Prediger nichts
davon! Er ärgert sich nur, und kann mir
doch nicht helfen. Sein Sohn, der es ge-
hört hatte, versicherte mich, daß sie oft un-
bescheiden sei! —

Fast alle Kinder, Knaben und Jünglinge, die ihn näher kennen lernten, haben ihn gern gehabt. Darüber, daß er sehr verträglich sei, sich gar gut in andre zu schicken wissen, war immer nur eine Stimme.

Ich kenne kein Beispiel, daß er sich — selbst im reiferen Alter! — mit irgend einem seiner vielen Jugendfreunde gezankt hätte; gar mit ihm zerfallen sei; so leicht doch beides bei dem ewigen Untersuchen, ja oft sehr lebhaften Streiten, gelehrte Gegenstände betreffend, der Fall hätte werden können. Fast möchte ich sagen: hätte werden müssen, weil seine Gegner gewöhnlich merklich älter waren, als er.

Aber, er schloß sich in der Regel nur an die Besseren an, und diese Bessern kannten ihn genau. Daher die innige Achtung und Liebe, welche sie ihm noch heute widmen. Das wechselseitige schöne Benehmen hat mich bisweilen bis zu Freudenthränen gerührt.

Dank Ihnen, theure junge Männer! daß Sie so zärtlich und daurend an ihm hingen! Seiner und meiner Achtung sind Sie gewiß!

Man lasse also das schädliche Vorurtheil fahren, daß Kinder nur durch Spielen mit andern Kindern froh und glücklich werden können. Mit eben dem Rechte könnte man sagen, man müsse sie viel bei dem Gesinde lassen; denn aus ganz ähnlichen Ursachen sind sie auch gern bei diesem. Aber — wer wird sinnlos genug sein, sie, ohne wahrhaftige Noth! dahin zu geben! —

Achter Abschnitt.

It ist wahr, daß die Kinder sich dumm schlafen;

Wenn es wahr wäre, so hätte mein Sohn sich durchaus dumm schlafen müssen; denn es mag wohl nur sehr wenig Kinder geben, welche so viel und fest schlafen, als er stets geschlafen hat.

Trotz den tausendfältigen Warnungen und Unglücksvorhersagungen, selbst verständiger Menschen, folgte ich dem Wink der Natur, und vermochte meine Frau, mir dabei an die Hand zu gehen.

Das Wesen, das vor kurzem noch beständig in dem sehr warmen Inneren der Mutter gelegen hatte, wurde auch von uns anfangs sehr warm gehalten; jedoch alle Tage etwas weniger! bis es nach einigen Wochen an die Wärme des Zimmers und der Luft, ohne allen Schaden, gewöhnt war. Dazu kam uns der Monat Julius, an dessen erstem Tage Karl geboren wurde, ungemein zu Hülfe.

Sein Bettchen bestand bloß aus einer vorzüglich guten Matratze von Pferdehaaren, welche alle Tage gesounnt, und sehr oft ausgelopft wurde; aus einem stets reinen Laken darüber, worauf ein dünnes Kissen von Pferdehaaren und ein weis überzogenes Kopfkissen lagen. Zugedeckt wurde er mit einem leichten Deckbettchen, dessen Ueberzug wir oft wechselten.

Gewiegt haben wir ihn niemals! Denn ich halte mich überzeugt, daß weit mehr Kinder dumm gewiegt werden, als sich dumm schlafen. (Vielleicht kommt eben daher jene unrichtige Meinung.)

Das Biegen im Arme (das Bewegen, ein mäßiges Emporheben und Niedersenken

des Kindes,) macht demselben Freude, und kann nicht leicht schaden. Das haben wir daher auch wohl gethan und geschehen lassen.

Dagegen kann, so wenigstens, wie meistens gewiegt wird, der damit verbundene Lärm und das heftige Schaukeln auf das Gehirn des Kindes, folglich auch auf seinen Verstand, keinen vortheilhaften Einfluß haben. Ein Erwachsener würde davon halb dämlich werden; und ich sehe nicht ein, weshalb es bei einem kleinen Kinde, wo doch alles noch viel weicher, dreierartiger ist, daher leichter in einander fließt, und schädlicher Weise vermischet werden kann, nicht so sein sollte! — Ich schweige davon, daß wiegende Dienstmädchen, besonders Kinder, oft mit der Wange hart anschlagen, wohl gar das hilflose Wesen herauswerfen, wenn sein Deckbette nicht mehrfach überbunden ist, (was doch unzählige Male vergessen wird.) Denn alsdann muß das Kind wohl dumm, oder auf andre Arten verkrüppelt werden.

Alles dies hatten wir nicht zu befürchten. Sein Bettgestelle war feststehend, und ringsumher mit ziemlich hohen Gittern umgeben.
Durch

Durch sie konnte das Kind hindurch und umhersehen, doch aber war es gesichert. Damit man es im ganzen Zimmer allenthalben mit leichter Mühe dicht neben sich haben könne, waren die vier Füße mit messingenen Rollen versehen. Wir mochten also essen, oder mit irgend einer Arbeit am Tische, am Fenster, oder am Ofen beschäftigt sein: unser Auge ruhte fast unaufhörlich auf dem geliebten Wesen. Zur größeren Bequemlichkeit ließen wir den Boden, auf welchem die Matratze lag, so hoch machen, daß wir beim Sitzen, mit Leichtigkeit das Kind hineinlegen oder herausnehmen konnten. Darunter waren zwei Schubladen, jedoch bloß für die nöthige reine und völlig ausgetrocknete, Wäsche, Anzüge &c. Unter diesen befand sich, bis zur Erde hin, noch ein Raum von mehr als einem Fuß, damit die Luft stets darunter durchspielen könne.

So lange Karl nicht milde war, wurde er getragen, oder gefahren; beides so viel als möglich im Freien, oder er wurde in sein Bettchen gelegt, und durch Spielen unterhalten. Späterhin saß er nach der oben beschrie-

benen Art auf der Fußdecke, oder auch in seinem Bette.

Wurde er dann müde, so schlief er, — auch ungewiegt! — schnell ein. Er ist, seitdem er allein gehen konnte, nicht selten sogar auf unbedeckten Brettern und Steinen eingeschlummert und hat sehr süß darauf geruht.

Schlief er, so glich er einem Gestorbenen, dem nur Athem, Farbe und Heiterkeit in den Mienen geblieben waren. Man konnte ihn anrühren, aufnehmen, umhertragen, anders wohin legen; ich glaube, man hätte ihm andere Bäsche anziehen können. Er schlief fort, und schlief ziemlich lange.

Erwachte er endlich, so lächelte er uns, (und einer von uns ihm,) freundlich entgegen. Ich darf sagen, daß es auch nicht ein einziges Mal an ihm wahr geworden ist: „Wenn die Kinder aus dem Schlafe kommen, so weinen sie!“ Wo dies der Fall ist, sind meistens Misgriffe, oder Uebermaas im Betreff der Nahrungsmittel des Kindes schuld. Wer etwas ihm Schädliches oder ein wenig zuviel gegessen hat, wird sich beim Er-

wachen unwohl fühlen. Als kleines Kind würde er also weinen.

Wer ferner in einem schmutzigen Bette, oder in einem Winkel schläft, wo die Luft unrein ist, wird sich gewiß beim Erwachen unwohl fühlen. Ehemals mußten aber, leider! fast alle Kinder in solchen Betten oder Winkeln schlafen.

Sobald ich das erstemal bemerkte, daß Karl sich aufzurichten versuchte, durfte er nicht mehr in seinem bisherigen Bettgestelle schlafen, sondern seine Matratze und Zubehör wurden auf die Dielen des Fußbodens zwischen die vier Seitengitter gelegt, welche wir aus seinem Bettgestelle herausgenommen und um ihn her zusammengefügt hatten. An Herausstürzen, wodurch so viele Kinder, mit und ohne Wissen ihrer Eltern, unglücklich gemacht werden, war also bei Karl nicht zu denken.

„Aber wie lange schlief er denn wohl?“ höre ich fragen. Ich muß lächeln, indem ich darauf der reinsten Wahrheit gemäß antworte: Anfangs nur ungefähr so viel wie andre Kinder seines Alters, dann mehr

und immer mehr, verhältnißmäßig! — Im achten, neunten, zehnten bis zwölften Jahre, folglich so lange, daß alle, die es gewahr wurden, darüber erstaunten, und nur sehr hellsehende Aerzte es gut hießen. Bloß „gelehrte“ fanden es: „erschrecklich!“ Ich lächelte darüber, wie ich denn gar oft in meinem Leben über die „Gelehrsamkeit,“ die wenig mehr versteht, als: „gelehrt zu sein,“ habe lächeln müssen.

Das Erzählte scheint sonderbar, kommt dem Kurzsichtigen, mit einigem Schelte des Rechts: „erschrecklich“ vor! Ist es aber gar nicht, sondern vielmehr ganz in der Natur der Dinge: folglich für alle, die nicht etwa den Wald vor Bäumen verkennen: „der Vernunft, so wie der vernünftigen Erwartung gemäß.“

Als Karl eben geboren war, konnten wir, so gut wie noch gar nicht, auf ihn einwirken; folglich schlief er, wie andre Kinder seines Alters. Kaum fing er an, unser (oben beschriebenes) Spielen mit ihm zu bemerken, so nahm er Antheil daran. Dies Antheilnehmen beschäftigte ihn aber, regte ihn auf,

brachte sehr Blut, seine Säfte, seine körperlichen und geistigen Kräfte in größere Thätigkeit. Er mußte also länger wachen können; wenn es uns zweckmäßig schien, daß er länger wachen sollte: dann aber auch desto fester und ungestörter schlafen.

Da ich beides jezt Erwähnte mit Gewißheit vorausah, so machte ich davon zum Besten der Mutter, (und des Kindes,) folgenden Gebrauch.

Wir suchten ihn zu einer gewissen Ordnung im Schlafen zu gewöhnen; und dies glückte uns um so leichter, da wir die Mittel kannten, ihn lange, ja allmählig bis zu denen Zeitpunkten hin, munter zu erhalten, von wo an uns sein Schlafen bequem, folglich angenehm war.

Die allgemeine Beschwerde der Mütter ist: „Ach, mein Kind stört mich so oft des Nachts im Schlaf! Dabei komme ich ganz herunter! Stundenlang muß ich bei ihm wachen! Oft mehr als einmal in einer Nacht! Dann bin ich am andern Morgen müder, als ich am Abend beim zu Bettgehen war; und den Tag über bin ich matt; kann meine Ge-

schäfte nicht gehörig besorgen; bin überläunig; habe keine Neigung zum Essen, und kann daher auch dem Kinde keine gesunde Nahrung schaffen.“

Von dem allen hat meine Frau nicht das allergeringste empfunden. Karl schlief, nach einiger Zeit, in der Regel: wenn wir es wünschten. Sie konnten uns also mit dem Essen, Trinken, Arbeiten (jeder Art) Ausgehen, Schlafen u. s. w. einrichten, wie es uns zweckmäßig schien; denn Karl hinderte uns wenig darin.

Begreiflich stellten sich in den langen Winternächten Bedürfnisse mehrerlei Art für ihn ein. Davon erwachte er natürlich, und meldete sie, durch ein eigenes Dehnen, Bewegen, und durch ganz eigenthümliche, in jedem Falle, verschiedenartige, Töne. Es war (und ist wahrscheinlich bei fast allen Kindern so!) als ob er die mannigfaltigen Beschwerden, die ihn drückten, auch auf mannigfaltige Art hätte melden (durch Worte anzeigen) wollen.

Das Ohr einer rechtschaffenen Mutter hört sehr leise! Karls Bitte stand aber dicht neben dem meiner Frau. Sie wußte

also sehr schnell, daß er wache; und merkte bald, was ihm fehle. Dem wurde dann augenblicklich abgeholfen, und in wenig Minuten schlief das Kind wieder fester, als zuvor.

Meine Frau schlief deshalb gewöhnlich rein aus; war am Morgen heiter, den Tag über kraftvoll, aß und trank wie sonst, ja mit noch mehr Neigung dazu, und bereitete dadurch ihrem Kinde eine gesunde und hinreichende Nahrung.

Als aber die körperliche und geistige Thätigkeit des Kindes zunahm; als er im Zimmer (auf der wollenen Decke) umherzukriechen, ja zu gehen anfang, als wir uns nachgrade förmlich mit ihm unterhalten konnten; als mit der Zeit mannigfaltige Kräfte seines Körpers und besonders seines Geistes in Anregung gebracht waren, und in Übung erhalten wurden; da schlief er mit jeder Woche, mit jedem Monate, verhältnißmäßig! länger.

Die Schulmenschen und ihre Nachbeter bedauerten es, aber, ich danke Gott innig dafür.

So ist es sehr lange fortgegangen! Die (erwartete) glückliche Folge davon war, daß

selbst ungewöhnliche Geistesanstrengungen ihm nicht schadeten, wohl aber seinen Schlaf um etwas verlängerten, vielleicht auch etwas fester machten, als er sonst zu sein pflegte.

Als er bald zehn Jahr alt war, trafen wir den Herrn Dr. M. in A. — n, einen sehr gelehrten, und doch dabei gelehrten, Arzt in N. Es war Abend. Wir hatten einen für Karl bedeutenden Weg zu Fuße gemacht. M. bat uns, noch mit ihm nach A. zu fahren, welches zwei, oder gar drei deutsche Meilen entfernt war. Wir nahmen es an. Unterweges plauderte M. viel mit Karl, bis wir beide zuletzt in ein tiefergehendes medizinisches Gespräch verwickelt wurden. Nun erst schlief Karl ein.

Wir kamen jetzt aber bald in A. an. Karl wurde schlafend aus dem Wagen getragen, ausgezogen und ins Bette gelegt: und schlief am andern Morgen so lange, so fest, und so süß, daß M. — der ihn mit großer Sorgfalt persönlich beobachtete, darüber in das fröhlichste Erstaunen gerieth.

Ich möchte nicht gern die Unwahrheit

sagen; aber ich glaube, er schlief zusammen gegen dreizehn Stunden.

Dafür war er indeß auch, von dem Augenblicke des Erwachens an, heiter, kräftig, hungrig und durstig, wie jemals.

„Ich gehörte auch zu den Zweiflern, zu den Unglückspropheten, sagte M. scherzhaft. Sie wissen, was ich noch gestern Abend behauptete. Seitdem ich aber dies selbst mit angesehen habe, bin ich bekehrt. Sie haben nichts zu befürchten.“

Daß Hufeland (und alle gescheute Aerzte mit ihm) auf eine ähnliche Weise urtheilten, ist oben erzählt.

Ich habe nie einen Menschen gekannt, der während des Tages kräftiger lebendig und während der Nacht bei der blühendsten Gesundheit rothenähnlicher gewesen wäre, als mein Sohn.

So wahrte es fort, bis sein Heranwachsen ihn in Punkten dieser Art meinem unmittelbaren Einwirken entzog. Da fing er an, sich zu schämen, daß er so lange schlafe. Da machte er die falsche Rechnung; daß wer lang wache, auch mehr (selbst dem innern

Gehalte nach? —) thun könne; und was wohl die Hauptsache war, seine Freunde, die, natürlich! nicht durchblicken konnten, bespöttelten ihn. Er zwang sich also, seinen Schlaf abzukürzen, und es gelang ihm. Mir hat es immer geschienen, daß er nach einer kürzeren Ruhe, auch weniger schnell, und weniger kräftig arbeite, daß also den Tag über nicht mehr, dem innern Gehalte nach aber: weit weniger von ihm gethan werde, als wenn er lange geschlafen hatte.

Deshalb hat ich ihn oft, jene falsche Schaam abzulegen, und ich hoffe, daß er mir — zu seinem Wohle! — hierin immer mehr folgen werde. Wollte Gott, ich könnte es für mich erzwingen! — Ich würde mehr und würde es kräftiger leisten.

Daß mein Sohn sich nicht dumm geschlafen hat, liegt am Tage. Doch: aber schließ er, wirklich ungewöhnlich lange und fest. Woher kommt denn jene Spruchlehre? Oder, was ist wahres daran? Ich will darauf mit Wenigem zu antworten suchen:

In der roheren Zeit, wo man nur an das Aufziehen, weniger an das Erziehen

dachte, aßen die Kinder, wie bei den Bauern noch jetzt! den ganzen Tag über bis tief in die Nacht. Von vielen solchen Tischen kommt ~~man~~ das Brodt nie weg, und das Kind — ist, so oft es Eßwaaren sieht.

Wenn dann so ein überfülltes Wesen zum Schlaf gelangt, so ist der Schlaf unruhig; wird es wenigstens sogleich, nachdem das dringendste Bedürfnis des Ausruhens gestillt ist. Ein unruhiger Schlaf ist aber freilich schädlich, schwächt, statt zu stärken, und macht mislaunig, statt zu erheitern. Da war dann die Bemerkung richtig, das man sich wohler, heittrer, körperlich und geistig: kräftiger befände, wenn man weniger lange geschlafen, wenn man etwa beim ersten, oder doch zweiten Erwachen aufgestanden war.

Auf ein solches mehrmaliges Wiedereinschlafen erfolgen gewöhnlich Morgenträume. Hat man zuviel gegessen, oder ist man sonst unwohl; so sind sie unangenehm auf mancherlei Art. Sie schwächen also.

Erlaubt sich der vollkommen gesunde Mensch, besonders als Knabe, Jüngling oder Mädchen, mehrmals wieder einzuschlafen,

wenn es doch nicht mehr nothwendig wäre; so erfolgen ebenfalls Morgenträume. Sie sind freilich angenehmer, beschäftigen aber doch, und sind oft wollüstig, dann schwächen sie ebenfalls, und geben bisweilen zu mancherlei Bösem nach dem völligen Erwachen, Anlaß.

Das Beste bleibe also wohl: „Man lasse das Kind schlafen, so lange es will, und halte sich mit Sorgfalt, es in seinem Schlafe zu stören. Erwacht es dann aber, (ohne daß ein außerordentliches Bedürfnis daran Ursache ist,) so lasse man es augenblicklich aufstehen, und unterhalte es heiter!“ Anfangs muß man es freilich gegen die Zeit des Aufwachens beobachten! Allmählig kann man es zum: Aufen gewöhnen, und ein gutes Kind thut dies gewiß. Man darf aber eben so wenig das Kind früher zu Bette legen, als bis es müde ist. Der Fall, von welchem meine Frau im ersten Bande Seite 187 erzählt, war ein: „Fehler“ und bestrafte sich augenblicklich durch das unzeitige Hin- und Hersinnen des Kindes.

Sollte ihm ja noch etwas Schlaf nöthig gewesen sein, so wird es denselben das nächste Mal nachholen.

Schläft es lange? — Desto besser! Dumm schläft es sich wahrhaftig nicht! eher: klug!

Neunter Abschnitt.

Karls Ernährungsweise.

Auch mit ihr ging es, nach vorher überdachten, und gemeinschaftlich besprochenen Grundsätzen, höchst einfach und natürlich zu.

Meine Frau änderte während der Schwangerschaft ihre gewöhnliche Lebensweise fast gar nicht; höchstens vermied sie die schwereren Gemüse, oder aß etwas weniger von ihnen, als sonst. Grade eben so verfuhr sie, als sie Karl säugte.

Man wußte, daß wir keine Nanne nehmen wollten; man wußte, daß Karl — wenn meine Frau Nahrung genug für ihn habe — nichts weiter genießen solle, als: die Mut-

termilch; man gerieth also sehr für uns, und für Karl in Sorgen. Denn, hieß es, die Mutter ist nicht groß, nicht stark, (dick). Wie soll sie das Kind hinlänglich ernähren können! —

Da kamen denn von allen Seiten her Rathschläge, welche, — wenn ich unvernünftig oder weichlich genug gewesen wäre, sie befolgen zu lassen, — meine Frau krank gemacht und meinen Sohn getödtet, oder zu einem Stiebling umgestaltet haben würden.

Man denke sich, eine Person, die (wie doch alle Rathgeber und Rathgeberinnen ratheten) nie etwas anders genossen hatte, als die gewöhnlichen Speisen unsers Stander; die nie etwas anders trank als reines Wasser ungeachtet sie so oft! alle kostbaren Getränke umsonst haben konnte; deren Frühstück, mit mir im Garten umhergehend, Butterbrodt und ein Glas Wasser war; die Nachmittags weder Kaffee noch Thee trank, und des Abends etwas höchst Einfaches, oder ein Butterbrodt aß, und — wohl zu merken! — bei dieser Lebensweise erzogen war, sich annehmend wohl dabei befand, und sehr heiter dabei zu

sein pflegte; — dieselbe Person sollte jetzt mit einem Male: *)

„des Morgens im Bett zwei Tassen sehr starken Kaffee mit vorzüglich gutem Rahm trinken, und dazu ein Prähelchen oder des etwas essen; sollte gegen zehn Uhr eine große (oder zwei kleine) Tasse starker Chocolate, mit etwas in Butter gerösteter Semmel genießen. Habe sie vor Tische noch zu etwas Appetit, oder währe es etwas länger als gewöhnlich, bis zum Mittagbrodte, so müsse sie eine (bis zwei) Tasse guter Fleischbrühe trinken. Mittags dürfe sie nur kräftige Fleischsuppe, feines Gemüse, und Hühner-, Enten- oder Wildbraten, nebst etwas Nährendem oder Erquickendem dazu, essen. Bei Tische ein paar Gläser alten Franzwein; oder sehr guten rothen Wein (der ausdrücklich nachgewiesen wurde), den ganzen Tag über aber sehr starkes Bier, am besten: Merseburger mit Zucker!“ Nach Tische wieder

*) Was nun folgt, ist bloß die Zusammenstellung dessen, was man uns anrath.

ein paar Tassen, aber vorzüglich guten, Kaffee mit Rahm; zwischen fünf und sechs Uhr ein paar Tassen Thee mit Prähelchen, oder gute Fleischbrühe; und Abends Fleischsuppe nebst etwas Gebratenem. Dazu ein Glas Wein, und nachher das beschriebene Bier.

Der Wirthschaftsgeschäfte müsse sie sich dabei ganz ent schlagen und — nicht so viel umherlaufen, sondern bloß unsern Garten manchmal auf- und abgehen.“

Hätten wir dies befolgt, so wäre meine Frau wahrscheinlich — wie schon viele! — am Milchfieber erkrankt, und am Kindbettfieber gestorben; und doch sollte sie, nach meiner, auf die Einrichtung der menschlichen Natur, und auf Erfahrung gegründeten, Hoffnung, weder Milch- noch Kindbett- noch irgend eine Art von Fieber oder Krankheit bekommen. Die Milch sollte un bemerkt eintreten, immer genug davon da sein, und doch sich, beim Entwöhnen, eben so unvermerkt verlieren, als sie gekommen war.

Wäre meine Frau bei jener Ernährungsweise (durch eine Art von Wunder!) am Leben

ben und gesund geblieben, so würde Karl ein sogenannter dicker Dalg *) geworden sein, der Mutter alle Nächte hindurch wegen seiner Unruhe viel zu schaffen gemacht, viel am Zahnen gelitten, und — alle Kinderkrankheiten mit ihren mannigfaltigen Schmerzen und — vielfach schädlichen Folgen auszustehen gehabt haben. Von dem allen durfte aber — unter Gottes Beistand! — nichts statt fin-

*) Bekanntlich sehnen sich fast alle Mütter danach, recht runde Kinder zu haben. Sie halten es für einen Vorzug ihres Pflegsings und für einen Beweis der Güte ihrer Erziehungsweise. Der Spottname: *crassa minerva* (d. h. dicke Minerva!) hat aber gewiß seinen guten Grund. Denn wo — bei kleinen Kindern wenigstens! — der Körper dick ist, wird meistens auch das Gehirn zu sehr vergrößert, oder gedrückt! Genug, die einzelnen Werkzeuge der Geistigkeit, vermögen selten, sich leicht und kräftig zu bewegen. Trägheit, langsame Denken und Stumpfheit der Urtheilskraft habe ich bei dicken Kindern weit öfter als bei milder fetten gefunden. Man kann aber die „Ausgepfifftheit“ gar leicht vermeiden.

den, wenn ich anders mit Nutzen medizinische Kollegia gehört, und nachher aufmerksam und richtig beobachtet hatte.

So sehr meine, noch unerfahrene, Frau sich auch zu der ihr anempfohlenen Lebensweise angeleckt fühlen mochte, so muß ich ihr doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie, im Vertrauen auf mich, dieselbe sowohl im Ganzen, als theilweise verwarf, und ihre gewohnte Lebensweise fortsetzte, sich auch der Wirthschaftsgeschäfte fernerhin annahm, und das „Umherlaufen“ nicht unterließ. Es gereicht ihr dies doppelt zur Ehre, weil sie durch den bekannten Gemeinsspruch: „Aber alle sagen es ja! Willst Du allein es denn besser wissen?“ mich hätte sehr in Verlegenheit setzen können. Daß sie, als menschliches Wesen, bisweilen auch wirklich so dachte, ist mir nicht entgangen. Sie äußerte es aber nur selten, denn eine fast vierjährige Erfahrung hatte ihr schon gezeigt, daß mein stets einfaches Behandeln des menschlichen Körpers zweckmäßig sei.

Die einzige Veränderung, welche sie, schon bei dem früheren Kinde, in ihrer Lebensweise

vorgenommen hatte, und jetzt wieder vornahm, war, daß sie Morgens und Abends eine dünne Mehls- oder Griesuppe aß, und Mittags etwas mehr Suppe genoß, als sonst. Dafür trat aber auch vom ersten Augenblicke an die Milch bei ihr ein, ohne daß sie das geringste empfand. Milchversehrungen, Milchfieber und dergleichen kannte sie bloß vom Hörensagen.

Ferner hatte sie stets so viel Nahrung für Karl, daß er neben der Mutterbrust nichts genoß, und doch reichlich ernährt werden konnte. So viel vermag, und so wenig bedarf eine noch reine, unverdorbene menschliche Natur.

An ein Kindbettfieber u. s. w. war nicht zu denken.

Wie leicht meine Frau es aber hätte bekommen können, und wie gewiß unser Kind würde aufgeopfert worden sein, wenn wir keinen weisen Rathschlägen Gehör gegeben hätten, beweist Folgendes: Auf einer Kindtaufe bei K. wo meine Frau (wie immer!) heiter war, Eßlust hatte, und unter mehreren eine Fleischspeise fand, die ihr besonders gut schmeck-

te, hatte sie vielleicht etwas mehr Fleisch genossen, als, für den Abend, zweckmäßig war. Sie selbst befand sich am andern Tage ganz wohl, aber ihre Milch hatte schon nicht mehr die Milde behalten, an welche Karl gewöhnt war. Er bekam daher etwas Hitze und ein leichtes Fieber. Statt aller Arznei für ihn, aß seine Mutter an diesem Tage merklich weniger Fleisch, genoß mehr Dünnes, und ging etwas weiter umher unter Gottes freiem Himmel. Diese Kur machte, daß Karl am folgenden Tage wieder so gesund und munter war, wie ein Fisch im Wasser.

Wenn wir sein Unwohlsein aber nicht bemerkt, nicht richtig hergeleitet, folglich durch Arzneien — das heißt, durch eine Art von Gift! — zu heben gesucht hätten! — wenn meine Frau dabei in der Fleischfütterung vorgeschritten wäre! — Wie dann? ! —

Doch an so etwas dachten unsre Rathgeber und geberinnen nicht, oder vielmehr: sie wollten nicht daran denken; sondern meinten, (wie so viele Menschen!) daß ihr Rath unfehlbar gut sei, daß man ihn also befolgen müsse, wenn man anders Achtung für sie

besitze: In ihrer Kurzsichtigkeit verwech-
selt solche Leute die Begriffe: Rath und
Befehl, mit einander. Bei Gelehrten vom
Handwerk habe ich diese Verwechslung vor-
züglich oft bemerkt und nicht selten sehr drük-
kend empfunden. Ausdrücke, wie: Consilium
und Iussum (oder praeceptum) hätten sie
sicher besser unterschieden. Die Folge wird
dies satzsam beweisen.

Ich habe nie in meinem Leben die große
Kurst verstanden, 'Ja! zu sagen und nein!
zu thun; folglich suchte ich anfangs unsre
Rathgeber zu überzeugen, daß es wohl besser
sein möchte, wenn u. s. w. Aber darin feh-
lte ich sehr. Sogleich ging, wie gewöhnlich!
die Verläumdung von Dieskau aus, über
Halle, nach allen Seiten hin, wo man mich
kannte, ich sei rechthaberisch, stolz, eitel, ge-
zig, misgünstig gegen meine Frau, wolle alles
besser wissen, und mehr dergleichen menschen-
freundliche Bemerkungen. Doch hielt man
für jetzt noch an sich, weil man hoffte, daß
meine Frau dabei schwach werden, und
mein Sohn davon sterben werde. Als aber
beides nicht geschah, als vielmehr alle heim-

liche und öffentliche Erkundigungen meinen Gegnern, zu ihrem Leidwesen, bewiesen, daß ich Recht behielt; da wurden sie angebracht als zuvor gegen mich. Es war eine Art von Ingrimm darüber, daß ich es besser verstanden habe, als sie; sie verlästerten mich daher nun im Allgemeinen, statt daß sie es vorher meistens beziehungsweise gethan hatten. *)

Von der Zeit schreibt sich insbesondere die Redensart her, welche man so viele Jahre hindurch in Halle auf mich bezogen hat: ich sei ein Günstling des Glückes. Denn daß das Gelingen dieses (und manches anderen)

*) Aus dem gleichen Grunde ging es mir, als meines Sohnes Erziehung glücklich endete, von Halle aus mit jedem Jahre mehr so. Bosheit und Lücke wütheten darüber, daß ich sie so lange schweigend verachtet hatte, und jetzt stehend da stand. Siehe H. G. Eberhard, Bos und Konforten. Es ist eine — gar sonderbare — Rechthchkeit, die es solchen Männern erlaubt, ihr Blatt: „vilant“ zu machen durch die geschändete Ehre eines Vaters und Sohnes, welche ihnen doch nichts Böses erwiesen.

Planes die Folge gereifter Erfahrung, vernünftiger Ueberlegung und eiserner Beharrlichkeit sei, durfte man ja nicht zugeben.

Karl sog neun Monate lang, und genoß dabei nichts weiter. Ein einziges Mal gab ich der allgemeinen Versicherung: „Die Mutter werde dabei zu sehr angegriffen werden,“ aus menschlicher Schwäche, nach. Wir versuchten Karl mit Vorsicht daneben zu füttern. Aber Mutter und Kind fühlten sich schnell unwohl: wir kehrten also zu den Besseren zurück.

Erst, als er entwöhnt werden sollte, gaben wir ihm dann und wann ein wenig Suppe von geriebener (harter) Semmel mit Wasser und etwas Butter. Allmählig thaten wir dies öfter; zugleich hielt sich meine Frau mehr von dem Kinde entfernt. Es verlangte folglich, und sie gab ihm, seltener zu trinken. Nach mehreren Tagen vergaß Karl, saugen zu wollen, und seine Mutter verlor die Milch, ohne zu wissen: wie?

Jetzt wechselte die erwähnte Suppe für Karl öfters mit einer ähnlichen von Gries ab: auch kochte meine Frau den Gries bisweilen mit — ganz frischer — Milch. Etwas

Später bekam er zuweilen Fleischsuppe, die wir mit Wasser verdünnten, wenn sie uns zu kräftig schien. Nach und nach wurde er an leichte Gemüse gewöhnt, zuletzt an alles, was wir aßen, nur daß wir ihm verhältnißmäßig wenig Fleisch gaben. Als Folge dieses naturgemäßen Verfahrens bekam er einen Zahn nach dem andern, ohne daß er es empfand und wir etwas davon bemerkten.

Bei meiner Frau wurde das Verlieren der Milch auf folgende Art vorbereitet: Sie aß von dem an, als Karl entwöhnt werden sollte, merklich weniger, am wenigsten Fleisch und nahrhafte Speisen; so daß sie bisweilen wirklich hungerte, und trank viel Wasser. Dadurch wurde die Milch auffallend dünner, lief aus, wenn Karl sie nicht trank, und verzog sich nach mehreren Tagen ohne alle Schmerzen.

In den ersten zwei Jahren bekam das Kind des Morgens noch: Suppe; nachher das, was wir genossen: Butterbrod und frisches Wasser. Bis zum vierten Jahre etwa wurde ihm zwischen zehn und elf Uhr ein zweites Butterbrod gereicht.

Trotz unserer strengen Aufmerksamkeit steckte man dem Kinde doch bisweilen heimlich etwas zu, besonders thaten dies die Bäuerinnen, weil solche Leute ihre Liebe nicht anders an den Tag zu legen wissen. Einmal hätte er aber leicht großen Schaden nehmen können, denn Fr. P. G. in N. hatte ihn, der damals noch sog, heimlich mit Blutwurst gefüttert. Als Karl sich am andern Tage unwohl befand, erfuhren wir es von der Tagelöhnerin, die mit uns gewesen war, um Karl dahin zu fahren.

Mit dem Anfange seines dritten Jahres war seine Nahrung völlig die unsrige. Auf sein einfaches Frühstück und nach seinem vollständigen Umherwandern im Freien, schmeckte ihm das Mittagbrod in der Regel ganz vortreflich. Er wurde daran gewöhnt, alles zu essen. Wir verbanden dabei, wie in der ganzen Erziehung! Liebe mit Ernst und Vernunft. Unsere Gerichte wurden an jedem Tage frisch gekocht, und stets gut bereitet. Kam darunter etwas vor, was ihm nicht schmeckte, so nahmen wir in so weit auf die Einrichtung der menschlichen Natur Rücksicht,

•

7

daß wir ihn nicht zwingen, viel von der ihm noch widerlichen Speise zu genießen. Er bekam anfangs nur sehr wenig davon, und durfte Brodt oder sonst etwas paßliches dazu essen. Zugleich machten wir ihn aber durch Vorstellungen und — durch Hülfe einer (da zu erfundenen) Geschichte — darauf aufmerksam, daß er sich durch diesen Widerwillen um einen großen Genuß bringe, indem uns, und vielen andern Menschen, jene Speise unheimlich schmecke. „Wir freuen uns jedesmal, wenn sie kommt! sagten wir, und Du grämst Dich! Lerne sie essen! so hast Du den Gram nicht mehr, sondern statt dessen; Freude, wie wir!“ Da wir Eltern durchaus alle Gerichte aßen, so konnten wir auch ihn um so besser dazu anhalten, und zugleich auf unser Beispiel verweisen. Wirklich dauerte es nicht lange, so aß er alles.

Um vier Uhr erhielt er ein Butterbrodt und trank sein Töpfchen voll Wasser dazu. Oft verbat er sich die Butter, weil er aus kleinen Geschichten den Nutzen der Bedürfnislosigkeit gelernt hatte. Abends genoß

er seine Curve, meistens etwas früher, als wir, um zeitig zu Bette gehen zu können.

Wir erinnern uns nicht, daß er sich zu Hause jemals den Magen verdorben hätte. Auch auswärts ist es nur sehr wenige Male geschehen, und kaum zu bemerken gewesen. Freilich stopfte man ihn gar zu gern, aus sogenannter Liebe; kaum aber war er zu einigem Verstande gekommen, so nahm er es nicht weiter an, sondern wiederholte, auch bei den köstlichsten Leckerbissen, zum Erstaunen, ja oft zum großen Aerger derer, welche sie ihm geben wollten: „Ich danke Ihnen! ich bin satt!“

Ich betheure hiermit aufs heiligste, daß die alberne Liebe (zu Karl) so weit ging, daß dergleichen Menschen einen förmlichen Groll auf mich warfen; weil sie durchaus nicht einsehen, folglich nicht zugeben wollten: Karls Weigerungen kämen aus seiner Seele! — „Es ist wider die Natur, sagten sie, wenn ein Kind keine Leckerbissen genießt. Folglich haben Sie es ihm mit großer Strenge verboten, oder ihm auch mit den Augen:

Mein! zugewinkt, und der arme Junge gehorcht ihnen viel zu pünktlich!"

Das sind, wahrhaftig! Worte, welche man in meiner und Karls Gegenwart aussprach. Ich habe bisweilen wiedererfahren, was man in meiner Abwesenheit gegen mich gesagt hatte; aber ich schäme mich in Jener Seele, es niederzuschreiben. Daß ich ein Barbar sei, war ihnen, vorweg! eine ausgemachte Sache.

Die Leutchen sprachen begreiflicher Weise von der Natur, aus ihrem Gesichtspunkte angesehen, und ahneten nicht einmal, daß der Erzieher eben die niedere (sinnliche) Natur veredeln soll; daß es seine Pflicht ist, durch die Vernunft und durch Gewöhnung das Höhere im Menschen hervorzuziehen, zu Kraft zu bringen, und herrschen zu machen. Noch weniger ahneten sie, daß dies leicht ist, ja bei einem, von Anfang an, richtig gebildeten, Kinde sich von selbst finden müsse.

Karl hielt, durch uns auf hundertfache Art darüber belehrt, Gesundheit und Heiterkeit für zwei unschätzbare Güter. Wir

ließen selten oder nie eine Gelegenheit vorbeistehen, sie anzupreisen, und das Gegentheil von ihnen zu bedauern. „Wer zu viel ißt, sagten wir oft, verliert nachher seine Heiterkeit und wird unwohl, vielleicht gar krank! — Hatte man ihn irgendwo heimlich überfüttert, so bemitleideten wir ihn, daß er jetzt leiden müsse, nicht so froh sein könne, wie sonst u. s. w. rückten ihm jedoch die verschiedenen Unannehmlichkeiten, die er deshalb dulden mußte, der Wahrheit gemäß, aber sehr lebhaft, ins Auge; machten ihn auf die möglichen, noch weit schlimmeren, Folgen aufmerksam; erinnerten ihn — besonders bei schönem Wetter! — an seinen Verlust, nicht draußen spielen, etwas lernen, oder uns helfen zu können; machten ihm bemerkbar, daß auch wir seiner wegen, nicht draußen seien, manches versäumten, und uns kränkten.

Wie könnte ein, am Verstande und Herzen ausgebildetes Kind dies anders, als mit Beharrlichkeit hören! Es muß ja — oder ich kenne den menschlichen Geist noch gar nicht! seine Unvernunft bereuen, und sich fest vornehmen, künftig bedachtsamer zu sein. Ent-

schuldigungen der Art, als: Sie drängen es mir auf! ic. wurden nicht angenommen, folglich auch nicht von Karlh vorgebracht. „Du weißt ja, liebes Kind! daß es schädlich ist, mehr zu essen, als man nothwendig bedarf! Warum gabst Du nach? — Werden Sie jetzt für Dich leiden? — Geh' doch hin, und bitte Sie darum! Aber das vermagst Du nicht! und Sie können und wollen Deine Beschwerden nicht übernehmen. Sei also künftig klüger, und erinnere Dich bei einem solchen Dringen an unsre Belehrungen! Oder, glaubst Du, daß sie es besser verstehen, als wir? — Wähnst Du, daß sie Dich mehr lieben, als wir? — Lieber Junge, wie wäre das möglich! — Wir, Deine Eltern, die Dir täglich so viele Beweise von Liebe und Sorgfalt für Dich, geben! — Nein, mein Kind! das kannst Du nicht meinen! — Jene Speisen, die Du an andern Orten genießest, kosten uns ja nichts! Warum wünschen wir denn so innig, daß Du sie nicht genießen möchtest? Weil Du Dir dadurch schadenst!“

Tief gerührt umarmte er uns dann, und

versprach aufs heiligste, künftig sorgfältiger über sich zu wachen.

Gewöhnlich erzählten wir ihm nachher eine, oder mehrere, für diesen Vorfall ersonnenen, Geschichten, und diese verfehlten ihren Zweck nicht leicht.

Aber wir gingen auch in das Leben um ihn herum, ein. Ach, und dazu boten sich uns der Gelegenheiten viele dar. Unter den Dauerkindern ist das Zuvielessen, leider! etwas sehr gewöhnliches. Denn diese Menschen kleben am Sinnlichen, weil ihnen die höhern Genüsse theils unbekannt, theils unerreichbar sind. Lieber aber noch machten wir ihn auf ähnliche Vorgänge in gebildeteren Familien aufmerksam; besonders, wenn sie seine kleinen Freunde oder Bekannte betrafen.

Der eine Sohn eines nahen Predigers hieß J. Das Kind war ein Jahr alt, als ich zum ersten Male seiner Eltern Haus betrat. Es war ein so schönes Kind, daß ich auf dem Rückwege nach Pöchan zu meiner Frau sagte: Aus dem Kinde ließe sich sehr viel bilden!

Der Knabe hieß aber sehr bald: der Goldsohn, Vaters Verzug, Mutters Ver-

zug! u. s. w. (beides Lehte war er in der That! das erstere wohl nicht so ganz!) so daß ich schnell einsah, es werde nicht viel aus ihm werden. Das Kind wurde förmlich genudelt; es war also dick und fett. Die Mutter zeigte ihn uns nicht selten mit einem gewissen Stolge, daß er so rund sei. Wir ward bange dabei; ich konnte mich also nicht enthalten, ihr die Gefahren auseinander zu setzen, die ein vollsäftiges Kind zu gewarten habe.

Aber — sie lächelte dazu mit einer weisen Miene, und der Vater wies selbstzufrieden auf seine übrigen neun Kinder, die freilich alle: „aufgewachsen“ waren. Dieser Punkt ließ sich nicht wohl erläutern, ich mußte also schweigen.

Was ich gefürchtet hatte, geschah. Das Kind mußte von Zeit zu Zeit an den Folgen seines zu vielen Essens leiden, wurde täglich vierkantiger und häßlicher; litt gräßlich am Zahnen, bekam alle Kinderkrankheiten und war darin oft dem Tode ganz nahe. Da aber Vater und Mutter ausgezeichnet gesund waren, so hatte es viel Lebenskraft von ihnen

nen mitbekommen; es quälte sich also durch, und — lebte fort.

Als der Knabe acht bis neun Jahr alt war, konnte ich ihn nie ohne Wehmuth anblicken. Klein, aufgedunsen, widerlich geformt, mit einem ungewöhnlich großen Kopfe, das Gesicht mit Blatternarben übersät, die Züge unregelmäßig, der Blick matt, die Nieren geistlos.

Es ist zum Weinen, daß Menschen so oft die Menschheit mit Füßen treten. Zum Denken konnte das arme Wesen nicht kommen, es hatte viel zu viel mit dem Verdauen zu thun. Seine Urtheile, Ansichten, Kenntnisse u. s. w. waren deshalb zum Verjammern. Das wußte er aber nicht. Der „Goldsohn“ des Vaters „Substitut“ auch wohl oft, der „Superintendent!“ (eine vornehme Kreatur in jenem Hause!) meinte, er wisse etwas Rechtes. Zwar blieb er in der edlen Dorfschule, welche er dann und wann besuchte, sehr hinter den Bauerkindern zurück; aber diese respektirten ihn als Pastors S. und so fühlte er seinen Abstand grade umgekehrt!

Daren, daß er in jedem Feste zu viel esse, war ich so unwiderstlich überzeugt, daß ich einmal (bald nach Weihnachten!) als sein älterer Bruder mit und Karl in auf einem Spaziergange begegnete, ihn fragte:

J. h. Wie geht es zu Hause? Alles gesund?

Er. Ich danke Ihnen: O ja!

J. h. Aber F. ist doch krank?

Er. Ja, F. ist krank! Woron wissen Sie das schon?

J. h. Ei, nun! Es ist ja Weihnachten gewesen!

Mit welchen bitteren Gefühlen ich jene Worte unwillkürlich aussprach, wird der Menschenfreund sich wohl selbst sagen. Ich wagte aber wenig dabei, denn dieser ältere Sohn hatte auch in seiner Kindheit viel gegessen.

Ich ging dann sogleich mit Karl zu F. Er litt an heftigen Schmerzen im Unterleibe, hatte sehr starke Kopfschmerzen, und phantasirte ängstlich.

Ich leitete (in Karls Gegenwart) die ganze Unterhaltung, durch Fragen und Antworten in der Art, daß alles besprochen wur-

de, was ich wünschte, und daß Karl sich mehr als genug daraus nehmen konnte. Dann bedauerte ich das Opfer der Unvernunft aus der Fülle meines Herzens, wünschte gute Besserung, und kehrte nach Hause zurück.

Kaum waren wir im Freien, als Karl alles Gehörte und Gesehene mit mir durchsprach, und mit treffenden Anmerkungen begleitete. Dringend bat er mich jetzt, ihn künftig streng anzuhalten, daß er nicht zu viel esse, und gelobte von seiner Seite die äußerste Folgsamkeit.

Auf diese Weise hatten wir bald nichts weiter nöthig, als ihm, wenn wir zu Gasse gehen wollten, eine kleine Warnung zu geben. Selbst diese aber blieb mit der Zeit weg.

Was hätte ich auch wohl anfangen wollen, wenn er nicht so gebildet worden wäre! — Schon im vierten, fünften, sechsten Jahre saß er in Magdeburg, Leipzig, Dresden, Berlin, Rostock, besonders aber in kleinen Städten und Dörfern, an sehr wohlbesetzten Tischen, und gar oft weit von mir, weil der oder jener sich ihn ausgedenken hatte. Als er gar im siebenten, achten bis neunten Jahre

bekannt wurde, wäre er verloren gewesen; denn jetzt wurden wir an vielen Orten zu großen Tafeln geladen. Dabei trennte man Karl in der Regel weit von mir, um ihn zu beobachten. Ja, man hat es mir sogar mehr als einmal gestanden, daß man ihn — Gottlob! aber vergebens! — zu verleiten gesucht habe.

Anfangs sah ich dergleichen mit Angst an; späterhin liess ich dazu, und blieb ganz ruhig dabei, denn schon im fünften Jahre ass er zu Hause unumschränkt nach seiner Neigung und dennoch nie zu viel.

In Betreff des Zuckers und aller Zuckersachen hatten wir ihn von Anfang an gewöhnt, wenig oder gar nicht davon zu genießen. Durch Zucker und Zuckerwerk werden die Kinder lecker,^{*)} und gegen die ein-

*) Ich habe es deshalb nie leiden können, wenn man die Kinder, außer der Esszeit, etwas genießen läßt. Denn alsdann wird alles: „Nischerei!“ Selbst ein Apfel, eine Birne, sogar ein Stückchen Brodt, kann es werden. O möchten doch die Mütter dies merken, die

fachen Speisen gleichgültig. Das ist schon sehr schlimm! aber, sie sehnen sich bald nach Leckereien, und kaufen sie sich. Das ist noch schlimmer! Können sie keine mehr kaufen, so werden sie unzufrieden mit ihren Eltern und Verhältnissen, und stehlen sich das Naschwerk, oder doch das Geld dazu. Dies zusammen ist das Schlimmste! —

Ich glaube ferner, daß der häufige Geruch von Süßigkeiten den Magen verschleimt, und da die Naschereien zugleich fett zu sein pflegen, verderbt. Daraus erzeugen sich dann oder vielmehr: ernähren sich Würmer, welche unzähliges Ungemach, selbst gräßliche Krämpfe, hervorbringen. Auch den jungen

sich nicht enthalten können, beim Bereiten der Speisen, und beim Besuchen der Vorrathskammer gedörrtes Obst oder dergleichen zu naschen, und ihren Kindern davon zu geben. „Das schadet ja nichts!“ heißt es gewöhnlich. Aber, bei Gott! es schadet unaussprechlich viel. Die Tochter bleibe lebenslang eine verächtliche Nascherin, der Sohn wird vielleicht ein Schwelger, ein Trunkbold, ein Eicker, ein Lüderlicher, ein Taugenichts.

Zähnen kann der viele Zucker (der doch ein starkes Salz und Kalt enthält) nicht gut sein am wenigsten, wenn die Kinder ihn zerbeißen, was doch nie unterbleibt. Gewiß leidet dadurch der Schmelz der Zähne, und dann schnell der Zahn selbst, nebst seinen Nerven. Wäre dies letzte aber auch nicht der Fall, so sind die Ausdünstungen des durch Säuigkeiten verschleimten und verderbenen Magens allein schon hinreichend, die Zähne des Kindes zu verderben. Ich habe es immer so gefunden, *) und die nächtlichen Folgen einer entgegen gesetzten Behandlung allemal bemerkt.

Noch erwähne ich, daß Säuigkeiten und Näscherien den Kindern meistens erst dann gegeben werden, wenn sie satt sind. Daß dies folglich schon allein schädlich sein, und das Verderben des Magens verursachen mußte, weil Säuigkeiten reizen, mehr davon zu essen, als man sonst genießen würde.

*) Unter vielen andern bei mir selbst und bei Herkules von Salis.

Auf jeden Fall habe ich die Volksurtheile stets gerechtfertigt gefunden: „Zuckerwerk macht den Kindern schwarze Zähne!“ und: „Vom Zucker fallen die Zähne aus!“ *)

Karl wurde daher nie von uns daran gewöhnt. Andre versuchten es freilich oft, aber — vergebens.

In einer Hallischen Familie war es Sitte, kleinen Kindern jedesmal eine „Zuckertüte!“ zu schenken. Ich bat, es bei Karl nicht zu thun. Es half nicht. Ich setzte meine Gründe aus einander. Sie wurden weggeschertzt, weggewihelt und weggespottet. Ich dachte schon darauf, mich zurückzuziehen, oder doch Karln seltener erscheinen zu lassen. Es war aber unnöthig; denn, im Anfange schafften wir die Zuckertüten möglichst schnell

*) Beides habe ich in Gegenden, wo es Sitte ist, die Kinder wenig zu füttern, und statt dessen mit süßgemachten Truchtsigkeiten mehrerer Art zu ernähren, oft gefunden. „Es hat sich die Zähne schwarz- oder gar weggezulzt!“ sagt man von einem auf diese Art vernachlässigten Kinde.

und unvermerkt auf die Seite. Bald nachher hatte Karl uns so vollkommen begriffen, daß er sie gewöhnlich an uns und andre Gengenwärtige vertheilte, und mit dem Zucker (denn auch davon wurden ihm oft große Stücke gegeben!) den einen Hund fütterte, der ihn besonders gern fraß.

Auffallend war es mir, daß er den Zucker nie einem Menschen schenkte. Als ob er es für zu unvernünftig halte, wenn ein Mensch Zucker nasche.

Ich hatte selbst von dieser, mir übrigens so sehr wohlwollenden Familie manchen Verdruß davon. So oft Karl vertheilte oder fütterte, wurde er, mehr aber noch ich, darüber gescholten, ja man wünschte wohl, ich sollte ihm befehlen, das Erhaltene selbst zu essen. So etwas hätte ich aber um keinen Preis gethan. Es führte also die gesellschaftliche Heiterkeit oft und anfangs sehr merklich! jedoch nach und nach weniger! — Als Karl im dritten Jahre war und sich immer gleich blieb, gab man es endlich auf, ihn (und mich) eines andern belehren zu wollen.

Es ist schon erwähnt, daß Karl verhältnißmäßig wenig Fleisch bekam. So blieb es fortdauernd, doch wurde ihm alle Jahre etwas mehr gegeben; besonders wenn wir bemerkten, daß er ungewöhnlich wachse, oder sonst Grund hatten, zu glauben, eine kräftigere Nahrung könne ihm für jetzt eher nutzen als schaden.

Wir achteten zu dem Ende alle Tage, ja oft mehrmals an einem und demselben, mit Sorgfalt auf Karls Gesichtsfarbe, Eklust, Kraftäußerung und Heiterkeit (späterhin auch auf die Leichtigkeit, womit sein Kopf arbeitete) besonders aber auf sein Wachsen. Sein Maas war an einer Härtsbekleidung befindlich; Am ersten jedes Monats wurde er gemessen, und in der Regel war das Zunehmen seiner Größe sichtbar genug. War es stärker als gewöhnlich, so gaben wir ihm etwas mehr Fleisch als sonst. Eben so, wenn ich es, nach den obenerwähnten anderweitigen Beobachtungen, für zweckmäßig hielt.

Daß viel Fleisch dem Magen und den Eingeweiden der Kinder schädlich ist, bedarf wohl keines Beweises. Es geht — bei der

geringsten Unordnung, die das Kind sich erlaubt, in Fäulniß über, und verdirbt also die Reinheit der Säfte. Der daraus entstehende vielseitige Schade ergiebt sich von selbst.

Wenn die Kinder es aber auch glücklich verdauen, und körperlich keinen, bemerkbaren, Nachtheil davon erleiden, so schadet es doch ihrem Gemüthe, denn sie werden dadurch heftig, gewaltsam, trohig, grausam u. s. w.

Es liegt in der Natur der Dinge, auch zeigt es uns die gewöhnliche Wildheit der bloß Fleisch-, und die größere Sanftheit der bloß Pflanzenfressenden Thiere. Selbst bei Menschen habe ich es oft so gefunden, und alle Nachrichten von entfernten Völkern stimmen damit überein.

Wir erlebten aber an Karl ein überzeugendes Beispiel, daß bloße Pflanzennahrung ein Kind fast allzu sanft und nachgiebig macht. Ich halte es daher für Pflicht, das Ganze mitzutheilen, weil der Rückschluß auf das Entgegengesetzte natürlich ist, folglich das Obengesagte bestätigt.

Durch eine überdachte Behandlungs- und Ernährungsweise war Karl am Ende seines dritten Jahres, wie bis dahin immer! weder zu heftig, noch zu sanft. Um diese Zeit beschloß ich, aus wichtigen Gründen, mit meiner Frau nach Hamburg zu reisen. Die große Frage für uns war, nicht etwa: Was wird aus unserm zurückgelassenen Vermögen werden? sondern: Was machen wir mit Karl? —

Von vielen Seiten hatte man die Güte, ihn während unsrer Abwesenheit zu sich nehmen zu wollen. Aber wir fürchteten, hier den Zucker, da das Fleisch, dort die zu große Nachsicht, und schwankten daher lange. Endlich vertrauten wir ihn unserm, jetzt verewigten, Freunde und Vetter, dem Kaufmann J. H. Heintz, in Leipzig an. Er hatte bewiesen, daß er Kinder erziehen könne, denn seine drei Söhne und zwei Töchter (alle erwachsen) machten ihm die größte Ehre. Auch war er, derjenige, der, weit aus am meisten! in meine Erziehungsweise einstimmt. In seinem Hause (wo wir doch oft waren!) wurde Karl nie zu einer (der oben angedeuteten) Unmäs-

figkeiten verleitet. Heing war augenblicklich geneigt, Karl zu sich zu nehmen; verlangte aber ausdrücklich eine schriftliche Anweisung, wie er und die Seinigen das Kind behandeln sollten. Ich gab sie ihm; mochte aber vielleicht zu stark darauf gedeutet haben, daß Karl wenig Fleisch bekomme; oder er und die Seinigen hatten aus edler Gewissenhaftigkeit meine Worte zu ängstlich genommen. Genug, Karl erhielt in den acht Wochen, ~~die~~ die er dort war, aus liebevoller Vorsicht, zu wenig Fleisch.

Als wir ihn abholten, mußten wir weilen, weil seine übergroße Sanftheit fast Schwäche war. Der sonst so lebhaft, bei aller Herzensgüte doch sehr drollige, schelmische, ja bisweilen muthwillige Knabe

*) Acht Tage vor unser Abreise hatten wir Karl nach Leipzig gebracht und acht Tage nach unser Rückkehr holten wir ihn wieder ab. Meinen innigsten Dank hier öffentlich dem Verewigten und seiner höchst achtungs- und liebenswürdigen Familie für die verständige Zärtlichkeit, welche sie meinem Sohne damals und stets bewiesen.

war ganz verschwunden. Es stand ein weiches, stets nachgebendes, sanft lächelndes Wesen vor uns, welches uns anfangs nicht erkannte, dann aber mit leisem Zweifel, und mit einer Thräne im Auge unsre heftigen Umarmungen nur schwach erwiderte.

Ich beobachtete ihn sogleich mit der höchsten Sorgfalt. An Widersehllichkeit, wäre zwar, wenn wir diese Ernährungsweise fortgesetzt hätten, nicht zu denken gewesen; eben so wenig aber auch an Krafteraüßerung. — Denn er erinnerte mich lebhaft an die Hindus. Böse würde er schwerlich geworden sein! Wohl aber ein Schwächling, der sich körperlich und geistig unterjochen ließ.

Noch an demselben Mittage (in Leipzig) gab ich ihm etwas mehr Fleisch als sonst, und so fuhren wir in Pochau fort. In vierzehn Tagen tobte er wieder nach Herzenslust im Hause, auf dem Hofe und im Garten umher, war wie sonst ein kleiner Schalk, und konnte — nämlich: im Scherze! — trögen. In denen Jahren, in welchen Karl ungewöhnlich wuchs, aß er auch ungewöhnlich

viel Fleisch, und sehnte sich im hohen Grade darnach, was sonst nicht der Fall war.

Zehnter Abschnitt.

Was thaten wir für Karls Eitelkeit?

Die Vorschriften, welche wir uns zu dem Ende selbst gegeben hatten, und mit der höchsten Gewissenhaftigkeit auszuführen strebten, legten uns auf: stets gerecht und billig! streng und liebevoll! gegen ihn zu sein. Hatte einer von uns ihm etwas übersehen, oder zu leicht verziehen, so galt das bei dem andern für einen eben so großen Fehler, als wenn er zu streng oder zu heftig gewesen wäre. Denn — im Grunde schadet beides gleichmäßig!

Was natürlich, was nicht unrecht, was gut (wenn gleich in den ersten Jahren noch nicht nach der feinsten Sitte) war, durfte Karl unbedenklich begehren. Es wurde ihm (wo möglich!) gewährt, selbst wenn wir die Bemerkung hinzufügen mußten, daß es —

aus dem oder jenem Grunde! — nicht mehr ganz schicklich für ihn sei. Begehrte er etwas anderes, so wurde es ihm fest abgeschlagen: ohne weitere Gründe, wenn er sie selbst wissen konnte; mit vernünftigen und faßlichen Gründen, wenn sie ihm noch unbekannt waren. Schien er die, ihm doch bekannten, vergessen zu haben, so wurden sie ihm abgefragt.

Schon in seinem ersten Lebensjahre sagten wir, aber laut, deutlich und ernst: „Nein!“ klingelten dann etwa mit zwei Schlüsseln, oder zeigten ihm etwas Neues, und sagten dabei mit Ausdruck: Ei, siehe einmal, Karl! Gewöhnlich blickte er dann nach dem, was wir ihm vorhielten, horchte auf unsere Worte, und vergaß darüber, was er gewollt hatte.

Es versteht sich, daß so ein hülfloses Wesen aber weder am Essen und Trinken, noch an Keuschheit und Ordnung Mangel leiden dürfe. Sonst kann es sich freilich nicht mit dem Klingeln begnügen, denn die für den Augenblick vergessene Sehnsucht wird heftiger wiederkommen, sobald die Drogen gestillt ist. Ich glaube aber, sagen zu dürfen,

daß es unserm Kinde an dem Allen nie fehlte.

In Kurzem hatten wir kaum mehr nöthig, ihn auf andre Gedanken zu bringen, denn er merkte bald, daß: Ja! bei uns: Ja! und: Nein! bei uns: Nein! bleibe, er möge dazu lachen oder weinen. Er gewöhnte sich also unvermerkt, so pünktlich zu gehorchen, daß ich betheuern kann, bis Zwillinge ins Haus kamen, blieb uns in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig.

Pünktliche Folgsamkeit ist aber unendlich wichtiger, als man gewöhnlich meint. Denn unzählige Male ist ein Kind im Begriff, etwas zu thun, oder auf etwas loszugehen, wodurch es sich empfindlich schaden könnte. Dem folgsamen Kinde darf man dann nur zurufen: „Thue das nicht, mein Kind!“ oder bloß: „Karl!“ und es wird augenblicklich inne halten, stille stehn, aufmerken u. s. w. Dann kann man ihm die Gründe des Verbots mittheilen, um es für die Zukunft in Betreff jenes Vorhabens zu sichern.

Dem Unfolgsamen mag man es aber noch so laut zuschreien. Nicht gewohnt zu gehor-

hören, wird es vollenden, was es thun wollte, und dann ist es zu spät! denn, der Schade ist geschehen! —

Als Beispiel und Beweis der Karln von mir erlaubten, und gegen jeden geschützten, Freimüthigkeit möge folgender Vorfall dienen: Die Natur der Dinge mußte ihm seine Nuts in den ersten zwei bis drei Jahren lieber machen, als mich. Ich war viel auf meiner Studirstube, in Amtsgeschäften, oder ausser dem Hause. Wenn ich aber in seiner Nähe war, hies ich ernst, ja streng auf Ordnung, Reinlichkeit, Folgsamkeit ic. und setzte durch, was die Mutter als weibliches Wesen entweder nicht vermochte, oder aus mütterlicher Liebe, wohl auch aus leichterem Sinne, übersehen hatte.

Dies alles konnte der kleine Mensch indesß noch nicht fassen, viel weniger durchschauen, noch auch das Richtige und väterlich Liebevollte darin erkennen. Er liebte also die Mutter mehr als mich. Ich hatte es lange bemerkt. Es war mir aber grade recht, denn — es schien mir natürlich. Einst saßen wir alle drei auf dem Sopha, und Karl spielte

höchst zärtlich mit meiner Frau. Sie aber deutete ihm — aus gutem Willen — von Zeit zu Zeit unmerklich nach meiner Seite hin, und das Kind lieblosete dann auch mich; wandte sich jedoch schnell wieder zu seiner Mutter. Endlich schob diese ihn abermals zu mir herüber, und flüsterte ihm zu, er solle doch mit dem Vater zärtlicher sein! Sogleich wandte ich mich sehr ernst zu ihr und sagte: „Laß ihn um Gotteswillen lieblosen, wen und wie er will, denn es ist recht so! Er liebt Dich jetzt mehr als mich, und muß es, wenn ich ihn nicht tadeln soll. Er muß es folglich an den Tag legen, wenn er kein Heuchler ist. Aber es wird eine Zeit kommen, wo ich ihm mehr leisten werde, als Du. Dann wird er mich, wo nicht mehr lieben, doch gewiß mehr: ehren.“

Meine Frau verstand mich. Sie ließ ihm also seinen freien Willen; und — jene Zeit ist wirklich gekommen.

Es weit es nur irgend möglich war, suchte ich sein Urtheil stets rein und frei zu erhalten. Die tausend Vorurtheile für und wider, welche den Kindern in der ge-

wöhnlichen Erziehung beigebracht werden, klerben ihnen in der Regel bis zum Sarge an, und schaden ihrem klaren Durchschauen der Geschäfte und Vorgänge im Leben unglaublich.

Ich weiß gar wohl, daß man über gewisse Dinge mit kleinen Kindern gar nicht sprechen darf, über andre nur mit großer Vorsicht und Zurückhaltung, und über manche wenigstens nicht eher, als bis sie selbst sich ein Urtheil gebildet, und — es ausgesprochen haben. Dann aber muß man auch nichts wegleugnen, in so fern es richtig ist. Höchstens gebe ich zu, daß man mit dem Aufweisen großer Vorsicht es mildern, wenigstens die scharfen Ecken desselben abschleifen, dürfe.

Fällte Karl, als Kind, in Gesellschaften ein richtiges, aber zu derbes (unschickliches) Urtheil, so ließ ich es gelten, sagte jedoch zu den Anwesenden halb scherzhaft: „Sie sehen, es ist ein Dorfkind! man muß ihm dergleichen nicht übel nehmen!“

Karl begriff in kurzer Zeit, daß er in solchen Fällen etwas zwar richtiges, aber sich nicht schickendes, gesagt habe, und fragte

sicher, wenn wir allein waren, nach dem: Warum!“ Dann, wenn er es wissen wollte, hatte ich die zweckmäßigste Gelegenheit, ihm das für und wider auseinander zu setzen, und ihn dadurch an die feinere Sitte zu gewöhnen, ohne seinen Verstand einzunugen oder seinem Herzen zu schaden: Konnte ich dergleichen auf höhere Sittlichkeit, auf ächte Frömmigkeit zurückführen, so that ich dies am liebsten. In einem solchen Falle durfte ich ganz ruhig sagen: „Dein Urtheil war streng richtig! Aber eben, weil ich es streng — richtig nennen muß, war es nicht gut, nicht schön von Dir, es auszusprechen. Kaum Dir selbst, oder einem von uns (Deinen Eltern) durfst Du es, in Gegenwart Anderer aber durchaus nicht! — Hast Du wohl bemerkt, wie verlegen Herr N. wurde? Er konnte, oder wollte, nicht widersprechen, vielleicht aus Achtung und Liebe für uns nicht! aber es tränkte ihn sehr, daß ein Kind ihm etwas Unangenehmes sagte. Wenn er heute mißmuthig ist, oder wohl gar von andern bößlich aufgezo-gen wird, so bist Du Schuld daran!“

Sicher war Karl jetzt schon tief gerührt, und bedauerte innigst, Jenem wehe gethan zu haben. Ich nehme aber absichtlich an, er sei noch nicht zur Besinnung gekommen, sondern habe geantwortet: Er war aber doch hither sehr freundlich mit mir! so würde ich schnell erwidert haben: „Aus Mitleiden vielleicht! weil meine Worte: Es ist ein Dorfkind ic. ihn in den richtigen Gesichtspunkte setzten. Achtung, Liebe und Dank hast Du Dir durch jenes tränkende Urtheil doch sicher nicht bei ihm erworben! — Du scheinst wohl nicht wahrgenommen zu haben, daß die übrigen bald Dich, bald mich, bald Jenen ängstlich anblickten, und daß die Unterhaltung ins Stocken gerathen wäre, wenn ich nicht von etwas Anderem angefangen hätte, was sie alle lebhaft anzog.“

Ich nehme ferner den — wirklich undenk-
baren — Fall an, daß Karl sich noch nicht geschämt, sondern geantwortet hätte: „Es war aber doch wahr!“ so würde ich ihn ernstlich zurückgewiesen haben.

Ich. Weißt Du denn das so gewiß?
— Es kann ja sehr möglich sein, daß Du

lerst. Wie, wenn er Dir nun antwortete: Dieser Grund (den Du nicht kanntest,) zwang mich, so zu verfahren! Wie dann? — Oder, wenn er zu Dir spräche: „Bist Du mein Richter? Du, ein kleines unverständiges Kind? —“ Laß es indeß wahr, laß es unumchränkt wahr und von seiner Seite fehlerhaft sein, woran ich doch noch zweifle! Solltest Du denn nicht aus Schonung geschwiegen haben? Hast Du nicht beachtet, daß wir alle schwiegen? Oder, bist Du so einfältig, zu glauben, daß Du allein die Unrichtigkeit dessen, was er that, eingesehen hättest? —

Sage einmal, mein Kind! wie würde es Dir gefallen, wenn er, (und hundert andre) alle Deine Versehen, Schwächen, Unbedachtsamkeiten, Fehler u. s. w. aufgreifen, Dir vorrücken, oder gar fremden Menschen vor Augen legen wollten? — Und am Ende wäre selbst dies doch nur eine Kleinigkeit! Denn da thäte es ein Erwachsener gegen ein Kind. Folglich weit mehr nach der Ordnung der Dinge, und es geschähe wahrscheinlich mit

größern Rechte. Dem Kinde würde so ein Vorwurf ferner nicht schade, denn von einem noch unverständigen Wesen, (wie Du bist) erwartet man im Voraus vielerlei, was noch nicht ist, wie es sein sollte, und geht daher leicht darüber hinweg, oder verzeiht es ihm gänzlich.

Meinst Du aber gar: Andre Menschen bemerken Deine Fehler nicht? — Nun, da irrst Du sehr! Aus Güte für Dich verschweigt man sie vielleicht, — vielleicht auch nicht! — gegen andre, und setzt Dich selbst nicht durch Aufzählung derselben in Verlegenheit; aber mehrere meiner Freunde, die Dich wahrhaftig lieben, haben mir, oder der Mutter, schon oft Vorfälle mitgetheilt, die Dir nicht zum Lobe gereichten. Sie erzählten sie aber niemanden als uns; und auch uns nur, weil sie Dich dadurch zu bessern, zu veredeln, strebten.

Nicht wahr, diese edle Güte gefällt Dir doch? — Gut, so handle auf die gleiche Weise! — „Was Du willst, daß Dir die

Leute thun sollen, das thue Du ihnen zu erst!“ *)

Die Wahrheit sagen, sie hart und krenkend sagen; Strenge gerecht sein, und die Fehler des Nebenmenschen haarscharf aufzählen, sie ihm wohl gar, in Gegenwart anderer, ohne Verus dazu, und ohne Noth, vorhalten, ist noch weit entfernt vom: Gut sein; und doch ist: Gut sein etwas unaussprechlich Schönes, denn wir nennen ja eben deshalb den Inbegriff aller Vollkommenheiten: Gott! d. h. Gut! oder: den Guten. — Nicht wahr, mein Kind! auch Du wünschest, Gott ähnlich zu werden? Nun, so vervollkomme Dich, so viel Du nur irgend vermagst! Aber, vergiß vor allem nicht, auch: gut! zu sein.“

Ich bin gewiß, daß Karl jetzt mit Thränen der Reue versprochen hätte, nie wieder Jemand so zu kränken, und halte mich überzeugt, daß nur menschliche, und besonders

*) Diese Worte wußte er aus meinem kleinen Gebetbuche für Kinder u. (jüngste Auflage) und aus dem Unterrichte der Dorfkinder.

kindliche Schwäche ihn je wieder dazu verleitet haben könnte.

Zu meinem Zwecke nehme ich aber dennoch an, daß er mir entgegnet hätte: „Soll ich denn die Unwahrheit sagen? Dies vorausgesetzt würde ich ihm erwidert haben:

„Nichts weniger! Denn alsdaun wärest Du unwahr: wärest wohl gar unredlich, oder: ein Heuchler. Das alles hast Du jedoch nicht nöthig! Du darfst nur: schweigen! — Es würde wahrlich! ein trauriges Leben für Dich, für mich, so wie für alle Menschen sein, wenn jeder die Fehler oder Schwächen seiner Bekannten aufsuchen, und schönungelos sogar vor andern! aussprechen wollte.

Das wäre ja der ewige Krieg aller gegen alle! Denn — kein Mensch ist fehlerfrei! — In Ruhe bliebe also keiner! — Jedermann müßte beständig auf der Lauer stehen, um auszuschiagen oder sich zu wehren! Heiße das: als Menschen, als Christen, als Kinder eines Vaters, als Ebenbilder des allerhöchsten Guten mit einander leben?“

Doch, ich thue dem armen Jungen unrecht! — Es kann sein, daß ich ihm das alles gesagt habe, aber sicher nur bei ganz verschiedenen Veranlassungen, denn so viel bedurfte es nie, damit er Fehler gegen die Sittlichkeit oder Frömmigkeit einsehe, bereue und verbessere. Vergessen habe ich das gegen, ausdrücklich zu bemerken, daß und wo ich ihm eine belehrende Geschichte erzählte haben würde. Indes, verständige Leser errathen dies wohl ohne mein Zuthun: Fingerzeige dazu habe ich ja gegeben.

Hierbei wiederhole ich noch einmal, daß ich bei der Erziehung meines Sohnes vor allem von der Gottesfurcht ausging. Daher war er von der Wiege an gewöhnt, Gott, oder vielmehr: seine Allmacht, Weisheit und Güte in allem, besonders aber in der Natur, zu erkennen und zu verehren. Wenn er stundenlang in unserm Garten, oder auf unserm Hofe (der schöner war, als der Garten) umherging, sich ganz allein mit den Pflanzen, Blumen, Blättern, Bäumen, Früchten, Insekten, Vögeln u. s. w. beschäftigte, oder im Winter dasselbe (durch Hülfe seiner Wilder-

bücher) that, so hatte er Gott dabel so nahe im Auge, daß ich überzeugt bin, er hat schon als Kind gethan, was ich als Jüngling oft that, nämlich: bald ehrfurchtsvoll, bald zärtlich liebend, bald bittend, bald dankend, mit Gott gesprochen. Wir haben viele Male Gelegenheit gehabt, dies zu bemerken.

Unsre Unterhaltungen mit ihm, besonders über Gegenstände der Natur, über Schicksale der Menschen, und über Erziehung und Ausbildung der Kinder führten stets auf den Allgegenwärtigen, Allwissenden, Allweisen, Allgütigen und Gerechten zurück. Auch war der Gedanke, daß Gott ihn allenthalben und immer sehe und beobachte, so ganz mit ihm verwachsen, daß es ihm unmöglich sein mußte, sich je allein oder unbemerkt zu glauben. Aus kindlichem Leichtsinne konnte er dies vergessen, folglich — Fehler begehen. Mit Erinnerung daran, aber gewiß nicht.

Ich folgere aus den unzähligen Erfahrungen meines ganzen Lebens, daß ein Kind, welches von der Wiege an zur reinen und thätigen Frömmigkeit erzogen wird, ohne

Verführung fast nicht böse werden kann; der Verführung aber lange widerstehen, und — durch übereinstimmende Hülfe von Seiten beider Eltern! — früher oder später wieder auf den rechten Weg zurückgebracht werden wird.

Möchten also, o möchten doch unsre Kinder alle zur reinen und thätigen Frömmigkeit erzogen werden! Wäre nicht das grade Gegentheil hiervon vierzig bis fünfzig Jahre hindurch geschehen, weil es Mode war, und den starken Geist andeuten sollte, selbst wahre Frömmigkeit zu verachten; wir hätten in der Zeit der Noth ganz andre Beamte, ganz andre Krieger, und besonders — ganz andre Führer derselben gehabt!

Jeder aufmerksame Beobachter jener Zeit wird genau bemerkt haben, daß die Feigheit bei unansprechlicher Prahlerei, daß die Unredlichkeit und Untauglichkeit zum Verufe, gerade in denen Ständen am häufigsten zu finden war, und dem Lande am gräßlichsten schadete, in welchen man sich am meisten darauf einbildete, von Gott und seinen Befehlen zum Wohle der Menschheit nichts zu

glauben, sein Dasein sogar auf sich beruhen zu lassen, und die Lehren der Sittlichkeit auf den Thron der frech vertriebenen Gottesfurcht und Tugend zu erheben.

Aber — Noth lehrt: beten! sagt das Sprichwort. Was also viele Eltern, Vormünder, Verwandte, Erzieher, Obere, Schriftsteller, Schul- und Universitätslehrer, und durch diese wieder Prediger und Seelsorger verdorben hatten, das machte eine furchtbare, aber kräftige, Einwirkung des Allgewaltigen, wenigstens für eine Zeitlang! wieder gut.

Die unverkennbarsten Wirkungen desselben gegen (später erst: für) uns! brachten es endlich dahin, daß man wieder an Ihn dachte, von Ihm ohne schamroth zu werden redete, und — zu ihm betete. Man kann aber — das behaupte ich mit der innigsten Ueberzeugung! — wenn man kein geübter Heuchler, d. h. ein Bösewicht ist, nicht an Ihn denken, von Ihm reden, zu Ihm beten, ohne daß alles Dreibes wunderbare, und heilsame, glückselige Wirkungen in unserm Denken, Begehren, Verabscheuen, Aeden, Handeln, in der Wahl unsers Umgangs, unserer

Vergnügungen, und unserer Belehrung durch Schriften hervorbringt.

Ich kannte alles Erwähnte zur damaligen Zeit in den verschiedenen Ständen meines Vaterlandes bis zu den höchsten hinan; ich kannte namentlich die gesellschaftlichen Unterhaltungen, den Unterricht, und die Predigten jener Zeit. Großer Gott! welcher ein himmelweiter Unterschied fand bei ihnen statt: vor, oder in der Noth! —

Gern setzte ich auch hinzu: nach denselben! Dies würde aber nur theilweise wahr sein. Denn so freudig ich eingesteh, daß von jenen edlen Früchten, welche der glühende Strahl unsers tiefen Elendes hervortrieb, noch manche da sind, und die Gesellschaft durch ihre Schönheit erfreuen, durch ihren Duft erlaben, und durch ihren würzigen Gaste kräftigen; so muß ich doch auch, wider meinen Willen! eingestehen, daß Selbstsucht, Eitelkeit, Schwelgerei, Unwahrheit, List und Tücke aufs Neue ihr Haupt erheben, die Verehrer der Gottheit belächeln, (mit der Zeit werden sie sie wieder belachen und verspotten!)

und der Wollust, der Freigieit, dem Betrüge,
und dem Hochmuth die Wege bahnen.

Wäge unser theurer König ferner durch
sein erhebendes Beispiel den Schlechten eine
Warnung sein! Wägen durch seine Befehle
und Einrichtungen Gottesfurcht und Tugend
recht fest wurzeln, vorzüglich also unsre
Kinder dazu gebildet, aber auch unsre Kna-
ben, und besonders unsre Jünglinge auf
höheren Schulen und Universitäten damit ge-
nähret, und im Guten erhalten und befestigt
werden! Dann können eine Menge von Un-
verschämtheiten, Schlechtheiten, und Boshei-
ten, die der Menschenfreund wehmüthig wahr-
nimmt, nicht lange bestehen; sie müssen in
sich selbst zerfallen, denn man wird, in sofern
man Gott fürchtet und liebt! ihre Urheber
tief verachten.

Das wäre eine Mitgift für das Leben,
Handeln und Wirken im nachherigen Ge-
schäftskreise, deren wunderartige Kraft, deren
überschwenglichen Nutzen wir jetzt kaum ganz
zu ahnen vermögen.

Was wir Eltern vermochten, um unser Kind zur ächten Fräunigkeit zu erziehen, haben wir redlich gethan; aber auch — nach unserm besten Vermögen! — immer hell dabei im Auge behalten, daß: Lehre nur beginnt, Beispiel aber vollendet.

Die Zeit vor der allgemeinen Noth konnte er aus unsern Erzählungen, und aus tausend unvertilgbaren Spuren, genauer. Die Zeit der Noth durchlebte er mit, und beachtete sie schärfer, als sonst in seinen Jahren möglich gewesen wäre, weil er sorgfältig vorgebildet war, und bei jeder Gelegenheit von uns und unsern Freunden auf das nähere Bemerken und Bedenken derselben geführt wurde. Auch die obenerwähnte heilsame Veränderung blieb ihm nicht verborgen, denn ich nutzte sie, um durch sie ihm das frühere Gegentheil desto anschaulicher zu machen. Ich erwartete davon für sein Herz wohlthätige Folgen.

Unter Umständen waren die Belehrungen, die ich ihm (im stitlichen) gab, sehr kurz, und bestanden vielmehr in Handlungen, als in Worten.

Einß

Einst war (Karl mochte drei Jahre alt sein) eine große Gesellschaft in unserm Hause. Man liebte ihn vielseitig und — er war sehr vergnügt. Da ging unser Stubenhund vor ihm hin; er faßte ihn zum Scherz bei dem Schwanz, und zog ihn nach sich. In demselben Augenblicke ergriff ich seine (langen) Haare, und zog ihn damit gerade eben so zu mir zurück, wie er den Hund zu sich. Natürlich fühlte er schnell, daß dies nicht Scherz sei; sah sich also nach mir um; wurde, als er den drohenden Ausdruck meines Gesichts bemerkte, blutroth, und ließ den Hund fahren.

Jetzt ließ ich auch ihn los, und fragte ihn absichtlich ganz laut: Wie gefällt es Dir, wenn ich Dich so zu mir ziehe?

Er (äußerst betroffen): Nicht gut!

Ich. Nun denn, so gefällt es auch dem Hunde. Jetzt gehe auf den Hof!

Das Letzte fügte ich nicht bloß als Strafe hinzu, sondern vorzüglich weil ich bemerkte, daß fast alle Gegenwärtigen unzufrieden mit mir, und mitleidvoll für Karl gestimmt waren. Ich sah, daß mehrere un-

ter ihnen schon den Mund eröffneten, um mich — in Karls Gegenwart! — zu tadeln. Meine letzte Worte schlossen denselben zwar für den Augenblick; aber ich hätte sicher viel zu widerlegen bekommen, wenn nicht die hellsehende Ludwig, welche gegenwärtig war, wie begeistert, ausgerufen hätte: „Das vergelte Ihnen Gott! theurer Freund! Wenn Karl, wie ich gewiß glaube, ein trefflicher Mensch geworden sein wird, so muß er Ihnen dieses Verfahren aufs zärtlichste verdanken. Wollte der Himmel, wir handelten alle und immer so an unsern Kindern! Dann würden sie die Thiere, folglich noch mehr die Menschen gehörig würdigen, achten lieben und mit Gerechtigkeit, Billigkeit, Schonung und Güte behandeln lernen.“

Zugleich drückte sie mir sehr freundlich die Hand.

Das half! — Es kamen bloß einige Leute: „Ja, aber's —“ zum Vorschein, welche ich mit Ihrer Hilfe leicht beseitigen konnte.

Das Naschen hasste ich im hohem Grade. Leider lehren es so viele Eltern ihre

Kinder selbst. Einige durch Leckereien, welche sie ihnen schenken, und — durch Anpreisen derselben. Andre durch das eigne Beispiel, (die Mütter in den Küchen, Speisekammern, Vorrathsküchen, und die Väter bei den Zuckerbäckern, u. s. w.) besonders aber durch den viel zu hohen Werth, den sie kostbaren Genüssen belegen. Ach, und dies — so gering geachtete — Naschen führt zu — allen Lastern.

Ich lasse deshalb ein Kind nur höchst ungern zu einer unbestimmten Stunde außer der Mahlzeit, — selbst Brodt, oder Obst! — essen.

Meine Frau mag erzählen, wie sie Karl behandelte, als er genascht hatte. Daß die dabei vorkommende Geschichte nur auf ihn, und zwar für jenen Augenblick, berechnet ist, versteht sich von selbst. Sie wirkte aber was sie sollte. Karl wurde dadurch so fest von der großen Schädlichkeit des Naschens und den bösen Folgen desselben überzeugt, daß er seine Strafe verlangte, seinen Fehler nie wieder beging, und keinen Widerwillen gegen die Strafende faßte. Mag daher manches an

der Geschichte zu tadeln sein; ich wünschte dennoch, daß man sie nachahme.

„Als Karl vier und ein halbes Jahr alt war, trat ich einst in unser Wohnzimmer, wo in der Ofenröhre eine gebratene Gänseleber für den Vater bereit stand. Karl war allein im Zimmer, und anstatt daß er sonst mir fröhlich entgegen zu kommen pflegte, wandte er sich diesmal, ohne mich anzusehen, nach dem Fenster, und that, als wenn er dort etwas betrachtete. Mir fiel dies auf; ich ging daher rasch auf ihn zu, sah ihm scharf ins Gesicht, und bemerkte, daß er verlegen erröthete. „Was hast Du gethan, Karl?“ fragte ich ihn sehr ernst. Er antwortete stolz: „Nichts!“ — Ich sah die Unwahrheit in seinen Augen und sagte sehr bestimmt: „Karl, Du lügst! sage mir im Augenblick die Wahrheit! denn Gott weiß es doch, und würde Dich strafen, wenn Du es nicht thätest!“ — Er fiel mit einem Strom von Thränen mir in den Arm, und sagte mit dem größten Schmerze: „Ach, liebe Mutter! ich habe etwas sehr Böses gethan, denn ich habe ein Stück gebratene Leber gestohlen! vergeben

Sie es mir nur diesmal, ich will es gewiß nie wieder thun."

Ich war sehr wehmüthig darüber, und sagte mit Thränen im Auge: „O, mein Sohn! wie betrübst Du mich! Das sind zwei große Sünden, denn Du hast gestohlen und gelogen! Wie konntest Du vergessen, daß Du dadurch Deinen Vater im Himmel und uns Deine Eltern tief kränkest; Wenn Du jemals wieder so etwas thust, so wirst Du ein böser Mensch, und ich werde eine sehr unglückliche Mutter!"

Jetzt setzte ich mich ans Fenster, stützte meinen Kopf auf die Hand, und er sah mich weinen. Mit tausend Thränen küßte er die andre Hand und bat um Verzeihung.

„Ach, Kind! sagte ich endlich, wenn ich es Dir auch vergeben wollte, damit wäre es noch nicht gut! Du würdest bald wieder alles vergessen, und das Böse künftig öfter, und noch öfter thun. Ich muß Dich also strafen, um Dich länger daran zu erinnern, wie groß Unrecht Du gethan hast. Meine Traurigkeit würde Dir bald aus dem Sinne kommen, und Dein Versprechen auch; aber an

den Schmerz der Strafe wirst Du länger denken.“

Er bat aufs neue, ihm nur diesmal zu vergeben. Ich nahm ihn dann auf meinen Schoos, küßte ihn, und sagte weich und freundlich:

„Es ist mir lieb, mein Sohn! daß Du fühlst, wie schlecht Du handeltest; darum will ich Dir auch wieder gut sein; das verspreche ich Dir, so sehr Du mich auch beleidigt hast! Ob ich Dich aber strafen muß, oder ob ich es unterlassen kann, das sollst Du mir selbst sagen, wenn ich Dir eine Geschichte erzähle habe. Höre recht aufmerksam zu:

Eine Mutter hatte einen Sohn, welcher Morik hieß. Es war ein guter Junge, man mochte ihn also gern leiden. Die Mutter hatte ferner eine Nichte: sie hieß Frau Woltern. Diese kam oft zu ihrer Verwandtin, um mit ihr zu sprechen, und mit Moriken spazieren zu gehen. Frau Woltern hatte den kleinen Jungen sehr lieb, und brachte ihm immer etwas mit. Bald Kuchen, bald Zuckerwerk; besonders gab sie ihm oft Bonbons, weil er diese vorzüglich gern aß.

Freilich hätte die Mutter das nicht leiden sollen, denn Moritz verdarb sich dadurch seine Zähne, und was noch weit schlimmer war, er gewöhnte sich dadurch ans Naschen; aber sie dachte: die liebe Ruhme meint es so gut, auch kostet es uns ja nichts, und Moritz hat doch so große Freude darüber. So blieb es lange, und Moritz konnte zuletzt nicht mehr vergnügt sein, wenn Mähmchen ihm nicht alle Tage etwas zu naschen brachte. Kam sie einen Tag nicht, so kaufte Moritz sich selbst etwas von seinem ersparten Gelde. Frau Woltern wurde aber krank, konnte folglich Moritzen nichts mehr bringen; er nahm daher sein sämmtliches Geld, einen Groschen nach dem andern, und kaufte sich Kuchen u. d. d. dafür.

Unglücklicher Weise war der nächste Nachbar ein Zuckerbäcker, und Moritz konnte, wenn er vor der Thür spielte, die vielerlei süßen Sachen nicht ansehen, ohne von Zeit zu Zeit hinein zu schleichen. Als er sich einst für seinen letzten Groschen wieder etwas kaufen wollte, zog der Zuckerbäcker gerade eine große Menge Bonbons ab. Moritz hatte

Pfefferkuchen verlangt; der Zuckerbäcker ging also auf die andre Seite des Ladens, um denselben zu holen. Unterdeß nahm Moriz geschwind so viel Bonbons weg, als er mit der Hand fassen konnte, und steckte sie in seine Tasche. Da der Bäcker sich noch nicht umdrehte, stahl er noch eine Handvoll.

Der Mann gab dann dem Moriz seinen Pfefferkuchen; bemerkte aber schnell, daß Bonbons fehlten.

Er sah daher dem Moriz fest ins Gesicht, und sagte: „Ei, ei! mein Kind! Du hast Dir da wohl Bonbons genommen? —“

Moriz wurde feuerroth, sagte aber ganz bestimmt: „Ei bewahre! ich habe keine genommen!“

Herr Müller (so hieß der Zuckerbäcker) wußte zwar gewiß, daß Moriz es doch gethan hatte; weil seine Mutter aber eine vornehme Frau und seine gute Freundin und Nachbarin war, so wollte er ihr keinen Aerger machen, und — ließ den Moriz gehn. Dieser freute sich nicht wenig, als er mit seinen vielen Bonbons allein war, und aß so lange, als er noch welche hatte. Doch sie

wurden schnell verzehrt, und nun hatte er weder Geld, noch etwas zu naschen; war deshalb verdrießlich und hielt sich für sehr unglücklich. Zu derselben Zeit starb die alte Nuhme, und Morihens Mutter mußte oft in ihr Haus gehen, um dort allerlei in Ordnung zu bringen. Unterdeffen war zu Hause nicht immer alles wie sonst. Einmal z. B. war die Speisekammer offen geblieben; Morih bemerkte es, ging hinein und fand da allerlei Ueberbleibsel von Torten, Eingemachtes und herrliches Obst. Er nahm von allem, trug es auf den Boden und versteckte es da an verschiedenen Orten. Als die Mutter wieder in die Speisekammer kam, sah sie gar bald, was alles fehlte. Sie wußte, daß die Kammer aufgeblichen war und rief Morihen, um ihn zu fragen, ob er es etwa genommen habe? — Da er mit seiner Lüge bei Herrn Müller so gut weggekommen war, trug er kein Bedenken, fest zu antworten: „Gott bewahre! liebe Mutter! ich bin nicht in der Kammer gewesen! das werden wohl die Mägde gethan haben! —“

Die Mutter untersuchte nicht genau, glaubte ihrem Kinde mehr als den armen Mädchen, die ihre Unschuld aufs höchste betheuerten, und fing an, mißtraulich auf diese zu werden. Morikens Vorrath war bald verzehrt, und sein Taschengeld reichte auch nicht weit, weil er immer größere Begierde bekam, etwas zu naschen. Denn, lieber Karl! wenn man einmal anfängt, Böses zu thun, und thut es wieder; dann wird man täglich geneigter dazu, folglich böser, und man denkt am Ende an nichts, als, wie man zu dem Unrechten gelangen will. So ging es Moriken auch. Er hätte bald gern alles gehabt, was er sah. Als seine Mutter einmal ihren Geldbeutel hatte liegen lassen, stahl er ihr zwei Thaler aus demselben. Um aber den Verdacht von sich abzuwenden, sagte er zu ihr: Margarethe wäre aus der Stube gekommen, und hätte den Geldbeutel der Mutter in der Hand gehabt.

Die Frau war so unvernünftig, dem Kinde ohne weiteres zu glauben, schalt auf das arme Mädchen, und jagte sie, als sie sich heftig verantwortete, dabei Verdacht auf Mo:

riheit fallen ließ, aus ihrem Hause. Die gute-Margarethe wurde dadurch höchst unglücklich, denn sie hatte weder Vater noch Mutter, und die Leute glaubten es der vernehmen Frau und Moritz, daß sie gestohlen habe; es wollte sie also Niemand in seinen Dienst nehmen. So mußte denn das arme Mädchen hungern und betteln, bis endlich barmherzige Leute sie aufnahmen.

Sieh, lieber Karl! an dem allen war der böse Moritz durch sein Stehlen und Lügen schuld! — Er gewöhnte sich nach und nach so sehr an beides, daß er es gar nicht mehr unterlassen konnte; bei allen Leuten nahm er, was er heimlich nur erhaschen konnte, und wenn man ja Verdacht auf ihn warf, so wußte er sich schlaue herauszulügen. Je größer er wurde, desto böser ward er auch. Immer dachte er darauf, wo und wie er etwas wegnehmen könnte. Einmal war er bei einem Prediger auf dem Lande zum Besuch. Er hatte am Tage bemerkt, daß der Prediger einen Beutel voll Geld in seiner Kammer unter einige Papiere legte. Moritz sah, daß der Schlüssel zu dem Zimmer seinem Stubens-

schlüssel (den er bei sich hatte) sehr ähnlich war. Als also am Abend alle Leute zu Bette waren, schlich er dahin. Zu seiner Freude war die Thür nur angelehnt. Er ging hinein, und da der Mond grade schien, konnte er alles leicht finden. Als er aber den Beutel schon in der Hand hatte, sprang ein Knabe von etwa zwölf Jahren von dem Sopha auf, und rief: ein Dieb, ein Dieb! Es war des Predigers Sohn, der diese Nacht hier schlafen mußte, weil Morih sein Bette bekommen hatte. Morih fürchtete, hierdurch entdeckt zu werden, packte also mit aller seiner Kraft den kleinen Knaben an, und drückte ihm die Gurgel zusammen, damit er nicht schreien könne. Bald aber begriff er, daß der Knabe doch nachher, sobald er ihn losgelassen habe, schreien, um Hülfe rufen, und alles erzählen werde, so daß man ihn dann doch als gewaltsamen Dieb ins Gefängniß werfen werde. Durch die allmähliche Gewohnheit, so viel Schlechtes zu thun, war er schon so böse geworden, daß er meinte, er müsse das Geld haben, und es sei abscheulich von Martin (so hieß der Sohn des Predigers),

daß er ihn daran hindere. Auch wußte er nicht, wie er sich vor der Entdeckung, und vor der damit verbundenen Strafe und Schande schützen sollte.

In der Angst nahm er also sein Schnupstuch, und schnürte es dem unglücklichen Martin so fest um den Hals, daß dieser ersticke. Dann sprang er mit dem Gelde aus dem Fenster, und lief fort.

Die Magd des Predigers hatte noch nach einer kranken Kuh gesehn, und bemerkte unterwegs, daß Jemand aus dem Fenster sprang und durch den Garten lief.

Sie weckte also den Prediger; dieser sah nach, und fand sein armes Kind todt, und Moritzens Schnupstuch um seinen Hals. Das Geld fehlte, und Moritz war fort. Sogleich wurden ihm Leute nachgeschickt: diese holten ihn bald ein, und brachten ihn auf die Pfarre zurück. Man band ihm die Hände und Arme sehr fest zusammen, und brachte ihn nach der Stadt. Hier wurde er in ein tiefs, kaltes und ganz finstres Gefängniß geworfen, wo er bloß ein wenig schwarzes Brodt und Wasser bekam. Seine abscheuliche

That konnte er nicht ablenken. Einige Wochen darauf wurde er also auf einen Karren gesetzt und auf den Richtplatz gefahren, wo ihm der Scharfrichter den Kopf mit einem Schwerdt abhieb. Als der Karren vor dem Hause des Zuckerbäckers vorbei kam, sagte Moritz ganz laut: „Der Mensch und meine Ruhme sind Schuld an meinem Unglücke! Hätte meine Ruhme mich nicht ans Naschen gewöhnt, so hätte ich nicht gestohlen und gelogen; und hätte Herr Müller mich recht tüchtig gestraft, oder es meiner Mutter gesagt, als ich das erste Mal bei ihm Bonbons stahl: so hätte ich so etwas nicht wieder gethan, und könnte jetzt ein guter, geehrter Mensch sein, und Andere glücklich machen!“

Der Zuckerbäcker sah es selbst ein, daß er sehr unrecht gehandelt habe, und konnte sein ganzes Leben hindurch nicht wieder vergnügt werden. Moritzens Mutter grämte sich todt, und sagte immer: „ach! wenn ich doch mehr auf ihn geachtet hätte, so lange er klein war! Dann hätte ich sein Stehlen und sein Lügen bemerkt, und wenn ich ihn

dann recht tüchtig bestraft hätte, so würde er sich wohl gebessert haben.

Sieh, lieber Karl! so kann es auch mit Dir werden. Jetzt sage mir nun selbst, als ehrliches Kind, was muß ich thun, wenn ich eine gute und vernünftige Mutter sein will?

Karl. (seht!) Sie müssen mich bestrafen!

Ich. Auch wenn ich Dir vergeben habe?

Karl. Ja, Sie müssen; sonst könnte ich ja auch ein Morik werden.

Ich. Sehr wahr, mein lieber Karl! Aber weil Du Dein Unrecht einsehst und beuest, so thut mir Deine Strafe weher, als Dir. Wenn Du mich lieb hast; so thue es ja nie wieder! denn daß ich mein Kind-schlagen muß, ist sehr traurig für mich! —

Er empfing seine Strafe ohne Murren, und weinte nachher seinen Schmerz in meinen Armen aus.“

Ich theilte noch einen Vorfall mit, weil er sehr häßlich ist.

Der V. G. aus A. besuchte uns einz.
Ich fand ihn, als ich aus der Schule nach
Hause kam. Er erzählte mir, daß er Karl
gefragt habe, ob er Klavier spielen könne?
Dieser habe geantwortet: er könne es, denn
ich habe es ihn gelehrt! Als Karl nun hät-
te spielen sollen, habe er eingestanden, er
könne es nicht. Der Zögling, den ich gerade
bei mir hatte, sei dessen Zeuge. Dieser be-
stätigte es, und meine Frau (die es aber nicht
mit angehört hatte) war für die Kläger und
gegen den Beklagten.

Wir hingegen war das Erzählte unde-
greiflich. Denn, wenn ich Karl auch —
gegen meine eignen Erfahrungen, folglich ge-
gen Recht und Billigkeit! — für schlecht
oder unbedacht sam genug hätte halten
wollen, so etwas zu sagen, so war es doch
ganz unmöglich, ihn in seinem sechsten bis
siebenten Jahre für dumm genug dazu an-
zunehmen. G. selbst konnte ja längst von
mir wissen, daß Karl es nicht gelernt habe.
G. durfte sich ferner nur bei unserm Zögling,
bei meiner Frau, oder bei mir erkundigen;
und endlich: in meinem (und seinem) Zim-
mer

mer stand ein Klavier. Nach jener Frage und (angeblichen) Antwort war folglich natürlich, daß G. sogleich, oder einige Tage später in seinem Hause (wo wir oft waren) zu Karl sagte: Spielen Sie einmal! und dann stand er nicht bloß beschämt, sondern zum verächtlichen Lügner erniedrigt, da.

Es war mir folglich unmöglich, das Gesagte gradezu zu glauben. Ich starrte vor mir hin, und sagte nach einigen Augenblicken: Ich will ihn rufen! Ich muß ihn doch selbst fragen! Die beiden Erwachsenen fanden dies sonderbar, und G. insbesondere nahm es sehr übel, daß ich ihn nicht mehr glauben wollte, als Karl, besonders da er noch einen Zeugen für sich habe.

Ich verstand alle seine Worte und noch mehr seine Mienen. Er war mir werth. Auch kannte ich ihn als empfindlich und von der Meinung durchdrungen, ich liebe Karl zu sehr. Es wurde mir daher äußerst sauer, ihn zu beleidigen, und doch ahnete ich zum voraus, (was sich auch nachher zeigte) daß er sich beleidigt fühlte, als ich Karl rief. Aber — das Höhere in meinem Sohne war mir zu

wichtig! *) Fast alle seine Gedanken, Gefühle und Empfindungen lagen mir so klar vor meinen Augen, daß ich in der Regel zuvor wußte, was er antworten werde; und hier sollte ich mich in seinem Herzen und — Verstande so über alle Maße irren? — Das konnte kaum möglich sein! Ich mußte es folglich, als rechtschaffener Vater, näher untersuchen, ehe ich glaubte, und ihn durch Vorwürfe strafe, die (wenn sie ungerecht waren) sein Herz tief verwunden, vielleicht gar gegen uns alle vier erbittern mußten. Ich rief ihn also und theilte ihm die Anklage mit. Er versicherte mir der unschuldigsten Miene, es liege ein Irrthum zum Grunde, er habe vielmehr gesagt: er könne es nicht, denn ich habe es ihm nicht gelehrt! — Als ich ihm die Gegenversicherungen seiner Ankläger vorhielt, wandte er mir mit Recht alles das ein, was ich oben angeführt habe, und betheuerte seine Unschuld mit Thränen.

*) Karto enthält schauerhafte Folgen von Ungerechtigkeiten einer Mutter gegen ihren leidlichen Sohn.

Ich war jetzt überzeugt, aber die drei Gegner nicht. Ich sagte also zu Karl: „Mein Kind, bedenke, daß Gott Dich hört, und Dich strafen wird, wenn Du wissentlich die Unwahrheit sagst! Bekenne mir, wie es ist! Ich verspreche Dir im voraus, ich will Dich nicht strafen! Ich will es nur ganz genau wissen!“ Aber tief gekränkt und weinend blieb er dabel, er könne nicht anders sagen, als was er der reinen Wahrheit gemäß angegeben habe.

Gut, antwortete ich ihm mit weicher Stimme: wenn Du (wie ich hoffe) die Wahrheit gesagt hast, so spreche ich Dich frei, und bedaure Dich wegen des Verdachts, der bei den Andern auf Dir lastet. Hast Du mir aber nicht die Wahrheit gesagt, (was Gott verhöre!) so bist Du (mit Nachdruck) ein elender Mensch und ein verächtlicher Lügner! —

Es tath aller Antwort schmiegte Karl sich mit Freudenthränen und mit dem heitersten Bewußtsein an mich, und versicherte wiederholt: Lieber Vater, ich bin unschuldig, ich bin

gewiß unschuldig! Herr P. G. und J. haben sich nur verhörr.

Dies sagte, daß er nämlich seinen Gespielen nicht der Falschheit anklagte, überzeugte mich vollkommen, auch wurde ich in den folgenden Tagen, bei dem sorgfältigsten und aufmerksamen Nachforschen, meiner Sache noch gewisser.

Herr G. war zwar sehr unzufrieden mit meiner Entscheidung, gewann aber später meinen Sohn doch innig lieb.

Elfter Abschnitt.

Ein ansehnlicher Ausschlag.

Das Unglück, welches jenes Mädchen (D. 2. S. 40.) uns brachte, war ein kräckerartiger Ausschlag. Ich hielt denselben, sobald wir ihn bei Karl entdeckten, für das, was er war; aber Melzel erkannte ihn nicht dafür an, sondern behauptete fortdauernd, es sei bloß eine vorübergehende Schärfe. Da das Mädchen am Gesichte, Halse und Hän-

den rein war, konnten wir keinen Argwohn gegen sie fassen. Wir sahen also die Leiden des Kindes mit Wehmuth, und linderten sie durch sanftes Krahen und Umhertragen, bis es einschlief, so gut wir konnten. Bald nachher wurde die Mutter angesteckt, und verfiel dadurch (nach einer Erkältung) in die rothe Ruhr, welche sie fast getödtet hätte. Nun bekam auch ich den Ausschlag, aber Meiel und andre geschickte Aerzte hielten ihn noch immer nicht für Krätze. Ich hatte so reine Säfte, daß ich den Ausschlag zwei Mal, durch größere Ausdünstung auf einer Fußreise, verlor. Zum drittenmale — ich ging nur wenig aus, denn es war im Winter! — haßte er, und wir litten alle drei unglaublich. Das Mädchen war sehr bald, unter dem Vorwande, sie habe die Plicht, zu Hause gegangen, und die Eltern hielten ihre wahre Krankheit geheim. Meine Frau ward inzwischen aufs neue schwanger, und die Aerzte versicherten, in den Wochen werde sich jene Schärfe verlieren. Dies geschah freilich, aber — bloß weil meine Frau äußerst schnell und leicht niederkam. Sie mußte deshalb,

das Kind auf dem Schoos einer herbeigeeufenen Nachbarin, lange warten, bis die Hebamme kam, und sie entband. Sie erklättete sich dabei aufs heftigste. In vier und zwanzig Stunden war ihr Körper rein, aber dafür stellten sich gräßliche Leiden ein, bis der wiederkommende Ausschlag sie davon befreite, und — den Neugeborenen ansteckte.

Nun erst erkannte man die Krankheit für das, was sie war, und gab uns dagegen Arznei. Karl hatte so vollkommen gesunde Eäfte, daß er schnell geheilt wurde. Nur zeigten sich bald hier, bald da, kleine Flechten an seinem Körper, die aber, so viel ich weiß, in der neuesten Zeit auch verschwunden sind.

Sein jüngerer Bruder wurde mit endloser Sorgfalt gepflegt: indeß — nach zehn Wochen verlor er den Ausschlag, verfiel in gräßliche Krämpfe, und starb daran nach fünf Tagen. — Luise und ich haben, seit achtzehn Jahren, unaufhörlich an den bösen Folgen jenes Giftes gelitten. Es mochte allmählig unser ganzes Blut und alle unsre Eäfte durchdrungen haben. Genug, trotz aller Vorsicht trat etwas davon zurück. Kaum ein

Thell unsers Körpers ist seitdem ohne entsehrliche Leiden geblieben. Wir haben unzählige Krankheiten ausgestanden, und sind oft dabei dem Tode ganz nahe gewesen. Unsr Ge-sundheit ist und bleibt zerrütet.

Zwölfter Abschnitt.

Zwei Jöglinge in meinem Hause.

Die Annahme zweier Jöglinge that Karl weit größeren Schaden, als das Krähgift. Von allen Zeiten versicherte man mich, es tange nicht, daß Karl so ganz allein erzogen werde. Ich übergehe die Gründe, und fasse mich überhaupt möglichst kurz, weil mein Herz beim Niederschreiben dieses Abschnittes zu sehr leidet. Ich fühlte wohl, daß meine Geger unrecht hätten, aber ich war meiner Sache doch nicht so gewiß, noch auch so stolz oder eigenwillig, daß ich gegen alle meine Freunde meinen Willen durchgeführt hätte. Ich ließ mich also endlich bereden. Es wurde mir ein Knabe übergeben, und ich hatte das Glück, ihn zum freudigem Erstaunen sei-

ner Eltern und Verwandten, ungemein zu bessern. Aber, freilich! Er nur gewann, mein Sohn verlor dabei! Karls Herz war bis dahin schuldlos und rein geblieben. Er hatte kaum einen Begriff davon, daß man seinen Eltern ungehorsam sein, das Aufgegebene schlecht oder gar nicht bearbeiten, daß man lügen, verläumdern, andern Wesen Kränkungen zufügen u. s. w. könnte. Jetzt sah er das alles, ja noch mehr als das, täglich vor Augen, und gewöhnte sich allmählig daran. Der Einfall der Franzosen verursachte, daß dieser Knabe zu seinen Eltern zurückgenommen wurde, und ich dankte Gott dafür. Meine Freunde dagegen sagten: alles Erwähnte schade gar nichts; Karl müsse vielmehr auch Fehler kennen lernen, um wirklich gut werden zu können.

Bald nachher brachte eine Mutter uns unerbittlich ihren Sohn ins Haus, und bat uns dringend, denselben aufzunehmen. Ich wollte durchaus nicht. Sie verschwendete Bitten und Vorstellungen, bis ich zugab, daß er acht Tage lang in meinem Hause bleibe, um dann zu entscheiden. Mein Ent-

Schluß stand fest, ihn zurückzugeben. Statt der Mutter kam aber nach acht Tagen ein Brief (nebst Geschenken für meine Frau) worin es hieß: Krankheit halte sie für den Augenblick ab, selbst zu kommen; wir würden also doch die Güte haben, ihren Sohn noch einige Tage zu behalten. Kurz, ich mußte endlich — ganz wider meinen Willen! — ihn als Zögling annehmen. Gottlob, ich habe ihm genügt, aber — er hat meinem Sohne geschadet. Auch von ihm sind mehrere Fehler, wenigstens einigermaßen! auf Karl übergegangen. Dieser, der sonst mit einem Blicke, mit einem Worte, ich möchte sagen, durch sich selbst zu allem zu bringen war, mußte Jahre lang ernster, ja strenger behandelt werden, wenn er seine Pflicht thun sollte. Wie unendlich tief ich dabei gelitten habe, vermag ich nicht auszusprechen. Nur das Einzige möge meine innigst wehmüthigen Gefühle andeuten: Hätte ich je wieder ein so reines, unschuldiges, engelartiges Kind zu erziehen, so würden die Reichthümer der ganzen Erde, so würden die Vorstellungen aller Weisen, so würde selbst der strengste Befehl eines Des-

poten mich nicht dahin bringen, ein zweites, (das ich nicht als eben so rein zc. konnte,) dazu zu nehmen. Ferner werde ich es mir, so lang ich lebe, nie vergeben, daß ich damals endlich nachgab.

Ganz etwas anders ist es, wenn von gewöhnlichen Kindern die Rede ist! aber — bei dem Allwissenden! Karl war zu jener Zeit ein ungewöhnlich reiner Knabe.

Doch man erlaube mir, hier abzubringen! Meine Gefühle übermannen mich! — Wer alles, was ich über das Unkraut u. s. w. gesagt, aufmerksam gelesen hat, wird mich ganz verstehen, und sich die traurigen Folgen meiner Nachgiebigkeit selbst aus einandersetzen. Die Gottheit hat mir meinen Fehler vergeben! Davon halte ich mich überzeugt! Verzeihe Du ihn mir auch, mein guter, lieber Karl! —

Dreizehnter Abschnitt.

Unterrichtende Spiele.

Eins seiner liebsten Spiele war das Bilderbesehen. Wir erklärten ihm natürlich alles Bedeutende auf jedem Bilde und ließen es uns späterhin, bald als seine Lehrer, bald als seine Schüler, wieder von ihm erklären, So lange er noch nicht lesen konnte, sagten wir oft mit Bedauern: „Ja, wenn Du lesen könntest! — Das stellt eine ganz allerliebste Geschichte vor! Hier ist sie, aber — ich habe jetzt keine Zeit, sie Dir zu erzählen.“

Wenn wir dann weggingen, betrachtete er die gedruckte Geschichte wehmüthig wie einen Talisman, dessen geheime Kräfte unendlich für ihn seien, weil — ihm das aufschließende Zauberwort fehle.

Disweilen schuf er dann eine ganz andre Geschichte, die er sich — muthmaßend! — nach dem Bilde zusammengesetzt hatte, und erzählte sie uns, damit wir ihm die wahre dagegen erzählen möchten. So wurde die Neigung, lesen lernen zu wollen, allmählig in ihm erregt.

Ich kaufte vor allen das Vasedowsche Elementarwerk, mit dem erklärenden Text. Daneben aber eine Menge andrer zweckmäßigen A B C und Lesebücher mit Kupfern. Leider muß ich dabei bemerken, daß viele aus dem Vasedow geschöpft, und bisweilen statt zu verbessern, wirklich verhöfvert hatten. Da ich selbst eine ziemlich große Sammlung guter Kupferstiche besaß, woraus ich von Zeit zu Zeit das Passende für Karln herausuchte und ihm zum Besehen gab, so hatte er während der rauhen Jahreszeit stets hinlänglich. Bei schönem Wetter war die Natur, auf Reisen das, was uns vorkam, des Abends der gestirnte Himmel, sein Bilderbuch. Eben dies Hin- und Wiederkehren von einem zum andern, das Wiederholen — im Bilde oder im Leben — war für das Kind von unglaublichem Nutzen.

Mit Achtung und Dankbarkeit erkenne ich, daß Vasedows Elementarwerk weit aus am meisten Vorzüge in sich vereinigt. Es ist beinahe unerforschlich, die meisten Gegenstände sind zweckmäßig gewählt und anschaulich dargestellt. Da Chodowiecky viele derselben

gestochen hat, so sind sie auch für den Zehnfachheitssinn des Kindes bildend. Nur sollten die ehemaligen steifen Trachten, Trisuren u. glücklich weggeschafft sein.

Weil Karl gewöhnt war, nichts zu beschmuhen, noch zu zerreißen, so haben wir das ganze Kupferwerk nebst dem erklärenden Texte — nach einem vieljährigen Gebrauch, wobei es stets in den Händen des Kindes verwahrt blieb, — einem andern Knaben als noch vollkommen gut, ja ich möchte sagen: als noch schön! zum Geschenk gemacht. Zerlesen hat Karl nie ein Buch! — So viel vermag eine verständige Gewöhnung! —

Wo wir hinkamen, besah Karl schnell die Bilder an den Wänden, ließ sie sich erklären und fragte nach Bilderbüchern, die ihm dann — wenn sie anders zu haben waren — gern gegeben, und (so lange er noch nicht lesen konnte) erklärt wurden. Er lernte durch dies alles unglaublich viel.

Das Erzählen einer Menge kleiner Geschichten hängt hiermit genau zusammen. Ich berühre es aber bloß, weil man schon weiß, wie vielseitig wir es benutzten. Bisweilen

sprachen wir kein Wort, sondern suchten in irgend einem seiner Bücher das Bild eines guten oder schlechten, ihm schon bekannten, Kindes auf, und zeigten mit dem Finger darauf. Andere Male, wenn er nicht wollte, wie wir, sondern wie irgend ein böser Knabe, (Martin oder Peter) dessen Geschichte er wußte, hieß es ganz kurz, aber nachdrücklich: „Martin?!“ oder: „Peter?!“ — „Nein“ war selten nöthig!

Dies zweckmäßige Erfinden und Erzählen kleiner Geschichten kann ich kaum genug empfehlen! —

Hierzu rechne ich auch das Vorfagen, Vorlesen, Lehren, Selbstlesen und Erlernen kleiner Gedichte, die aber aus dem Kreise der Kinder hergenommen, und verständlich sein müssen, ohne einer künstlichen Erklärung zu bedürfen. Wägen sie immer mit: Wie Kinder, wie schmecken der Freuden so viel! oder mit: Wenn ich artig bin u. anfangen. Bei vernünftiger Steigerung wird man in nicht gar langer Zeit bis zu Schiller hinaufgehen können. Das Kind wird alles verstehen, es wird dadurch sein Gemüth, sei-

ne Vernunft, seine Sittlichkeit, seine Frömmigkeit, seine Handlungsweise, seinen Geschmack, und obendrein sein: Gedächtniß bilden.

Wie sehr sich die kleinen Wesen dergleichen aneignen, haben wir an Karl'n oft und mit Freude bemerkt. Unter vielen dergleichen theile ich nur einen Vorfall mit:

Als Karl vier Jahr alt und ich bei Peskalozzi war, besuchte uns der Bruder meiner Frau, der verstorbene Geheime Rath Reimann, damals Erzieher Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich von Preussen, in Gesellschaft des Lehreren. Am Tage seiner Ankunft hatte Reimann Karl'n auf dem Schooße, als meine Gattinn eben nicht im Zimmer war.

Wie heissest Du denn? mein Jüngelchen! fragte er, um mit ihm zu plaudern, und Karl antwortete schnell:

Ich heiße der kleine Witte!
Doch nennet man Karl mich nur!
In ihrer freundlichen Mitte
Erzieht mich die liebe Natur.

Ich hüpfte beim frühesten Morgen
In ihren offenen Arm;
Laß Vatern und Mütterchen sorgen,
Und kenne nicht Kummer, noch Harm.

Auch lern' ich bisweilen ein Bißchen!
Bald wird das Lesen nun gehn!
Oft glebt mir die Mutter ein Küßchen
Und sagt dann: „Das war ja recht schön!“

Dann bin ich so fröhlich und springe
Im Hofe und Garten umher:
Und küsse die Mutter, und singe:
„O, wenn es doch immer so wär!“

Dies Gedichtchen hatte meine Frau ihn
gelehrt. Nie aber war es ihr eingefallen,
daß er es einmal als Antwort brauchen
sollte. Keimann wurde im hohen Grade über-
rascht, und erzählte es meiner Frau, als Karl
nicht dabei war. Sie freute sich herzlich dare-
über, sagte Karl aber nichts davon.

Ihrem Bruder, den Fr. K. v. H. gegen
mich (und meine Erziehungweise) eingenom-
men hatte, mußte sie es betheuern, daß
Karl

Karl nie gesagt sei, er solle das Gedicht als Antwort brauchen, und: daß er es heute zum ersten Male so gebraucht habe. So sehr setzte ihn die Geistesgegenwart des Kindes in Erstaunen.

Auch durch Hülfe solcher Gedichte machten wir die Neigung, lesen zu wollen, in ihm rege.

Da man das Lesenlernen für so schwierig hält, ich auch zugeben muß, daß man mich sehr lange, und entsetzlich damit gequält, es mir aber doch nie gehörig beigebracht hat, so schäme ich mich fast, die äußerst leichte Art, durch welche Karl es erlernte, mitzutheilen. Doch, sie gehört hierher, so mag sie denn folgen.

Als wir es erreicht hatten, daß Karl lesen zu lernen wünschte, (er war damals zwischen drei und vier Jahr alt) so kaufte ich in Leipzig das kleine, gedruckte, deutsche A. B. C. zehn Mal: desgleichen, das große. Eben so das kleine und große lateinische (gedruckte;) ferner die Scheidezeichen, und die Ziffern von 0 bis 9. Alles zehn Mal. Jeder Buchstabe war drei Zoll lang, und auf

II.

ein Hölzchen gestellt. Alles Angeführte war ich in einen Kasten, und zeigte ihm das Ganze als ein neues Spielzeug: das Buchstaben spiel.

Dann setzten wir alle drei uns auf die Decke, suchten die kleinen, deutschen, (gedruckten) heraus, rührten sie durch einander, und nahmen blindlings einen davon. Der Ergreifene wurde förmlich und feierlich befehen, genannt, besonders aber laut und deutlich ausgesprochen. Er ging von Hand zu Hand und jeder that das Erwähnte. Anfangs richteten wir es ein, daß derselbe (leichtere) Buchstabe z. B. ein reiner selbstlautender: a, e, oder: i bald wieder zum Vorschein kam, hielten ihn Karl vor, noch ehe wir selbst ihn nannten, und liebkoseten ihn, wenn er ihn erkannte und richtig aussprach. Konnte er ihn nicht, so hieß es lachend: O, Du dummes Kind! Es ist ja das: a, oder: e &c.

Ich versichere, daß nur sehr wenige Tage, und an diesen Tagen nur wenige Viertelstunden erforderlich waren, bis Karl alle vier und zwanzig kannte und nannte.

Die großen, deutschen (gedruckten) Buchstaben wurden gelegentlich, wie von Ungesähr, mit herangezogen. Bald forderte meine Frau mich, bald ich sie, bald Karl einen von uns, auf, zu befehen, wie der oder jener große von demselben kleinen abweiche &c.

Man sieht leicht, daß man dies auf verschiedene Art einleiten und durchführen kann.

Als er beide Arten von Buchstaben ganz inne hatte, warf ich heimlich einige kleine lateinische (gedruckte) Buchstaben unter die deutschen. Kam dann einer von ihnen zum Vorschein, so wurde es gemeinschaftlich bewundert und belacht, wie sich der lateinische unter die deutschen verirrt habe. Karl mußte den entsprechenden deutschen suchen und beide mit einander vergleichen. Auf diesem Wege dauerte es gar nicht lange, so kannte er auch die kleinen lateinischen vollkommen. Nun war der Schritt zu den großen: unbedeutend! Besonders, da er jetzt schon sehr oft für sich selbst damit spielte. Er setzte nämlich seinen Buchstabenkasten zur rechten Hand neben sich, griff heraus, was er traf, und sagte laut: g, b oder h &c. War er un-

gewiß, so fragte er einen von uns, der in seiner Nähe war.

Auch achteten wir immer (unvermerkt!) auf ihn, und lachten ihn neckend aus, wenn er einen Buchstaben falsch genannt hatte. Als er sie einigermaßen kannte, ließen wir ihn den Lehrer vorstellen, und uns fragen. So lange er es recht machte, hieß es bei jeder Verbesserung von seiner Seite: „Ich danke Ihnen, lieber Lehrer!“ Sobald er aber etwas Unrichtiges sagte, lachten wir, und sagten scherzhaft: „Ei, ei! das ist ja falsch! — Wenn Sie es nicht besser verstehen, so werden Sie nicht lange mein Lehrer bleiben!“

Als er die Buchstaben alle kannte, nahm das Obenerwähnte Erwecken des Nachdenkens über sie (siehe Band I. Seite 197) seinen Anfang. Es fand aber nicht grade in der Ordnung statt, noch wurde so viel auf einmal durchgenommen, als dort angegeben ist; sondern es richtete sich genau nach Zeit und Umständen. Angefangen wurde natürlich mit der Aussprache der selbstlautenden Buchstaben. Alles übrige gab das Ungefähr, und

dies leistet, dem Himmel sei Dank! sehr viel! wenn man es zu beachten und zu benutzen versteht. Das meiste der Art hat er auf Spaziergängen oder Reisen gelernt.

Kaum war er hierin einigermaßen vorgeritten, so setzten wir: Silben, und bald darauf: Worte zusammen. Natürlich wählten wir sie möglichst drollig, oder ließen sie (noch lieber!) von ihm selbst wählen. Andre male bat einer unsrer Freunde Karl, ihn das Buchstabenpiel zu lehren, welches er noch nicht kenne; oder er erbot sich, als Belohnung für irgend eine gute Handlung des Kindes, mit ihm zu spielen. So gestalteten wir den Unterricht auf mannigfache Art um, und erreichten dadurch schnell und leicht, was wir wünschten, ohne daß es eigentl. unsre (besonders: meine) Absicht war, ihn jetzt schon zum Lesen zu führen.

Er kannte alle oben erwähnte Buchstaben genau; er bildete ohne Mühe und sehr richtig: Silben und Worte daraus; er setzte sogar Redensarten zusammen. Auch hatte er die Ziffern und Scheidezeichen nebenher kennen gelernt, und wußte sich ihrer zu bedienen.

Mehr wollte ich fürs erste nicht, denn ich fürchte-
te mich vor dem Versähen. Jetzt, als
Karl vier Jahr alt war, besuchte ich (mit
meinen Freunden Glaubitz und Tillsch) das
Pestalozzische Institut, und durchreiste zu-
gleich die Schweiz und Oberitalien. Meine
Frau, welche immer besorgte, Karl werde:
„seiner geringen Naturanlagen wegen,“ nur
wenig lernen, und welche es mit Angst ansah,
daß ich, dem Anschein nach, so wenig für ihn
thue, benutzte meine lange Abwesenheit, um
ihn lesen zu lehren, weil sie mich mit seiner
Fertigkeit darin angenehm überraschen wollte.

Was ich zuvor geahnet hatte, war pünkt-
lich eingetreten. Das Kind, welches bis da-
hin alles aus der Natur selbst, aus seinen
(größeren) Umgebungen, oder aus Abbildun-
gen gelernt hatte; das die kleineren Gegen-
stände z. B. Bausteine, Buchstaben &c. nur
zum Spielen brauchte; war nicht wenig
verlegen und misanthropisch geworden, als es sich
mit den bloß andeutenden Worten arbei-
tend beschäftigen sollte, von welchen vier, ja
sechs, bis acht nach einander noch gar keinen,
oder doch keinen anziehenden, Sinn gaben.

Die Buchstaben, aus welchen Karl selbst bis jetzt Worte bildete, (oder unsre daraus possirlich gebildeten aussprach) waren drei Zoll lang, und die, welche erst später, aber lange keine so lustige Ausbeute gaben, waren kaum eine Linie lang. Das alles misfiel ihm sehr, und machte der guten Mutter ihren Unterricht herzlich sauer. Gottlob, daß er ihn Karln nicht verleidete! —

Als ich zurück kam, hatte Luise es mühsam erreicht, daß er — jedoch sehr nothdürftig — zu lesen anfang. Ich erkannte ihren guten Willen dankbar, legte aber im Grunde wenig Werth darauf: theils weil Karl noch keinen Unterricht der Art haben sollte, theils weil ich bemerkte, daß ihn zum Lesen in Büchern noch die Lust, oder vielmehr die Vergierde fehle. Ich fürchtete jedesmal, der Unterricht im Allgemeinen werde ihm zuwider werden, wenn ich hörte, daß er irgend eine kleine Geschichte nicht lesen mochte, wohl gar auf die Versicherung: sie sei sehr lustig, werde ihm also viel Vergnügen machen! antwortete: „Ich danke Ihnen! sie macht mir

nicht Vergnügen! Ich weiß es schon zum Voraus!

Leicht hätte mich dergleichen dahingebracht, ihn seine ganze mühsam erlernte Lesekunst wieder vergessen zu lassen. Dies würde aber meine Frau gekränkt haben, und das sollte es doch nicht! — Um dieselbe Zeit schrieb ich über das Pestalozzische Institut (außer dem Bericht zc. noch eine größere Schrift, die ich aber nicht drucken ließ,) und dachte dabei viel über das Lesen/lehren und lernen nach. Dadurch wurde ich veranlaßt, mancherlei Hilfsmittel hervorzufuchen, um Karln das Lesen angenehm, und die Früchte seiner Bemühungen schnell und freudig genießen zu machen. Ich war ungemein fröh, als ich einige sehr kurze und doch drollige Geschichten auffand, die er gern durchlas, und mit freudigem Lachen uns freiwillig, ja mehrmals, wiederholte. „Siehst Du, sagte ich jetzt, wie angenehm es ist, lesen zu können? — Wie viel Vergnügen wirst Du Dir dadurch verschaffen, wenn Du nun bald — im Winter! — nicht so oft mehr draußen spielen kannst!“ Auch unsere Freunde baten ihn manchmal, ihn

nen, zum Zeltvertreibe, etwas vorzulesen etc. und so erreichte ich, was ich gewünscht hatte. Er beschäftigte sich täglich lieber und mehr damit! Kurz, es währte nicht lange, so durfte ich nur zweckmäßige Bücher anschaffen. Er las sie begierig, und viele derselben zwei bis dreimal.

Fast alle sind, so wie das Buchstabenspiel, noch vollkommen gut erhalten, hinterher verschenkt worden.

Ueber seine richtige Betonung ist schon gesprochen. Die Fertigkeit im Lesen verdankte er (wie ich schon gezeigt habe) sich selbst. Denn es war Grundsatz bei mir, ihn zu jedem Lerngegenstande 1, Lust zu machen, 2, ihn das Nöthigste zu lehren, 3, ihm dies so verständlich und leicht als möglich beizubringen. War dies aber geschehen, so ermunterten wir Eltern bloß, führten die Veranlassungen herbei, lobten und belohnten ihn u. s. w. Das Uebrige that er selbst, und unsre Freunde halfen gelegentlich nach.

Wahrlich, ich hätte viel zu thun gehabt, wenn ich neben meinen Amtsgeschäften, neben dem vielen, was ich damals, mit und ohne

Namen drucken ließ, neben meinem ausgebreiteten Briefwechsel, neben bedeutenden Reisen und bei den vielen Prozessen, womit Hr. K. v. Hoffmann mich überhäufte und überhäufen ließ, auch die Fertigkeiten des Kindes hätte bis zur Vollendung bringen wollen. Das hätte meine Zeit, Kraft und Lust bei weitem überstiegen, und wäre überdies ganz gegen meinen Plan gewesen.

Deshalb lehrte ich ihn auch nicht Schreiben. Wir (Eltern) sprachen oft unter uns, mit ihm, und mit andern (in seiner Gegenwart) von dem großen Nutzen des Schreibens. Auch führten wir Veranlassungen herbei, bei welchen er gern geschrieben hätte. Wir halfen aber nicht aus; wenigstens nicht lange, und gewiß nur auf vieles Bitten! Da mahlte er dann die gedruckten Buchstaben nach, und — schrieb. Als wir ihn nach einiger Zeit damit auslachten, und ihm — auf seine Bitte! — geschriebene Buchstaben hingaben, mahlte er auch diese bald nach, und gelangte folglich dahin, sich desselben Nutzens zu erfreuen, den andere von ihrem mühsam erlernten Schreiben haben: nämlich, daß

sie sich das Nöthige merken, und was sie sonst wollen, auf; oder abschreiben können.

Schön schreiben Jünglinge, die auf Schulen und Universitäten lebten, doch in der Regel nicht; denn das viele Arbeiten mit der Feder verdirbt gewöhnlich auch die schönste Hand. Es kommt also, besonders bei einem Gelehrten, ziemlich auf eins heraus, wenn er nur schnell schreiben kann; und hierin möchten meinen Sohn wohl nur Wenige übertreffen.

Wie viele Zeit ist aber für ihn und mich dadurch erspart! wie wenige hat er am Arbeitstisch gegessen! Wie viel mehr hat er die freie Luft genossen! Wie viel seltener ist er gescholten, und wie leicht wurde es ihm, seine Hände, Gesicht, Kleider &c. reinlich zu erhalten! Will er schön schreiben lernen, so kann er es (wie ich!) noch im neunzehnten oder zwanzigsten Jahre in vier Wochen lernen, und hat sich nicht — wie ich! — acht Jahre lang damit vergebens geplagt, und zwei volle Jahre dabel unnütz verloren.

Ein wichtiger Grund, weshalb ich ihn nicht schreiben lehrte, war: damit er beim Lernen nicht immer zum schriftlichen Aufmer-

ten schreite, und sich dann — auf das Geschriebene verlasse. Das geschieht so oft, besonders in den Kollegien! — und doch bildet dies grade: Gedächtnishelden! — Wiederholen solche Schreibmaschinen das dem Papier überlieferte nicht sehr pünktlich, so werden nicht einmal: Gedächtnishelden daraus. Mein Sohn gab dagegen stets möglichst genau acht, und merkte nur wenig es schriftlich an, mußte also dem Vortrage folgen und sich seiner zu bemächtigen suchen. Dies that er wirklich, und zwar in kurzer Zeit ganz nach meinem und seiner akademischen Lehrer Bunsche. Die Zeugnisse der Lehtern lassen darüber keinen Zweifel.

Ich theile hier noch ein anderes Buchstabenpiel mit; das wir später in Wildeck am Hessen-Rothenburgschen Hofe gelernt haben. Man setzte sich nämlich um einen runden Tisch. In die Mitte desselben wurden eine große Menge Buchstaben, Ziffern 2c. (die etwa einen halben Zoll lang und auf Pappe geklebt waren) geworfen. Jetzt nahm jeder aus der Gesellschaft davon, und bildete in seiner Hand ein, zwei, drei, oft auch viele

Silben; dann gab er sie, alle durcheinander gemischt, wenn er wollte. Es sind fünf Worte, hieß es vielleicht! Das erste fängt mit: K, das zweite mit: P, das dritte mit: v, das vierte mit: H, und das fünfte mit: R, an. Zugleich legte man wohl die Anfangsbuchstaben senkrecht unter einander, damit der Suchende die übrigen desto leichter überschauen, mit den vor ihm liegenden vergleichen, und die zu jedem derselben gehörigen auffinden könne. Es ist unglaublich, bis zu welcher Fertigkeit man es darin bringen kann. Eden diese — sehr schöne, und höchst geistvolle: — Klotilde, Prinzessin von Hessen: Rothenburg errieth fast alles ohne Ausnahme in wenigen Augenblicken; gleichviel, ob es deutsch, französisch oder italienisch u. war. Man kann sich dabei in Fragen und Antworten necken, und findet tausend Gelegenheiten, den Geist anziehend zu beschäftigen.

Alle geistige und Gesellschaftsspiele, die wir in Berlin, Leipzig, u. s. w. gelernt, oder sonst beschrieben gelesen hatten, spielten wir mit Karl, und verwirrten ihn gern dabei, so weit die Regel des Spiels es erlaubte.

Sehr oft veränderten wir (oder er) auch das Spiel willkürlich, in so fern wir glaubten, daß die Veränderung auch eine Verbesserung sei. Vergleichen bildet sehr! weil man nun erst in den innern Bau des Spiels einbringt, folglich vom mechanischen Ausführen der Regeln zum Durchdenken der letzten übergeht. Da Karl später die höhere Mathematik genau inne hatte, so wurde es ihm leicht, jedes auf Berechnung gegründete Spiel z. B. den Wahrsager n. s. w. nachzuberechnen, Veränderungen dabei anzubringen, oder ein ganz neues, oft weit anziehenderes Spiel zu erfinden. Ich gestehe, daß ich ihn verlegen ansah, als er sich das erstemal hierzu erbot.

Ferner bezahlte ich geschickte Taschenspieler dafür, uns einige Kunststücke zu lehren, und andere hinreichend zu erklären. Ich erreichte dadurch, daß Karl, nicht bloß anstarrte, sondern stets darauf ausging, den Schlüssel dazu zu finden, was ihm auch oft glückte. Sobald ich aber bemerkte, daß er durch die Fertigkeit im Nachmachen derselben, mit leichter Mühe und — in einer, am Ende doch

annützen — Kunst, sich das Erlaunen und den Beifall, besonders des schönen Geschlechts, erwarb: so wich ich den Veranlassungen dazu möglichst aus, und brachte es, durch die Umstände begünstigt, dahin, daß er seine Kunststücke vergaß, oder doch die Fertigkeit darin verlernte. Kurz, diese reichliche Quelle rauschenden Beifalls versiegte, wie ich es wünschte.

Vierzehnter Abschnitt.

Strenge Scheidung des Spielens und Arbeitens.

Der Abbe Gaultier hat recht, man kann durch ein vernünftig entworfenes und geleitetes Spiel unbeschreiblich viel mit den Kindern anrichten. Ich weiche nur darin von ihm ab, daß ich alle Tage einen — meinetwegen nur sehr kleinen! — Zeitraum zum wirklichen Unterricht bestimme, und diesen durchaus nicht spielend, (wenn gleich: heiter!) gebe. Anfangs leitete mich hierin mein natürliches Gefühl. Später habe ich reiflich

darüber nachgedacht. Hier ist die Frucht meiner Ueberlegungen:

Da Gaultier diese Methode schon dreißig Jahre lang übt, und sie zum Erstaunen herrlich ausgearbeitet hat, so müßten seine Schüler nicht bloß Vielwisser, sondern auch Menschen von großer und besonders schneller Geisteskraft werden. Man müßte in Frankreich viele sehr ausgezeichnete Männer kennen, welche aus Gaultiers Schule hervorgingen, und doch ist dem nicht so! — Was mag davon die Ursache sein? — Ich sage: Der Knabe, welcher in seinen früheren Jahren, alles spielend gelernt hat, wird auch ferner so (und nur so!) lernen wollen. Kann er das aber nicht mehr, so wird er die Lust zum Lernen verlieren, folglich u. s. w. Tritt er gar ins bürgerliche Leben, wo an kein Spielen mehr zu denken ist, wo er alles geregelt, alles nach Ort, Zeit und Umständen bestimmt findet, und wo die eiserne Nothwendigkeit jezt dies, jezt jenes Geschäft gebietet; wo immer nur von Arbeit die Rede ist. — Dann steht er mißmuthig da, sehnt sich nach seinen Spielen zurück, und das Leben erscheint ihm
lange

langweilig und verdrüsslich. Er kann und wird folglich nur wenig wirken, so viel man auch mit Recht von ihm erwartete.

Ich bin also bei meiner Weise geblieben, und habe Arbeit und Spiel stets sehr sorgfältig geschieden. Jedes von beiden hatte und behielt seine eigenthümliche Ansicht. Beim Spiele z. B. sah ich es zwar gern, daß Karl seine Geisteskraft in volle Thätigkeit setzte; auch suchten wir Eltern stets, es hervorzu- bringen; aber — es mußte nicht sein! Wenn es anders war, so thaten wir vielleicht, als merkten wir es nicht, oder wir lachten ihn aus, mit einem Beifalle der Art: „O, Du Schäschen, wenn Du weiter nichts weißt!“ War seine Antwort nicht treffend, nicht ein- greifend genug, so spöttelten wir abermals: „Du bist wirklich noch ein sehr unschuldiges Würmchen! Das merkt man an Deinen ein- fachen Antworten!“ — Er wußte dann ge- nan, was wir sagen wollten, und bemühte sich gewiß, weniger unschuldig und einfach (in dem erwähnten Sinne) zu erscheinen.

Ganz anders war es beim Arbeiten. Ich gab ihm anfangs nur täglich eine Bier-

II.

[14]

teilstunde Unterricht; aber — während dieser Viertelstunde mußte er seine ganze Kraft aufbieten. Ich würde böse geworden sein, wenn er es nicht gethan hätte. Er mußte alles leisten, was er, verhältnißmäßig! leisten konnte. Während der Arbeitszeit wurde jeder Besuch, jede Anfrage von meiner Frau, oder dem Dienstmädchen, abgewiesen. Ich sagte vorsäglich: „Ich kann jetzt nicht! Wir arbeiten,“ oder: „Karl bekommt Unterricht!“ Meine Frau und unsre vertrauten Freunde gaben mir öfters (aus Liebe zu mir, und aus Güte für Karl,) die Veranlassung, so ernste Worte mit etwas finstern Gesichtern, ziemlich nachdrücklich auszusprechen. Die Festigkeit in der Ausführung des Erwähnten ging so weit, daß selbst unser Stubenhund den Nachdruck der Worte: „Ich muß arbeiten!“ genau kannte, und sich so gleich bescheidete, wenn wir sie ihm — auch nur leise, ins Ohr! — sagten. Natürlich machte das alles auf Karl einen ungeheuren Eindruck. Er gewöhnte sich bald daran, seine Arbeitszeit für heilig zu halten; und ich darf sagen, daß er vor dem Eintritt der

schon erwähnten Jöglinge in unser Haus, wohl selten eine Minute seiner Unterrichtszeit verloren hat.

Aber nicht bloß fortdauernd arbeiten mußte er, sondern so kraftvoll und besonders so schnell, als er es nur vermochte. Ich war unzufrieden, wenn er langsam, selbst wenn er dabei gut gearbeitet hatte. Dies lehre hat ihm unglaublich viel genützt, hat insbesondere seinem Geiste eine seltene Schnellekraft gegeben. Es wird ihm oft etwas kinderleicht, was andern sehr schwer wird; er ist fertig, wenn wir erst recht anfangen wollen; er gewinnt dadurch sehr viel Zeit für andere Geschäfte, für Erholungen, Gesellschaften und Bewegung in freier Luft, und macht doch alles besser und tüchtiger als wir.

Diesen kaum zu berechnenden Gewinn hat er in seinen späteren Jahren erst recht eingesehen und gehörig gewürdigt. In Wien dankte er mir gerührt und zärtlich dafür, und versicherte mich, daß er früher oft nicht begriffen habe, weshalb ich so fest darauf bestehe, daß er nicht bloß gut, sondern auch schnell

Arbeite. Jetzt aber sehe er den großen Nutzen davon mit der innigsten Dankbarkeit ein.

Fünfzehnter Abschnitt.

Von den Belohnungen.

Für gute (schöne) Handlungen, belohnen wir Karln (wie oben gesagt,) nie durch Geld oder Geldeswerth. Seine reine Freude über das Gelingen der That; sein Frohsinn, sich besiegt zu haben, und unsere Liebkosungen; das Einzeichnen des Geschehenen in ein (ihm heiliges) Zittenbuch; (aber nur mit wenigen Silben, bloß zur Erinnerung!) die größere Zuneigung unsrer Freunde; die feste Ueberzeugung, daß Gott ihn um so mehr liebe, und er nun die Kraft habe, abermal's einen Schritt weiter im Guten zu gelangen; endlich (wo es möglich war, sie ihm vor Augen zu legen) die heilsamen Folgen seiner guten That: das machte dafür seine ganze Belohnung aus! — Denn — er war des gewiß, daß jede treffliche Handlung ihn Gotte ähnelte.

her mache; und — Gotte ähnlich zu werden, war sein höchster Wunsch, sein ewiges Bestreben.

Ganz auf die entgegengesetzte Art verfuhrten wir in Betreff schlechter Handlungen. Gottlob, er beging sie nicht; aber selbst Fehleritte schon wurden von uns sehr ernst und besonders: wehmüthig gerügt. Von dem Urheber einer Kränkung — gleichviel welches — Menschen, sprachen wir mit der tiefsten Verachtung. Auch bin ich gewiß, daß eine Million Thaler meinen Sohn nicht bewegen könnte, jemand — wissentlich! zu kränken. Dagegen belohnten wir seine Arbeiten, um sich Kenntnisse zu erwerben, ganz ruhig mit Gelde.

Zwar ward ihm auch hierbei oft gezeigt, daß jene Arbeiten seinen Verstand schärfen würden, aber — der Verstand wurde in allen unsern Unterhaltungen dem Herzen, und besonders dem frommen Gemüthe weit nachgesetzt. Wir versicherten ihn zwar, (und er machte selbst die Erfahrung davon!) daß man sich durch Kenntnisse und Verstandeskraft die Achtung vieler Menschen verschaffen könne. Allein — die Bessern galten ihm mehr, als

die vielen; die Liebe derselben, seiner Eltern und — des Höchsten war ihm unendlich mehr werth, als die Achtung der Menge. *) Er wußte ferner, daß diese sehr unsicher, jene aber sicherer sei.

Wenn er tüchtig gearbeitet hatte, sagte ich bloß: „So ist es recht! Du hast Deine Pflicht gethan! Ich bin mit Dir zufrieden!“ u. s. w. Ungefähr mit diesen Worten erzählte ich es dann auch der Mutter oder einem Freunde. Eine schöne Handlung von ihm wurde aber mit einem freundigen Gefühl, mit einer Art von Entzücken, gegen ihn selbst, gegen die Mutter, oder gegen einen vertrauten Freund als etwas Heiliges erwähnt. Kurz, wir ließen ihn stets im Auge behalten, daß: fleißig arbeiten eine Vorbereitung sei, welche mehr irrdisch; edel handeln aber ei-

*) Wie führten ihm an, daß er durch einige französische Worte, (ja, früher! selbst durch festiges Lesen, durch eine kleine Erzählung u.) Leute aus dem Bauernstande u. in Ersäunen sehen könne. Und doch wußte er genau, wie wenig das sei! — Wie hätte er also den Werth der Menge hoch anschlagen können! —

ne, welche mehr himmlisch beglückte. Im Reiche der Geister konnte er schon als Kind täglich steigen. Er war überzeugt, daß die Gottheit ihn jeden Augenblick bemerke, und daß sie jede Selbstüberwindung, um Gutes zu bewirken, ihm liebevoll anrechne.

Für das bürgerliche Leben gewann er aber noch in vielen Jahren (die überdies dem Kinde, wenn es in die Zukunft blickt, sehr lang scheinen!) nichts; mochte er auch noch so sorgfältig arbeiten! Deshalb ließ ich Belohnungen, (und zwar irdische:) Geldbelohnungen eintreten. Nach Möglichkeit ahmte ich hierbei das bürgerliche Leben nach. So lange seine Arbeiten noch unbedeutend waren, gab ich ihm nur äußerst wenig. Auch wußte er sehr wohl, daß er sich das Wenige eigentlich nicht verdient, sondern nur darum: erwerben habe, weil ich es ihm als sichtbare Anerkennung seines ernstlichen Bemühens bestimmte hatte. Ferner hütete ich mich sehr, ihn in Betreff der Belohnungen zu übersättigen. Ich wußte gar wohl, daß Belohnungen nur zu leicht in unverhältnißmäßige Bezahlung übergehen, folglich ihren höchsten Werth ver-

lieren. Dies sollte aber bei Karl nie der Fall werden.

Fast schäme ich mich, es auszusprechen, daß er für einen Tag, an welchem er sehr gut deutsch gelesen (und sich auch sonst gut betragen) hatte, nur: einen Pfennig zur Belohnung bekam. Dafür konnte ich aber auch noch in den spätern Jahren, — so lange nämlich der Kurzsichtigkeit des Knaben eine so nahe liegende Belohnung nöthig war, — mit einem guten Groschen, für wahrlich oft sehr schwierige Arbeiten, ausreichen. Ach, und mit welcher, freudigen Dankbarkeit nahm er gewöhnlich sein Geld hin! — Ich bin gewiß, daß mancher, der einen Thaler empfängt, nicht so froh dabei ist, als er bei seinem Groschen.

So viel ich konnte, behielt ich stets dabei das — veredelte — bürgerliche Leben im Auge. Unse Familie war, für ihn: der Staat; ich der Regent desselben; und er ein Staatsdiener. Ich verlangte von ihm, daß er, zum Wohl des Ganzen, folglich zugleich seiner selbst, seine ganze Kraft anstrenge, d. h. seine Pflicht thue, und sich fähiger

make, künftig noch mehr leisten zu können. Deshalb wurde im Sittenbuche bloß bemerkt, daß er gethan habe, was er thun sollte: seine Schuldigkeit. Doch nahm ich, aus Güte, so wie aus inniger Liebe zum Ganzen, alles diesem Geleisteten als mir persönlich erwiesen, an, und — belohnte es deshalb durch Geld. *Y* Dies Geld, welches er sammelte, gab abermals Veranlassung zur Vorbereitung auf die Zukunft. Er lernte damit wirthschaften und wohlthun. Hätte er es für Leckereien ausgegeben, so wäre es schnell dahin gewesen, und er hätte — so wie er erzogen und gebildet war, — keine wahre Freude dafür empfunden. Statt dessen sparte er, bis er einige Groschen zusammen hatte, und kaufte sich dann dafür etwas Bleibend, Nützliches. Dies lobten wir, (und legten vielleicht heimlich zu,

*) Diese Ansicht konnte um so eher statt finden, weil wir (der Staat) ihn ohnedies ernährten. Die nähere Belehrung darüber, wie es sich in dem wirklichen Staate verhalte, war leicht zu geben und zu fassen, denn sie reifete sich an meine Darstellung an.

damit er es erhielt) machten ihn dann oft auf seinen Besitz, auf sein Eigenthum, auf den Nutzen und auf die Dauer desselben aufmerksam. Unsere Freunde freuten sich mit uns und ihm darüber, und am Ende — schenkte er die Sache einem andern Kinde, und erwarb sich dadurch den Dank desselben, und die Liebe der Eltern.

Wo Noth oder Unglück eintrat, da halfen wir stets nach Möglichkeit. Nie aber wurden seine drei, sechs oder neun Pfennige, die er dazu anbot, unbeachtet gelassen. Im Gegentheil, wir nahmen sie mit: „innigem Dank“ in der Seele der Unglücklichen an, und ich schickte sie wirklich mit, auch wenn ich sie den Umständen gemäß, in eben so viele Groschen umsetzen mußte. Seine acht und zwölf Pfennige zur Orgel standen in meiner Privatrechnung darüber dicht neben meinen zwanzig Thalern, und ich machte ihm begreiflich, daß er — wenigstens eben so viel gegeben habe, als ich, weil ich ihm die herrlichen Worte Christi, vom Eherstein der armen Wittwe, Marc. 12, 42 bis 45, die er längst

aus den biblischen Erzählungen kannte, ins Gedächtniß rief.

Wohnte er aber noch so kräftig und glücklich gearbeitet haben, und er hatte dabei gegen die Gesetze der (höheren) Sittlichkeit verstoßen, so bekam er kein Geld. War dieser Verstoß gering, so hieß es: Wenn Du morgen eben so fleißig, und dabei recht fromm und gut bist, so sollst Du das heutige mitbekommen.

Er selbst war gewöhnlich sein — strenger — Richter. Unzufrieden wurde er deshalb mit der (freilich stets: gerechten) Strafe niemals; wohl aber wehmüthig über sein fehlerhaftes Betragen, über die uns dadurch erwiesene Kränkung und über die — in dem Maße — verlorne Achtung und Liebe des Höchsten.

Sehr oft hat er selbst sich das Urtheil gesprochen: „Nein, ich kann heute nichts bekommen, weil ich mich nicht darnach betragen habe.“ Gott weiß, wie sauer es mir alsdann d. V. bei weniger bedeutenden Vergehungen, wurde, ihm nichts zu geben. Gern hätte ich es ihm nun zwiefach gereicht, und ihn noch dazu ge-

küßt; aber — ich drängte standhaft die Freudenthräne zurück, und sagte mit Ruhe: „Das ist wahr, ich dachte nicht daran! Aber — lieber Junge! (und nun bekam er den Kuß doch wohl!) sei morgen besser!“

Wir haben durch dies Verfahren unglaublich viel ausgerichtet. Ich wünsche allen guten Eltern das Gleiche zum Wohle ihrer selbst und ihrer Kinder.

So oft eine größere Aufgabe geendigt, z. B. ein Buch durchgelesen, oder durchübersetzt war u. s. w., riefen wir beide (er und ich) drei Mal mit lautem Jubel: Gedike oder Jacobs ic. lebe hoch. Das war für die Mutter, (der ich es aber schon früher gesteckt hatte,) ein Zeichen, daß heute ein Fest gefeiert werden solle.

So ein Fest bestand bloß darin, daß meine Frau eins von Karls Lieblingsgerichten, z. B. Apfelschnitten, Waffeln mit Warmbier, oder gar Eierkuchen mit Weinbrühe u. s. w. zum Abendbrodte gab, daß über Tisch festlich gedeckt, ein zweites Licht angezündet, besonders aber etwas väterlich, Fröhliches über Karls Eifer und Fleiß, über seine Beharrlichkeit,

über die dadurch gemachten Fortschritte, über die erworbene Geisteskraft, über den Inhalt des geendigten, so wie des nun anzufangenden Buchs gesprochen und das einfache Abendbrodt dadurch gewürzt wurde. Meistens ließ sich dann die Mutter, (oder ein vertrauter Freund, der wie von ungefähr kam, bisweilen auch wohl mit Karls Wissen dazu eingeladen war,) von dem Könige des Festes aus dem geendigten Buche allerlei erzählen, was diesem gar viel Vergnügen machte.

Besonders aber wurde der Dank gegen Gott für seine uns dabei geschenkte Kraft und Gesundheit nicht vergessen. Auch erinnerte die Mutter wohl ihren Sohn daran, daß er seinem Lehrer für dessen Bemühungen Dank schuldig sei.

Sechszehnter Abschnitt.

Unterricht in den fremden Sprachen.

Ich habe schon erwähnt, daß ich den eigentlichen Unterricht, besonders in fremden Sprachen, erst bis in meines Sohnes siebentes Jahr verschieben wollte, weil ich jede Frühreise haßte. Meine Gattin aber, die „lernen“ und „gebildet werden“ nicht gehörig unterschied, und das letzte nicht genug würdigte, war ~~immer~~^{vielmehr} ängstlich, Karl werde, bei seinen nur geringen Anlagen, nichts (d. h. nicht viel!) lernen, und bat mich daher fortdauernd, ich solle ihn doch endlich unterrichten. Als ich es immer nicht that, versuchte sie selbst es mit dem Lesen, Schreiben u. s. w.

In Karls sechstem Jahre machten wir eine große Reise über Berlin und Moskau, und besuchten auf der Rückkehr unsern Schwager, den Domprediger Seide in Etendal. Sein ängster Sohn (von meiner Frauen Schwester) Heinrich, war zwei Jahr älter als Karl, ein schöner und liebenswürdiger Knabe. Die Stiefmutter und deren Schwester, welche

Beide ihn zärtlich liebten, hatten ihn so weit gebracht, daß er sehr gut französisch las und übersezte, auch nicht übel sprach, und schrieb. Dies machte mir so viel Freude, daß ich dem Kinde und seinen Lehrerinnen meine Achtung und Liebe deutlich bewies.

Luise freute sich zwar auch herzlich über ihren Neffen, wurde aber zugleich wehmüthig in Betreff Karls und unwillig über mich, daß Karl noch gar nichts wisse. Ich lachte sie aus, und versicherte, Karl wisse ziemlich viel, wie ja alle unsre Verwandte und Freunde, in ihrer Gegenwart, behauptet hätten. Was ich ihn aber nicht gelehrt habe, könne er freilich nicht wissen.

„Warum lehrst Du es ihn denn nicht?“ erwiderte sie darauf. „Du verstehst es doch, und — es ist wirklich eine Schande für uns, daß er so sehr unwissend ist.“ Ich erinnerte sie daran, daß die bestimmte Zeit noch nicht da sei. Sie aber antwortete: „Er wird auch jetzt nicht mehr davon sterben! und — kannst Du denn wissen, wie lange Du, bei Deiner großen Kränklichkeit, lebst? — Sicher wird

es langsam genug mit ihm gehen! Du brauchst Dich also nicht so sehr zu fürchten.“

Ich lächelte dazu, und blieb bei meinem Sinne. Als wir aber von Stendal wegfuhr, und ich unterwegs mit großer Freude des kleinen Heinrichs gedachte, schob mir meine Frau alles Angeführte noch einmal dringend ins Gewissen. Ich wurde endlich verdrießlich, und sagte: „Liebes Kind, ich bitte Dich, verbittere mir die Reise nicht weiter! Ich verspreche Dir hiermit, Karl eine fremde Sprache beizubringen, sobald wir zu Hause sind! sage Dir aber voraus, ich werde ihn nur eine Viertelstunde täglich lehren. Unterrichten will ich ihn jedoch, damit Du siehest, daß der arme Junge etwas lernen kann, wenn es ihn nur gelehrt wird.“

Ele. Wirst Du es aber nicht vergessen? — *)

Ich.

*) Die geehrten Herrn, welche meinen Sohn und mich, wegen der frühen Ausbildung des ersten, verläumdete haben, bitte ich hiermit, ihre Gasse künftig gegen meine gute Frau aus-

Ich. (gekränkt.) Habe ich jemals mein Wort nicht gehalten, wenn ich Dir etwas versprochen habe? —

Wir schwiegen! und ich dachte über Heinrich und Karl, so wie über den bevorstehenden Unterricht, nach.

Während der ganzen noch übrigen Reise beschäftigte ich mich damit. Härte ich das Holländische und Englische vollkommen inne gehabt, (ich verstand beides nur mittelmäßig) so wäre ich zuerst zum Plattdeutschen, welches Karl durch meine Frau, durch mich, und durch seine öfteren Reisen in Niederdeutschland schon einigermaßen kannte, übergegangen; dann zum Holländischen, von diesem zum Englischen, nachher zum Französischen, Italienischen, Spanischen, (Portugiesischen,) Lateinischen, und endlich zum — Griechischen.

zulassen; denn wie sie sehen, ist sie Schuld daran, daß Karl schon im achten Jahre bekannt, im neunten (mit dem Zeugniß über Reise) Student in Leipzig, u. s. w. u. s. w. wurde, und jetzt auf Befehl Sr. Maj. des Königs eine gelehrte Reise macht.

Vor der zu nahen Verwandtschaft des Hochdeutschen, Plattdeutschen, Holländischen und Englischen würde ich mich nicht gefürchtet haben; denn das Plattdeutsche ist von dem Hochdeutschen hinreichend unterschieden, so daß man — als verständiger Mensch — es nicht wohl mit einander verwechseln kann. Das Holländische und Englische hätte Karl aber nur ins Deutsche (genau und richtig!) übersetzt; nicht das Deutsche in jene Sprachen. Folglich wäre, bei einem zweckmäßig vorgebildeten Kinde, gar nichts zu fürchten, diesem vielmehr das Erlernen derselben äußerst leicht gewesen.

Noch bemerke ich, daß die griechische Sprache, zwar der Theorie nach, vieles vereinigt, wechalt man sie mit Recht gleich auf das gründliche Verstehen der Deutschen folgen lassen könnte. Beide sind Schwestern, haben den Artikel, bengen die Hauptwörter *ic.*, verändern die Zeitwörter, bauen ihre Sätze, verbinden ihre Worte *ic.* gleichmäßig, beide sind sehr reich, u. s. w. Aber wer spricht? wer schreibt griechisch? Wo ist jetzt (das alte) Griechenland? Haben wir eine

griechische Kinderwelt? Womit soll man bei einem Kinde die Neigung, griechisch zu lernen, kräftig erregen? oder ihm den Nutzen davon nahe vor die Augen rücken? Und endlich — laß ich zwar das Griechische mit Leichtigkeit und Lust, aber ich verstand das Französische und Italienische doch viel genauer. Auf dies Letzte kommt aber — beim Unterricht eines Kindes! — bei weitem mehr an, als die meisten glauben.

Jetzt erwählte ich, nach reiflichem Ueberlegen, zunächst das Französische. Hier sind meine Gründe dafür:

Ich halte es für Pflicht, ein Kind nichts zu lehren, womit ich es nicht zuvor befreundet, ja es ihm wünschenswerth gemacht habe. Dies konnte ich im Betreff des Französischen mit Karl leicht. Ich laß, sprach und schrieb es. Er war oft mit mir in Gesellschaften, wo ich in dieser Sprache reden mußte. Diejenigen, mit welchen ich dann sprach, achtete und liebte er in der Regel wegen ihrer vielseitigen Bildung; nur schmerzte es ihn, zuhören zu müssen, ohne zu wissen, worüber wir herzlich lachten, &c. Meistens wählten wir

das Französische zu vertrauten Gesprächen. Auch bemerkte er wohl, daß von ihm die Rede sei. Fragte er mich nachher nach dem einen oder andern, so gab ich ihm mit Fleiß Antworten, welche seine Neugier nur noch mehr reizten, und sagte hinzu: Ja, wenn Du Französisch verständest! — Es würde Dir viel Vergnügen verursachen und Achtung erwerben.

Hätte meine Frau diese Sprache verstanden, oder ihr Vorurtheil dagegen soweit besiegen können, sie zu lernen; so wäre der Nutzen davon für Karlن ausnehmend groß gewesen. Dann hätte er es zu der Zeit schon ohne Mühe inne gehabt, wo er es jetzt erst mit Mühe zu lernen anfing. Auch wäre später! seine Fertigkeit darin bei weitem größer geworden. Er würde also Zeit, Mühe, Kraft und Nutzen dadurch gewonnen haben. Aber, so viel Gewalt üben die Vorurtheile aus, daß sie selbst eine zärtlich liebende Mutter daran hindern, das Zweckmäßige ins Auge zu fassen, und von dem Richtigen überzeugt zu werden. Dagegen benutzte ich die bei Karlن erregte Neiseflust, und sprach oft

mit ihm von einer Reise nach Frankreich, als von einer ausgemachten Sache. In jenen Jahren stieß man ferner, selbst mitten in Deutschland auf geborne Franzosen, und ich sprach gern und viel mit ihnen, Karls wegen! Der Wunsch, französisch zu verstehen, mußte also bei ihm erregt werden.

Es ist wahr, daß ein Knabe, der das Lateinische gehörig inne hat, mit Leichtigkeit zu den Tochtersprachen, italienisch, französisch u. s. w. vorschreiten kann. Es ist aber eben so wahr, daß der Unterricht im Lateinischen vor jeder Tochtersprache einem deutschen Kinde — besonders, wenn sein Geist bis dahin mäßigst gebildet wurde, denn sonst nimmt es, wie eine leere Flasche, alles geduldig in sich auf! — als etwas Widersinniges und Ekelerregendes erscheint.

Man sagt: Wer die Mutter genau kennt, kann leicht mit ihren Töchtern bekannt werden. Ich antworte: Wer die Töchter genau kennt, wird gewisser und schneller mit der Mutter vertraut werden. Für das jüngere Wesen ist es überdies leichter, die Bekannt-

schaft der Töchter, als die der Mutter, zuerst zu machen.

Aber, heißt es, wenn er nun lateinisch verstand, so wurde es ihm doch leicht, italiänisch, französisch u. zu lernen. Richtig! — Wenn ich erst auf dem Dache eines Hauses bin, so ist es mir nicht schwer, ins dritte, ins zweite, ins erste Stockwerk, und zuletzt in die Erdzimmer zu gelangen. Aber — wie komme ich aufs Dach? — Es möchte also doch wohl vernünftiger sein, — denn es ist leichter und sicherer! — zuerst in die Erdzimmer einzutreten, dann die Treppe hinauf ins erste Stockwerk zu gehn, nachher ins zweite, ins dritte u. s. w. Auf diese Art gelange ich endlich aufs Dach; aber so bequem, daß ich es kaum merke. Die damit verbundene Beschwerde ist nichts gegen jene, wenn ich von außen hinauf will. Auch gehe ich viel gefahrloser, weil ich natürlicher gehe, und die Zeit bis zum Hinaufkommen wird auf meinem Wege schwerlich so lange dauern, als auf dem bisher angepriesenen. *)

*) Der größte jetzt lebende Sprachforscher der

Wenn ich einem geistvollen Kinde vorsa-
ge: der Vater heißt auf lateinisch: pater! so
wird es mir schnell antworten: Das heißt:
Vater! Wo bleibt aber: Der? Sage ich:
Das steckt schon darin! so lacht es und spricht:
Das ist ja unmöglich, oder vielmehr: wider-
sinnig. Hört es gar (ich sehe voraus, daß es
deutsche Worte schon zu biegen versteht):
des Vaters! heiße: patris! so wird es mich
anstarren, oder unwillig werden, weil es ihm
undenkbar sein muß, daß: des, bei der Beu-
gung fehlen dürfe. Ganz anders ist es im
Französischen. Sage ich meinem Schüler:

alten Welt würdigte meinen Sohn und die
Art, wie ich ihn unterrichtete, schon seiner
Aufmerksamkeit, als dieser nur erst ein wenig
Französisch verstand. Seine Ansicht war von
der meinigen sehr verschieden. Doch gab er
meinen Gründen mit den Worten nach: „Nun
so versuchen Sie es auf Ihre Weise! Die
Folge wird zeigen, was besser ist u.!“ Wie
sehr unterrichtet er sich darin von einigen an-
dern Professoren! Er giebt meinem Sohn und
mir noch fortdauernd Beweise von Achtung
und Güte, ungeachtet ich einen ganz andern
Weg gegangen bin, als er wollte.

Der Vater heißt: le père, so läßt er sich das sogleich gefallen. Eben so, wenn er hört: des Vaters, heißt: du père u. s. w.

Doch ich gehe zu den Zeitwörtern über. Spreche ich: aedifico heißt: ich baue, so wird der Knabe verwirrt, und fragt schnell: Wo bleibt denn: ich? Dagegen ist ihm vollkommen begreiflich, daß. je bâtis heiße: ich baue. Eben so mit aedificas, du bauest, tu bâtis. u. s. w. In der Mehrheit erscheint das Lateinische den Kindern gewöhnlich noch sinnloser.

Das alles findet freilich nur bei dem geistvollen, oder vielmehr: geistig vorgebildeten Knaben statt: denn der geistarme, nicht: oder doch nicht gehdrig, vorgebildete findet alles richtig, was ihm vorgesagt wird, und besonders was in einem Buche z. B. in der — unwiderleglichen — Grammatik steht. Er lernt also frisch drauf los, selbst das für Kinder völlig unsinnige: Singularis, Pluralis, Nominativus etc. Er geräth vielmehr in Schrecken, wenn man ihn zum erstenmale fragt: ob er diese, ihm so geläufigen, Worte verstehe? Dafür wird er aber auch in seinem spätern Leben hunderterlei nicht verster

hen, worüber er doch kurzſichtig und grob aburtheilt, und dabei verlangt, daß andre ſich ſeiner — unrichtigen — Anſicht fügen ſollen, weil er ſich: gelehrt, nennt.

Gar nun die vergangene Zeit! z. B. ich habe gebauet: aedificavi. — Es muß ja dem Kinde unheimlich dabei zu Muth werden! — Wie viel natürlicher iſt es: ich, je! habe, ai! gebauet, bâti! Eben ſo: Du haſt gebaut u. ſ. w. Am allerverwirrendſten iſt das Depoſens. Geſchente Kinder quälen ſich, bei dem gewöhnlichen Unterrichte, entſchlich lange damit, und begreifen es doch nie klar. Ich wundre mich, daß dies alles nur einen Augenblick lang Bedenken erregen kann. Doch geſtehe ich, daß ſeit mehr als zwanzig Jahren eine Menge (geiſtvoller) junger Männer mich ſchnell faſten, ja, daß ſchon jezt von Vielen in dieſem Geiſte unterrichtet wird.

Ich ſuchte anfangs ſo viel als möglich das mit dem Deutſchen Uebereinkommende auf, und gab es erſchöpfend mit deutſchen Worten wieder. Das Lezte kann man meiſtens, und das Kind behält es ſchnell, erinnert ſich auch an einer andern Stelle wie:

der daran, und überseht dann dieselben Worte richtig. Trat einmal etwas Abweichendes in den Weg, so sagte ich lachend: Das ist schönes Zeug! hier bedeutet: dire, nicht: sagen, sondern: zu sagen! (nämlich in: pour me dire.) So etwas, regelmäßig wiederkehrendes, läßt das Kind sich gern gefallen, weil es früher schon oft Schwierigkeiten gefunden und beseitigt hat. Den Satz. J'ai entendu, qu'on m'a appelé. Est il vrai? behandelte ich so: Ich lösete j'ai auf, in: je und ai, und setzte scherzend hinzu: die Franzosen meinen, j'ai klinge angenehmer, und sei bequemer auszusprechen, als je ai! und — ganz Unrecht haben sie wohl nicht. (Nach kurzer Zeit fühlte Karl dies selbst und trat auf die Seite der Franzosen.) Je ai, oder: j'ai, heißt: ich habe, entendu, gehört. (Bei qu'on: war es kaum mehr nöthig, ihm das, Zusammenziehen zu erklären. Wahrscheinlich fragte er selbst: Ist das nicht wieder so, wie vorhin mit: je ai?) Also: que, daß, on, man, (Bei m'a sagte er sicher schon zum voraus, daß es eigentlich: me a heißen müsse.) me mich, a hat, appelé gerufen. Est ist, il

(Das Heranziehen des *et* von *est* begriff er augenblicklich, weil es auf einem völlig ähnlichen Grundsatz beruht) *et*, oder: *es*! Du mußt aber selbst finden, welches von beiden hier zu wählen ist; ich sage Dir zu dem Ende bloß, daß *vrai*, wahr heißt. (Kaum hatte ich dies ausgesprochen, so antwortete er unfehlbar: *es* heißt *es* hier.)

Man wendet hiergegen ein, das sei ein krüppeliges Uebersetzen, und der Schüler müßte dabei sich an ein schlechtes Deutsch gewöhnen. Ich versichere aber, aus vielfältiger Erfahrung, daß man sich irrt. Im lateinischen hätte man eher recht, weil da der Bau der Sätze viel zu weit vom deutschen Bau derselben abweicht. Im Französischen aber hat man gradezu unrecht. Ist der Schüler überdies schon früher daran gewöhnt, reines und fließendes Deutsch zu sprechen, so wird er zwar zuerst übersetzen, wie oben steht; sobald aber der Satz geendigt ist, wird er ihn durchdenken, und dann in reinerem Deutsch wiederholen. Nehmen wir indeß den kaum denkbaren Fall an, er thäte dies Letzte nicht, so ist es mir doch unendlich lieber, daß er Wort für

Wort, genau und erschöpfend versteht, als wenn er — nach der gemelnen Weise — den Satz gutdeutsch herzusagen weiß, ohne die Worte bestimmt inne zu haben.

„Dafür ist die Analysis!“ antworten die guten Leute, und vergessen, daß man die armen Kinder nie gelehrt hat, wozu die „Analysis“ dienen soll; daß sie also für die meisten ein nutzloses, folglich unangenehmes, und desto schwierigeres Geschäft ist. Tausende wissen gar nicht, was: analysis, was: tempus, was: modus, was: Pluralis u. s. w. sei; analysiren aber doch flott weg: Est tertia persona, pluralis numeri, plusquamperfecti temporis, conjunctivi modi, activi vocis, a verbo: amo, amavi, amatum, amare. Und wie das tolle Wesen weiter lautet! — *)

*) Ich habe in meiner Jugend viel analysiren müssen, und es ganz gut abgethan, wie meine raschen Versekungen beweisen. Ich betheure aber von mir und unzähligen meiner Mitschüler, daß es bei uns, wahrhaftig! eine eingetrichterte, eingesperrte, und unnütze, folglich: schädliche Treibhaus-Geschrämtheit war.

Ich habe sehr oft den Versuch gemacht, einen solchen „Treibhausgelehrten“ etwas näher zu befragen, und habe fast jedesmal derlei Wisserei mit Kurzsichtigkeit, Unverstand und — Aufgeblasenheit vereinigt gefunden. Das bereitet dann vortrefflich auf den künftigen Zunftgeist vor, *) der nur sich und seine Profession für weise hält, und das Verständigere verachtet, weil Klarheit sein Eulenauge blendet.

„Aber wie ersetzen Sie denn die Analysis?“ fragt man. Sehr einfach dadurch, daß Karl zuvor der gesunden Vernunft und der deutschen Sprache mächtig werden, die einzelnen Wörter derselben ableiten, beugen, versehen, vertauschen u. s. w. lernen, und — den Verstand dabei üben mußte.

Das Uebersetzen aus einer fremden Sprache wurde dann grade wie das Lesen eines deutschen Schriftstellers behandelt. In diesem war es Karln Hauptsache, den Sinn

*) Ich bitte sehr, den Karlo zu lesen. Das Zerkreten des Verstandes und des Herzens ist dort aus und nach dem Leben geschildert.

desselben aufs genaueste inne zu haben. War also irgend ein Wort, irgend eine Zusammenstellung ihm nicht klar, so sann er darüber nach, oder — fragte. Unterließ er dies, so fragten wir ihn. Genug, er gewöhnte sich schnell daran, alles verstehen zu wollen. Bei der oben angegebenen Methode blieb er stets im Hellen, denn für einen so geleiteten Knaben ist es eine Wohlthat, wenn man ihm die verschiedenen Fälle mittheilt, in welchen dasselbe Wort vorkommen kann. Er hält es für eine dankenswerthe Gabe, wenn man sie ihm in der Sprachlehre aufsucht, vorliest und darauf aufmerksam macht, wo er sie finden, und künftig andre Worte, dem gemäß beugen kann. Deshalb lagen stets, wenn Karl übersehte, das Wörterbuch rechts und die Sprachlehre links; und deshalb ziehe ich für den Anfänger diejenigen Lesebücher bei weitem vor, an welchen ein kleines, und doch ganz ausreichendes Wörterbuch befindlich ist; denn das eigne Aufsuchen in dem großen (allgemeinen) ist noch zu beschwerlich und verwirrend. Bei manchen Lesebüchern befindet sich auch eine kleine Sprachlehre. Von dieser ha-

be ich aber nicht Gebrauch gemacht, weil man das Kind kaum früh genug an diejenige Sprachlehre gewöhnen kann, deren es sich nachher immer bedienen soll. Gewohnheit nützt hierbei unglaublich viel, und das Aufsuchen jener Hauptsachen kann man durch (lange) eingelegte Zeichen erleichtern, folglich den Auszug entbehrlich machen.

Karl übersehte nichts, ohne den Sinn jenes Ausdrucks erschöpfend inne haben, und deutsch wieder geben zu wollen. Ihm lag also alle Augenblicke daran, bestimmte zu wissen, welche Beugung, ob in der Einheit oder Mehrheit, ob von einem Haupt- oder Nebenvorte, ob männlich oder weiblich, der Ausdruck sei, der ihn verwirrte. Es war ihm wichtig, möglichst bald zu erkennen, ob es ein Zeitwort, ob es darin das Zukünftige oder Vergangene, ob das Bestimmte oder Unbestimmte, ob das Thuerde oder Leidende, ob die Einheit oder Mehrheit sei, und ob in der ersten oder dritten Person gesprochen werde.

Man sieht: Auch er analysirte, aber 1) er wollte analysiren! und das ist — wie bei allem Unterrichte! — das Wichtigste. 2) Er

analysirte zu einem bestimmten Zweck, nämlich um das Daseiende vollkommen zu durchschauen; Er war folglich nicht eher zufrieden, als bis er (anfangs mit meiner Hülfe) dasjenige heraus gefunden hatte, was ihn in Ver-
treff seines Zweifels ins Klare setzen sollte. Dabei merkte er sich von selbst die mit jenem Falle in naher Verbindung stehenden, und weil er an Regelmäßigkeit, an Uebersicht u. s. w. gewöhnt war, so suchte er gewiß nie im Wörterbuche, oder in der Sprachlehre, et-
was auf, ohne absichtlich vieles daneben lie-
gende mit ins Auge zu fassen, dem Gedäch-
tnisse einzuprägen, und seinen Verstand dabei zu beschäftigen. 3) Er analysirte (folglich) mit Verstand, und stets hellem Bewußtsein, was er thue. Es bedarf wohl keiner Rede, daß ein solches Untersuchen der Worte unendlich heilsamer ist, als jenes — Analyse-
stren.

Ich sagte oft mit Ueberlegung: Wenn Du es ganz genau wissen willst, lieber Jun-
ge! so thun wir besser, in der Sprachlehre
(oder bei der Abstammung ic.) im Wörter-
buche

bücher nachzusehen, und so führte ich ihn unmerklich tiefer hinein, als er ahnete.

Daß er dabei schnell und vorzüglich gut Übersetzen lernte, ist schon oben durch Heppens und Anderer Zeugniß dargethan, und wird sich weiter unten noch mehr ergeben. Den sprechendsten Beweis davon führe ich gleich hier an, weil er zur Sache gehört. Als Karl in seinem neunten Jahre von dem Herrn Staatsrath von L. äußerst strenge, und mit großem Mißtrauen geprüft wurde, ersaunte dieser im höchsten Grade, doch sah ich ihm an, daß er noch nicht völlig überzeugt sei. Nach etwa ein bis zwei Jahren sagte er zu mir: „Ihr Sohn muß ein beispielloses Gedächtniß haben, denn daß er das, was er mir aus den verschiedenen Sprachen übersetzte, nicht nach einer vorzüglichen Uebersetzung auswendig gerufen habe, werden Sie mir nie einreden. Man konnte ja alles ruhig drucken lassen, was und wie er es sprach. Das kann kein Kind von neun Jahren! Ich glaube doch auch Übersetzen zu können, u. s. w.

Ich antwortete darauf: „Herr Staatsrath! Welches Wunder wäre denn wohl groß?

II.

ker? daß ein richtig gebildetes und vorzüglich unterrichtetes neunjähriges Kind aus fünf bis sechs Sprachen ziemlich alles, was man ihm vorlegt, erschöpfend, und doch zugleich schön übersetzt; oder, daß es in vier Jahren neben seinen anderweitigen Arbeiten, Reisen, Beschäftigungen, Zerstreuungen, Spielen, Essen, Schlafen, u. die unzähligen Schriftsteller alle, in den besten Uebersetzungen, fertig auswendig gelernt hätte?"

Er fühlte die Wahrheit meiner Antwort, und wiegte deshalb sein Haupt, als wollte er sagen: Nun, so begreife ich es nicht.

Das Uebersetzen aus einer fremden in die Muttersprache ist übrigens etwas ganz anderes, als das Uebersetzen aus dieser in jene. Man kann das erste bis zur Vollkommenheit verstehen, doch aber wohl das andre schwierig finden. Ich habe dies an Karl (wie auch sonst schon,) sattsam erfahren. Karl durchschaute z. B. jeden lateinischen Ausdruck und wußte bestimmt anzugeben, wohin er gehöre, woher er stamme und welche Ver-

deutung er hier habe. *) Als er aber elegant ins Lateinische übersetzen sollte, war ihm eine von der bisherigen grade entgegengesetzte Übung nöthig. Jetzt sollte ihm bei dem deutschen Ausdruck der entsprechendste lateinische einfallen, und daran war er weniger gewöhnt. Auch hatte ich vom Latein

*) Mehr aber ist nicht nöthig, um die Alten gehörig zu verstehen, und durch das Lesen derselben den Verstand zu bilden, den Scharfsinn zu üben, den Geschmack zu verfeinern, das Herz zu erheben, das Gedächtniß zu bereichern, kurz, den Geist zu nähren. Die endlose Zeit und Mühe, Exercitia zu machen u. s. w. ist vergeudet. Friedrich der zweite, (und mancher andre große Mann,) kannte die Alten genauer als eine ganze Herde Studengelehrten, welche elegantissime lateinisch (auch wohl griechisch) sprechen und schreiben. Er hatte aber seine Zeit nicht mit Exercitien verdorben, sondern genoss den Kern, und ließ jene mit der Schale klappern. Der stärkste Beweis für mich liegt jedoch darin, daß Friedrich nur französische Uebersetzungen der Alten las, und nicht einmal: „seinen Casum gehörig zu sehen wußte,“ bei dem allen aber die Klassiker dennoch vortreflich benutzte hatte.

nisch sprechen und schreiben oft gesagt: es raube viel Zeit, wenn man es vollkommen inne haben wolle; der Nutzen davon sei schon jetzt gering, und werde mit dem Steigen der wahren Ausbildung sinken. Ueberdies würde ein alter Admer herzlich lachen, wenn er unser — bestes — Latein hörte oder läse. Karl und ich sprachen oft Latein zusammen; aber — ich nannte es stets: Küchenlatein. Es wurde mir — demselben Menschen — jetzt also sehr schwer, ihm beizubringen, was zu jenem Behufe erforderlich war. Da trat ein Mann ein, dem ich diese Güte hiermit öffentlich und innig verdanke. Der jetzige Rektor in Hildesheim, Herr Dr. Seebode, (damals Privatdocent in Göttingen) gewann meinen Sohn lieb, und machte ihn aufmerksam darauf, daß er ohne fertiges lateinisch sprechen und schreiben nie eine akademische Würde erlangen, ja nicht einmal ein Gelehrter genannt werden würde. Er ließ weg, daß dies eine Thorheit sei, und ersetzte durch Beredsamkeit, was ihm an inneren Gründen abging. Zugleich sprach und schrieb er jene Sprache äußerst fertig, wurde von den

Göttingischen großen Philologen Ihr geachtet, und erhielt durch dies alles, so wie durch seine seltene Güte für meinen Sohn, eine große Achtung bei diesem. Beide fingen bald an, lateinisch zu sprechen und einander so zu schreiben. Mein Sohn wurde nun auf die (erwähnte) Lücke aufmerksam, und Seebode trieb mit ihm alles Dahingehörige, für den vorliegenden Zweck. Kaum hatte Karl seine Ansicht ergrißen, und ihr gemäß sich Mühe gegeben, so waren seine Fortschritte adermals reizend, denn in wenigen Monaten sprach (und schrieb) er das Lateinische so sicher, daß er im Kollegio seines Lehrers oft ohne Vorbereitung opponirte oder respondirte, ja von Diesem zu seinen gelehrten Arbeiten gezogen wurde. *) In Heidelberg gewann er durch sein fertiges (lateinisches) Disputiren die Achtung sehr Vieler, welche ihn bis dahin übersehen hatten. Kurz, ich hatte am Ende Mühe, ihn vor Ueberschätzung dieser gelehrten Poffen zu bewahren.

*) Herr Dr. Seebode selbst hat es aus Güte öffentlich erwähnt.

Doch, es sind noch wichtige Gründe zurück, weshalb ich den Unterricht im Französischen absichtlich vor dem Lateinischen trieb. Im Französischen ist, wie im Deutschen, der Artikel da, wenn gleich das Geschlechtlose fehlt. Ich sagte hierüber: „wer weiß, ob es nicht richtiger ist, gar kein Geschlechtloses anzunehmen, als ein offenbar männliches oder weibliches Wesen, z. B. ein Weib, ein Edhüchsen u. geschlechtlos zu nennen, und — das half. Die Beugungen geschehen (wie bei uns) hauptsächlich durch den Artikel, sind folglich leicht zu übersehen und zu behalten. Die Zeitwörter haben das: je, tu u. wie die unsrigen; und eine Menge Veränderungen derselben werden durch Hülfszeitwörter hervorgebracht. Der Bau der Sätze geschieht nach Art des deutschen Baues, ja er erschien Karln noch leichter, weil er ihm schnell als streng regelmäßig einleuchtete. Die feineren Abstufungen der Begriffe sind da, und werden, wie bei uns, durch kleine, aber bedeutungsvolle Zwischenworte, angezeigt.

An Unbestimmtheit oder Verwirrung ist im Französischen, bei einem Schriftsteller, der

klar sein will, nicht zu denken. Das beim Unterrichte im Lateinischen so oft fragende: scilicet? kommt im Französischen fast nie vor. Ueberall blickt ferner die heutige Welt, die lebende, statt der seit Jahrtausenden verstorbenen, folglich für ein Kind verscholenen, durch. Der kleine Leser findet in seinem Büchelchen unsre Sitten, unsre Gewohnheiten, unsre Gebräuche, unsern Himmelsstrich, unsre Gebäude, unsre Zimmer, unsern Hausrath, unsre Gesellschaften, unsre Bildung, unsern Umgang, unsre Bekleidung, unsre Vergnügungen, Zerstreuungen u. s. w. wieder. Er fühlt sich also stets heimisch, statt daß Rom und Griechenland ihm — besonders bei der gewöhnlichen Unterrichtsweise! — eine fremde, wenig ansprechende Welt bleiben. Fast alle Begebenheiten eines Schriftstellers der neuern Zeit scheinen in des Knaben Nähe geschehen zu sein. Erzählungen aus dem alten Rom oder Griechenland erinnern ihn dagegen alle Augenblicke gewaltsam an die große Verschiedenheit ihres Schauplatzes gegen seine Umgebungen. Es leuchtet wohl schon hindeutend ein, daß es: die Pferde hinter dem

Wagen spannen, heiße, wenn man den Unterricht in fremden Sprachen mit dem Lateinischen oder Griechischen anfängt, und doch ist mein Hauptgrund dagegen noch zurück.

Wir sind überzeugt, daß ein Kind nur dann gern und mit Nutzen Deutsch lesen werde, wenn man ihm völlig verständliche Schriften, am besten solche, hingiebt, welche mit Sorgfalt für Kinder geschrieben sind. Es soll, wo möglich, die Kinderwelt darin finden. Schauplatz, Handlung und Personen sollen: kindlich (nicht: kindisch!) sein, und grade in Deutschland haben wir das Glück, viele vortreffliche Bücher der Art zu besitzen. *) Franzosen und Engländer, ja sogar Italiäner! haben deshalb vorzügliche

*) Ich gestehe, daß ich (nach der Versicherung meiner Lehrer) schon viel Lateinisch und Griechisch wußte, als ich Bascdows, Weissens, Salzmanns und Campe's Schriften in die Hände bekam, und durch sie erst mit hellerer An- und Einsicht lesen, das Gelesene beurtheilen, und zur Klarheit der Gedanken — auch im Lateinischen und Griechischen — vorbringen lernte.

deutsche Kinderschriften übersezt, ungeachtet sie übriges sparsam mit dem Uebersetzen unsrer Geisteswerke sind. Wir freuen uns dieses Vorzugs, und benutzen ihn in unsrer Sprache. In einer fremden — folglich um so schwierigeren, — wollten wir es aber nicht thun? Da wollten wir absichtlich die Kinderwelt zur Seite schieben, und unsre Lieblinge auf eine für sie öde, mit Dornen und Disteln bewachsene Steppe führen? Ich kann dazu nicht rathen! denn sie werden sich dort misguthig umhertreiben, und wenig Früchte von da zurückbringen.

Gebt ihnen aber kleine brossige Geschichten aus ihrem Kreise, wie sie sich in einem zweckmäßig gesammelten (Kinder-) Lesebuche finden, so werden alle gehbrigg Vorgebildete, mit Eifer die Sprache lernen, in welcher sie geschrieben sind; werden die nöthigen Anstrengungen des Verstandes und des Gedächtnisses gern übernehmen, und desto schneller und leichter beseitigen, weil ihre Arbeit ihnen zugleich Freude und Lust gewährt. Es dauert gewiß nicht lange, so lesen sie von freien Stücken über das Aufgegebene hinaus, und

dann — seid Ihr, wo Ihr, vernünftiger Mensch! sein wollt. Nun bedarf es nur noch einer vernünftigen Leitung, und die Kinder gelangen durch sich selbst zu höherer Vollkommenheit.

Ich gab Karl so schnell als möglich den ami des enfants von Verquin, (der sehr wohlfeil bei Grieshammer in Leipzig zu haben ist.) Mit jubelnder Fröhllichkeit hat er, ich glaube, achtzehn Hefte davon durchgelesen. Am meisten freute er sich, wenn er darin, (wie so oft!) auf eine Uebersetzung (oder einen Auszug) irgend einer deutschen Kinderschrift, die er schon kannte, stieß. Er laß bisweilen ungeheißten zehn Seiten nach einander durch, und lernte so viel dabel, daß ich bald zu schwereren Schriften übergehen mußte. Das kindliche, drollige, witzige, aus seinem Kreise hergenommene, ihm so rein verständliche, zu seinem Verstande und Herzen Sprechende, zog ihn innig an, und versäße ihm seine (nicht gar große) Beschwerde.

Ganz anders würde es ergangen sein, wenn ich mit dem Lateinischen angefangen, und ihm (wie gewöhnlich geschieht, und kaum

anders geschehen kann,) baldigst den Cornelius Nepos gegeben hätte! — Ich will doch wenigstens einige Verschiedenheiten desselben (gegen Verquin) anführen. Die Sprache des Nepos ist längst ausgestorben; kein Mensch spricht sie; in keinem Lande ist sie einheimisch. (Das Kind ahnet folglich keinen Lohn seiner Anstrengungen, und doch muß ein, noch so unverständiges, Wesen denselben stets deutlich und nahe vor Augen haben.) Sie hat ferner keinen Artikel; sie beugt die Haupt- und Nebenwörter, und verändert die Zeitwörter, ganz anders als wir die unsrigen; sie hat ein Deponens; sie stellt die einzelnen Worte im Bau eines Satzes so abweichend von uns, so kurz, und oft so schwierig, daß selbst der Erwachsene genug zu thun hat, um sich immer heraus zu finden. Ich hoffe man hat genug an: „non dubito, fore plerosque, qui n. s. w.

„Non, nicht; dubito, ich zweifle; fore steht für *noturam esse*, sein werde, hier über, wie Du nachher sehen wirst, müßte es: *saturus esse*, heissen, (sein überden). In beiden Fällen wäre es aber der: *Accusativus cum*

Infinitivo, welcher im Lateinischen oft steht, und durch ut oder quod mit dem Coniunctivo, aufgelöstet werden muß. Dies geht hier freilich nicht an, weil die Lateiner: dubito, (welches von dubium, folglich von duo, herkommt, und eigentlich bedeutet: ich schwanke zwischen zwei Meinungen,) weder mit ut noch mit quod verbinden, sondern: quin (quod non) darauf folgen lassen u. s. w. Pleraque giebt wenigstens acht Zellen, besonders wenn man (wie geschehen mußte) aus einander setzt, daß es für: et plures steht, folglich bedeutet. „und zwar ziemlich viele!“ Doch ich höre auf! denn der Vernünftige ist gewiß längst meiner Meinung! — Das alles trifft aber nur das Aeußere! Mit dem Inneren ist es noch weit schlimmer. Dächer, wie ich sie verlange, sind für Kinder verfertigt. Cornelius Nepos, Julius Cäsar, Cicero u. s. w. geschrieben für Männer, für Republikaner, also für Staatsmänner, und — für Menschen, welche vor zwei Tausend Jahren lebten. Cornelius insbesondere schrieb für erwachsene Admire, welche Griechenland beherrschten, zum Theil sogar dort studirten,

folglich die griechische Sprache, Geschichte und Sitte mehr oder weniger kannten. Ihnen wollte er durch seine kurze und gedrängte Uebersicht der Thaten großer (griechischen u.) Generale und ihrer Feldzüge zu Hülfe kommen, denn — sie bedurften nur Winke, nur Anzeigen der Namen, des Orts, der Zeit u. s. w. Ihnen schadete es nicht, daß er Laster jeder Art, selbst die unnatürlichsten, ohne Schaam und Scheu erwähnte. Nach ihrer Sittenlehre, nach ihrer Religion war es erlaubt, oder doch zu entschuldigen, wenn Alcibiades bei Persern und Thraciern als Wollüstling und Weinsäufer u. sich ehrenvoll auszeichnete. Welchen Eindruck soll dies alles aber auf ein noch unschuldiges, heiliges (deutsches) Kind machen? — Was soll so ein Wesen mit dem Meisterstücke der Taktik, die Cäsar, in seinen ganz eigenthümlichen Verhältnissen, jedesmal erfand, oder doch umwandelte, und die er zwar meisterhaft, aber, selbst für den höheren Krieger fast zu abgekürzt, niedergeschrieben hat? — Was soll es mit den juristischen oder Staatschriften des Cicero? was gar mit seinen griechisch: rdt

misch-philosophischen Werken, wodurch er die ersten Männer Roms für Griechenlands tiefste Forschungen zu gewinnen suchte? — Was nützen unseren Knaben seine Briefe an seine „vertrauten“ Freunde, unter welchen Atticus oben ansteht; da Cicero stets voraussetzt, was Jene freilich genau wußten, wovon aber unsre Knaben nichts ahnen, noch ahnen wollen, und wovon sogar, neun zehntel ihrer Lehrer nur sehr Weniges kennen. — Und — wenn's sich nun am Ende (wie ich, leider!) mehr als einmal durch den Cornelius hindurch gequält hat, was für Früchte hat es sich dadurch erworben? — Der nützlichen kenne ich nur sehr wenige; der schädlichen aber viele!! — Wie reich ist dagegen die Ausbeute für den Verstand, für die Einbildungskraft, für den Willen, für das Herz und für das mannigfaltige Wissen, wenn der Knabe ein für deutsche (oder französische) Kinder zweckmäßig geschriebenes Buch aufmerksam gelesen und — beendigt hat! — Ich glaube Zeit und Mühe zu verschwenden, und den Verstand meiner Leser herabzusehen, wenn ich noch mehr darüber sage! — Nur bemerke

ich ausdrücklich, daß ich es für Verständigung an unsern, und der Kinder, Verstand halte, mit der Philosophie über die Sprache, d. h. mit der Grammatik anzufangen, den Sprachvorrath aber, also den Gegenstand, (welcher beurtheilt und geregelt werden soll) nur gelegentlich mitzunehmen, oder wohl gar folgen zu lassen. Ich that das Umgekehrte, und mein Sohn hat sich sehr wohl dabei befunden.

Eine geistvolle, in der gelehrten Welt sehr geachtete Erzieherin, welche einen großen Theil von Europa mit Aufmerksamkeit durchreiset ist, sagte vor einigen Monaten zu mir: „Wenn unsre Gelehrten erst deutlich vor Augen haben werden, zu welchem Ende das Kind, der Knabe, der Jüngling und der Mann lernen (oder andre lehren) sollen, nämlich um den Geist vielseitig und tief zu bilden, ihn zu kräftigen und zugleich zu veredeln, das Gemüth zu erheben und den Geschmack zu verfeinern, so werden sie auch die natürlichste und einfachste Art der Menschenbildung als die einzige grade Linie achten und lieben lernen, jede andre aber, als schädlichen Umweg vermeiden!“ Gott gebe es!

Aber, wendet man ein: „Das Lesen ist doch im Französischen so schwer, und im Lateinischen so leicht! —“ Dies ist freilich: wahr, und ein Beweis, daß gegen jede Sache etwas zu sagen ist. Es irrte mich aber nicht, sobald ich Karlu in jener Sprache unterrichten und er darin unterrichtet sein wollte. Ich suchte zuerst Worte, die, wie bei uns, ausgesprochen werden; dann solche, die ein wenig abweichen u. s. w.

Zugleich vereinigte ich Ernst mit Scherz. Ernst! denn ich lehrte ihn sogleich die richtige Aussprache der französischen Buchstaben, und zeigte ihm eine Menge Fälle, in welchen sie wirklich eintrat. Scherz! denn schon bei deutschen Worten, welche unregelmäßig geschrieben werden, hatte ich oft gesagt: darin beweisen wir uns noch sehr albern! z. B. statt zu schreiben: thun, schreiben wir: thun. u. s. w. Die Franzosen, (sagte ich jetzt) handeln im Schreiben, oder vielmehr im Aussprechen des Geschriebenen, noch weit alberner, als wir. Nun nahm er alles drollig, und es verursachte ihm sogar Vergnügen, sich mit dem widersinn-

ni:

nigen Zeuge zu beschäftigen, weil er es bald als Kunststück, bald als Räthsel, bald als etwas Verwirrtes behandelte, worin er Licht und Klarheit zu bringen trachtete. Ich versichere als ehrlicher Mann, daß er, auf diesem Wege unglaublich schnell Französisch lesen gelernt hat. Was am meisten abwich, wurde mit dem größten Lachen erwähnt, und bei Gelegenheit, possenhast wiederholt; auch wohl bei Tische oder beim Spazierengehen dadurch in Erinnerung gebracht, daß ich sagte: „Ei, das ist ja beinahe so verunstaltet, als die (französische) Aussprache des: Monsieur!“ u. s. w.

Hierbei bemerke ich im Allgemeinen, daß unsre Kinder weit mehr lernen würden, wenn wir weniger „gravitativ“ bei dem Lehren ausfähen. Zwar bin ich gegen die Spielmethode, aber dennoch halte ich es für durchaus nöthig, Scherz mit dem Ernst zu verbinden. Mein innig verehrter Lehrer, Gedike, that dies stets.

Karl hat oft schwere Sachen leicht erlernt, weil ich sie ihm heiter und im möglichst leichten Gewande hingab. Dagegen ist er

II.

vor unbedeutenden Schwierigkeiten erschrocken, wenn ich oder Andre eine Amtsmiene dabei machten, oder den Gegenstand kalt, steif, ängstlich, undeutlich, wohl gar verwirrt, vortrugen.

Das regelmäßige Sagen deutscher Hauptworte lehrte ich ihn, nachdem er früher mit den verschiedenen Fällen bekannt geworden war, in der kurzen Zeit, in welcher ich ihn einmal (in Leipzig) abbürstete, weil wir Verwandte besuchen wollten. Als er noch nicht drei Jahr alt war, und Tillich (nebst zwei andern Leipziger Erziehern) den Ausdruck: „Karl, war das vernünftig?“ für uns zweckmäßig erklärten, weil — das Kind ihn noch nicht begreifen könne; knüpfte ich eine Unterredung (die erste dieser Art) mit Karl an, über Gott als den vollkommensten Geist; über Wesen, die wir Engel nennen; über die Seele und den Körper des Menschen; über das Leben und den Tod desselben; über sein Fortwähren jenseit des Grabes; über künftige Vergeltung des Guten und Bösen u. s. w. Karl gab zum Erstaunen jener drei Männer nicht bloß genau dabei acht, sondern wie

verholte auch, auf meine Fragen, den ganzen Gang und die einzelnen Ideen des Gesprächs so richtig und klar, daß meine Gegner ihn zuletzt herzlich küßten, und nichts weiter dagegen hatten, wenn ich seine „Vernunft“ in Anspruch nahm.

Aber, eben das ist das Schlimme, 'ja ich möchte sagen: das Abscheuliche, daß so vieles gelehrt wird, was der Lehrende selbst nicht recht inne hat. So wie die meisten deutschen Schauspieler — in Frankreich verlangt (und leistet) man mehr! — ihre Rolle nicht inne haben, deshalb ängstlich nach dem Vorsager horchen und blicken, sein langsam und in unpassenden Absätzen sprechen; an richtigen Ausdruck, angemessenen Gebärden und leichtes Spiel gar nicht denken, folglich dem Zuschauer widerlich werden, und ihm Langeweile erregen: grade so verfehlten Lehrer, welche den Lehrgegenstand nicht in ihrer Gewalt haben, ihn nicht von allen Seiten kennen, und dem Kinde verhalten, sich nicht darüber leicht auslassen, oder in die unrichtige Ansicht des Schülers eingehend, ihn dennoch zum bestimmten Ziele leiten können, gewiß ihres Zwecks.

Statt: Lust, empfinden ihre Zuhörer: Laß!
statt: freundigen Antheil — Langeweile oder
Widerwillen. Wer sich besinnend, steif an
dem zuvor durchgelesenen klebend, wohl gar
oft ins Lehrbuch blickend, Kinder unterrich-
tet, der wird ihnen wenig beibringen. Ich
habe dies an mir selbst und an Andern erfah-
ren; früher als Schüler und später als Leh-
rer! Gottlob, aber auch das Gegentheil in
beiden Verhältnissen vor Augen gehabt. Des-
halb habe ich meinen Sohn nur das selbst ge-
lehrt, was ich im höheren Grade mein geist-
iges Eigenthum nennen konnte.

Hier ein Beispiel vom Gegentheil, wel-
ches ich schon seiner Drolligkeit wegen, her-
setze: Weil Luise es durch ihr Andringen da-
hin gebracht hatte, daß ich Karl in franzö-
sischen unterrichten mußte, so trug ich ihr
auf, ihn als Einleitung dazu einige fran-
zösische Worte zu lehren. Sie versprach es
gern, denn sie wußte am besten, wie unsäg-
lich viel ich damals zu thun hatte. Ich schrieb
ihr also drei bekannte Worte auf. Nach vier-
und zwanzig Stunden sollte sie drei andere
u. s. w. von mir erhalten. Aber — es ver-

ging ein Tag, und Karl (der doch fast immer in ihrer Nähe war) wußte noch kein einziges. Es vergingen zwei, es vergingen drei Tage, und er wußte: die drei Worte noch immer nicht. Nun erst sagte ich lächelnd: „So muß ich ihn wohl nach meiner Weise unterrichten, und sehen, ob ich damit weiter komme. — Freilich würde ich noch ein Jahr warten. Indes — — Geduld! — ich will thun, was Du wünschst!“ Jetzt unterrichtete ich ihn nach der oben beschriebenen Art, und es ging.

Hätte ich eilen wollen, so würde ich Karl, statt fünfzehn Minuten eine Stunde täglich unterrichtet, oder zur Sprechmethode meine Zuflucht genommen haben. Aber ich fürchtete mich vor dem Versähen, und that bloß, was ich, Luise's wegen, mußte. Nach einigen Monaten bemerkte ich jedoch mit Vergnügen, daß das Kind zunahm, und mehr lernen wollte. Ich gab ihm also eine halbe Stunde, mit der Zeit noch etwas mehr, und gegen Ende des Jahres eine Stunde täglich Unterricht. Karl erhielt nur angenehme Sachen zum Lesen. Sehr bald z. B. Campe's Robinson, welchen er deutsch schon

kannte, und später aus fast allen Sprachen übersehte. Nach einem Jahre war er so weit, daß er ein leichtes französisches Buch, ohne meine Beihülfe, mit Vergnügen las. Nun erst sprach ich mit ihm französisch, und ging zum Unterricht im Italienischen über. Dieser ward ihm so leicht, daß er nach sechs Monaten eben so weit darin gekommen war, als zuvor während eines Jahres im Französischen. Die längste Arbeitszeit war jetzt ein und eine halbe Stunde täglich.

In beiden Sprachen waren öfters Eigenthümlichkeiten vorgekommen, Karl hatte sie kennen und beseitigen gelernt. Ich hoffte daher, er werde nun nicht mehr vor dem Lateinischen erschrecken. Auch hätte ich wahrscheinlich recht gehofft; aber — eine Menge Erwachsender, viele seiner kleinen Freunde und besonders meine Zöglinge, hatten oft zu ihm vom Lateinischen als von etwas höchst Widrigen, Schwierigen und Unnützen gesprochen. Er hatte also ein ängstliches Vorurtheil dagegen.

Ich vermochte beides nicht wohl wegzuräumen, denn — nach allem Obengesagten

konnte ich ihm weder Leichtigkeit, noch große Annehmlichkeit versprechen. Auch sah ich nicht, wie ich ihm den Nutzen davon so klar machen wollte, als bei den neueren Sprachen. „Seinen Casum richtig sehen zu können,“ wie die bekannte Vertheidigung des Lateinischlernens zu lauten pflegt, hatte er längst im Deutschen besser gelernt, als Tausende, die um jene Zeit sich schon sechs Jahre lang mit dem Lateinischen gequält hatten. Ihn versichern, daß er nur durch Kenntniß des Lateinischen ein Gelehrter werden könne, hieß — nichts gesagt, denn er konnte mit Recht antworten, so will ich kein Gelehrter, sondern vielmehr ein möglichst gebildeter Mensch, werden, und das kann ich ja wohl, ohne Latein zu lernen? — Beispiele dieser Art hatte er oft vor Augen, und Gelehrte ohne wahre Bildung des Kopfes oder Herzens, unzählige Male. Mir blieb daher nichts übrig, als ihn auf guten Glauben hin, zu versichern, und durch meine näheren Freunde versichern zu lassen, daß das Erlernen des Lateinischen wichtig und nothwendig sei. Auch sprach ich nicht selten, in seiner Gegenwart, von den großen

Echtheiten der Aeneide und einzelner Schriften des Cicero. Denn, welcher rechtschaffene Mann, der kein veressener Gelehrter ist, kann seinem Kinde (oder Schüler) den Ovid, den Terenz, den Sueton, den Horaz und so viele andre lateinische (und griechische) Klassiker anempfehlen, ohne vor seiner Eitelkeit zu beben. Nur ein gelehrtes: *aes triplex circa poctus!* kann das Gewissen beruhigen, wenn der Jüdling dadurch ein Käufer, ein Vollküstling, wohl gar — ein unnatürlicher — — wird. Hat man ihm nicht die schändlichsten Anweisungen dazu, und die gewaltsamsten Aufregungen seiner Begierden als — etwas höchst Achtungswürdiges in die Hand gegeben? — Ich that daher, als Karl das Lateinische in seiner Gewalt hatte, etwas ziemlich Ungewöhnliches. Ich sprach nämlich von demselben Schriftsteller, z. B. vom Horaz, zu gleicher Zeit mit hoher Achtung (als Dichter, Weltkenner und Philosoph) und mit der tiefsten Verachtung (als Käufer *) und

Wols

*) Wohl zu bemerken, ich sagte in einem solchen Falle nicht etwa: *Trinker*; sondern *abköst-*

Bollkäsling). Bei Karl wirkte dies sehr nützlich. Bei hundert andern Knaben würde es vielleicht geschadet haben. Er glaubte mir, und urtheilte mir nach, denn er achtete und liebte mich innigst. Er war ferner daran gewöhnt, etwas nicht lesen zu wollen, wovon ich gesagt hatte: „es taugt nicht für Dich!“ Besonders, wenn meine Miene dabei Verachtung oder Abscheu andeutete. Gewöhnlich erzogene Knaben aber streben grade dann um so mehr darnach, das Verbotene zu lesen, mit andern zu wiederholen und zu durchsprechen. Leider! sind solche Stellen in der Regel die einzigen, welche: „in succum et sanguinem“ „vertirt“ werden. Trotz allem Gesagten habe ich, aus gerechtem Mistrauen, dennoch zu seiner Zeit eine vom niedrigsten Schmutz gereinigte Ausgabe des Horaz gewählt, und

lich: Käufer. Denn Ausdrücke der Art, als nehmen, statt: sichlen; nicht die Wahrheit sagen, statt: lügen; nicht fleißig, statt: faul etc. thun schon im gemeinen Leben, besonders aber in der Erziehung unglaublichen Schaden. Das Laster wird, weit aus! am gefährlichsten im schmeichelnden Gewande.

.

mich sehr wohl dabei befunden; denn Karl hat den Horaz früher inne gehabt, und, ich darf es ja wohl Heynen nachsagen, ist in seine Sprache und seinen Sinn tiefer eingedrungen, als mancher, der alle seine Unsittlichkeiten in sein Gemüth übertrug. Freilich fehlte es nicht an; „Californiusse,“ welche behaupteten, auf diesem Wege würde der Knabe kein großer Lateiner werden, auch thaten jene Stellen weit weniger Schaden, als man meine u. s. w. Ich hörte ihren Calimathias mit an, und bedauerte ihre Zöglinge, weil die unschuldigen Gemüther derselben durch die schaaamlosesten Gräucl vergiftet wurden.

Weshalb ich Karl den Cäsar nicht empfehlen konnte, ist oben gesagt; Livius ist aber für ein Kind zu ernst, zu trocken. Seine Einleitung insbesondre viel zu schwer. Phädris Fabeln hätte ich am allerwenigsten gewählt, denn ich selbst habe die Marter erduldet, damit anfangen zu müssen. Meiner Verlegenheit, wie ich Karl zum Lateinischen überführen wolle, kam ein Zufall glücklich zu Hülfe. Ich war oft mit ihm in Leipzig und wir besuchten dann Schauspiel, Konzert, kurz

alles Merkwürdige. Einst wurde das: stabat mater etc. aufgeführt, und ich erhielt beim Eintritt den Text dazu. Karl war von jeher gewohnt, daß ich ihm dergleichen mittheilte, und es ihn lesen oder übersehen ließ. Während der Symphonie saßen wir im Nebenzimmer, und ich sagte zu ihm: „Übersetze das einmal!“ Er nahm es hin, sah mich aber schnell vorlegen an, und sprach: Das ist ja weder französisch, noch italienisch! — Das ist wohl gar lateinisch! — Ich antwortete lachend! Laß es sein, was es will! Wenn Du es nur übersehen kannst! Versuche es wenigstens! Er that es, und ich half ihm; besonders dadurch, daß ich die härteren lateinischen Worte weicher, ja fast italienisch aussprach z. B. stava't, mader, dolorosa u. s. w. Bei Wörtern, wie juxta kam ich ihm zu vor, und sagte: Das kennst Du nicht, es bedeutet: u. s. w. cruce[m] sprach ich italienisch aus. Das c in Lucimosa fast wie g u. s. w. Kurz, wir übersehten es ziemlich schnell und sehr heiter bis zu Ende. Fröhlich sagte er jetzt: „Ja, wenn das so ginge, dann möchte ich recht gern lateinisch lernen!“ Ei

freilich, versetzte ich, geht es so, und — nöthigenfalls komme ich Dir zu Hülfe. Schon am folgenden Tage sah ich mich nach dem lateinischen Robinson und nach noch leichtern Lesebüchern um, welche für Kinder sich eignen. Mit diesen fing ich an, unbekümmert, ob ihr Latein ächt ciceronianisch sei, oder nicht. Man darf freilich die *epistolae obscurorum virorum*, oder ihnen ähnliche Bücher, nicht wählen. Dergleichen ausgenommen, habe ich aber obige Besorgniß im hohen Grade richtig gefunden. Zum vollkommensten Verstehen der lateinischen Klassiker führt das Anfangen mit einer vorzüglichen Uebersetzung deutscher Kinderschriften auch, und — weit schneller, weil das Kind sie gern liest, ja aus Neugier dem Aufgegebenen oft Voreile. Sein Verstand hingegen wird dabel unendlich mehr beschäftigt; seine Kenntnisse werden vielfach vermehrt und berichtigt; und — was die Hauptsache ist! — sein Herz bleibt dabel rein, wird hoffentlich noch veredelt. Dann gehe man bald zur Aeneide, zu manchen sehr anziehenden Schriften des Cicero, und zu einigen andern — sittlich reinen

oder doch gereinigten — Klassikern über, und der Knabe wird schnell und viel Latein lernen. Die Catilinarischen Reden haben Karl schon als Kind, im hohen Grade angezogen, weil der Gegenstand derselben leicht und deutlich vor Augen gelegt werden kann.

Soll der Knabe hinterher ja elegant lateinisch schreiben und sprechen! — Ich sage: soll, muß er diese elende Voksbentelei mitmachen, so bedaure ich das arme Wesen zwar von Herzen. Indes, wenn es einmal nicht anders ist; — nun so trete man ganz in die Unnatur hinüber, spreche von Gelehrten der Art, als von etwas wichtigem, und füge hinzu, daß diese Handwerker ein solches Meisterstück zur Aufnahme in ihre Zunft verlangen u. Doch, ich habe ja darüber oben schon gesprochen.

Mit dem Lateinischen dauerte es neun Monate, ehe Karl es darin so weit gebracht hatte, als mit dem Italienischen in einem halben Jahre, ungeachtet die zwei Töchter:

*) Difficile est, satyram non scribere.

sprachen, welche er schon inne hatte, unglaublich vorgearbeitet hatten. Eine Menge Abweichungen vom Deutschen waren ihm bereits bekannt, ja sie schienen ihm natürlich. Andre ließ er sich gefallen, weil er stufenweise zu einer solchen, — für ein deutsches Kind! — Widernatürlichkeit gebracht war. Am Ende der angegebenen Zeit wohnte ich mit ihm anderthalb Monats lang, einzelne Tage der Woche in meinem Absteigequartier zu Halle, und benutzte dort den Unterricht eines geschickten Sprachmeisters in Betreff der Aussprache des Englischen. *) Während der Stunde lernte Karl mit mir; außer derselben wiederholten wir zusammen, und bereiteten uns gemeinschaftlich vor. Das Englische wurde ihm jetzt so leicht, daß er in einem

*) Die Kanzlerin von Hoffmann verklagte mich deshalb beim Konsistorio: ich habe meine Gemeinde jetzt gänzlich verlassen und wohne in Halle. Das Ecken . . . sal, das sie (dazu, wie zu so vielen andern Unthaten gegen mich verleitet hatte, kennt und verachtet man jetzt allgemein. Sie verlor natürlich auch diesen Prozeß, wie unzählige andre.

Vierteljahr eben so viel davon begriff, als er in den andern Sprachen in sechs oder neun Monaten gelernt hatte.

Wie schwer dagegen die griechische Sprache für ein deutsches Kind ist, habe ich an mir, an unzähligen meiner Freunde, und besonders an Karl, gesehen. Er wollte es lernen: Ich hatte ihm so viel vom Homer, vom Xenophon, vom Plutarch und besonders von einer Menge lieblicher Blumen aus der griechischen Welt, die in unsern besten Lesebüchern gesammelt sind, erzählt; daß er begeistert war, sie sich zuzueignen. Aber, — trotz dem, daß das Griechische eine ältere Schwester der deutschen, besonders der plattdeutschen, Sprache ist; trotz allem übrigen, was für die Verwandtschaft beider mit Recht zu sagen ist, so haben doch die zwei Schwestern durch Zeit und Verhältnisse eine so himmelweit verschiedene Mundart und Ausbildung bekommen, daß es dem deutschen Kinde sehr schwer wird, die Griechische zu erlernen. Das: *Graeca sunt, nec leguntur!* ist mir, seit dieser letzten Erfahrung, erst recht begreiflich geworden. Schon ehe ich das Griechische

(mit Karln) anfangen wollte, gab ich ihm, auf seine dringende Bitte, zwei bis drei Monate lang, ganz heimlich! (d. h. in Rücksicht der Mutter und anderer Bekannten,) täglich eine Viertelstunde Unterricht darin, und er ließ es sich, wahrlich! sauer dabel werden. Die nachherige Stunde selbst, verlängerte ich ihm zu Gefallen ein wenig, oder, ich gab ihm jene Viertelstunde außerdem, z. B. Abends, wenn er sehr darum bat. Und doch meinte er nach drei Monaten wehmüthlg. Griechisch werde er wohl nicht begreifen; und brauchte volle neun Monate, um eben so weit im Griechischen zu sein, als er in kürzerer Zeit in den andern Sprachen gekommen war. Kaum waren indeß diese ersten Schwierigkeiten besiegt, so nahm er auch hierin äußerst glücklich zu.

Doch, ich glaube zwei Einwürfe zu hören. Erstens, sagt man: „Wie viele Stunden brauchten Sie, um alle erwähnte Sprachen neben einander zu treiben! Das Kind muß ja den ganzen Tag am Studiertisch gesessen haben, folglich dabei verbuttert sein!“ Die Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen, und muß

muß es, bei meiner Unterrichtsweise, immer wieder, ja selbst glücklicher noch, beweisen. Aber, man hat unbedenklich recht, wenn man von dem spricht, was gemeinhin geschieht. Hätte ich mit dem Lateinischen, oder Griechischen angefangen, oder den Verstand des Kindes nicht zuvor sorgfältig ausgebildet; hätte ich versäumt, Karl in den ersten fünf Jahren vorzüglich gut Deutsch sprechen zu lehren; hätte ich seine Neigung für fremde Sprachen nicht auf mancherlei Art geweckt, und ihm den großen Nutzen davon klar vor Augen gelegt; hätte ich ihn nicht an ein möglichst schnelles Arbeiten gewöhnt, nicht mit den erbärmlichen „Versionen“ welche viele Stunden wegnehmen, und — ans Hungern gewöhnen, verschont, so wäre der Unterricht in vier bis fünf Sprachen neben einander — schon der Zeit wegen — unmöglich geworden. Jetzt aber ging alles vortrefflich! Sobald Karl die Hauptschwierigkeiten — in den angegebenen Monaten — beseitigt hatte, erlaubte ich ihm nur eine gute Viertelstunde täglich, i. B. das Französische fortzuführen. In dieser Zeit mußte er einen (verhältnismäßig!)

bedeutenden Abschnitt für sich durchlesen, und das ihm Unbekannte im Wörterbuche, oder in der Sprachlehre, aufsuchen, damit er es mir im Deutschen erschöpfend wiedergeben könne. Ich tippte dann am Ende seiner Arbeitszeit, dahin und dorthin, (meistens wußte ich schon, wo sich Schwierigkeiten fanden!) und ließ es mir, bald wörtlich, bald im gewählten Deutsch, vortragen. Gingen zwei solche Stellen gut, so war ich zufrieden, denn ich hielt mich dann überzeugt, daß er gehörig gearbeitet habe. Es ist unbegreiflich, bis zu welcher Schnelligkeit (neben der Gründlichkeit) im Arbeiten ein Knabe auf diesem Wege gelangen kann. — Er ist und bleibt dabei geistig beschäftigt; eilt also mit aller Kraft vorwärts. Das mechanische Schreiben hält ihn auf, macht ihm langeweile und verefelt ihm selbst die anziehendste Stelle. Man versuche beides längere Zeit; aber redlich, und mit Klugheit! Dann erst urtheile man ab! —

Daneben wurde auf Spaziergängen, Reisen u. s. w. anfangs oft französisch, nachher auch italienisch, und späterhin bald lateinisch, bald englisch, gesprochen. Man sieht, daß ein

Knabe, der es will, auf diese Art, in zwei höchstens drei Stunden des Tages sehr viel leisten kann. Mehr Unterricht hat Karl aber in Lochau, d. h. bis zu seinem zehnten Jahre, nie bekommen. Ja, wenn ich die Sonntage, die öfteren Reisen u. in Anschlag bringe, so hat er, bis wir nach Göttingen gingen, kaum zwei volle Stunden täglich wirklichen Unterricht erhalten. Doch lasen wir mit einander (oder er allein) in den langen Winterabenden, auch wohl Nachmittags bei allzu schlechtem Wetter, bald ein deutsches Buch für Kinder, bald vorzüglich schöne Stellen aus fremden Sprachen, welche er, (seltener ich) aufgefunden hatte, und lesen wollte. Oder wir theilten uns vorzügliche Gedichte mit.

Zweiter Einwurf: „Ihr Sohn mußte ja die verschiedenen Sprachen mit einander verwechseln.“ Da der große Schulmann, der edle Fink in Magdeburg, ebenfalls dies Bedenken äußerte, so wundere ich mich nicht, wenn es Andre thun. Fink ist aber, wie so viele! vom Gegentheil überzeugt worden; folglich habe ich nicht mehr nöthig, zu beweisen, daß es möglich, ja verwirklicht sei, son-

deru nur zu erzählen, wie es geschehen. Dies geht aber freilich wieder in die frühesten Jahre des Kindes zurück. Karl mußte alles richtig thun, mußte besonders richtig deutsch sprechen, durfte nie, ohne die höchste Noth, fremde Worte dazwischen bringen u. s. w. Gerade so hielt ich es bei seinem Uebersetzen. Nur reines Deutsch ließ ich gelten, kein anderes Wort. Ferner mußte er in jeder Sprache ziemlich fest sein, ehe ich eine andere anfang. Das ist alles, was ich gethan habe, und selbst dem Meide ist es unmöglich gewesen, etwas gegen Karls Uebersetzungen zu sagen. Dagegen haben unsre größten Philosophen ihn mündlich, oder schriftlich, ausgezeichnet deshalb gelobt.

Den so sehr schädlichen Irrthum will ich hier noch rügen: man könne, ohne mit der Grammatik anzufangen, ohne jenes sinnlose Analysiren und Exercitien schreiben, nicht gehörig lateinisch (sprechen und schreiben) lernen. Ich habe in beiden so viel Fertigkeit gehabt, daß Gedike damit vollkommen zufrieden war; habe aber eins und das andre mit Uebersetzung zur Seite liegen lassen; dagegen

in beiden Sprachen desto mehr gelesen, und das Gelesene durchdacht. Wenn ich indes, — vom Anfang an, — darauf ausgegangen wäre, meinen Sohn: „elegant“ lateinisch sprechen und schreiben zu lehren, so würde ich es, auch ohne jene Verkrüppelungen des kindlichen Geistes, erreicht haben. Davon mehr, sobald ich überzeugt sein werde, daß das „elegante“ Lateinschreiben und Sprechen nur zur Hälfte so viel nützt, als verjährte Vorurtheile ihm bellegen. Wohlverstanden, ich rede von: Verstand, Herz und Geschmack. Bis dahin verweise ich darauf, daß man ein Kind lehren kann, vortrefflich deutsch zu sprechen und zu schreiben, ohne jenen geisttödenden Gang zu gehen. — Daß mir dies bei meinem Sohne, noch dazu: sehr früh! geglückt sei, wird wohl Niemand bezweifeln.

Folgendes sei der Beschluß dieses Abschnitts: Ein hiesiger Professor, den ganz Europa verehrt, nannte gestern dasjenige, was er lateinisch schreibt, ein: „Exercitium.“ Dafür besitzt er aber auch, neben seiner großen Gelehrsamkeit, ausgezeichnet

viel gesunde Vernunft, und hat — mit hellem Auge! — etwas mehr von der Erde gesehen, als seine Studirstube, seine Dächer, und sein Auditorium.

Siebzehnter Abschnitt.

Vom Griechischschreiben.

Mit Wehmuth erfahre ich, daß man wieder anfängt, die Schüler griechische Exercitia schreiben zu lassen. Großer Gott! bis wie weit verirrt sich doch der menschliche Verstand, wenn er einmal von dem graden, d. h. kürzesten, Wege zum Ziele, abgewichen ist! Was würden die Römer, was die Griechen sagen, wenn sie erführen, daß wir sie eifrig studiren, und doch — statt ihres lebendigen Unterrichts, unsre Kinder mit dem todten und erstödtenden peimigen! — „Scht ihr denn nicht, würden sie uns zurufen, wie unendlich weit ihr dadurch schon in den Wurzeln der Bildungsweise von uns abweicht?“ — Doch, sie sind dahin! und ihr Geist spricht zu leise

für manche Menschen! So mag ihnen denn ein Deutscher darüber Buße predigen, daß sie die Martern des Schülerlebens noch vermehren; aber — ein Deutscher, vor dessen Kenntnissen im Griechischen diese Herren heftentlich Ehrfurcht haben. „Ernesti!“ heißt sein großer Name. Schon im Jahre 1766 schrieb er folgende Worte, welche theils meine Ansichten über den Unterricht im Allgemeinen, theils meine Verachtung des Griechischschreibens insbesondere rechtfertigen. Lebte er jetzt (nach zwei und fünfzig Jahren) noch; so würde er, davon bin ich ich bei seinem hellen Geiste fest überzeugt, noch stärker sprechen, und auch das Lateinischschreiben sehr einengen, wenn nicht verwerfen. Doch hier sind seine eignen Worte, ich übersehe sie nicht, weil sie nur für Gelehrte von Profession da stehen. Meine eigentlichen Leser: Väter, Mütter, Erziehende, bedürfen ihrer nicht. Die gesunde Vernunft sagt ihnen das alles noch besser. Er spricht vom gewöhnlichen Unterricht im Griechischen, und fügt hinzu: „mirum esse non potest, si tam pauci bene proficiunt in eo genere litterarum, nec plus

consequuntur plerique, quam ut scriptorum graecorum orationem possent ad verbum, scilicet e sui quisque lexicī praescripto, (latine) interpretari, h. e. ut non modo nihil intelligant, cum interea se credant intelligere, sed etiam ipsos scriptores graecos stultissimos putent, vehementerque contemnunt. Leider hat Ernesti, nach meinen oben angeführten Erfahrungen noch jetzt, sehr recht.

Ist nicht, als hätte ich die folgende Stelle vor Augen gehabt, indem ich von der hohen Nothwendigkeit sprach, dem Kinde nur klare Begriffe u. s. w. beizubringen? und indem ich sehnlichst wünschte, daß es undeutliche gar nicht erhalte, oder doch schnell vergesse? Ich erinnere an Herrn W., an seine Lehrart, und an das, was ich dabei sagte.

Etenim, in omni genere disciplinae, quis nescit, quantum referat, statim ab initio veris et accuratis notionibus imbui? Quam deinde non modo paucis contingit, ut male percepta dediscendi facultas detur, sed quam pauci eo sunt vel ingenio, ut facile possint, vel animo, ut velint, falsa

et prava dediscere. Nimis firmiter coalescunt animis insita teneris, nec facile possunt avelli: et quae pueri arripuimus, ea fere ita amplectimur atque tenemus, ut nobis eripi vix patiamur. Ja wohl, ja wohl! — Mancher Unterricht würde durchaus anders sein, wenn man dies recht ins Auge gefaßt hätte!

Endlich sagt er sehr bitter über das Griechisch schreiben: Audio sane, esse hoc adhuc in nonnullorum institutis, ut tirones scho-
lasticos jubeant subinde latina graece vertere, aut: Epistolas, Oratiunculas, Carmina, graece scribere. Rem agunt viri boni, ut lenissime dicam, per inutilem et absurdam: non tam propterea, quod graece scribendi facultas nullum hodie usum habet, quamquam hanc quoque ob causam: (Dies gilt jetzt, nach zwei und fünfzig Jahren, vernünftiger Weise! auch vom eleganten Lateinisch sprechen und schreiben.) quam quod ab hominibus istius aetatis, tantum parum in legendo versatis, qui plerumque nil nisi ad verbum interpretari perpauca didicerunt, qui linguae graecae genium nullo

modo cognitum habere possunt, ab his, inquam, quod vel bonum, vel mediocre, ac non stultissimum sit, effici nihil potest. Attulerunt aliquoties juvenes, e scholis in Academiam hanc delati, talia graecae orationis specimina: in quibus alia non intelligebam, quae autem intelligebam, ita et sententiis et verbis vitiosa atque inepta reperiebam, ut risum non magis tenere possem, quam Erasmus tenuisse traditur, cum Epistolas obscurorum virorum primum legeret: (Gottlob, daß ich das nicht gesagt habe, wie würden sonst manche gelehrte Herrn auf mich schimpfen, und durch ihre Handlanger schimpfen lassen!) cum interea isti se valde beatos crederent, et bene graece scire putarent. Richtig! — Die thörichte Einbildung auf das höchst verächtliche Wörterwissen — denn, bis zum Wortwissen erheben sich (auch nach Ernesti) nur sehr wenige! — wird dadurch noch vermehrt; Aufgeblasenheit, Kurzsichtigkeit und Verachtung der helleren Einsichten folglich erst recht wieder an die Tagesordnung gebracht werden. O, der treffliche Wurjer. (D. I. E. 393.) Möchte doch seine

Stimme durch ganz Deutschland bringen! Indeß, es sind noch goldene Worte von Ernesti zurück: Quare omni modo rogandi sunt magistri, ab Inspectoribus autem Scholarum cogendi, ut illud tam inutile, tam noxium institutum dimittant, et tirones potius scriptoribus graecis melioribus legendis et accurate cognoscendis exerceant. Fast sollte man glauben, ich hätte die herrlichen Lehren des großen Mannes bei meinem Unterrichte stets vor Augen gehabt! Hinzufügen kann und will ich nichts, als: Gott gebe, daß diese „lateinischen“ Ermahnungen eines großen (Deutsch-) Griechen bei unsern Wörterkrämern aufschlagen mögen!

Achzehnter Abschnitt.

Wissenschaftlicher Unterricht.

Ich komme mir lächerlich vor, wenn ich davon reden will, denn — förmlichen Unterricht in den Wissenschaften sollte Karl in Pöchau nicht erhalten. Dafür ist theils die

Universität, theils fehlt dem Prediger auf dem Lande fast alles dazu. Die nöthigsten Kenntnisse besaß ich zwar, oder konnte sie leicht aus Büchern schöpfen. Aber — so viele neuere Werke, die dazu gehörigen Kupfer, die theuren Instrumente, und die Fertigkeit bei den Versuchen. ic. Ich that also gern darauf Verzicht; machte Karln jedoch mit einer Menge wissenschaftlicher Kenntnisse bekannt, ohne zu sagen: Das gehört zur Naturgeschichte, das zur Chemie, das zur Naturlehre, das zur alten, das zur neuen Geographie u. s. w. Mit der Naturgeschichte in allen ihren Theilen wurde er bekannt, sobald er denken konnte. Unser Garten, Wald ic. gaben dazu Veranlassung. Die sehr verbesserte Ausgabe des Rast (bei Kummer) gehörte zu seinem Spielzeuge, und in Halle, Leipzig und Merseburg waren niemals fremde Thiere, oder des etwas, das wir nicht gesehen hätten. Mehr als dies alles benutzte ich aber dazu unsre Reisen. Das Meer und seine Bewohner, Schachten und ihre Eingeweide, Hochöfen, Dampfmaschinen, Luftpumpen, eine Basaltkuppe, kraterähnliche Vertiefungen auf Bergen, alles

gab mir Veranlassung, Karl zu unterrichten. Ja selbst zu Hause: ein Thautropfen, mein Wetterglas, der Wärmemesser, der lärmende Zug beim Einheizen, der Fensterschweiß &c. Wie vieles war von dem allen und von hundert ähnlichen Erscheinungen zu erzählen, wenn man anders mit Nutzen Naturgeschichte, Naturlehre und Chemie gehört und später studirt hat.

Den Unterricht in der Erdbeschreibung fing ich auf folgende Art an. Ich führte Karl, sobald als möglich, nach allen Dörfern welche im Gesichtskreise unseres Thurmes lagen. Zudem war er schon oft in Halle, Merseburg, Leipzig &c. gewesen. Bei hellem Wetter ging ich dann mit ihm auf den Thurm, nahm einige Bogen weiß Papier und eine Bleifeder mit. Zuerst zeichneten wir (Karl mehr als ich) den ungefähren Umriß unsers Dorfes in der Mitte eines Bogens, aber — sehr klein, damit das Verhältniß der Entfernungen wenigstens einigermaßen passe. Dann setzten wir für den nächsten Ort, Liebenau, einen Punkt, und so fort für die übrigen (sichtbaren) Dörfer nach allen Seiten

hin. Auch bemerkten wir die Namen dabei. Die Saale, die Elster, Wälder, Wiesen, Feld, alles wurde roh angedeutet. Als es fertig war, zeigten wir es der Mutter. Diese machte ihre Bemerkungen. Nun gingen wir ein zweites Mal auf den Thurm, und brachten am Ende eine Landkarte zuwege, welche, für uns wenigstens, die nöthige Richtigkeit hatte. Dann verglichen wir sie mit ganz speziellen Karten des Saalkreises, und verbesserten eine durch die andere. Das ist alles, was ich gethan habe, um Karl einen richtigen Begriff von der Erdbeschreibung zu geben, und seine Neigung dazu zu wecken. Er kam nachher nie von einer Reise zurück, ohne die Lage und ungefähre Entfernung der Oerter von einander angeben und aufzeichnen zu können. Er ließ oder hörte später nie von Städten oder Gegenden, die er nicht sogleich aufgesucht hätte. Schon in seinem neunten Jahre besaß er eine Sammlung von Landkarten, wie ich sie, selbst bei reichen Jünglingen, nur selten gesehen habe. Er und ich kauften so viel wir vermochten. Auch bekam er viele Geschenke.

Ferner besaß er den d'Anvillischen Atlas, und lag nie etwas aus der alten Welt, ohne alles auf seinen, stets in der Nähe befindlichen, Karten aufzusuchen. In die Geschichte führte ich ihn beim Spazierengehen, oder auf Reisen durch Erzählungen ein, und benutzte besonders historische Gemälde, Kupferstiche etc. dazu. Der K. v. S. in W. lehrte ihn vieles aus der Sternkunde, durch Hülfe seiner trefflichen Instrumente. Zuvor schon hatte ich gesehen, was mir ohne Sehröhre möglich war. Er war wirklich in dem allen ziemlich weit, als er neun Jahr alt war, würde sich aber nicht wenig verwundert haben, wenn man ihn versichert hätte, er besitze geographische, physikalische u. s. w. Kenntnisse. Andeutungen der Art hatte ich sorgfältig vermieden, theils um ihn nicht zu erschrecken, theils um ihn nicht eitel zu machen. Diese Kunstworte merkte er sich sehr schnell, nachdem er sich dessen, was sie in sich begreifen, einigermaßen bemächtigt hatte. Es ging mit ihnen, wie mit dem: Nominativus, Pluralis, Coniunctivus etc. Ich that, als solle er sie nicht

lernen. Kaum waren aber die Sachen sein,
so waren es die Namen sogleich.

Neunzehnter Abschnitt.

Ge schmackbildung.

Ich litt in meinem Hause, Hofe, Garten,
z. nach Möglichkeit, nichts, was nicht ge-
schmackvoll, und besonders: zu einander pas-
send, war. fand sich etwas Widerliches, so
sprach ich darüber als solches, bis es wegge-
schafft werden konnte. Alle meine Zimmer
waren mit einfarbigem Papier (blau, gelb,
grün zc.) tapezirt, ihre Felder mit freundlichen
Kanten umgeben. In jedem Zimmer befand
sich nur wenig, aber ausgesuchter, Hausrath.
An allen Wänden hingen Gemälde oder Kup-
ferstiche, aber keins derselben war geschmack-
los bunt, oder stellte einen unfreundlichen
Gegenstand vor. Unser Hof und Garten
blühte vom frühesten Frühjahr bis zum späte-
sten Herbst. Schneeglöckchen und Crocus
machten den Anfang, und die Winteraster
wurde

wurden gewöhnlich erst durch den Schnee niedergedrückt, oder durch heftige Kälte zerstört. Wir selbst kleideten uns stets reinlich und einfach.

Die kaufte ich etwas, welches für mein Verhältniß zu prächtig war, nie ferner ein Bilderbuch für Karln, in welchem die Bilder nicht wahr und schön gewesen wären. Er hielt er eins geschenkt, womit es sich anders verhielt, so gingen wir es scherzhaft durch, und lachten über das Unschöne, besonders über das Grelle der Farben. Dagegen bewunderten wir den himmlischen Farbenschmelz mancher Blumen und Vögel gern und oft. Was ren sie hingegen schreiend bunt (wie manche wirklich sind,) so blieb auch dies nicht unbenutzt.

Wo wir auswärts etwas Schönes besehen konnten, da geschah es gewiß: Leipzig, Dessau, Bötlich, Potsdam, Berlin, Rostock, Weimar, Dresden, die sächsische Schweiz u. s. w. boten mir Gelegenheit genug dar, Karls Begriffe von Schönheit zu erweitern und zu berichtigen. Leipzig und seine Messe! — Wie viel fassen diese wenigen Worte in sich! —

Weide kannte aber Karl schon als sehr kleines Kind ziemlich genau. Das Schöne von Potsdam und Berlin schon in seinem fünften Jahre, Dresden und seine herrlichen Umgebungen, als er eben sechs Jahr alt war. Die dortige Bildergalerie besuchten wir Wochenlang alle Tage. Die Meuschenischen Abgüsse, und die Antiken, so oft es möglich war, und das grüne Gewölbe zweimal. Wir erblickten ferner nie schöne Menschen, Pferde, Hunde, Vögel, Häuser, Wagen, Hausrath, Gemälde etc. ohne uns gegenseitig darauf aufmerksam zu machen, und dafür, oder dawider zu sprechen. Das Gegentheil bemerkten wir mit Misguth, bei Menschen mit: Behmuth. Daher mochte es wohl kommen, daß der Herr Hofrath Böttiger Karl in seinem sechsten Jahre, seiner Ausbildung wegen, einem zwei Jahre ältern Knaben, welcher schon viel gelernt hatte, bei weitem vorzog. Ich behaupte hiermit, daß dies Urtheil mich zuerst überzeugt hat, Karl sei wirklich weiter, als die meisten Kinder seines Alters. Doch ich muß noch der: Gedichte erwähnen. Schon sehr früh lernte Karl sie kennen, lie-

ben und beurtheilen. Wir fingen mit den einfachsten und leichtesten an, und stiegen allmählig bis zu den erhabensten. Das Versmaas, der Reim, die Sprache, der Inhalt, die zarten Andeutungen, oder Beziehungen: Alles dies war Gegenstand unsrer gemeinschaftlichen Beurtheilung. Ja, die schöneren lernte Karl schnell auswendig, wenn wir sie ihm auf Spaziergängen, oder auf Reisen einigemale vorsagten.

Was im Deutschen der Fall gewesen war, trat auch im Französischen ein, und ich versichere, daß er aus fast allen Sprachen, die er lernte, eine Menge ausgezeichnete Gedichte inne hatte, weil er sie ihrer Schönheit wegen öfter gelesen und — sich gemerkt hatte. Statt aller nenne ich nur Florian, Metastasio, Virgil, Horaz und Homer. Oft hat er mich, wenn ich dringend beschäftigt war, damit gepelnigt, daß er mir lange, aber gewiß die schönsten, Stellen aus Dichtern, und andern Schriftstellern, vorlas, oder vielmehr vortrug. Ich hörte indeß geduldig zu, um ihm seine Freude nicht zu verderben. Wie

würde Heyne auch so von ihm an Blei-
land geschrieben haben, wenn Karl nicht schon
damals in den Geist der Römer und Grie-
chen zu dringen gesucht hätte! —

Zwanzigster Abschnitt.

Vom Auswendiglernen.

Manche haben unsern böshafteu Feinden
nachgesprochen, ich hätte meinen Sohn zum
bloßen Gedächtnißhelden gemacht. Da
nun aus dem bisherigen so ziemlich das Ge-
gentheil für jeden Ueingeuommenen hervorgeht
so bedaure ich die vortreflichen Männer A.
G. Eberhard, Chr. Dan. Voß, beide in Hal-
se, und Carlleb Merkel, daß ihr bekanntes
schönes Herz sie verleitet hat, solche tolle Lüg-
gen auszubreiten. Ueberzeugt, daß grade dies-
se drei edlen Menschenfreunde mehr als ir-
gend Jemand in der Welt geneigt sind, ihren
Irrthum einzusehen, zurückzunehmen, und we-
gen der mir und meinem Sohne zugesügten
Kränkungen, und gewiß absichtslosen Ver-

läumdungen uns um Verzeihung zu bitten; halte ich es für Pflicht, durch einige Worte anzudeuten, wie es sich mit dem „Gedächtnißheldenthume“ verhält.

Karl hat auf unser Verlangen bloß einige Gedichte auswendig gelernt. Mehr als drei mal so viel aus eigenem Antriebe. Die vielen französischen, italienischen u. s. w. nur wenn und wie er selbst es wollte. Vokabeln: drei, und zwar in zwei und siebenzig Stunden ziemlich stümperhaft. Phrasen, Regeln, und wie die Mönchsgelehrsamkeit sonst noch heißt, keine einzige. Weiter weiß ich nichts, auch wenn sich mich noch so lange besinne. Daß er aber dennoch alles Genannte vorzüglich gut inne gehabt haben müsse, erhellt besonders klar daraus, daß jene Vierdämmerer sich gezwungen wähnten, ihn für einen „Gedächtnißhelden“ auszugeben. Man kann, nebst manchem andern, hierdurch lernen, daß auf dem veredelten Naturwege vieles im ziemlich hohen Grade zu erreichen steht, was doch, selbst nach der Absicht des Erziehers und Lehrers nur: untergeordnet bleiben sollte, und bloß deshalb geachtet wurde, weil

— die Urtheilskraft freilich: Gegenstände des Vergleichens, Unterscheidens, Vorziehens und Zurückziehens bei der Hand haben muß, wenn sie sich üben, d. h. wenn sie geschärft und erhöht werden soll. Ich danke hiermit jenen — würdigen Freunden meiner Erziehungsweise, daß sie aus ganz besonderer Güte dasjenige heraus hoben und als völlig ungewöhnlich anrühmten, auf welches ich — vor Gott sei es bezeugt! — so gut wie gar keinen Werth legte, sondern es nur duldete und förderte, in so weit ich glaubte, es nicht hindern zu dürfen. Daß ich dabei wahrlich! stets fürchtete, Karls Gedächtniß werde auf Kosten seiner Urtheilskraft gehoben werden, habe ich — so viel ich weiß! — oben schon angedeutet.

Das liebenswürdige Kleeblatt hat gewiß selbst viel auswendig lernen müssen!

Einundzwanzigster Abschnitt.

Gechenke, welche Karl erhielt.

Ich habe mehrmals erwähnt, daß Karl Sachen besessen, oder doch als sein Eigenthum habe gebrauchen können, welche zum Theil ziemlich kostspielig sind. Ich habe von Büchern, Kupferstichen, Landkarten, Instrumenten, vielleicht auch von mancherlei Sammlungen, z. B. Mineralien u. s. w. gesprochen, als hätte er dies alles hinreichend gehabt. Und — ich kann nicht läugnen, daß dem wirklich so ist. Vieles davon habe ich ihm angeschafft, und deshalb oft bedeutende Summen nicht angesehen.

Manches hat Karl sich selbst gekauft, von seinen Belohnungen, von Weihnachts- und andern außerordentlichen Geschenken. Aber — sehr viel! Vielleicht das meiste ist ihm geschenkt worden. Schon in seinen frühesten Jahren fing dies an. Kaum bemerkte man seine ungewöhnliche Herzengüte und seine Aufmerksamkeit auf alles, so liebte und bewährte man ihn schon. Mit seiner gethören Ausbildung, mit seinen erweiterten Kennt-

nissen nahm dies zu, und ich versichere voll inniger Dankbarkeit, daß nicht bloß reiche, oder vermögende, nein! daß selbst Ärmere, daß namentlich mehrere Künstler und Kunsthändler mir höchst freundlich zu Hülfe gekommen sind.

Karl erhielt Unterricht in ^{den} mechanischen Arbeiten, und kaufte vortreffliche Instrumente aller Art sehr billig bei dem Herrn Mechanikus Apel; Herr Kantor Stuhl unterrichtete ihn aus Güte im Klavierspielen; Herr Geisler versorgte sein mineralogisches Kabinett mit den seltensten Sachen um einen möglichst geringen Preis; Herr Elster lehrte, aus Freundschaft, ihn zeichnen; Herr Blesmann unterrichtete ihn, mit wahrhaft väterlicher Liebe, im Tanzen; Herr Knauer ging ihm liebevoll zur Hand bei seinen vielen physikalischen und chemischen Versuchen, und Herr Fischer versorgte ihn, wie den reichsten, mit botanischen Pflanzen und Blumen.

Ich kann nicht alle nennen, die es eben so gut mit ihm meinten. Aber ich danke hiermit allen, besonders allen Professoren, deren Kollegia er besucht hat, in seiner und meiner

Seele noch einmal aufs Innigste; denn ich gestehe gern, daß ohne ihre freundliche Beihülfe manches für mich unmöglich gewesen wäre, was doch jetzt, zu Karls großem Nutzen, glücklich ausgeführt worden ist. Wenn ich indeß auch hierauf nicht sehen will, weil ein Reicherer meinen möchte: Das alles kann ich ja für mein Geld haben! so ist doch wenigstens nicht zu läugnen, daß eine Menge Bücher, welche ihm von den ausgezeichnetsten Personen in Deutschland mit höchst ehren- und liebevollen Inschriften geschenkt worden sind, zu dem: Unbezahlbaren gehören, welches meinem Sohne selbst dann noch im höchsten Grade werth sein müßte, wenn er Herr von Millionen würde.

Ich will nur einige der hier befindlichen anführen! Die meisten liegen, nebst meiner ganzen Bibliothek, in Leipzig eingepackt.

H. Prof. Casar schenkte ihm, als er acht und drei viertel Jahr alt war, das griechische Elementarbuch von Jacobs, mit der Inschrift: *Quam felix puer est, virtus in quo anteit annos!*

*Illum omnes meritis certatim laudibus ornant,
Et spectant cupide, et felicia cuncta pre-
cantur.*

(Nach Cäsars Uebersetzung in einem öffent-
lichen Blatte: Wie glücklich ist der Knabe,
dessen Jahren Weisheit und Tugend zuvor-
eilt! Ihm sollen alle wetternd die wohl-
verdienten Lobsprüche! Auf ihn heften sie
begierig ihre Augen, und von allen Seiten
strömen Segenswünsche ihm zu.)

Hepne ein Jahr später seinen Virgil mit
der Inschrift: *Macte nova virtute puer!* (O,
Du mit noch völlig unbekannter Kraft begab-
ter Knabe!)

Blumenbach seine Naturgeschichte mit den
Worten; Dem hoffnungsvollen und lebens-
würdigen Karl Witte geschenkt vom Verfasser.

Der vielseitig verehrungswürdige Oslan-
der den Wolfischen Homer mit den Worten:
*Carolo Witte, Lochaviensi, caro optimi in-
genii et cordis puero, diligenti bonarum li-
terarum cultori in Universitate Georgia-Au-
gusta, amico suo, sub finem anni 1810,
hunc, quem amat Homerum, dono offert*
F. B. Osiander, Prof. Med. (Dem lieben

Knaben von vorzüglichem Geiste und Herzen, Karl Witte, von Lechau, der in Göttingen den Wissenschaften obliegt, seinem Freunde, schenkt F. W. Oslander (Professor der Medizin) im Jahre 1810 den Homer, weil Witte denselben so innig liebt.)

Der Amtmann Westfeld in Behnde bei Göttingen, gelehrter (und besonders hellsiehend und zarterfühlend) als so viele Gelehrte von Profession, Mitglied der Göttinger und mehrerer gelehrten Gesellschaften, schenkte ihm die sämtlichen *Scriptores rei rusticae* in vier Bänden mit folgender Inschrift: *Qui miro et incredibili plane successu humaniorum litterarum studia prosequitur, ne hoc, et Virgilio suo valde gratum, penitus praetereat, Wittenium, in majores quotidie spes adolescentem admonet C. I. G. Westfeld.* (Den jungen Witte, der mit wunderbaren, ja wirklich unglaublichen Fortschritten das Studium der alten Sprachen betreibt, und täglich zu schöneren Hoffnungen emporwächst, erinnert C. I. G. Westfeld durch dies Geschenk daran, den Landbau, der ja auch seinem

(Wittend) Virgil so werth war, nicht unbeachtet zu lassen.)

Wayer schenkte ihm (außer mehreren andern Sachen) seine Stereometrie und seine Naturlehre mit den Worten: Einem fleißigen, geschickten und talentvollen Zuhörer, Herrn Karl Witte, an seinem zwölften Geburtstage zum freundschaftlichen Andenken vom Verfasser.

Heeren, der ihn sehr liebte, ermunterte ihn oft durch Geschenke. Das letzte derselben war Heynens Leben mit der Inschrift: *Iuveni egregiae spei, Carolo Witte, hanc Heynii vitam, ut exemplum quod imitetur sibi propositum habeat, memoriam sui commendaturus d. d. d. auctor. Göttingae, d. 4. April MDCCCXIV.* (Dem Jünglinge, der ausgezeichnet viel verspricht, Karl Witte, schenkt dies Leben Heynens, zu einem Muster der Nachahmung, der Verfasser desselben, und empfiehlt sich zugleich seinem Andenken.)

Seine Sammlungen aller Art sind: ähnliche Stammbücher, in welche die größten Männer Deutschlands sich voll Güte einge-

zeichnet haben. Leonhard, Blumenbach, Hausmann, Altmann, Emmerling und so viele Andre, haben seine mineralogische Sammlung mit sehr seltenen Sachen bereichert.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Körperliche Gefahren meines Sohnes.

Trotz aller unsrer Sorgfalt ist er doch in allerlei Gefahren gerathen, die ihn uns hätten rauben, oder gar lebenslang sehr unglücklich machen können. Aber Gott hat ihn stets gnädig geschützt. Mehrere derselben habe ich schon angeführt, hier noch fünf andre.

Als er drei und ein halb Jahr alt, und ich verreist war, fand er einst, im Frühjahr, die Thür zu dem hintern Garten, (in welchem sich ein Teich befand,) offen. Er geht hinein, um Wasser für sein Blumenbeet zu schöpfen. Die Braunkobienische aber, welche wir, um den Teich allmählig auszufüllen, am Ufer derselben aufschütten ließen, weicht unter seinen Füßen, und er sinkt bis über den

Kopf ins Wasser. Der Teich war grade sehr voll, weil eine Ueberschwemmung gewesen war. Nichts desto weniger kommt er wieder heraus, und tritt mit den triefenden Kleidern zur Mutter ins Zimmer. Diese erschrickt, fragt, Karl erzählt, und schließt mit den Worten: „Als ich wieder heraus war, sprach ich einige Worte, um zu wissen, ob ich auch noch lebte.“ so daß meine Frau, bei aller Angst, lachen mußte. Er wurde trocken angezogen, ins Bette gelegt, trank einige Tassen Thee, und fühlte nichts weiter.

In seinem fünften Jahre war ich mit ihm in Rostock. Er sah dem Kegelschieben in der Nähe des Aufsehers zu. Einer seiner kleinen Freunde war über die Bahn nach der andern Seite gelaufen, und rief ihn. Karl folgt; aber in demselben Augenblicke kommt die Kugel, und — trifft ihn grade am Kniegelenk. Hätte er nicht äußerst reine Stöße gehabt, so mußte er sehr unglücklich werden. Jetzt ging es damit ab, daß er einige Tage gar nicht, und noch einige nur mit Beschwerden ausgehen konnte.

In seinem sechsten Jahre fütterte er in Dresden, im großen Garten, einen Pfauhahn mit Semmel. Der Pfau kam immer näher. Karl freute sich, mit mir, darüber. Auf einmal flog aber das böshafte Thier empor, und krachte Karln grade ins Auge. Da dieser mit einem Schrei die Hand vor das Auge hielt, und ich das Blut rinnen sah, so war meine Angst entsetzlich. Aber die gütige Vorsicht hatte das Kind beschützt. Die Klaue war zwar mitten über dem Auge in die Augensbraue eingeklagt, hatte durch das Auge fahren sollen, war aber rings herum, an den Knochen hin geglitten, und erst unten wieder gerade da eingeseht, wo oben der Anfang war. Der Riß ging bis tief in die Backe hinab. Jetzt erführen wir — zu spät! — von dem Gärtner oder Wächter, daß der Pfau Kinder anzufallen pflege, weil er oft von ihnen ge neckt werde. Unverzeihlich, daß man ihn unberausen ließ!

Karl ging so ausgezeichnet fertig und sicher auf Stelzen, daß er fast alle Stelzenkunststücke leicht machen konnte. J. D. Treps

pen auf: und abgehen, frei stille stehen, laufen u. s. w.

Bei dem Prediger W. in A. geht er, ohne ein Kunststück zu machen, hat aber das Unglück, daß der Fußboden (unter dem tiefen Koth) sehr ungrade ist. Die eine Stetze gleitet von einem hohen Steine ab; Karl fällt, und sein Körper drückt den rechten Arm zwischen zwei emporstehenden Steinen so heftig hinab, daß der Arm völlig krumm gebogen war. Wie leicht hätte er zerbrechen können! — Reiben mit Opodeldoc und laues Biegen etc. stellte ihn jedoch schnell wieder völlig her.

In E. gab die Familie des Herrn K. F. ein Feuerwerk. Wir sahen alle zu, und Karl hielt sich nahe bei uns. Da sagt einer seiner Freunde, der eine Tute mit dem feinsten Pulver, zum anzünden, trägt: Halte das einmal! Karl nimmt es hin, aber — ein nahes Feuerrad, das in dem Augenblick angesteckt wird, sprüht Funken in die offene Tute und sein ganzes Gesicht wird verbrannt. Augenwimpern, Augenbrauen, die vorderen Kopshaare, alles war rein weg. Es ist unbegreiflich

lich, daß seine Augen nicht dadurch litten, noch auch Pulverköerner sich in die Haut setzten.

Wie könnte ich diesen Abschnitt schließen, ohne seinem höheren Beschützer innigst für die vielfache Rettung zu danken! —

Dreißundzwanzigster Abschnitt.

Karl entwächst dem Unterricht eines Einzigen.

Karl war jetzt sieben und ein halbes Jahr alt. Seine Kenntnisse fielen daher dem Verständigen sehr auf. Einer erzählte dem andern davon. Man bat sich's aus, ihn zu prüfen, und ich erlaubte es. Der oben erwähnte K. v. S. in Merseburg hörte zu ihnen, und wurde schnell Karls väterlicher Freund. Alles, was er vermochte, Karl zu belehren, — denn, das hieß: ihm Freude machen! — that er, mit rührendem Eifer. Sogar die seltensten Weine seines Kellers achtete er nicht zu hoch, sie Karl zu kosten zu lassen, damit er doch einen Begriff davon habe. Seine herr:

liche Bibliothek, Kupferwerke, Instrumente, das alles durfte Karl als das seinige gebrauchen. So oft wir beide (der Steinkunde wegen) die Nacht bei ihm zubringen mußten, hat er einige vorzüglich gebildete Männer zu sich. Hierdurch lernten mehrere Schüler Karl näher kennen. Herr T. L. hat es sich aus, daß er das Kind vor seinen Sekundarern prüfen dürfe, zur Nachseifung für diese. Ich weigerte mich lange. Endlich willigte ich unter folgenden Bedingungen ein: 1) Karl dürfe nichts von der Prüfung ahnen; deshalb solle 2) L. mich am andern Tage abholen, unter dem Vorwande, ich möge seine Schüler beurtheilen; dann würde ich Karl mitgehen lassen. 3) Die Schüler dürften keinen Beifall aussprechen. 4) Wir würden uns auf eine hintere Bank setzen, und zuhören. Man möge uns dann ein Buch reichen u. s. w. Das alles wurde versprochen und gehalten.

Einige Wochen darauf erschien im Hamburger Korrespondenten folgende Anzeige. Sie hat über den ganzen nachherigen Lebensgang meines Sohnes entschieden, und ist des:

halb für jeden Denkenden in hohem Grade merkwürdig. Der Einsender ist nie bekannt geworden. Ich glaube aber, daß der Edle jetzt schon in einer bessern Welt für seine schöne Absicht belohnt ist.

Merseburg den 10. Mai 1808.

Vor einigen Tagen fiel hier etwas für die Pädagogik höchst Merkwürdiges vor. Ein trefflicher Schullehrer unsers Orts, der Herr Tertius Landvogt brachte nämlich, zur Nacherziehung seiner Schüler, ein kleines Kind von sieben Jahren zehn Monaten mit in die Schule. Es hörte der vorsehenden griechischen Lektion mit Aufmerksamkeit zu, dann bat es der Herr T. L. (der es am Tage zuvor bei dem hiesigen sehr humanen und unterrichteten Kammerherren, Herrn von Seckendorf, kennen gelernt und seine Kräfte in Gegenwart mehrerer bedeutenden Männer dort schon geprüft hatte) weiter fortfahren. Zum Erstaunen aller Schüler las und übersehte es sogleich das ihm ganz fremde, vorsehende, Stück aus dem Plutarch, und beantwortete mehrere analytische Fragen zur völligen Zufriedenheit.

Jetzt gab man ihm den Iulius Cäsar hin, und es übersehte da weiter, wo die Schüler stehen geblieben waren. Auch bei dieser Lektion wurde es in der Analyse geprüft und bestand sehr gut. Sodann übersehte es aus einem vom Herrn T. dazu mitgebrachten, völlig unbekannten, italienischen Buche und unterhielt sich mit seinem Vater in dieser Sprache. Da kein französisches Buch bei der Hand war, so sprach der Herr T. französisch mit ihm, und es antwortete so schnell, als ob es deutsch wäre. Endlich bemerkte es an der Wand eine Karte von Kleinasien, und bat um die Erlaubniß, sie näher ansehen zu dürfen. Nun führte es die vorzüglichsten Städte und Gegenden von Griechenland an, und erzählte von ihnen und mehreren ihrer großen Männer. Als Sinope erwähnt wurde, sagte es sogleich: Das ist hier nicht, das müssen wir dort, (es wies auf eine andre alte Karte an einer andern Wand,) am Pontus Euxinus suchen. Die Schüler trugen das Kind dorthin und es zeigte augenblicklich Sinope, und erzählte vom Diogenes. Noch nannte es mehrere alte Namen von Städten:

und Gegenden, und führte zugleich die neueren davon an. Zuletzt rechnete es einige Regel de tri-Exempel aus dem Kopfe.

Die Hauptsache hierbei ist die kräftvolle Gesundheit und Lebendigkeit, die zarte Kindlichkeit und Bescheidenheit des Kindes, das gar nicht zu wissen scheint, wie sehr es der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung ist.

Sein Vater ist der, im Erziehungsfache bekannte, Prediger in Lothau, Dr. Karl Witzke, der sich leider nur allzu wenig über die ganz einzige Methode äußert, *) nach welcher er dies Wunderkind, das von den Heilnekens und Baratiens, die theils am Körper, theils am Herzen verdorben waren, weit abweicht, so unbeschreiblich glücklich erzogen und gebildet hat.

*) Dieser Vorwurf trifft mich nicht; denn ich war damals wohl mit Recht ängstlich, etwas anzupreisen, was mir selbst, zum großen Theil nur im Geiste — noch nicht durch die Ausführung! — als richtig erschien.

Diese Nachricht verbreitete sich schnell in alle Zeitungen und überraschte allgemein. Jeder laß sie; jeder fragte: Ist das wahr? Kann das wahr sein? — Viele (vernünftige) Zweifler besuchten mich: andre luden mich zu sich ein. Sie sämmtlich prüften Karl'n mit'reaui'sch. Jeder verließ uns aber mit der Uebersetzung: Der Knabe leistet mehr noch, als in den Zeitungen steht. Nur eitle Neider in der Nähe und Ferne urtheilten, ohne ihn sehen zu wollen, ob, es sei nicht wahr, denn es könne nicht wahr sein! Solche Leute warten gern so lange, bis sie wissen, woher der politische Wind weht! Auf diese Art schwimmen sie unter allen Umständen oben; und haben den Vortheil, daß Niemand das bestreiten kann, was sie am Ende versichern. — Gott behüte uns vor so engherzigen Erziehern! Sie würden das Ungewöhnliche gewiß möglichst niederhalten, und uns zwar: Kluge, nicht aber edelmüthige, Böglinge liefern. Männer dagegen, die nicht bloß oben abschöpfen, was das Jahrzehend giebt, sondern mit eigenem Geiste tiefer eingehen, haben's anders. Sie verlangten das Kind

zu sehen, und ich wehrte es ihnen nicht. Herr Hofrath Schütz, Herr Professor Tiefstrunk und Herr Dr. Knapp gehörten zu diesen. Alle drei waren äußerst zufrieden mit Karl, beschenkten ihn liebevoll, und Knapp insbesondere versicherte, das fertige und gute Lateinsprechen des Knaben in dem Alter setze ihn in Erstaunen. Zugleich machten sie mich auf den Herrn Dr. Niemeier aufmerksam, weil sein Einfluß bekanntlich am Westphälischen Hofe sehr groß war. Er könne, hieß es, entscheidend für das Glück des Knaben wirken, weil er den König und die Königin, in Halle als ihr Wirth, der es an nichts fehlen ließ; und am Hofe selbst, zur Zeit der Ständeversammlung, durch sein Verhalten gewonnen habe.

Ich hatte dies längst eingesehen, und ihn deshalb schon gebeten, Karl zu prüfen, aber er schlug es mir ab. Jetzt versprach ich, noch einmal zu ihm zu gehen, und that es; aber wieder vergebens! Ich meldete es Karls väterlichen Freunden, und erhielt einige Tage nachher von dem Herrn Professor Tiefstrunk,

(den ich erst seit kurzem kannte,) folgenden Brief:

Würdigster Herr Doktor!

Noch hier erinnere ich mich mit Vergnügen an die Stunde, wo ich mich selbst von dem überzeugte, was ich schon hin und wieder von Andern gehört hatte; ich meine die seltene Erscheinung eines Kindes von der Art, dessen Vater und Erzieher zu sein Sie die angenehme und zugleich auch schwere Pflicht auf sich haben. Mir ist kein Beispiel aus der Geschichte, noch weniger aus meiner eignen Erfahrung, bekannt, wo ein Kind von solchem Alter solche Fortschritte gemacht hätte; wenigstens zweifle ich, daß Heimike und Baravier im gleichen Alter weiter gekommen wären. Ein in der Regel talentvoller Jüngling würde seine, selbst strengen, Prüfer befriedigen, wenn er so viel Sprach- und Sachkenntnisse in seinem achtzehnten Jahre zeigte, als dieses Kind in seinem siebenten oder achten Jahre zeigt. Noch mehr wie dieses setzt mich aber die Reife des Urtheils und die Unschuld des Herzens desselben in Verwunderung; und wenn seine natürliche Frühreife den

Pädagogen ein Problem ist, so ist seine moralische Unverdorbenheit eine starke faktische Instanz gegen den Artikel von der Erbsünde. — Bis dahin halte ich auch seine körperliche Konstitution für noch völlig unangefochten.

Alein wenn solche Erscheinungen selten sind, so ist diejenige noch weit seltener, daß Kinder dieser Art ein bedeutendes Alter erreichen. In der Regel welkt die üppig treibende Pflanze auch frühzeitig dahin, und nur die langsam wachsende Eiche troht Jahrhunderten. Nach meiner Meinung ist die Humanität (dies Wort im ganzen Sinne genommen) nur ein Fremdling auf Erden. Ihr Keim in der thierischen Hülle ist zugleich der nagende Wurm, und je früher sich jener entwickelt, desto früher bringt er auch seiner Hülle den Tod. Der vollkommene Mensch verträgt sich nicht mit der Thierheit; diese muß hinwelfen, damit jener frei werde.

Bis dahin, lieber Herr Prediger! ist die Angelegenheit mit Ihrem Kinde nach Wunsch, ja, über Wunsch! gegangen. Aber die Gefahren wachsen mit den Jahren, und Sie fin-

den sich immer mehr aus dem gewöhnlichen Geiste der Pädagogik herausgeworfen. Was der Erzieher sonst will, haben Sie nicht nöthig. In der Regel will der Pädagog die Menschheit aus der Thierheit hervorlocken, und die Geburtsamme der Geisligkeit werden. Hier ist es umgekehrt. Der Mensch eilt schon dem Thiere zuvor, der Jüngling dem Kinde, der Geist seiner Hülle. Sie haben nur dahin zu sehen, daß die Hülle nicht untergehe, und die schöne Frucht nicht einem Meteore gleiche, welches im Aufleuchten auch schon wieder verlöscht; kurz, Ihr Kind macht den Mann; Machen Sie das Kind für dasselbe und berücksichtigen Sie für ihn die Ansprüche der körperlichen Natur!

Hiermit erkenne ich die große Schwierigkeit Ihrer Pflicht an. Mit jedem Monate wird sie größer; denn in solchen Kindern eilt der Keim der Menschheit in sich selbst beschleunigender Progression vorwärts, und in demselben Verhältnisse treten die Ansprüche der Körperlichkeit und Animalität zurück. Ich sehe, die Sache ist schwer, doch ist sie nicht verzweifelt. Sößer kann

keine Pflicht, leichter keine Schwierigkeit sein, als grade diese. Thürmt sich die Gefahr, *contra audentior ito!* — Wo keine Bahn ist, da muß man sie machen! —

Was Sie hier thun, das thun Sie sich als Vater, dessen Herz aus der Säure der Sorgen den Honig der Belohnung saugt; das thun Sie einem Kinde, dessen natürliche und moralische Eminenz ein Kleinod ist; das thun Sie endlich der Menschheit, die einen so seltenen Keim Ihrem Kopfe und Ihrem Herzen anvertraute.

Wir geht alles ab, was ich wünschte, daß derjenige haben möchte, der Ihnen bei Ihrer Obliegenheit zur Seite, und wo möglich, vorangehen könnte. Sie brauchen Rath, Sie brauchen Hülfe! — Bald wird alles, was Sie Ihrem Kinde thun können, zu wenig, zu enge, zu langsam sein. Für dieses Kind giebt es keine Schulen und keine Akademien, denn wir haben keine Anstalten, wo es Hauptzweck wäre, die voreilende Mannheit unter den Schranken der Kindheit zu halten. Ich verstehe nur das Problem; die Auflösung

aber übersteigt meine Kenntnisse und mein Vermögen.

Dennoch weiß ich eins: Suchen Sie sich einen Mann, der ein bewährter praktischer und theoretischer Pädagog ist, der Sinn für Humanität, und für die Rechte derselben hat; der vermögend ist, für Sie und Ihr Kind durch seine Verhältnisse zu wirken, und der auch den Willen hat, dies zu thun! Ich weiß Ihnen in allen diesen Hinsichten keinen andern vorzuschlagen, als den Herrn Kanzler Niemeyer. Stellen Sie diesem Ihr Kind, und Ihre ganze Lage mit demselben vor! Stellen Sie es seiner pädagogischen, politischen und kosmopolitischen Ueberlegung anheim, was Sie zu thun, und was Sie zu lassen hätten! Ich zweifle nicht, daß er Ihnen rathen, und daß sein Rath in aller Hinsicht wohl bedacht und gediegen sein werde. Und zu allem diesen werden Sie auch noch den besten Willen bei ihm finden.

Ja, ich mache Ihnen dieses im Namen der Humanität zur Pflicht. Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt fragen wird: Was hatte dieses Kind für ein

nen Vater? Was that er für dassel' be? Wer nahm sich des Kindes an? Wie verfuhr man zu Gunsten einer Pflanze, welche die Natur einzig, gleichsam zur Probe für das Zeitalter, erscheinen ließ? Reinigen Sie also Ihr Herz.

Im übrigen vertrauen Sie der Natur! Es ist freilich möglich, daß diese Pflanze früh verwelkt; es ist möglich, daß die Reifung der Menschheit in ihr stockt und Halt macht; es ist aber auch möglich, daß Körpers und Geisteskraft gleichmäßig aushalten, und daß etwas Großes für die Zukunft gebohrt.

Sorgen Sie vor allen Dingen ferner dahin, daß Ihr Sprößling bei allen seinen Talenten in der Kindlichkeit, und bei allen unbedachtsamen Schmeicheleien in seiner Unschuld erhalten werde! Die Erziehung desselben sei mehr negativ als positiv; denn in ihm bricht sich die Natur ihre Bahn selbst.

Ihr u. s. w. J. H. Tieftrunk.
Halle, den 20. Nov. 1808.

Schnell durchschaute ich seine edle Absicht, fragte ihn aber dennoch zuvor, ob er es mir erlaube, diesen Brief an den Herrn Dr. Niemeier zu schicken. Er willigte gern ein, und ich that es. Mein eigenes Schreiben enthielt eine Bitte um Entschuldigung, daß ich zum dritten Male es wage, ihn um eine Prüfung meines Sohnes zu ersuchen. Er sehe selbst, man mache es mir zur Gewissenssache u. Ich erhielt zur Antwort: Die Prüfung sei jetzt noch weniger nöthig, da Herr Prof. Tiefstrunk, als geachteter (ehemaliger) Schulmann, für die Kenntnisse meines Sohnes spreche. Auch könne er mir in Kassel (zu einer zeitweiligen Versetzung als Prediger in eine große oder Universitätsstadt; denn, weiter wollte ich nichts! wie meine Eingaben beweisen.) nichts nützen, weil sein Einfluß dort nur unbedeutend sei.

Es traf sich sonderbar, daß bald nachher, durch einen Gewaltstreich von Kassel her, die sämtlichen Hallischen, gelehrten Schulen mit dem Waisenhause vereinigt, und dem Herrn Dr. Niemeier untergeordnet wurden. Seinen sehr großen Einfluß auf die Universität kann-

te Jedermann. Um dieselbe Zeit wünschten verschiedene Inspektoren und Lehrer des Waisenhauses, Karl zu prüfen. Ich erlaube es, wenn ich gleich bei mehreren deutlich bemerkte, daß Mistranen, nicht Wunsch sich zu überzeugen, zum Grunde liege. Sie wollten den „Vetrug“ entlarven, und dann wäre die Mine angezündet worden. Aber — sie bemühten sich alle vergebens. Einer der angesehensten, Herr Inspektor V. hatte Karl schon zweimal geprüft, bat es sich aber doch wieder aus. Ich wollte es daher ablehnen. Da ließ er merken, „ei! er wundre sich,“ u. s. w. Sogleich gab ich nach, und — er brachte einen lateinischen (Juristen glaube ich) aus dem siebenzehnten Jahrhundert und ließ meinen Sohn darin eine bezeichnete Stelle der Vorrede übersetzen. Kaum laß sie Karl (mit Ausdrück) vor, so sah V. mich an, als wollte er sagen: Herr, Sie versprechen Satanskünste! — Das Kind übersetzte die Stelle so vortrefflich, daß V. in die Worte ausbrach: Nein, das ist mir zu arg! Diese Stelle kann er doch nicht auswendig gelernt haben! Aber, antwortete ich, wer sagt denn, daß er das aus:

wendig wisse, was er überseht. Er. (verlegen.) I nun, es sagen's Viele! — — Ich verschonte ihn mit allem weiteren Eindringen.

Die Abneigung des Herrn Kanzler Niemeler gegen diese gute Sache hat ihr unglaublich geschadet. Eine Menge schiefer Urtheile, Verdrehungen der Wahrheit, und Verläumdungen von Halle her, verdanken ihr Erscheinen der Neigung, ihm gefällig zu werden. Andre wären nicht erschienen, wenn er nach der Sache — wenigstens gefragt hätte. Der weitere Beweis hiervon ist für diejenigen, welche die dortigen Verhältnisse kennen, wohl unnöthig. Ich kann ihn aber führen.

Dann begegnete mir einst der Herr Hofrath Schüb, machte mich aufmerksam darauf, daß Manche die Anzeige im H. Korresp. für unwahr erklärten, und bot mir, namentlich gegen einen albernem dänischen Gelehrten, sehr gütig die A. Litt. Zeitung an, um darauf zu antworten. Meinem Grundsatz treu, Unverständige zu verachten, Eitle und Hochmüthige zu verlachen, Schlechte aber zu bedauern, lehnte ich sein freundliches Anerbieten rund ab, dankte ihm jedoch innigst dafür.

Es

Einige Wochen darauf erinnerte er mich noch einmal; aber ich blieb bei dem Gesagten. Jetzt entschloß er sich dazu, selbst darüber zu sprechen, verlangte aber, meinen Sohn vorher noch einmal prüfen zu dürfen. Daß diese Prüfung sehr strenge sein werde, begriff ich zuvor, ich schickte ihm also alle Bücher, welche Karl je in fremden Sprachen gelesen hatte, und bat ihn, daraus zu wählen. Er hatte sie aber nicht berührt, sondern ganz andre, und viel schwierigere, zurecht gelegt. Mich verwies er in eine entfernte Ecke des Zimmers und Karl mußte mir den Rücken zulehren. Voll der innigsten Liebe küßte er Karl bei und nach der Prüfung; schenkte ihm die drei Bände des Cours de Langue française von Lamotte, und schickte mir eine Stunde nachher ein ganz vorzügliches lateinisches Zeugniß zu.

Des Mannes wegen gebe ich hier nur dasjenige, was er im Februarheft seiner A. Litt. Zeitung 1809. No. 45. abdrucken ließ:

Vermischte Nachrichten.

Herr Prediger Witte zu Pöchan bei Halle, dem die hiesige philosophische Facultät, be:

U.

sonders wegen seiner pädagogischen Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die Doktorwürde ertheilte, hat an seinem einzigen, dormalen achtjährigen, Sohne ein interessantes pädagogisches Experiment zu machen angefangen, worüber ich mich hier zu erklären aus folgendem Grunde veranlaßt werde. Vor einiger Zeit stand in einem öffentlichen Blatte eine Nachricht über eine in einer benachbarten Stadt mit dem achtjährigen Knaben Witte vor vielen Zeugen angestellte Prüfung; ein dänisches Blatt hatte diese Nachricht für einen Beweis deutscher Windbeutelei ausgegeben, und dieses Urtheil war wieder in irgend einem unsrer deutschen Tagesblätter ohne alle Mißbilligung angeführt. Ich finde mich daher verpflichtet, hierdurch zur Berichtigung jenes ganz unbefugten Urtheils eines mir unbekannten Dänen anzuführen, daß ich besagten Sohn des Herrn Prediger Dr. Witte zu Pochau unlängst selbst examinirt, und befunden habe, daß er im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Italienischen und Englischen eine für das Alter von acht Jahren wirklich bewundernswerthe Fertigkeit erhalten hat, ungeachtet er

von seinem Vater erst seit ungefähr drei Jahren unterrichtet worden; daß er dabel in richtiger Deklamation geübt ist, und daneben noch mehrere Sachkenntnisse erlangt hat, als man bei Kindern dieses Alters, wenn sie auch sonst nicht übel unterrichtet waren, antrifft. Dabel ist dieser Knabe nicht zum Nachtheil seines Körpers übertrieben worden, sondern besitzt eine vollkommne Gesundheit und kindliche Munterkeit. Daher denn sehr zu wünschen ist, daß Herr Prediger Witte durch eine Anstellung in einer Haupt- oder Universitätsstadt in den Stand gesetzt werde, die Erziehung und den Unterricht seines Sohnes mit Benützung der in solchen Städten zu findenden Hilfsmittel fortzusetzen, oder daß ihm eine anderweitige Unterstützung widerfahren möge, um in bessern Lokalverhältnissen, als seine dormaligen sind, nach seiner bisher so glücklich erprobten Methode zur fernern Auszubildung seines hoffnungsvollen Sohnes mitzuwirken; da mit Recht zu hoffen steht, daß einst eine beglaubigte Erzählung von der Praxis seines Unterrichts für die Theorie

selbst sehr interessant sein und zu glücklicher Nachahmung Anlaß geben würde.

Halle den 2. Feb. 1809. C. G. Schüb.

Herr Prof. Tieftrunk ließ dies Urtheil im neunten Stücke der Hallischen Zeitung von 1809 mit dem Beisatze abdrucken, daß Schüb wohl vor allem aus der Mann sei, dessen Zeugniß hier gelten müsse. Am Ende fügte er noch die Worte hinzu:

Diesem Urtheile des Herrn P. Schüb trete ich um so mehr bei, da auch ich mich von der Wahrheit desselben durch eigne Prüfung vollkommen überzeugt habe. Wie sollte man nun auch nicht wünschen, daß es dem Vater, der die glücklichen Anlagen seines Kindes bis dahin so glücklich leitete und bildete, durch den Beistand philantropischer Gönner möglich gemacht würde, sein mit so ungewöhnlicher Kraft und Ausdauer angefangenes Erziehungswerk nach den ihm verschwebenden gereiften und gemessenen Ideen zu vollenden. J. H. Tieftrunk, Prof. d. Philos.

Lügner konnte man nun nicht mehr; aber — glauben wollte man nicht. Es wurde also, besonders in Halle, heimlich ausge-

freut, etwas sei wohl daran! aber — Spiegelsecherei ic. N. B. Die dieses ausfreuten, hatten meinen Sohn nie gesprochen. Welchen Werth folglich ihr Urtheil hatte, ergiebt sich von selbst. Geschadet hat es jedoch sehr, denn — man mußte es ja vertheidigen folglich uns verläumden, und dies drückte den Vater wie den Sohn noch nach vielen Jahren; Verläumdung rollt sich, wie ein Schneeball, immer größer.

Inzwischen fragte mich Herr Buchhändler Baumgärtner (jetzt Preuß. Gen. Konsul) in Leipzig einmal im Konzerte: Ob ich derselbe sei ic. ? Ob ich mich denn fürchte, meinen Sohn den Leipziger Gelehrten zuzurufen? Dann betrachtete er Karl, der in der Nähe saß, mit Erstaunen, und hielt es für unmöglich, daß das, was er gelesen, auf dies rothbäckige Kind passen könne. Endlich bat er mich mit Karl auf morgen um elf Uhr zu sich. Kaum hatte er meinen Sohn nur ein wenig geprüft, so rief er lebhaft aus: Wir müssen zum Magister Vergl gehen! der soll ihn prüfen! Dieser führte Karl, von den unbedeutendsten Fragen an so tief in das

Innere der Gelehrsamkeit, daß mein Sohn es kaum merkte, Vergl aber genau roustete, wie weit und wie tief er ausgebildet sei. Seine Anzeige darüber im Mus. d. Wunder, dervollen ist bekannt. Hier nur folgende Worte daraus:

„In der Geographie und Naturgeschichte besitzt er ansehnliche Kenntnisse; besonders in der Geographie des alten Roms und Griechenlands. Auf der Karte von Spanien fand er mit bewundernswürdiger Schnelligkeit jede Stadt, nach der man ihn fragte. Dies war auch mit vielen andern Ländern der Erde der Fall. Er deklamirte auch sehr richtig. Allein das Merkwürdigste ist, daß dieser Knabe viel Urtheilskraft besitzt, daß er beim Vergleichen zweier und mehrerer Gegenstände schnell den Hauptpunkt herausfindet, und daß er Nachdenken und Scharfsinn bei seinen Antworten verräth.“ — — —

Jetzt verlangte Herr Baumgärtner dringend, ich solle Karla auf dem Veigangischen Museo prüfen lassen. Ich schlug es ab. Aber er und Vergl redeten mir ernstlich zu, weil man doch nicht wissen könne, wozu es dem

Knaben nützen werde. Herr Weizang hat mich ebenfalls darum; ich gab also endlich nach. Es waren gegen achtzig Theilnehmer da, und alle beobachteten das Kind und mich mit der höchsten Aufmerksamkeit. Jeder ging jedoch mit der Ueberzeugung fort, daß durchaus keine Täuschung obwalte, die Sache selbst aber erkaunenswerth! sei.

Am andern Tage schon wurde ich in eine Menge der ersten Häuser eingeladen, die ich vorher nicht kannte. Allenthalben hatte man zwanzig bis dreißig Personen dazu gebeten, und Karl wurde jedesmal streng geprüft, von Männern und Frauen mit Güte überhäuft, und mit Küßendecke erstickt. Fast über alle diese Prüfungen erschienen öffentliche Anzeigen. Herr Hofrath Wahlmann prüfte ihn mit großer Besonnenheit; dann ließ er folgendes abdrucken. Zeit. f. d. el. Welt. den 20. März 1809.

Seltene Talente eines Knaben.

Man hat in mehreren öffentlichen Blättern von den außerordentlichen Kenntnissen und Fähigkeiten gesprochen, die ein achtjähriger Knabe, der Sohn des Herrn Dr. Witte,

Predigers zu Pochau bei Halle, besist. Der Vater kam vor Kurzem, um seine Verwandten zu besuchen, mit seinem Sohne nach Leipzig, und stellte den Knaben bei dieser Gelegenheit einigen bekannten Gelehrten zur Prüfung vor. Ich hatte davon gehört, und — ich gesteh es aufrichtig — ich war dagegen eingenommen. Ich hatte die überreifen Treibhausfrüchte neumodischer Bildungsmethoden im Sinne, wo die Eitelkeit der Eltern oder Lehrer das Kind aus dem Kinde herausbildet, um das zarte Gemüth mit Wort und Sachkenntnissen zu überfüllen. Eine Eitelkeit, die ich für eben so barbarisch halte, als die Sitte einiger amerikanischen Völkerschaften, die ihren Kindern die Stirn platt drücken, um ihnen ein breites sonnenähnliches Angesicht zu geben. — In dieser Stimmung fand mich der Herr Dr. Witte, als er mir vor einigen Tagen die Ehre erzeigte, mich mit seinem Sohn zu besuchen. Die Vorsicht des Vaters, der den Knaben in ein Nebenzimmer gehen ließ, als er mit mir über ihn sprechen wollte, das blühend gesunde Aussehen des Kindes, sein geistvolles Auge, und seine kind-

liche Munterkeit schlugen meine Vornehme nieder, und machten mir zu der Prüfung Lust, die ich anfänglich mit Häßlichkeit abgelehnt hatte. Lange habe ich nicht ein so reines Entzücken empfunden, als mir die Prüfung dieses liebenswürdigen, über alle meine Erwartung gebildeten Knaben gewährte. Ich habe mehrere Kinder dieses Alters und noch jüngere gesehen, die vier Sprachen ziemlich geläufig plapperten, wie es denn z. B. in Irland nicht ungewöhnlich ist, daß Kinder von sieben bis acht Jahren französisch, deutsch, russisch und lettisch sprechen; aber dieses Papiereengeschwätz kann mit der verständigen Sprachkenntniß nicht verwechselt werden, mit welcher dieser Knabe im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Englischen und Italienischen Fortschritte gemacht hat, die man kaum von einem achtzehnjährigen Jünglinge erwarten darf. Da ich die leichtern lateinischen Schriftsteller nicht bei der Hand hatte, und es mir auch zweckmäßiger zur Prüfung der geistigen Fähigkeit des Knaben schien, wenn ihm schwerere, noch unbekannte Sachen vorgelegt wurden, so schlug ich den Livius auf. Die

Reife des Urtheils und die Gewandtheit des Geistes, mit welcher dieser bewundernswürdige Knabe den richtigen Sinn traf und sich bei schwierigen Ausdrücken zu helfen wußte, setzten mich eben so sehr in Erstaunen, als mich sein kindlicher Frohsinn und seine Unbefangenheit entzückten. —

Doch ich schreibe diesen Aufsatz nicht um zu preisen. Man sehe das Kind, man prüfe es, man überzeuge sich, daß wirklich hier eine äußerst seltene Pflanze emporsteigt. Es wird sich dann jedem dabei die Frage aufdrängen: „Was soll aus dem Knaben werden?“ Auf Schulen ihn schicken, hieße ihn zurückbringen; ein zu dieser Lebendigkeit aufgeregter Geist muß rastlos fortschreiten, oder seine eigene Kraft wird ihm verderblich. Bis hieher leitete ihn sein Vater, und nur unter dessen fernerer Leitung ist es möglich, daß Kopf und Herz des Knaben in ihrer Ausbildung fortschreiten. Aber das Schicksal, daß seine Loose so selten nach Verdienst abwägt, verbannete diesen talentvollen Mann auf ein einsames Dorf. Will er das Kleinod, das die Vorsehung ihm in diesem seltenen Kinde anvertraut

hat, gehörig pflegen, so muß er den Ort seines Aufenthaltes verlassen. Nur in einer großen Stadt findet er Gelegenheit, den Knaben in den Sachkenntnissen und Fertigkeiten zu unterrichten, die nun nicht länger verschoben werden dürfen. Möchte der Dr. Witte einen ihm angemessenen Platz in einer großen Stadt finden, zu welchem ihm ohnehin seine Talente gerechte Ansprüche geben. Oder — da man so viele Stipendien hat, deren Zweck ist, talentvolle Geister in ihrer Ausbildung zu unterstützen — möchte dieser so viel versprechende Knabe mit einem Stipendium unterstützt werden, wodurch die Ausführung dieses Plans möglich gemacht würde. Gewiß, ein solches Stipendium könnte nicht besser, nicht zweckmäßiger angewendet werden. — So bedrängt die jetzige Zeit ist, so darf das Edle und Gute sich doch immer noch bei den Deutschen thätige Unterstützung versprechen. Mancher Mann von bedeutendem Einfluß liebt vielleicht dieses Blatt, so wie mancher Reiche, der die Verpflichtung fühlt, mit seinem Reichthum Gutes zu stiften. Er sehe, er prüfe, und unterstütze. Das Verdienst,

die Ausbildung eines solchen Geistes befördert zu haben, ist groß, ist ehrenvoll und wird noch von der Nachwelt dankbar anerkannt werden.

Wahlmann.

Nun folgte Tieftrunks (obiger) Brief, in welchem aber Niemeiers Name weggelassen wurde.

Hierauf hatten die vornehmsten und zugleich reichsten Familien Sachsens eine hinreichende, jährlich zu zahlende, Summe unterzeichnet, und — den Herrn Hofrath davon in Kenntniß gesetzt. Dieser ließ es mich vorläufig wissen, aber — alle weitere Nachrichten blieben aus. Ich fragte endlich an, und — er gestand mir, daß die Sache so gut wie vollendet gewesen sei; da habe er — unter dem Versprechen, niemand zu verrathen, —) Dinge von mir erfahren, welche es ihm unmöglich machten, weiter für mich, oder meinen Sohn, zu wirken. Er habe also jenen Männern gesagt, daß er nichts weiter mit der Sache zu thun haben wolle. Ich drang in ihn, mir die Verläumdungen mitzutheilen.

*) Das fordern teufelähnliche Menschen stets:

Er schlug es aber, mit Bezug auf sein gegebenes Versprechen, ab. Ich wandte mich nun an seinen Freund: den Ob. H. G. Nath und Prof. Erhard, der Karl'n väterlich liebte, und dieser sagte, nachdem er Wahlmann gesprochen, zu mir: „In Halle muß es ein niederträchtiges, ein infames, Klatzgesindel geben, welches am Hin- und Hertragen, so wie am Zerstören des Guten seine Freude findet. Denn von Halle her hat man Sie aufs abscheulichste verläumdet, um das Glück des Kindes zu zerstören. Kennen Sie dort einen gewissen: A. G. Eberhard?“

Ich. O ja, leider!

Er. Woher kennen Sie ihn?

Ich. Er hat mit mir studirt. ic. Im Jahre 1803 bat er mich, die Pfarre Lochau mit der Pfarre des Predigers Winkler in Lieberode zu vertauschen. Ich mochte nichts mit ihm zu thun haben, und schlug es also rund ab; aber er rühmte mir die Gegend, das Pfarrhaus, die Gemeinde und die Einkünfte so sehr, daß ich versprach, Lieberode zu besuchen. Ich fand alles ganz anders, und machte daher Winklern die Bedingungen: 1)

er solle zu mir kommen, denn ich verlange 2) für den Tausch des Hauses, Gartens etc. zwei hundert Thaler baar Geld. 3) möge ich mit Eberhard, aus Erfahrungsgründen, nichts zu thun haben, und 4) solle kein Mensch der Kanzlerin von Hoffmann, (welche kurz vorher alle Prozesse hatte aufheben, bezahlen und Ruhe angeloben müssen) das Geringste von unsern Verhandlungen sagen. Ich selbst behalte mir dies vor, weil sie mich sonst werde dazu (moralisch) zwingen wollen. etc. Herr Winkler war zu dem allen geneigt und kam sehr bald. Er wohnte in Halle bei seinem Freunde Schiff, bei welchem Eberhard damals als sein Zeichner und Radierer, im Hause lebte. Ich lud Winklern und Schiff zu mir ein; aber Schiff konnte nicht, und bat zu erlauben, daß Eberhard ihn vertrete. Ich gab endlich nach, ließ mir aber, weil ich ihm nicht traute, an Eidstatt von ihm versprechen, daß er der Kanzlerin nichts von der ganzen Sache sagen, oder sagen lassen, schreiben, oder schreiben lassen wolle. Dann nahm ich Winklern in meinem Wagen mit nach Pockau, und Eberhard sollte morgen, gegen Mittag, nach

kommen, um Winklern abzuholen. Winkler überzeugte sich schnell von allem, und willigte gern in meine Bedingungen ein.

Eberhard kam aber nicht zu Mittage. Wir warteten lange. Endlich schickte ich jemand aufs Gut, und erfuhr, daß ein Herr aus Halle mit einem Einspänner angekommen sei. Ich ließ mir den Wagen genau beschreiben und, — wir aßen.

Nach zwei Uhr kam Eberhard in dem beschriebenen Wagen angefahren. Ei, ei! redete ich ihn heiter an: Sie wollten ja zum Essen kommen!

Er. Ich konnte nicht eher wegfahren.

Ich. Kommen Sie denn eben erst von Halle?

Er. Freilich!

Ich. (die Hand unter des Pferdes Sattel legend.) Sie sagen ja die Unwahrheit! Ihr Pferd ist kalt und ich weiß es längst, daß Sie bei der Kanzlerin waren, und da gegessen haben.

Er. (bücketen.) Nun ja, das habe ich auch. Sie weiß alles, und ist mit allem zufrieden.

Jh. So erkläre ich Ihnen denn, daß ich mehr gewohnt bin, Wort zu halten, als Sie. Aus allem wird nun nichts! —

Jetzt wurde er unverschämt, und versicherte, man werde mich schon zu zwingen wissen, die Kanzlerin werde drein sprechen u. s. w.

Ich lachte ihn aus, und er fuhr wüthend mit Winklern fort. Winkler und Schiff wünschten, wieder anzuknüpfen. Ich lehnte es aber stets ab, und schlug es zuletzt ganz aus. Hat Eberhard mich etwa verläumdeter?

Erhard. Ob er selbst, oder durch den Professor E. wollte mir Wahlmann nicht sagen.

Jh. Und was hat man von mir gesprochen?

Erh. Nächst vielem andern, was ich selbst widerlegen konnte, auch das: Sie hätten Winklern zwingen wollen, mit Ihrer Pfarre zu tauschen. Da er es aber abge schlagen, hätten Sie ihm gedroht, wenn er nicht einwillige, so würden sie ihn beim Konsistorio

historio angeben, er habe seine Kdchin geschwängert.

Man denke sich mein Entsetzen! — Ich wollte sogleich zu Wahlmann, aber Erhard hielt mich, für jetzt, z' rück. Morgen! sagte er, wenn Sie ruhiger sind. Denn — Sie dürfen mich nicht in Verlegenheit setzen. Wahlmann bestätigte alles. Ich bat ihn um Gotteswillen, Winklern darüber zu befragen, oder einen offenen Brief von mir an ihn abzusenden, und mit zweckmäßigen Anmerkungen zu begleiten. Aber — er wick mir aus. Ich schrieb daher selbst an Winkler, und verlangte ein Zeugniß nach der Wahrheit. Inzwischen hatte Kersger in Betreff meiner, und Gram in Betreff meines Sohnes mich krank gemacht. Es wurde ein äußerst heftiges Fieber daraus, an welchem ich vierzehn Wochen lang gräßlich litt, und dem Tode ganz nahe war, weil sich das Fieber zuletzt täglich einstellte, und mit fürchterlicher Gewalt zunahm. Winklers Brief kam an, und enthielt die stärkste Rechtfertigung. Hier ist er!

II.

[22]

„Wie ist es möglich, daß irgend ein Mensch Sie so böshaft verlündet und gesagt haben kann, Sie hätten in mich gedrungen, Ihre Pfarre gegen die meinige umzutauschen; da Sie ja von meiner Existenz nichts wußten, sondern erst von meinem Freunde Schiß, oder von Herrn Eberhard, meinen Namen erfuhren, und den Antrag, Ihre Pfarre gegen die meinige zu vertauschen, erhielten. Auch waren Sie ja, aus reellen Gründen, lange nicht dazu geneigt, und ich erbot mich sogar zu einem Geldquantum von zwei hundert Thalern, um Sie — wegen Ihres vorzüglichen Hauses — zu einem solchen Tausche zu vermögen. Ferner machten Sie ja zur ersten Bedingung, daß ich vor allem Ihr Haus, Garten &c. kurz alles, was näher oder entfernter zu Ihrer Pfarre gehört, an Ort und Stelle genau besehen sollte, ehe Sie einen Schritt thun wollten. Sodann bedangen Sie sich strenge Verschwiegenheit der ganzen Sache aus, und da Herr Eberhard diese nicht gehalten hatte, kündigten Sie sogleich das Ganze auf. Auch wurden Sie mit vieler Mühe von Seiten

meiner und meines Freundes Schiff nur kaum, und nie wieder ganz, zur Anknüpfung des abgeschnittenen Fadens gewonnen.

Was nun vollends das von Ihnen Angeführte betrifft, daß ein Hallenser in Leipzig versichert habe, Sie hätten mich zu dem Tausche durch die Drohung zwingen wollen, „Sie würden mich sonst bei meinem Konsistorio, eines verbotenen Umgangs mit meiner Köchin, beschuldigen, so ist eine solche Rede, von wem sie auch herrühren mag, eine zu große Infamie, als daß ich sie irgend jemandem zutrauen könnte; ich muß also glauben, daß das Ganze — wie bei den meisten Klatschereien — auf Mißverständnis beruht. Sie hätten überdies ein Gott sein müssen, damals, als Sie bei mir waren, von so etwas nur sprechen zu können; da erst ein halbes Jahr nachher meine Köchin durch eine bisher verheimlichte verbotene Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Manne, ein Geschwätz der Art überall nur möglich gemacht hatte. Auch beweist ja unsre nachherige stete, herzliche, Freundschaft jedem Unbefangenen deutlich genug, daß von diesem allen keine Silbe

wahr ist. Schicken Sie die Betrogenen nur zu mir, ich will sie schon bekehren! und wollen Sie den Betrüger entlarven, nun! so stehe ich Ihnen als ehrlicher Mann auch zu Dienst.“

Vale et save! Tibi amicissimus: Winkler.

Mit zitternder Hand siegelte ich ihn ein, schickte ihn Erhardten mit der Bitte, ihn selbst an Wahlmann zu geben. Beide wurden überzeugt, aber — es war zu spät. Das Vorhaben jener Familien war zerschlagen, und ihre edle Wärme verrauht. So lange sie die Verläumdung glaubten, hatten sie sogar sich befragt, ob es nicht möglich sei, mir das Rind zu nehmen, um es seinem sittlichen Verderben zu entreißen. Ein Jahr später wirkte jene Verläumdung in Leipzig selbst sehr böse. Nur die klaren Gegenbeispiele stümpften sie ab.

Karl wurde um diese Zeit, nach öfterem Ansuchen an mich, noch einmal auf dem Bergangischen Museo, und sehr oft in den gebildeten Familien, geprüft. Dann ließ sich Herr Prof. Weiß, (jetzt Schuldirektor in Naumburg) in Gutschmuths Bibliothek aus-

fählich über ihn aus, und wandte unter andern das von dem Alcibiades gesagte um, und folgendermaßen auf Karl an: in hoc natura, quid paterna cura efficere possit, videtur experiri. (in ihm scheint die Natur versuchen zu wollen, was väterliche Sorgfalt auszurichten vermöge.)

Auch Herr Prof. Cäsar, der ihn oft, ja acht Tage lang, bei sich behielt, um ihn zu beobachten, schrieb in den Dresdener Anzeigen gründlich über ihn. Des Raumes wegen nur die einzige Stelle:

„Beobachtet man ihn, sich selbst überlassen, unter seinen Spielgenossen, so ist er immer einer der aufgeräumtesten und lustigsten unter denselben; man merkt da an ihm weder den Griechen, noch den Römer; weder den Franzosen, noch den Engländer oder Italiäner; man glaubt nichts als einen muntern, lebhaften, wohlherzogenen deutschen Knaben zu sehen, wie so manche andre deutsche Knaben es auch sind.“

Die vier großen Gelehrten, Bek, Blümler, Carus und Erhard, Redaktoren der Leipziger A. L. Lit. Zeit. prüften Karl zweimal

vereinigt, fast jeder unter ihnen aber noch besonders; dann erst füllten sie folgendes Urtheil über ihn in ihrem Blatte:

„Was bereits mehrere hiesige und auswärtige Gelehrte von den Fähigkeiten und Kenntnissen des achtjährigen Sohnes des Herrn Prediger Dr. Wüte zu Pechau bei Halle, Karl, in öffentlichen Blättern gerühmt haben, können auch wir, nach eigener und wiederholter Prüfung, bestätigen. Eben so sehr, als wir seine Kenntniß der griechischen, lateinischen, französischen, italienischen und englischen Sprache bewunderten, hat uns seine Urtheelskraft, seine rege Wissbegierde, die Lebhaftigkeit seines Geistes, sein kindlicher Frohsinn und seine körperliche Gesundheit, die keine Spuren von überspannter Anstrengung der Geisteskräfte zeigt, erfreuet. Möge nur der Vater und Lehrer dieses seltenen Kindes in einem günstigeren Wirkungskreise Gelegenheit finden, jenen ausgezeichneten Anlagen, welche er, so wie es ihm in seiner bisherigen Lage möglich war, nach einer ihm eignen We-

thode trefflich entwickelt hat, die möglichste Ausbildung zu geben.

Leipzig, den 4. April 1809.

Die Redaktoren der N. L. Z.

Es erschienen noch eine Menge sehr freundlicher Anzeigen. Ich kann sie indeß, des Raumes wegen, hier nicht aufnehmen. Verschweigen aber darf ich nicht, daß ein Mann wie Erhard, welcher Gelehrsamkeit, Verstand, Wiß, Einbildungskraft, seine Sitten und Gutherzigkeit im vorzüglichsten Grade in sich vereinigte, mir innig, und Karlu väterlich zugethan wurde. Er, der uns vorher nicht kannte, versäumte keine Gelegenheit, Karlun nützlich zu werden, und wirkte oft für ihn mit großer Selbstverläugnung. Als einst fünf ausgezeichnete Männer vom Hofe bei ihm speiseten, lud er uns dazu, und schenkte Karlun bei Tische ein Prachteremplar seines Gedichts auf den König von Sachsen, mit den Worten: „Dafür sollst Du es uns aber auch vorlesen, denn (zu den Herrn gewandt) das Gedicht gewinnt, wenn er es uns vorträgt!“

Dies wirkte mehr, als eine stundenlange Rede. Karl ließ es gut vor; die Zuhörer fühlten dies und wir wurden am andern Tage zu des Prinzen Max K. H. eingeladen. Wir fanden den ganzen Hof in Galla, nur die drei königlichen Personen fehlten. Alle unterhielten sich mit Karl, in der ihnen geläufigsten, fremden, Sprache. Eben so die Minister, Generale &c. Die Geistlichen prüften ihn im Griechischen, Lateinischen und im Wissenschaftlichen. Man war im höchsten Grade zufrieden; und ich erhielt am folgenden Tage eine zweite Einladung im Namen des Königs. Wir fanden alle Erwähnte wieder, aber auch den König, die Königin und ihre Tochter. Mit den gestrigen war Karl nun schon vertraulich; mit den drei letzten unterhalten. Wir mußten, wie gestern, gegen zwei Stunden bleiben, weil sehr viel mit ihm und mir gesprochen wurde. Beim Weggehen lud Prinz Max uns nach Dresden ein, und alle sagten etwas Herzliches zu, oder über, Karl. Das Rührendste für mich waren die Worte der (alten) Prinzessin Elisabeth. Sie legte ihre Hand gleichsam: segnend! auf Karls

Kopf, und sagte ausdrucksvoll zu mir: P. H. D. Hier heißt es mit Wahrheit: „Wohl dem, der Freude an seinem Kinde erlebt!“

Nach einigen Tagen machten mehrere Sächsische Große, zu denen wir eingeladen wurden, mir bekannt, daß der König es gern sehen werde, wenn ich mit Karl nach Leipzig jöge, indem er ihm alsdann ein Stipendium aus seiner Tasche bestimmt habe.

Von vielen Seiten hatte man schon gewünscht, daß ich mit den Meinigen nach L. ziehen möge, und mir deshalb allerlei Vorschläge gethan. Als einst darüber in Gesellschaft gesprochen wurde, sagte Erhard, sehr weise: „Lieber Dr. hören müssen Sie als les, aber: thun, nichts weiter, als, was Ihnen nach reiflicher Ueberlegung für Ihren Plan zweckmäßig scheint. Jetzt hören Sie meinen Rath! —“ Ach, wenn doch manche andre Professoren so vernünftig und dabei redlich gehandelt hätten! Dann wäre viel Schlechtes unterblieben.

Denn, was man von Venaparte mit Recht sagt, trifft auch bei der Eitelkeit, Eitelgenliebe und Selbstsucht zu. Sie verdienen

Has, sowohl wegen des Bösen, was sie thun, als wegen des Guten, was sie unterlassen!

In diesen Monaten besuchten mich vier Mitglieder des Niemeierschen pädagogischen Seminariums. Ich freute mich ihrer, weil ich hoffte, man habe sie gesendet u. Aber, ich irrte! denn sie erzählten mir bald, daß sie und ihre Freunde den Herrn Dr. Niemeier mehrmals vergebens ersucht hätten, ihnen seine Meinung über: Karl Witte, dessen Kenntnisse, Erziehungs- und Unterrichtsweise mitzutheilen. Als, nach einiger Zeit, die öffentlichen Urtheile zu laut geworden und zu klar gewesen seien, hätten sie den einen Sohn (welchen, weiß ich nicht!) des Herrn Drs. nach der Ursache gefragt, weshalb sein Vater noch immer nicht darüber spreche, und hätten hinzugesetzt: Ist es so, wie in den öffentlichen Blättern steht, so ist es Deines Vaters Pflicht, uns diesen ganz neuen Weg kennen zu lehren. Ist es nicht so, so muß er den Betrug entlarven u. „Ei, habe dieser geantwortet, wie könnt Ihr verlangen, daß mein Vater sich auf eine solche Spiegelscherelei einlasse! — Denkt Euch nur: Kürzlich ist

set der Dr. Witte mit seinem Sohne bei uns Abendbrodt. *) Um neun Uhr bittet der Knabe, auf dem Sopha schlafen zu dürfen. Man erlaubt es. Als der Vater nach zehn Uhr gehen will, weckt man den Sohn. Er hört nicht. Man ruft lauter, und immer lauter! Er hört nicht. Endlich sagt der Vater: Das wird Ihnen nicht gelingen, denn er erwacht nur, wenn ich ihn in einer fremden Sprache wecke. Dann redet er ihn, nicht eben laut: italiänisch an; Karl erwacht sogleich, und antwortet italiänisch: Ja, lieber Vater! wir wollen gehen!

Natürlich waren die jungen Männer nun mit einem Male beschwichtigt gewesen, hatten

*) Später habe ich geschlossen, daß in den Worten: „bei uns“ ein Tertium obwalte, weil ich nie mit Karl im R — sben Hause gegessen habe; den Herrn Kanzler und seinen Sohn aber für unfähig halte, eine so boshafte Lüge zu erinnern. H. G. Eberhard hat sie indes, aus Rache, daß ich ihn durchschaute, — ganz seiner würdig! — in der *Satira* verbreitet, und nennt denjenigen, bei dem es geschehen sein soll: S.

aber doch vor ihrem baldigen Abgehen von Halle wundershalber das Scheusal von Vater und den schändlich abgerichteten Sohn sehen wollen; um dereinst, wenn der letzte ein solches Ungewöhnliches geworden sei, sagen zu können: ich kenne ihn, und den Teufel, der ihn verführte! Mit solchen Empfindungen und Mienen betraten sie mein Haus. Kaum aber waren sie eine Viertelstunde da, so erhellen sich ihre Gesichter. Sie fanden alles so natürlich und grade. Es blieb ihnen folglich kein Zweifel übrig. Da schloß sich ihr Herz und ihr Mund auf, und sie erzählten mir das Obige. Ich lächelte mit Thränen, und bedauerte die Verblendeten. Stellen Sie doch dem Kanzler ihren Sohn vor! riefen alle. Ich theilte ihnen mit, was ich gethan, und was es geholfen habe; und bat sie, daß sie nun selbst wirken, und mir, wenn es nähe, schnell Nachricht geben möchten. Sie schrieben freilich bald! aber —! Nachdem sie mir viel freundliches über Karl und meine Erziehungsweise gesagt hatten, hieß es. „Unsre Relationen in Absicht des Letzten, (Karls) die wir hier und da zu machen Gelegenheit hatten,

haben von der bewußten Himmelsgegend her mancherlei Widerspruch gefunden. Vielleicht finden wir aber noch Gelegenheit, näher mit Ihnen davon zu sprechen.“

Halle den 11. März, 1810. J. . L.

Einige Monate zuvor drangen die ausgezeichnetsten Männer der Stadt und Universität Leipzig in mich, meinen Sohn noch von dem Rektor der Thomasschule, dem Professor Kost, zur Universität prüfen zu lassen. Da ich den Mann nicht kannte, so fürchtete ich, er werde diesen Schritt für Annäherung halten, das Kind durch Gelehrtelei verschüchtern u. s. w. Ich weigerte mich also unter dem Vorwande: Es habe ja fast jeder Professor in L. meinen Sohn schon geprüft. Indeß — es war geschehlich. Ich unterwarf mich also. Der Herr Prof. Kost verbindet aber große Gelehrsamkeit mit viel gesunder Vernunft und Herzensgüte. Er führte also meinen Sohn in das Innere der Sprachen und Wissenschaften, während dieser immer noch glaubte, sich heiter mit ihm zu unterhalten. Sein Zeugniß lasse ich hier folgen:

Deductus est ad nos

Iohannes Henricus Fridericus Carolus Witte,
Lochaviensis,

novem annorum puer, eo consilio, ut quid de ingenio et scientia ejus statuendum nobis videretur, experti judicaremus. Iussus igitur ex Iliade, Aeneade, Guarini pastore fido, et gallica Chrestomathia, loca quaedam, haud sane facillima, nobis interpretari, talem se praestitit, ut idoneorum auctorum constanti sermoni ac fanae de se certissimam fidem faceret. In vertendis enim locis illis, pro arbitratu meo electis, non solum variarum linguarum vocabulorum paratam scientiam expromsit, sed etiam antiquitatum notitiam, iudicii maturitatem et ingenii celeritatem, reliquarumque animi virium praestantiam tantam manifestavit, quantam in nullo hujus aetatae homine unquam deprehendimus. Quare nos quidem persuasissimum habemus, singularem illam pueri naturam pariter atque eximiam patris, qua ille sola usus est, disciplinam, dignam esse, in qua scrutanda et contemplanda docti viri mentes suas studiosae deligant: et tam publicum literarum

commodum, quam bonam educationis causam utique postulare, ut rari ingenii puero, ad omnia summa nato, aditus ad academicorum doctorum institutionem, cui ille haud impar futurus est, aperiatur, nec praejudicatae opinionis culpa prohibeatur, quo minus ille ad maximarum rerum spem, Dei Opt. Max. virtute ei p̄positam, efflorescat. Scr. Lipsiae die XII Decembris. A. C. MDCCCIX.

(L. S.) M. Frider. Guil. Ehrenfr. Rostius,
Prof. Phil. Extr. et scholae Thom.
Rector.

Mir wurde heute der neunjährige Knabe J. H. F. Karl Witte, aus Lechau, zugeführt, damit ich, nach vorhergegangener Prüfung desselben, urtheilen möge, was ich von seinem Verstande und Kenntnissen halte. Ich legte ihm aus der Iliade, Xenäide, dem Pastor fido des Guarini, und einer französischen Chrestomathie, Stellen vor, die in der That nicht leicht waren; aber er übersetzte sie so vorzüglich, daß er die fortwährenden Verbesserungen von Männern, welche wohl darüber zu urtheilen im Stande sind, so wie den allgemeinen Ruf von seiner Geschicklichkeit voll-

kommen rechtfertigte. Denn bei dem Uebersehen jener Stellen, die ich nach Willkür bestimmte, zeigte er nicht bloß eine große Fertigkeit in der Wortkenntniß der verschiedenen Sprachen, sondern er bewies auch so viel Einsicht in die Alterthumswissenschaften, eine solche Reife des Urtheils, so große Gegenwart des Geistes, und eine so vorzügliche Kraft der übrigen Seelenvermögen, wie mir dies alles in einem so jungen Wesen noch nie vorgekommen ist. Ich halte mich daher fest überzeugt, die besonderen Naturanlagen des Knaben, und die ausgezeichnet vortreffliche Erziehungsweise des Vaters, (der ganz Wein seinen Sohn bildete) sind es werth, daß die Gelehrten ihre ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden, sie zu erforschen, und näher zu erwägen. Ich halte mich überzeugt, daß es zum Wohl der Wissenschaften überhaupt, besonders aber zur Beförderung des Erziehungswesens, sehr nöthig sei, diesen Knaben von seltenem Geiste, der zu allem Großen geboren ist, den Zugang zu den Vorlesungen der Professoren — welchen er ungestreht gewachsen ist — zu eröffnen, und nicht

nicht etwa aus Vorurtheil, ihm hinderlich zu werden, daß die Hoffnung alles des Vorzüglichen, wozu Gott ihn bestimmt zu haben scheint, zerknickt werde.

Leipzig den 12. December 1809.

(Siegel.) Mag. J. W. E. Koss.

Prof. der Philosophie und Rektor der
Thomasschule.

Es wurde von der Universität höheren Ortes eingeschickt, dort die Bewilligung zur Aufnahme des Knaben als wirklichen Studenten ertheilt, und nun erst zu dieser geschritten. Es geschah am achtzehnten Januar 1810. durch den damaligen Rektor der Universität Herrn Kühn. Seine treffliche Rede an Karl und mich erschütterte uns beide. Besonders rührend war es mir, als das Kind den Handschlag an Eidesstatt leistete, daß es die (ihm vorgelesenen) Gelehrte pünktlich halten wolle. Dann erst empfing K. die Matrikel. — Das alles wußte man in Halle durch Erzählungen und öffentliche Blätter so genau als in Leipzig. Öffentlich verbreitete man aber doch, noch sieben Monate nachher, von Halle aus, in Druckschriften:

„Es sei hierbel von keiner Aufnahme zum wirklichen Studenten die Rede! sondern bloß von einer vorläufigen Immatrikulation, (sonst auch Deposition genannt,) wo z. B. ein Rektor der Universität einem Paten als Angebinde im voraus die Matrikel schenkt.

Zugleich forderte die Universität L. in dem (nachfolgenden) Aufsatze wohlwollende Reiche auf, meinen Aufenthalt in Leipzig, wenigstens für drei Jahre, zu sichern, damit mein Sohn die dortigen akademischen Vorlesungen besuchen könne, wozu er, nach strenger Prüfung, völlig reif und fähig befunden sei. Hier ist er:

Ein merkwürdiges und in seiner Art einziges Beispiel, daß durch frühen und zweckmäßigen Unterricht die Urtheilskraft eines Kindes zu einem fast unglaublichen Grade bereits in dem ersten Jahrzehend seines Lebens gebildet und zur Reife gebracht, und sein Gedächtniß mit Kenntnissen ausgerüstet werden könne, die einem achtzehnjährigen Jünglinge Ehre machen würden, stellt uns der junge neunjährige Karl Witte, Sohn des Herrn Dr. Witte, Pfarrers zu Lochau, dar.

Dieses merkwürdige Kind überseht bereits seit seinem achten Jahre nicht mechanisch, sondern mit Einsicht, Fertigkeit und tiefer Empfindung, sowohl prosaische, als poetische Schriftsteller, aus dem Französischen, Italienischen, Englischen, Lateinischen und Griechischen, und hat davon in Gegenwart der größten Kenner, und noch neuerlich in Gegenwart Sr. Majestät des Königs von Sachsen, so wie des ganzen Königl. Hofes, bewundernswürdige Proben abgelegt. Er zeigt dabei eine außerordentlich schnelle und richtig geleitete Fassungsgabe, so wie eine nicht gemeine Belesenheit in der Geschichte, den Alterthümern, der älteren und neueren Geographie und den berühmtesten Dichtern. Dies alles hat er lediglich seinem Vater zu danken, der bis jezt sein einziger Lehrer und Umgang war, und dessen glückliche und zweckmäßig angewandte Unterrichtsgabe keine geringere Merkwürdigkeit ist, als die frühzeitige Ausbildung des Sohnes.

Was dabei selbst den Schatten des Verdachtes entfernt, als ob dies alles das Werk einer schädlichen und verderblichen Anstrengung

des Kindes sel, ist die Gesundheit und der kindliche Frohsinn des Knaben und seine gänzliche Entfernung von vorlauter Zudringlichkeit und von der unausstehlichen Alkflugheit verbildeter junger Vielwisser. Der Vater, der in Verbindung mit seiner vortreflichen Gattin, das Kind so frühzeitig bis zu diesem Grade der Ausbildung brachte, hat den sehr natürlichen und gerechten Wunsch, seinen Sohn unter seiner eigenen Leitung auf eine, mit dessen bereits erworbenen Kenntnissen in Verhältniß stehende Art, weiter auszubilden; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn der Knabe nach der glüklichen Methode des Vaters, und unter seiner Aufsicht, fortgebildet wird, daraus etwas Seltenes und Großes entstehen müsse, und ohne Nachtheil des Lebens und der Gesundheit des Kindes, entstehen könne.

In dem einsamen Dörfchen, wo die Familie jetzt lebt, ist es bei der beschränkten Einnahme des Vaters unmöglich, ihm in den Fertigkeiten und Kenntnissen, die der Vater nicht selbst besitzt, zweckmäßigen Unterricht zu verschaffen. Es ist daher des Vaters sehr

licher Wunsch, in irgend einer großen Stadt, wenigstens drei Jahre lang, seinen Sohn unter seiner eigenen Aufsicht, auf der einmal betretenen Bahn weiter zu führen. Daß er, der liebende Vater seines einzigen Sohnes, der in vier Jahren, ohne den mindesten Nachtheil für das Kind, so sehr viel leistete, auch diese drei Jahre, auf eine für den Knaben wahrhaft nützliche und heilsame Art, benutzen werde, ist wohl nicht zu bezweifeln. Die Art indeß, wie er dies anzufangen habe, kann vernünftiger Weise nicht nach den Ansichten oder Vorschriften derer bestimmt werden, die von der eben so natürlichen, als reinen gründlichen Unterrichtsmethode des Herrn Dr. Witte keinen Begriff haben.

Herr Dr. Witte bedarf zur Ausführung seines Planes, daß ihm auf die erwähnten drei Jahre ein jährlicher gewisser Zuschuß von wenigstens drei hundert Thalern gesichert sei. Würden dem Knaben diese drei hundert Thaler zugesichert, so würden die Eltern sich auf drei Jahre nach Leipzig wenden, das Pfarramt des Vaters würde entweder interli-

mistisch verwalet und ihm aufgehoben, oder ihm von der Königl. Preussischen Regierung ein anderes, einträglicheres zugesichert werden. Er würde seinen Aufenthalt in Leipzig, neben dem Unterrichte seines Sohnes, theils zu literarischen Arbeiten, theils aber auch und vorzüglich, zum Unterrichte der Kinder fremder Personen, vielleicht auch gelegentlich dazu anwenden, künftige Erzieher in seiner Methode zu unterrichten, also auch von dieser Seite den Nutzen seines hiesigen Aufenthalts vervielfältigen.

Die Frage ist nun nur, ob unsre Zeitgenossen bei einer Erscheinung wie diese, gleichgültige und unthätige Zuschauer bleiben und den Vorwurf ertragen können, die Pflanzung einer so seltenen Pflanze vorsätzlich vernachlässigt zu haben.

In dem festen Vertrauen, daß dies bei Leipzigs edlen Bewohnern sich nicht gedenken lasse, ladet man daher diejenigen, welche die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, ein so schönes Werk zu befördern, hiermit ein, durch eine Subscription auf drei Jahr dem jungen Witte jährlich wenigstens drei hundert

Thaler zuzusichern, denn diese sind die einzige Bedingung, unter der die Eltern seine Bildung zweckmäßig hier in Leipzig fortsetzen können. Da der Knabe schon jetzt mehreren akademischen Vorlesungen — versteht sich unter steter Begleitung des Vaters — mit Nutzen beizuwohnen im Stande ist, so hat die Universität dem jungen Witte, unterm achtzehnten Januar d. J. das akademische Bursengerrecht ertheilt, wozu er nach strenger Prüfung völlig reif und fähig befunden worden ist.

Leipzig, den 18. Januar 1810.

Karl Gottlob Kühn,
zeitiger Rektor d. h. Universität.
(Siegel der Universität.)

Statt drei hundert Thaler kamen bald gegen sechs hundert Thaler zusammen. Außer dem freie Wohnung und zwei Stipendia. Was der König thun wollte, ungerechnet. (Alles Versprochene war aber an unsern Aufsenthalt in Leipzig gebunden!) Die Unterszeichneten lasse ich weg, um ihre Verschwiegenheit nicht zu beleidigen. Fast jeder gebildete Reiche (der Stadt und Universität) der von

der Sache wußte, gehört dazu. Großherzig war es, daß sie es gern thaten, ungeachtet sie einen — vielleicht: unglücklich ausfallenden — Versuch zu unterstützen wähten. Ihr schönes Bewußtsein, unsre heiße Dankbarkeit und der Lohn des Höchsten sind ihre Vergeltung. Ich würde die edlen Leipziger beleidigen, wenn ich manche Hallenser mit ihnen auch nur vergleichen wollte. Um so lieber führe ich es an, daß Herr Tieftrunk sich stets gleich blieb. Er hat mich oft getrübt, ja: ermuthigt. „Ich bürge Ihnen dafür, die gute Sache siegt! Wie? und wodurch? das weiß ich nicht! aber — sie siegt gewiß! Karl arbeitet sich durch!“ Das sind seine eignen Worte.

Bald nachher fragte mich der K. A. Dr. Senf, ob ich meinen Sohn nicht einsegnen wolle. Die nöthigen Kenntnisse und Einsichten habe er ja; ich möge also den Uebelstand vermeiden, ihn als Leipziger Studenten zum Konfirmanden: Unterrichte, und zwar — eines mir ganz unbekannten Mannes — zu schicken. Ich antwortete ihm, daß ich nicht um Erlaß bitten könne, weil ich Hauptursache sei, daß das Konsistorium die Befehle wegen des spä-

teren Einsegnens geschärft habe. Er versicherte, das sei seine Sache! berichtete wirklich, und erhielt einen sehr ehrenvollen Erlass für meinen Sohn. Als ich mich dennoch weigerte, Karl selbst einzusegnen, übernahm der würdige Mann es. Ich wollte meinen Sohn nach Halle bringen, und in seinen Unterricht schicken. Er litt es aber nicht, und gab meinen dringenden Bitten nur darin nach, daß er 1) Karl zuvor ganz allein prüfete. (Denn, sagte ich, besteht er nicht vollkommen, so können Sie ihn um so ruhiger abweisen.) 2) ihn mit allen Uebrigen prüfte, und dann erst einseignete. Nach der ersten Prüfung küßte er Karl mit Vaterliebe und versicherte, er habe selten in seinem langen Leben zwei so höchst glückliche Stunden zugebracht. Bei der öffentlichen bewiesen selbst fremde Menschen uns Eltern ihre Theilnahme mit Thränen. Da Karl der Einzige war, welchen Jenseit nichts Erlerntes fragen konnte, so drangen die freien Fragen sowohl, als des Kindes erschöpfende Antworten, tief in Jedermanns Herz.

Einige Wochen nachher sandte er mir

folgendes Zeugniß zu: „Daß der einzige Sohn des Herrn Predigers zu Pochau bei Halle, Dr. Karl Witte, genannt: J. H. J. Karl Witte, auf vorher erfolgte Bewilligung E. Hochwürblichen Königlich-königlichen Konsistorii zu Magdeburg, nach wohlbestandener Prüfung, nebst meinen übrigen Konfirmanden in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung am siebenzehnten April l. J. von mir konfirmirt worden ist, wird hierdurch von mir eigenhändig attestirt. Halle den 1. Mai 1810.

(Siegel.) Dr. Karl Fr. Cenzf, K. K. u. E.

Die Jahre 1808 und 9. waren für mich sehr sorgenvoll. Was sollte ich mit dem Knaben anfangen, der so reißend vorschritt? In ein bis zwei Jahren war er meinem alleinigen Unterrichte offenbar entwachsen. In Pochau hätte er dann so lange stille stehen, d. h. zurückgehen müssen, bis ich ihn (ohne mich) auf die Universität schicken konnte. (Verschämte fühlen wohl, daß das vor seinem siebenzehnten Jahre nicht anging.) Dann hätte er also acht Jahre so gut wie verloren. Ja, diese Jahre wären ihm sogar schädlich geworden, denn er würde bald gemerkt haben,

daß er weiter sei, als ich. Die Bücher, welche er dann nöthig hatte, konnte ich ihm nicht schaffen. Er mußte folglich unzufrieden mit seiner Lage, widerwillig, wahrscheinlich sogar eitel werden und hochmüthig fühlen, daß er in seinem Kreise der gelehrteste sei, aber — dies bringt wieder Trägheit hervor. Doch, ich male nicht weiter aus, weil man sich die vielen schädlichen Folgen, auch ohne mein Zuthun, sagen wird. Prof. Weiß spricht in Gutschmuths Bibliothek, 1 April 1803. ausführlich darüber. Eben so Zerrenner im 20. Bd. d. n. Schulfreundes. Beide Berichte sind zu lang für meinen Raum, aber beide sind vielseitig und wichtig.

Ein Mann, den ich indeß nicht so verächtlich machen will, ihn zu nennen, hat mir unter andern wirklich vorgeschlagen, nach wie vor mit Karl in Lochau zu bleiben.

Das Kind, ohne meine Begleitung, auf eine Schule zu bringen, widerräth man eben so sehr. „Wahrscheinlich wird er dort geistig verleitet, oder sittlich verderbt! hieß es mit Recht. Wenn das aber auch nicht geschähe, so ist er doch in zwei Jahren überreif! Dann

sind Sie folglich in der gleichen Noth, wie jetzt!" — Ich konnte daher einen der Vorschläge des Herrn Kanzler Niemeier, meinen Sohn aufs Waisenhaus oder Pädagogium, zu bringen, nicht befolgen. — Wäre ich reich genug gewesen, so hätte ich 1809 meine Pfarre aufgegeben, wäre in diejenige Stadt gezogen, deren gelehrte Schule ich am höchsten setzte, und hätte den Unterricht mit Karl'n gemeinschaftlich besucht, oder — einen sehr geprüften jungen Mann stets mit ihm geschickt. Aber — Mangel an Vermögen, der so viel Vortreffliches vereitelt, hat mich (namentlich bei der Erziehung meines Sohnes,) oft gezwungen, ganz anders zu handeln, als Verstand und Herz mir befahlen. Ich habe deshalb grade in der Zeit, als man allgemein mich: „glücklich" nannte, viele Tage mit ängstlichen Sorgen verlebt, und unzählige Nächte kummervoll durchwacht.

Zuerst wandte ich mich, aus Liebe zu meinem Vaterlande, an die einschlagende Preuss. Behörde, und bat um nichts, als um Anstellung (im geistlichen oder Lehrfache) in

einer Stadt, wo eine vorzügliche Schule sei: wurde aber abschlägig beschieden.

Nun erst bat ich in Kassel bei Wolfradt und Leiß um das Gleiche; erhielt aber keine Antwort. Dann unterstüzte mich Dr. Senf nachdrücklich. Keine Antwort! Jetzt prüfte der Unterpräfekt, Herr v. Echele, meinen Sohn mit Zuziehung zweier Gelehrten, und unterstüzte uns dann aus aller Kraft. Keine Antwort! Er erinnerte. Keine Antwort! „Gehn Sie mit Ihrem Sohne nach Magdeburg, sagten Echele und Senf. Stellen Sie ihn dem Konsistorio vor! Vielleicht unterstüzte dies Ihre Bitte, und — bringt durch. Ich reiste. Alle prüften ihn. Der Präsident v. Bangerow trug seine Prüfung dem bekannten Blühdorn auf, der mir gestand, daß er das, was er gefunden, für unmöglich gehalten habe. Zwei andre Räte nahmen die Prüfung in der gelehrten Gesellschaft vor.“)

*) Zerkenners Korrespondent sagt darüber im Schulsacunde: „Sein liebenswürdiger Sohn, jetzt über neun Jahr alt, beweiset: was Erziehung aus einem Menschen machen kann.“

Alle waren höchst zufrieden und unterstützten mich aufs kräftigste. Doch verlangten sie, daß ich zuvor nach Halberstadt zum Präsekt Gosler reise. Ich that es. Dieser ließ die dortige gelehrte Gesellschaft zusammen kommen, und die auswärtigen Mitglieder, besonders Erzieher und Schuimänner durch Boten einladen. Es erschienen gegen siebenzig Personen. Man prüfte den Knaben sehr streng, aber: gerecht, und das Urtheil im Protokolle war unumschränkt für ihn. Zerrenners Nachsicht davon ist zu lang und zu ehrenvoll für mich. Ich gebe also nur den dreißigsten Theil davon: „Der Knabe trat neben seinen Vater, den er öfter, auch während des Reisens, küßte, und sing, so wie ihm von uns ein Stück vorgelegt wurde, (ohne es zu kens

Bei einem ganz kindlich frohen Sinn und einer festen Gesundheit ist er jetzt vollkommen reif zur Universität, und hat uns in der gelehrten Gesellschaft durch Proben aus . . . in Erkennen gesetzt und uns den ungetheiltesten Beifall abgemessen. Möchten doch auch Sie diesen Knaben und den Vater, der so etwas bewirkte, kennen lernen!“

nen) und ohne es vorher überlesen zu haben, sogleich zu lesen und zu übersehen an; und dies mit einer solchen Sicherheit und Gewandtheit, daß er unbekümmert, wie die Perioden, die er mit schneller Uebersicht auffaßte, sich endigen möchte, ohne zu stocken, oder sich zu corrigiren, in einem so schönen Deutsch, mit einem reinen, wohlklingenden Organ und so viel lebendiger Deklamation sprach, daß man keinen Augenblick ungewiß sein konnte, daß nicht nur das Gelesene von ihm verstanden, sondern auch ganz und innig empfunden werde, welches auch schon durch die immer richtige Betonung des Vorgelesenen sich ankündigte. Alles bewies, daß seine Sprachkenntnisse nicht etwa mechanischer Gedächtnißkram sei, sondern daß des Knaben Urtheilskraft beschäftigt und geübt war.“ Der Präsekt verwandte sich sehr für das Gesuch. Die Antwort war aber: Nein! Senf schickte es mir mit einem Briefe zu, der eine Ehrensäule für sein schönes Herz ist. „Vergehen Sie, sagt er unter andern, den Schmerz, den Ihnen das Dekret unlängbar verursachen muß, so tief

Sie nur immer können, um Ihren Gegnern keine Freude zu verursachen."

Er wußte, daß ein Privatbrief aus Kassel äußerte: „Da die Nachrichten von Halle her über den jungen Witte einander so sehr widersprechen, indem eine nicht unwichtige das Ganze für: „Spiegelfechterei“ ausgäbe, so wünsche man, den Knaben selbst zu sehen und zu sprechen. Doch könne zu einer solchen Reise kein Geld angewiesen werden. zc. Senf rieth indeß von dieser Reise ab, „weil — der Minister schwerlich sein Dekret zurücknehmen werde.“ Auch meinte er, ich möge Karl in guter Begleitung nur immer nach Leipzig, auf die Universität, schicken, und ihn dort oft besuchen zc.

Ich beschloß aber, nach Kassel zu reisen, um — alles gethan zu haben. Doch fühlte ich, daß Karls väterliche Freunde recht hatten, ich müsse eine Empfehlung von Niemeier mitnehmen. Leiß und Wolfradt würden sogleich darnach fragen. In dem einen Briefe hatte Herr Niemeier versprochen, Karl gelegentlich zu prüfen. Ich ging also in seiner Stunde mit dem Knaben zu ihm, und bat ihn
um

um eine Prüfung von etwa fünf Minuten; weil er, der so viele geprüft habe, dann schon wissen werde, ob es sich verlohne, fortzufahren &c. Er versicherte mich sehr lange, daß er keine Zeit habe, weil seine Frau ihn abholen wolle &c. Ich zeigte ihm endlich auf meiner Uhr, daß er mir nun schon länger als eine halbe Stunde bewiese, er habe nicht fünf Minuten Zeit, so möge er denn — bis Frau Kanzlerin komme, oder schicke — Karl noch fünf Minuten gönnen. Hier ständen ja so viele zweckmäßige Bücher, es sei ihm also leicht, den Knaben daraus zu prüfen. Jetzt konnte er nicht umhin; er that es, und vermochte sein Erstaunen nicht zu bergen. Karl umarmte er sogar. Frau Kanzlerin kam nicht, und er verbreitete sich nun weitläufiger darüber, daß mir die Reise nach Kassel nichts helfen werde &c. Jemand dorthin zu empfehlen, sei er nicht im Fall u. s. w.

Es sei mir erlaubt, hier einiges vorweg zu nehmen. Leißts erste Frage war: Haben Sie einen Brief von Niemeier? Wolffradt sagte mir dasselbe; aber als Vorwurf. Als ich indeß 1846 mit meinem Sohn von Hei-

delberg zurückkam, riefen mir unsere Freunde, M. zu besuchen, denn er habe sich vor einigen Wochen in einer Gesellschaft für meine Erziehung erklärt. Ich that es; und traf glücklicher Weise mit dem Herrn Konf. Rath Justi, (den ich schon kannte) zusammen. Dieser ist also Zeuge, daß Herr M. mir und meinem Sohne sehr viel Artiges sagte, es namentlich anerkannte, ich habe dadurch etwas Außerordentliches geleistet, daß Karls Körper, Geist und Herz, so wie alle einzelnen Kräfte des Geistes stets in vollkommener Uebereinstimmung geblieben seien.

Da ich wohl nicht wieder ausführlich von Halle reden werde, so bemerke ich noch 1) daß einer meiner ärgsten Verfolger, der Super. Westphal, sich gezwungen sah, im Hallischen Wochenblatte einzugesetzen, ich habe die Koch. Schulkinder so ungewöhnlich veredelt, daß mehrere derselben in seiner Gegenwart einen heimlich verübten Frevel freiwillig eingestanden hätten. Doch sagte er bloß in L. und nannte meinen Namen nicht. 2) Mehrere Professoren, welche sehr zuvorkommend gegen mich waren, so lange sie wähten, ich

lebe mit der Kanzlerin von Hoffmann auf einem unerlaubten Fuß, wurden kalt, so bald sie wußten, daß dem nicht so sei. 3) Ein Scheu — sal entwendete, während meiner Reise nach Kassel, bößlich die Lohausischen Civilakten, um ein Versehen (meiner Frau) als eine Verfälschung der Akten anzugeben. Sein Lohn war am Ende: tiefe Verachtung des Ministers und Gerichtes. Mir aber verursachte er: böße Nachrede, Reisekosten zu den Terminen, Zeitverlust und — Sorgen.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Reise nach Kassel.

Ohne alle Empfehlung reisete ich, in Gottes Namen, nach Kassel. In Raumburg schon erfuhr ich, daß der König noch habe in Paris bleiben müssen. Man rieth mir also, meinem Sohne Weimar und Gotha zu zeigen. Ich that es, ob ich gleich an niemand daselbst empfohlen war. Vor allem muß ich daher die edle Güte des vortrefflichen Schuldirectors

Herrn Lenz in Weimar, rühmen. Als wäre er selbst Karls Vater, so sorgte er für ihn. Seine Gattinn, (Salzmanns Tochter) schenkte Karls Mutter, und ihre Kinder, seine Geschwister. Väterlich erbot Lenz sich dazu, in einem Briefe, den ich ungern weglassen, Karl sechs Monate lang in sein Haus aufzunehmen, um ihn in der Zeit unentgeltlich im eleganten Lateinischsprechen und schreiben, so wie überhaupt in der höheren Philologie, festzusetzen. Hätten wir in Lechau bleiben müssen, so wäre dieses Anerbieten von mir gewiß angenommen.

Als wir mit Lenz das Innere des Schlosses besahen, wurden wir, unerwartet! eingeladen, — vor dem versammelten Hofe zu erscheinen. Lenz mußte Karl in den Wissenschaften und alten Sprachen prüfen. Der Hof that es in den neuern u. s. w. Die regierende Frau Herzoginn unterhielt sich besonders viel und wiederholt mit Karl und fragte mich endlich: „Wie haben Sie es nur angefangen, den Knaben an die feinere Sitte zu gewöhnen, und ihn dabei so höchst natürlich zu lassen. Er kann wohl nicht oft in

Gesellschaften dieser Art gewesen sein, und doch scheint er beständig darin gelebt haben.“ Ich versicherte, der Wahrheit gemäß, daß nichts davon erlernt sei, sondern alles frei aus der Seele des Knaben fließe, weil sein Geist, sein Herz und sein Zartgefühl stets richtig ausgebildet worden seien.

Es war gerade die Vermählung der Prinzessin mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin. Man lud uns deshalb ein, allen Festlichkeiten beizuwohnen. Den Neuvermählten mußten wir versprechen, sie in Ludwigslust zu besuchen. Prinz Bernhard führte selbst uns auf dem noch nicht befestigten Theile des Schlosses umher, und die ersten Familien des Orts sahen uns oft und gern bei sich. Vorzüglich muß ich dies von dem sehr gelehrten und vortrefflichen Herrn Minister v. Voigt rühmen, der — wenn gleich krank, doch — sehr viel zu unserm Vergnügen und Nutzen wirkte. Seine Absicht ging noch weiter. Da wir aber in Göttingen (nicht in Leipzig) leben mußten, zerfiel sein schöner Plan, der schon so gut wie ausgeführt war. Hier ist sein Abschiedsbrief!

„Hiermit empfangen Sie, ih. H. Dr. einen Empfehlungsbrief an den Herrn Minister, Gr. v. Wolfradt. Er ist so geschrieben, wie ich ihn für ein eignes liebes Kind geschrieben haben würde. Gott gebe seinen Segen für die Zukunft des liebenden und bewundernswürdigen Karl Witte! (Nun spricht er von seinem edlen Plane.) In Gotha bringen Sie dem H. R. Vetter meine redlichsten Begrüßungen mit! Dem Herrn Minister v. Frankenberg habe ich in einem eignen Briefe gestern Abend Ihren Wunderleben empfohlen: Reisen und vollenden Sie glücklich! Es wird mich stets interessieren, von Ihnen zu hören, noch mehr — selbst zu sehen. Dero sehr gewidmeter Diener. G. v. Voigt.

Weimar am Johannistag, 1810.“

Doch, ich darf Vater Wieland nicht vergessen! Zwar kannte ich ihn schon; aber diese 1795 angeknüpfte Bekanntschaft war, bei ihm! gewiß verschollen. Er nahm uns anfangs artig, dann aber: höchst gütig! auf. Ja, sehr bald machte er es uns zur Pflicht, ihn jeden Tag, wenigstens einmal zu besuchen. Vorschläge, Rath, Empfehlungen u.

Er gab uns alles. Kurz vor meiner Abreise erhielt ich noch folgendes Lebewohl von seiner eigenen Hand; eine heilige Reliquie für meine Familie!

„Es gereicht mir zu großem Vergnügen, sehr verehrter Herr, Ihnen bei Ihrer Abreise von hier mit Zuverlässigkeit die aus dem eigenen Munde einiger der ersten Personen des hiesigen Hofes erhaltene Versicherung mit auf den Weg geben zu können, daß die ungemein gnädige Aufnahme, welche Sie und Ihr liebenswürdiger Sohn bei Ihrer Erscheinung an unserm Hofe gefunden, und das Wohlgefallen, welches Ihre Durchlauchten, der Herzog, die Herzogin und die übrigen anwesenden fürstlichen Personen an diesem außerordentlichen Knaben gezeigt haben, mit einer Theilnahme verbunden ist, die mich zu versichtlich hoffen läßt, daß Sie auf die, zu Ihrem bewußten Vorhaben erforderliche, Unterstützung sicher rechnen können.

„Was mich betrifft, werthester Herr Dr. so wäre eine schriftliche Wiederholung dessen, was ich Ihnen, bei meinen, mit Ihrem lieben Karl vorgenommenen Prüfungen münd-

lich bezengte, um so überschüssiger, da ich es bald möglichst im N. F. Merkur dem ganzen deutschen Publikum bezugen werde. Ich könnte nicht wärmeren Antheil an dem herrlichen Knaben nehmen, wenn er auch mein leiblicher Sohn wä. , und gewiß werde ich, so lange ich noch zu leben habe, alles was in meinen Kräften steht, (so wenig es auch an sich ist,) zur Beförderung der Mittel und Wege, wodurch er seine möglichste Ausbildung erhalten kann, beizutragen beflissen sein. Leben Sie wohl! Reisen Sie glücklich, und mögen wir uns bald unter den günstigsten Auspicien wiedersehen. C. M. Wieland.

Weimar, den 24. Junius 1810.

Noch hätte ich der liebevollen Menschen in Weimar viele zu nennen. Aber, der Raum verbietet es hier. Ihnen allen aber meinen innigen Dank! Deruch, der Gen. Sup. Vogt und mein Wirth Schimmelpfennig bewiesen sich vorzüglich freundlich. Göthe war leider! in Karlsbad, hat aber später meinen Sohn sehr gütig ausgezeichnet.

In Erfurth brachten wir einen Abend bei dem trefflichen Lössius zu. Auch ihn traf

das Loos der Besseren auf der Erde: leiden zu müssen. Doch, er ist ja jetzt hinüber und freut sich der schöneren Heimath.

In Gotha erwartete man uns schon. Eine höchst gebildete Hofdame v. Hult hatte uns am Weimarschen Hofe gesehen und erbot sich, uns in Gotha bei Hofe einzuführen. Thämmel aber (der beliebte Schriftsteller) fand uns eine Stunde nach unserer Ankunft, in der gelehrten Gesellschaft, in welche Köfler uns geführt hatte, und versicherte, er habe uns schon gesucht, weil der Weimarsche Hof es ihm, bei seiner Durchreise, aufgetragen, (und der hiesige es verlangt) habe, uns vorzustellen. Er und sein Vetter v. Schelha, thaten es wirklich.

Gleich am andern Morgen holte er uns ab, und brachte uns zu Frankenberg. Einen lebenswürdigeren Ort habe ich (Jerusalem ausgenommen!) wohl nie gesehen. Grade eben so war seine Gemahlinn. Beide empfingen uns wie alte Bekannte; denn Herr v. Voigt hatte sehr ausführlich über uns geschrieben. Auch in Betreff Gotha's muß ich viele Namen — hier wenigstens! — un-

wähnt lassen, die meinem Sohne und mir
für immer werth sind. Alle, die wir kennen
lernten, (und ihrer waren viele! denn einer
führte uns dem andern zu!) benahmen sich
schön gegen uns. Daß wir Becker und Dö-
ring nicht vorbei gingen, versteht sich von
selbst. An den letzten waren wir von Lenz
mit den Worten empfohlen: „Das Kind wird
Ihnen hoffentlich so viele Freude machen, als
es in Weimar von der Herzoglichen Familie
an, herabwärts jedem, der es kennen lernte,
gemacht hat.“ Döring prägte Karl, und
war vollkommen zufrieden mit ihm. Becker
benahm sich sehr edel. Doch, ich kannte ihn
ja nie anders. Am Morgen meiner Abreise
(den Abend zuvor hatten wir in seiner lieben
Familie zubringen müssen) schickte er mir noch
sehr freundliche Zeilen, und bat mich, über
den Inselfberg und Liebenstein zu reisen.

Es würde sehr undankbar sein, des Ho-
ses nicht mit inniger Verehrung zu erwäh-
nen. Wir wurden zum Frühstück bei der
Frau Kurfürstin von Hessen, K. H., und
Mutter der Herzoginn, eingeladen. Sie be-
nahm sich, wie eine mütterliche Freundin.

Man hatte mich gebeten, nicht von Kassel zu sprechen, weil es ihr schmerzliche Gefühle erregen werde. Aber — Sie fing davon an, und erbot sich zu Empfehlungen an ihre dortigen: Freunde. (Dies ist Ihr Ausdruck.) Wir mußten einige Stunden bei ihr bleiben, dann schenkte sie Karl als Andenken eine, von ihr selbst gefärbte, Dörse, in welcher vier Louis'd'or steckten, mit der ausdrücklichen, höchst freundlich ausgesprochenen Bitte, mich stets an sie zu wenden, wenn ich ihrer bedürfe; denn sie hoffe, ihre Verhältnisse würden sie nie hindern können, in einem Falle, wie dieser, ihrem Verstande und Herzen zu folgen.

Bei der Herzoglichen Familie selbst waren wir zum Nachmittage eingeladen. Wir fanden den ganzen Hof. Auch die Frau Kurfürstin kam; und die Frau Herzogin von Bernburg mit ihrer Tochter. Nach dem Kaffee, und einer vielseitigen Prüfung meines Sohnes, führten uns alle im Garten umher. Die beiden kleinen Prinzessinnen spielten mit Karl, als ihrem Altersgenossen, und alle drei beschenkten einander mit Blumen. Der Her-

zog schaukelte sit, ließ die Wasser springen u. s. w. Dann führte er mich allein durch einen entlegenen Theil des Gartens und legte mir tief eindringende Fragen über meine Erziehungsweise vor. Ich gestehe, daß er mich mehrmals durch Fragen, Einwürfe, Beifall ic. in ein angenehmes Staunen versetzte. Als er mich, nach einer halben Stunde, wieder zur Gesellschaft zurückgeführt hatte, verschwand er. Ich wollte jetzt gehen. Man verlangte aber, daß ich bleibe. Am Abend entließ man uns mit der edelsten Güte, und die Herrn v. Thümmel ic. begleiteten uns durch den Garten, weil wir — sagten sie — den trefflichen Frankenberg noch einmal sehen müßten. Dieser kam uns mit Engelsfreundlichkeit entgegen, erzählte uns alles, was — so eben! — bei Hofe vorgefallen war, und überreichte Karl, (dessen Geburtstag den ersten Julius, am folgenden Tage, war,) vier und zwanzig Louisd'or als Angebinde von Seiten des Herzogs, welche dieser selbst eingesegelt hatte.

Ich wurde tief dadurch gerührt, und so gleich stand der Entschluß fest, auf Gott vertrauend, diese acht und zwanzig Louisd'or,

als eine Grundlage anzusehen, worauf ich meinen Plan, Karls wegen Lochau zu verlassen, ruhig ausführen wolle.

In Schnepfenthal feierten wir, bei dem, mir ewig theuren, Salzmann, Karls zehnten Geburtstag. Seinetwegen war es mir äußerst werth, daß S. mir auf meine Frage: Kennen Sie mich wohl noch? antwortete: „Ob ich Sie kenne? — Habe ich es Ihnen denn nicht gut genug geboten, um Sie als Lehrer für meine Anstalt zu gewinnen? Aber — Sie wollten nach der Schweiz ic.“ Dann setzte er hinzu: Jetzt bin ich aber böse auf Sie! und zwar Dessentwegen (zugleich wies er auf Karl.) Denn, er kann das alles nicht leisten, ohne an Geist oder Herz verdorben zu sein. Gut, antwortete ich lächelnd: Beobachten Sie ihn! Darum bringe ich ihn her! Und — sind Sie am Ende mit ihm und mir zufrieden, so versichern Sie mich dessen mit einem Händedruck! Sind Sie es nicht; nun, so verschweigen Sie mir auch das nicht! aber — mit Gründen! Es sei! versetzte er. Nur sage ich Ihnen, daß ich ihn schärfer beobachte, als er je beobachtet wurde.

Sie bleiben doch einige Tage hier?" — Ich willigte ein. Schon nach Tische war E. Karl so gut, daß er einen jungen Kirschbaum feierlich nach ihm benannte. Im Jahre 1817, als ich den würdigen Sohn des Heimgegangenen besuchte, habe ich den Baum wiedergesehen, und den Namen: „Karl Rütte“ von Salzmanns Hand im Verzeichnisse gelesen. Karl wurde absichtlich zu allem mitgenommen; zum Unterricht, zu den Spielen, zu körperlichen Übungen, zum Baden &c.

Bei meiner Abreise, erhielt ich von Vaters Salzmann: Händedruck, Umarmung und Versicherung, daß er völlig zufrieden sei, jedoch die Möglichkeit, so etwas zu leisten nicht begreife. Karl küßte er zärtlich, und schenkte ihm ein Schaustück, bestimmt zum Lohne des Fleißes. Gleich am ersten Nachmittag gingen wir zu Gutsmuths. Doch, er mag selbst reden: (N. Biblioth. Junius 1810.)

„Ich saß in meinem Garten, da traten zwei Fremde herein. Es waren Karl Rütte der Vater, und sein Sohn. Eine angenehme Ueberraschung! Sogleich gesellte sich der Kleine zu meinen Kindern, und spielte mit ihnen,

wie Kinder zu thun pflegen; laßet wir, der Vater und ich, schnell mit einander bekannt, in ein Gespräch über den Sohn gerathen. Es ist bekannt genug, daß dieser Knabe unter der Leitung seines Vaters in einem sehr kurzen Zeitraume außerordentlich viel geleistet hat. Es entstand die Frage: ist es das wundervolle Talent des Sohnes, oder die Methode des Vaters, welche diese ungewöhnlichen Fortschritte verursachte? : Interessant ist es, : zu erfahren, daß das ganze Faktum schon vor der Geburt des Knaben von seinem Vater prämeditirt war. (Jetzt folgt Schröders — obiger — Brief.) Ich glaube, diesen freundschaftlichen Streit, angewandt auf den bestimmten Fall, nicht kürzer belegen zu können, als dadurch, daß ich die Behauptung äußere: Beide haben recht! Der Bildner traf auf ein schönes Stück Marmor, und er bildete es mit Genie und großem Fleiße. Es kann noch tausend dergleichen schöne Stücke geben; aber — der Künstler fehlt, und sie bleiben roh, oder werden nur zu schlechten Bildsäulen. Daß der Sohn des würdigen Vaters körperlich und geistig gut organisiert

sel, bemerkt man an seiner Munterkeit, an der Regsamkeit seines Körpers, und an seinem, nicht gemeinen, Auge. Es giebt tausende desselben Gepräges; aber eben darum, weil sie in ihrem zehnten Jahre noch nicht auf der Stufe des jungen Witte stehen, ist es klar, daß die Organisation nicht allein ausreicht, daß ihnen der geistliche Bildner fehlt. Anders würde ich urtheilen vom eigentlichen Genie, das, gleichsam wie ein Instinkt, jede Bande gewaltiam durchbrechend, sich in die Sphäre den Weg bahnt, in welcher es zu spielen bestimmt ist, und indem sich so seine Kraft nach einer bestimmten Seite wendet, gewöhnlich auf allen übrigen nur Schwäche, Unbeholfenheit und auffallende Sonderbarkeiten zeigt. Dies ist aber bei dem jungen Witte durchaus nicht der Fall. Ich hatte ein wachames Auge auf ihn, fand aber an ihm völlig das Gewöhnliche, das Wünschenswerthe: kindliche Heiterkeit, volle Theilnahme an andern, selbst viel jüngeren Kindern, und Hülfsamkeit in Umgebungen, ganz wie sie sich für Knaben schickt. Ich durfte allenfalls Mistrauen in die Richtigkeit dieser

mei:

meiner Beobachtung sehen. Ich hörte daher auf die allgemeine Aussage einer unbestechlichen Jury, auf das Urtheil junger Knaben und Jünglinge, die dem liebenswürdigen Knaben an Alter gleich oder nahe stehen; und, ohne von mir befragt zu werden, behauptete eine Anzahl von Schnepfenthaler Jöglingen, die mich am folgenden Tage grade umgaben, K. Witten besonders darum liebgewonnen zu haben, weil er im Umgange auch gar keine Spur von dem zeigte, oder zur Schau trug, was er wisse, und weil er an ihren Spielen allen Antheil genommen.

Der zweite Punkt unserer Unterredung betraf die fernere Führung des Knaben. Es scheint mir, daß ein zehnjähriges Kind von der Bildung schlechterdings nicht in die gewöhnliche Schulbahn geworfen werden dürfe. Sie paßt so wenig für ihn, als er für sie. Dies ist sehr einleuchtend. Er ist im zehnten Jahre, vorzüglich in Sprachkenntniß, schon dahin gelangt, wohin die fähigsten und fleißigsten Schüler selten im zwanzigsten kommen, und wohin alle übrigen nie gelangen. Soll der Vater nun im zehnten Jahre mit

seiner Methode enden, und die zehn folgenden Jahre in den gewöhnlichen Schulgang verweisen? Nein! er muß durchaus selbst in seiner Methode fortfahren. Allein die Fortschritte des Knaben wachsen mit jedem Monate; der Vater, der durch die Erziehung des Sohnes seinen Fleiß und seine ausgezeichneten Kenntnisse bewiesen hat, wird alle seine Kräfte aufbieten müssen, um seinem Sohne gewachsen zu bleiben; er wird in einzelnen Fällen der Hülfe dieses oder jenen Meisters nicht entbehren können, und sein gelehrter Apparat wird nicht mehr hinreichen. Kurz, das Dörschen Lochau wird für diese seltene Erscheinung zu enge. Dies ist es, was den Vater antrieb, offenkundig werden zu lassen, was bisher nur Wenigen bekannt war.

(Nun erzählt er das edle Benehmen der Leipziger.) Das liebenswürdige Kind unterbrach uns. Wie natürlich war mein Wunsch, etwas von dem merkwürdigen Phänomen zu sehen, das ein Knabe, der heute zehn Jahre alt war, durch seine Kenntnisse in alten und neuern Sprachen in sich darstellte! Ich gab ihm eine Stelle der Aeneis zu übersetzen. In

der That, es war nicht nöthig, daß er sie flie-
h in reinem Deutsch und doch getreu,
w. vergab, wie er es that; schon die höchst
angenehme Deklamation der lateinischen Ver-
se: das innige Gefühl, mit dem er sie regis-
tirte; gab vollkommen zu erkennen, daß er sie
ganz verstand. Ich wählte hierauf eine ital.
Novelle, deren Styl etwas schwerfällig ist.
Er las sie mit schönem Akzent, und übersehte
sie, ohne sonderliche Schwierigkeiten dabei zu
finden. Eine Stelle aus einem französischen
Buche wurde augenblicklich deutsch wiederge-
geben, gleichsam als läse er sie aus dem Bu-
che ab. Merkwürdig blieb mir ganz vorzüg-
lich der richtige Takt, den das Kind in die
Behandlung der gegebenen drei Stellen leg-
te. Wie vollkommen richtig kufte es seinen
Ton und Vortrag nach dem Geiste der Stel-
len selbst ab, von denen die erste poetische
Erhabenheit im Ton, die zweite moralischen
Ernst, und die dritte den puren Gesellschafts-
ton des Alltagslebens erforderte. Ich ge-
stehe, daß mich dies keine Gefühl in einem
Kinde von eben zehn Jahren weit mehr zur

Bewunderung hinriß, als seine bewundernswürdige Sprachkenntniß selbst.

„Welche Methode, mein theurer W., haben Sie angewandt, um es dahin zu bringen?“ : : Ich kann nicht umhin, den würdigen Mann hier öffentlich an das zu erinnern, was er mir persönlich versprach: endlich öffentlich von seiner Methode zu sprechen, die wohl ungewöhnlich forthelfend sein muß, da er durch dieselbe seinen Sohn, ohne seine jugendliche Munterkeit, ohne das Wohlsein seines Körpers zu verletzen, in einem Zeitraume von fünf Jahren bis zu dieser ungewöhnlichen Stufe bildete, auf der er jetzt steht, und welche Männer von den gründlichsten Kenntnissen, welche selbst unser ehrwürdiger Wieland, bewundert.

Seegnend küßte ich die Stirne des Knaben und drückte in einer Umarmung mit Wärme die Hand des Vaters. : : Tieftrunk sagt in einem Briefe: „Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt fragen wird: : : Wer nahm sich des Kindes an? Wie versuhr man zu Gunsten einer Pflanze, welche die Natur einzig, gleichsam zur Probe für ihr Zeitalter

erscheinen ließ?" Ich bin keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Nachwelt die günstigste Beantwortung dieser beiden Fragen finden wird. Ich zweifle keinen Augenblick.

Gutmuths.

Er schickte Karl ein seiner Werke als Beweis seiner Liebe, und mir ein schriftliches Lefewohl.

Wir schlugen den von Becker angerathenen Weg ein, und wurden in Liebenstein von dem Freiherrn v. D. dem Direktor der vor trefflichen Badeanstalten, als ihn besuchende Freunde aufgenommen. Er hatte Briefe mit mir gewechselt im Namen der Frau Herzogin zur Zeit da dem jungen Herzog ein Erzieher gewählt werden sollte. Durch ihn sahen wir alles, und genossen sehr viel Vergnügen.

Bei Eisenach wurde die Wartburg bestiegen u. s. w., kurz: wir kamen endlich gesund und wohl in Kassel an, obgleich Karl die ganze große Reise mit mir zu Fuße gemacht hatte. Der König war aber noch nicht da. Am andern Morgen schon sprach ich den Herrn v. Leist. Er hatte große Vorurtheile gegen mich und meinen Sohn; gewann diesen aber

schnell sehr lieb, prüfte ihn über drei Stunden lang, ersaunte über seine Kenntnisse und fragte mich nach meiner Lehrweise. Vor allem bestimmte er aber, der Knabe dürfe nicht nach Leipzig, sondern müsse im Lande bleiben. Dann bat er uns auf morgen zu Tische, und lud die — in Kassel gegenwärtigen — Minister und Staatsräthe ein, um Karl einige Stunden zuvor zu prüfen. Deutsche und Franzosen waren im höchsten Grade zufrieden, hielten Rath, was geschehen solle, und beschlossen einmüthig: Der König müsse mir ersehen, was Leipzig versprochen habe, und ich dann mit meinem Sohne die Universität Halle, oder Göttingen beziehen. Halle verbat ich unbedingt, und willigte auch für Göttingen nicht ein. Leist ward inzwischen anderes Sinnes, und wollte, (am dritten Tage,) daß Karl noch eine kurze Zeit nach Jlesfeld, wo L. selbst gebildet worden ist, gehen solle. Ich ließ es mir gefallen, in sofern ich ihn begleiten dürfe; auch versprach ich, aus Liebe für mein Kind, mein Brod dort durch Unterricht an der Anstalt zu erwerben. L. aber wollte, Karl solle allein, als: „Jdg:

ling des Staats“ dort sein. Er selbst werde als Vater, für ihn sorgen! — Hierin konnte ich nicht willigen. Schmerzhaft fühlte ich seinen Vorwurf: „Was wollen Sie denn mehr? Wer kann sich rühmen, daß ihm das geboten sei? Wen der Staat adoptirt, für den ist gesorgt! —“ Ich erkannte alles mit innigem Dank, sagte aber mit Thränen: „nein! Denn ich habe meinen Sohn nicht deshalb bisher so sorgfältig gebildet, um ihn im zehnten Jahre los zu sein etc. Kurz, ich blieb fest, ungeachtet der viel vermögende Leist darüber sehr verdrießlich war, und der Minister Wolfradt, der nach einigen Tagen mit dem Könige zurückkam, mich hart darüber anließ. Er wiederholte mir fast alles, was Leist gesagt hatte, wörtlich; fügte aber, in seiner Heftigkeit, noch mehrere Beschuldigungen hinzu, die man ihm — wie er selbst gestand — von Halle her geschrieben hatte. Unter andern: Ich habe meinen Sohn zur Schau in der Welt herumgeführt, um von ihm reden zu machen. Daß Merseburg, (eine Stunde) Halle, (zwei Stunden) und Leipzig (vier Stunden von Pochau) damit nicht gemeint

seien, räumte er ein. Dann antwortete ich ihm: So bin ich nicht schuld! sondern E. E. selbst! denn nach allen übrigen Orten haben Sie mich, — seit mein Sohn etwas weiß — zu reisen gezwungen. "Er. (saß in Wuth.) Ich? — Wie? — Ja? hätte Sie gezwungen, mit Ihrem Sohne nach Gotha, Halberstadt, Weimar, Magdeburg &c. zu reisen? Ich. Ja, J. E. Sie! denn — ich wollte nichts, als mit meinem Sohne nach Leipzig gehn, und bat deshalb schriftlich um eine zeitweilige Entlassung, oder um Versetzung in eine große, am liebsten in eine Universitätsstadt &c. Nun wiederholte ich ihm wörtlich was ich oben S. 263 erzählt habe. Dies machte ihn ruhig. Doch siegte ich erst, als ich nach ein und einer halben Stunden endlich erreichte, daß er Karl, den ich unten gelassen hatte, herauf-rufen ließ. Kaum sah er ihn; kaum hatte Karl, nach einer leichten Begrüßung, lebhaft ausgerufen: ach! was ist das für eine herrliche Karte von Westphalen! (Sie lag über einen Tisch ausgebreitet, und hing auf allen Seiten bis an die Erde.) so fragte W. ihn erstaunt: Haben Sie denn die Karte schon

gesehen? (Der König hatte sie so eben aus Paris gebracht, und Hannover war mit darauf, als zu Westphalen gehörig. In Kassel besaß sie noch niemand, der nicht ganz nahe um den König war.) Nein! antwortete Karl; aber es ist doch Westphalen! Sehen Sie nur! — Nun ging er ins Einzelne! W. hörte ihm starrend zu; trat dann, wie in tiefen Gedanken, zu mir und sagte: Man hat mich unrecht berichtet. Dann sprach er wieder mit Karl, und prüfte ihn mehrfach. Endlich gab er ihm Landkarten, Bücher etc. und trat mit mir ans Fenster: „Man hat Ihnen sehr unrecht gethan! sagte er; denn man hat mir geschrieben und gesagt: Der Knabe sei eine Treibhauspflanze, die Sie, aus Eitelkeit! so getrieben hätten. Er sei an Körper, Geist und Herz verderbt, und sein Wissen sei bloß eingepfropft. Dies alles ist aber nicht wahr, denn er ist ein lebenswürdiges Kind, ganz natürlich, und was er weiß, weiß er tüchtig!“

Nun erst gelangte ich dahin, daß er ruhig sprach, und dasjenige laß, was er lesen sollte. Vorher wurde er mehrmals so heftig, daß ich fürchtete, er werde mir die Thüre

weisen. Doch ertrug ich es, meines Kindes wegen. Jetzt war und blieb er heiter. Zuletzt scherzte er sogar. Als er nämlich in Schraders Briefe an die Stelle kam: „Ich kenne Ihre Kraft, Ihre seltene Ausdauer, und die feste Beharrlichkeit, mit der Sie Ihre Zwecke verfolgen!“ sagte er lächelnd: „Ich kenne sie auch!“ Bei der Stelle: „: die Allmacht, mit der Ihre, in ihrer Art einzige, Beharrlichkeit auf alle diejenigen zu wirken weiß, auf die Sie wirken wollen“ sprach er mit scherzhaftem Dicken: „Die habe ich erfahren.“ Jetzt kamen wir uns näher; nur sollte ich nicht nach Leipzig gehen. Acht Tage hindurch verlangte er befehlend, ich sollte den König um Unterstützung bitten, damit mein Sehn in Göttingen studiren könne. Ich wollte aber bloß Erlaubniß, nach L. zu gehn, und — zeitweilige Anstellung eines Gehülfen in meiner Pfarre. Endlich genehmigte er, daß ich nur um dies anspräche, befahl mir jedoch, hinzuzusetzen: Im Fall indeß J. M. befehlen, daß ich nach Göttingen gehe, u. Uebrigens solle ich ihn nur machen lassen.

Während dieser Wochen wurden wir zu

fast allen Großen eingeladen, zu Franzosen wie zu Deutschen. Alle nahmen gleichen Antheil. Wir aßen selten einen Mittag oder Abend zu Hause. In mehreren Häusern waren wir oft, z. B. bei dem französischen Gesandten, Baron Reinhard, einem sehr gelehrten, und doch höchst gescheuten und biedern Würtemberger, der in Kassel natürlich die erste Rolle spielte. Seine Güte für meinen Sohn und mich ist sich vom ersten Augenblicke an bis jetzt, immer gleich geblieben. Wo ich ihn auch wiederfand; er war stets derselbe. Auf eine ähnliche Weise handelte der russische Gesandte, Fürst Nepuin, der mir seinen Sohn anvertrauen wollte, und der Sächsische, Graf Schöenberg. Bei ihm und bei dem Staatsrath, (jetzt Minister,) Herrn v. Willeben sollten wir täglich sein, und mußten wenigstens bei ihnen vorsprechen. Fast eben so war es bei Graf Pappenheim. Doch es würde undankbar sein, der Franzosen, die es gut mit uns meinten, nicht auch zu erwähnen. So wie ich, aus Mangel an Raum, von vielen Deutschen hier nicht sprechen kann, die sich doch sehr um uns verdient

machten, so kann ich auch nur drei Franzosen nennen, ungeachtet ihrer viele es verdienten. Diese drei sind Simeon, Morio und Fürstenstein. Simeon prüfte Karl französisch im Griechischen, Lateinischen u. s. w. meistens aus Büchern, gab dann gediegenen Rath, und sprach liebevoll für uns. Morio prüfte ihn durch Hülfe einer Menge klassischer Stellen aus den alten Sprachen, welche er auswendig wußte. Er blieb uns zugethan, bis zu seinem Tode. Drei Tage vorher, ehe er, wegen seiner Vorliebe für die Deutschen von dem Unmenschen erschossen wurde, kam er durch Göttingen, ließ uns rufen, fragte, ob uns etwas fehle &c. und nahm, wie mit Vorgefühl, während Abschied von Karl und mir. Fürstenstein hatte durch ihn von uns gehört, ließ uns also einladen, unterhielt sich viel mit Karl; und fragte mich dann, ob ich den König um nichts bitten wolle? Ich erzählte ihm die Lage der Sache, er verlangte, den Auffatz zu sehen, laß ihn, und wollte ihn selbst dem Könige übergeben. Da ich indess mit dem Grafen Wolfenbüttel übereingekommen war, daß er die Vorstellung übergeben wer-

de, so sagte ich dies Fürstenthum, und er trat zurück, setzte aber hinzu: Ich werde dennoch mit dem Könige darüber sprechen! Jedermann bedauerte mein ängstliches Worthalten. Denn, sagte man: F. hätte Ihnen das Doppelte von dem verschafft, was W. vorschlagen wird. Auch hätten F. und W. alsdann Sie und Ihren Sohn nie aus den Augen gelassen." Sie hatten Recht! aber — ich habe Wort gehalten. Bald nach diesem Tage verlangte Wolftradt, der die allgemeine Theilnahme ersuhr, daß ich nach Hause reise. In Lothau fand ich folgendes minist. Schreiben:

Kassel den 29. Julius 1810.

Mein Herr Pfarrer!

Ich habe Er. W. dem Könige über die vorzüglichen Talente und Fortschritte Ihres Sohnes, so wie über Ihre Wünsche, um sich der Erziehung desselben ganz widmen zu können, Bericht erstattet. Se. Maj. stets gnädig geneigt, Talente zu ermuntern, haben Ihnen

1) den von Ihnen nachgesuchten Abschied von Ihrer jetzigen Stelle auf Michaelis in Gnaden bewilligt, und mir befohlen, Sie

nach geendigtem Unterricht Ihres Sohnes, zu einer andern Stelle in Vorschlag zu bringen.

Bei den vorzüglich guten Unterrichtsanstalten im Königreich, wollen Se. Maj., daß Sie diesen Unterricht im Königreiche selbst vollenden; und bewilligen zu dem Ende, und um Sie für etwaige andere Anerbietungen schadlos zu halten;

2) Ihrem Sohne von inländigem Michaelis an auf drei Jahre, jährlich eine Summe von zweitausend Franken, um sich mit Ihrem Sohne nach Göttingen zu begeben, und unter der Leitung der dortigen vortreflichen Lehrer Ihr angefangenes Werk zu vollenden.

Es gereicht mir zu einem wahren Vergnügen, Ihnen diese Gnade unsers Monarchen anzukündigen, und werde ich gewiß darauf bedacht sein, auch bei den akademischen Studien Ihres Sohnes, Ihnen alle Erleichterung und Hülfe zu verschaffen.

Ein zweimonatlicher Urlaub bis Michaelis zur Arrangirung Ihrer Angelegenheiten soll Ihnen bewilligt sein, weshalb so wie Ihres Abschiedes wegen, ich das Nöthige an

das Konsistorium zu Magdeburg erlassen habe.

Ich sende Ihnen die mir zugestellten Papiere hierdurch zurück, und versichere Sie meiner besondern Achtung.

Der Minister. G. A. Comte de Wolfradt.

Von Kassel gingen wir nach Göttingen, wo Heyne, Blumenbach, Heeren und Neuf sich sehr viel mit Karl beschäftigten, uns alle Merkwürdigkeiten zeigten und zeigen ließen, Karl prüfien, sich verwunderten, und mich um die Weise, wie ich ihn bildete, befragten. Als ich abreisen wollte, fand ich einen Bekannten, der noch denselben Abend bis Osterode fuhr. Ich änderte meinen Reiseplan, vereinigte mich mit ihm, weil Karl diesen Theil des Harzes noch nicht kannte. Das Wetter begünstigte uns ungemein. Wir besahen daher alles Merkwürdige von Osterode, Klausthal und Zellerfeld, und besuchten den Dreck an einem himmlischen Nachmittag. Der Morgen darauf war einzig. Denn — Wolken und Sonne kämpften schwach mit einander. Dabei glühte die Elbe neben Magdeburg in zwei goldenen Streifen, und ich sah

— zum erstenmale! — die Magdeburgschen Thürme mit bloßen Augen so klar, daß ich die meisten erkannte. Endlich stieg die Sonne, und ging triumphirend, über den Wolken auf, an den blauen Himmel empor, und ihre Widersacher versanken beschämt in die Thäler. Siehe, sagte ich zu Karin, das ist das Bild der Unschuld, so oft die Gerechtigkeit sich ihrer, hier schon! annimmt. Dann müssen Neid, Verläumdung und Bosheit sich verkriechen. Aber — dies Schauspiel für Engel und edlere Menschen wird auf unserer Erde eben so selten gegeben, als man — auf dem Brocken einen Morgen, wie den heutigen, trifft.

Von hier aus besahen wir die Merkwürdigkeiten der andern Seite des Harzes zum zweitenmale, so daß Karls Begriffe darüber merklich berichtigt wurden. Zugleich gingen wir zum Hr. J. in W. Er ist der einzige Privatmann, welcher sich zu einer (sehr bedeutenden!) Unterstützung meines Vorhabens erboten, und dieselbe geleistet hat. Doch, meine Leser werden durch den nachfolgenden Brief eben so überrascht werden, als ich, da
ich

ich ihn am Morgen meiner Abreise versiegelt von dem Bedienten empfing:

„Ich danke Ihnen, m. th. H. Dr. für den mir geschenkten Besuch, und daß Sie mir zugleich die Gelegenheit verschafft haben, Ihren hoffnungsvollen Sohn zu sehen und zu sprechen, was mir beides viel Freude gemacht hat. Auch ich fühle mich verpflichtet, zu seinem ferneren Gedeihen ein Scherflein mit beizutragen, und bitte Sie, die Versicherung anzunehmen, daß ich Ihnen hundert Thaler, in jährlichen Raten von dreiunddreißig und ein drittel Thaler, durch meinen zukünftigen Schwiegersohn, A. S. in L., auszahlen lassen werde. Wünsche pflegen nur in Worten zu bestehen, wobei das Herz nichts weiter fühlt. Ich bezeuge Ihnen aber, daß mein Wunsch, aus der Fülle meines Herzens kommt, daß Sie an Ihrem wackern und liebenswürdigen Sohn alles das erleben mögen, wozu die Aussichten Ihnen so viel Hoffnung geben. Und wenn ich es erlebe; so werde ich mich herzlich freuen, wenn, gegen Erwartung so mancher Zweifler, Ihr Sohn einst ein seltener und die Menschheit ehrender, aus-

II. [25]

gezeichneter Mann wird. Reisen Sie glücklich und kommen wohl und gesund nach Hause! Ihr J.

W — e den 30. Julius 1810.

Als ich geführt ihm dankte, bedang er sich das Einzige aus, daß niemand etwas davon erfahre, weil sein Versprechen sonst von dem Augenblick an, aufhöre. Er hatte meinen Sohn streng beobachtet und beobachten lassen. Sein Hausherr mußte uns nach Goslar führen, und uns dort alles Merkwürdige zeigen. Karl hatte dabei nicht Acht zu geben geschienen; nachher aber bei Gelegenheit eines Spiels alles Gesehene so richtig und erschöpfend erzählt, daß Herr L. (so heißt er) darüber erstaunt, dem Pr. den ganzen Vorfall als etwas Außerordentliches, gemeldet hatte. Ich kenne den trefflichen J. seit vierzehn Jahren. Er gehört zu den Wenigen, die weise, gütig, und geheim! sehr viel Gutes thun!

Gott laß es dem Edlen stets wohlergehn!
Das bet. ich herzlichlich. Amen!

Diese dreiunddreißig und ein drittel Thaler ausgenommen, beschränkte sich das, was

von ich mit meiner Familie leben sollte, bloß auf das Jahrgeld (fünf hundert und fünfzig Thaler). Alles Uebrige fiel weg, weil ich nach Göttingen gehen mußte. Selbst das Jahrgeld war mir zwar versichert, aber — nicht sicher. Ich blickte daher der Zukunft mit Bangigkeit entgegen. Andern konnte ich aber nichts. „Wollen Sie sich expatriiren? hieß es allgemein, dann gehen Sie nach Leipzig! — sonst nach Göttingen!“ Nach einigen Tagen schon verkaufte ich, was ich nicht mitnehmen wollte; dann nahmen wir gerührt und dankbar von Leipzig Abschied, und reiseten über Dessau, Wörlitz u. nach Potsdam und Berlin, um dort alles Schöne Karln noch einmal zu zeigen, unsern Freunden: Lebewohl! zu sagen, und meine Vermögensumstände in Ordnung zu bringen. Jenen nahen Verwandten, der mir so nachtheilige Gerüchte verbreitet hatte, sprach ich in F- de im Bade. Er liebte jetzt Karln unbeschreiblich, und sah deutlich ein, daß er betrogen worden, folglich mein Verläumder gewesen war. Aber — er war schon zu geisteschwach, und viel zu eitel, um mehr zu thun, als —

daß er Karl'n hätschelte, küßte, drückte ic. Mich bedauerte er, und suchte mir zu beweißen, daß er, unter den Umständen, nicht anders habe handeln können. Wieder gut machen — wollte, und konnte er auch wohl nicht mehr.

Inzwischen hatte der G. J. M. Graf Kalltreuth, mich und Karl'n zu Tische bitten lassen, weil er meinen Namen im Thorzettel gelesen hatte. Von diesem Tage an schreibt sich eine — ich darf es: Freundschaft, nennen, welche mich und die Meinigen bis zu dem Tode des Greises an ihn, und bis heute noch an die Seinigen fesselt. Darf ich seinen und ihren Briefen glauben, so haben wir gegenseitig von einander frohe Stunden geistlichen Genusses eingetauscht. Von dieser Seite wäre also ausgeglichen. Wie können wir aber ihnen die liebevolle Sorgfalt vergelten, welche sie uns stets bewiesen! — wie die Güte, womit sie uns geistige Erheiterungen und Genüsse bereiteten, welche wir uns nicht erlaubt hätten, so erwünscht sie auch für Karl's Bildung waren! — wie die Fürsorge, mit welcher sie uns Personen näher brachten, die

uns wichtig werden konnten! — wie endlich die zartfühlende Aufmerksamkeit die den Abstand ihres Ranges und ihrer Verhältnisse so schonend zu verhüllen, oder ganz zu beseitigen wußten! —

Von K-s holte uns der G. Ch. Gbrike ab, und führte uns, auf eine gnädige Einladung, zu S. K. H. dem Kronprinzen, wo wir alle Königl. Personen fanden. Nur J. M. der König selbst war in Schlesien. Wir mußten dort zum Abendbrod bleiben, waren folglich fünf bis sechs Stunden in dieser Gesellschaft. Ich erhielt dadurch Gelegenheit, das Zartgefühl ihrer einzelnen Mitglieder zu bewundern. Frau v. Voß hatte verlangt, man solle uns zuerst zu ihr bringen, weil sie meinem Sohne jede Scheu benehmen wollte. Dann führte sie uns ein, und alle empfingen uns höchst gnädig. Nach wenigen Minuten wurde die Unterhaltung freier und heiterer. Den Prinzen Friedrich kannten wir schon lange; der Kronprinz kam uns mit edler Freundlichkeit entgegen und die Prinzessinn Charlotte machte die huldreiche Wirthinn. Nach dem Thee wurde geplaudert, über ge-

lehrte und andre Gegenstände; dann spielten wir gesellschaftliche Spiele, und ich muß es dem schönen Herzen und seinem Gefühle Sr. K. H. des Kronprinzen zuschreiben, daß er fast immer Gemeinschaft mit meinem Sohne machte, beim Spielen, Zeichnen, Erzählen &c. Auch beim Essen mußte dieser neben ihm sitzen. Kurz, die zarte Aufmerksamkeit, welche alle, welche besonders der Liebe des Throns uns bewies, läßt sich zwar innig und dankbar verehren, aber weniger schildern. Mit warmer Theilnahme befragte mich Herr S. A. Ancillon über Karl und seine Bildung.

Auf der Bibliothek, die mein verewigter Freund, Dieser, uns zeigte, trafen wir die sämtlichen Bibliothekare. Natürlich prägte man Karl; war aber sehr zufrieden, und zeigte uns alle Schätze der Anstalt zuvorkommend. Selbst des Knaben Neugierde war den Vorstehern lieb, und sie befriedigten dieselbe gern. Dieser Besuch ward die Veranlassung, daß Chodowicki's berühmte Tochter, Fr. Pred. Henry, Karl malte. Ich empfing die Einladung dazu am folgenden Morgen. Sie vollendete das (Pastell-) Gemälde, weil wir

abreißen mußten, in drei Tagen, aber es war so meisterhaft gerathen, daß jedermann versicherte, es sei ein Abdruck des lebendigen Knaben zu nennen. Nach der Ausstellung hatte sie die Güte, es uns zu schenken. So lange wir leben, wird es einen hohen Werth für uns haben. Ich besitze ein früheres von Nathan in Leipzig, als Karl sechs, und ein späteres von Daffinger (in Wien,) als er achtzehn Jahr alt war. Alle drei sind ausgezeichnet schön, und getroffen.

Da ich zusammenziehen muß, so kann ich von dem liebevollen Entgegenkommen der Berliner nur wenig anführen. Alle behandelten uns höchst wohlwollend. Meine Vettern H- und K- wie die entfernteren Bekannten. Indeß, ich sage da nichts Neues; denn jeder an Geist und Herz gebildete Fremde hat das sicher mit uns erfahren. Auch ist es natürlich. Alle Stände verschmelzen hier in einander. Keiner kann vorherrschen, folglich sieht keiner merkbar auf den Andern mit Verachtung herab. Es giebt in B. viel gelehrte gebildete Männer, sie haben aber in Geschäften und Unterhaltungen allmählig den

Schulraub abgeschüttelt, die alberne Kathe-
drauthorität vergessen, und dadurch gelernt,
wieder Menschen zu sein. Die Erfahrung
hat sie gelehrt, daß nur Kurzsichtige anma-
ßend durch alle Schlüsse zu beweisen pflie-
gen, was doch das Leben, die Welt und die
Sache selbst, täglich widerlegt. Solche
Erfahrungen bewahren aber vor Einseitigkeit,
vor Absprechen, vor gelehrtem Stolze, und
vor Verachtung Anderer, die oft sehr hell und
tief blicken; wenn sie gleich von den Eulen
Athen's oder von den Gänsen des Kapitols
nicht ganz so viel zu erzählen wissen, als de-
ren nähere Angehörige.

Mein kleines Vermögen stak, leider! noch
in der Masse; ich mußte deshalb in die Prieg-
niz und dann nach Mosock zu meinem Bru-
der. Karl begleitete mich überall, hörte, sah,
verglich und lernte folglich allenthalben. —
Man berechne die vielen Reisen, die wir mit
einander machten, und die kurze Zeit, in wel-
cher er förmlichen Unterricht erhalten hat, so
wird man finden, daß bis zu seiner Aufnah-
me als Student in Leipzig kaum zwei und
ein halbes Jahr, und bis zu seinem ersten

Kollegio in Göttingen kaum drei Jahr herauskommen, in welchen ich ihm täglich zwei Stunden Unterricht ertheilen konnte. Alles übrige war gelegentliche, heitere Unterhaltung, oft wahrlich: Zeitvertreib. — Wir fuhren abermals nach Dobberan, Warnemünde, und — aufs Meer. Dann kehrten wir über Schwerin zurück, wo ich einen theuren, jetzt verewigten Schulfreund, den Justizrath von Mecklenburg, besuchte. Wir erinnerten uns fröhlich an die Jahre, wo unser theurer Geselle, und unser gute Weisser uns unterrichteten. Dann ging ich nach Ludwigslust, um mein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Mit unendlicher Güte nahmen der Erbgroßherzog und seine Gemahlinn uns auf. Drei Tage mußten wir dort verweilen, und jeder derselben wurde möglichst angenehm und nützlich für uns ausgefüllt. Prinz Paul und sein trefflicher Führer begleiteten uns stets. Im Kreise der Fürstlichen Familie behandelte man uns so gnädig, daß ich bisweilen darüber in Verlegenheit gerieth. Ganz Mecklenburg fühlte sich glücklich, in der damaligen Erbprinzessin die zu früh Entlassene ersetzt zu sehen.

Ach! aber, auch sie war zu gut für diese Erde! — Ihr, ihrem Durchlauchtigen Gemahl, dessen Bruder und Söhne, denen Herrn v. O. v. M. etc. hiermit noch einmal unsern heißen Dank für so viele uns erwiesene Gnade, besonders — für die Liebe, mit welcher sie uns in ihren engeren Kreis aufnahmen.

Jetzt reiseten wir zu Karls mütterlichen Verwandten. (wo wir auch meine Frau fanden.) Da jene in der ganzen Altmark zerstreut wohnen, so kamen wir weit umher. Karl hatte dabei Gelegenheit, vielfältige Bekanntschaften anzuknüpfen und mancherlei Erfahrungen zu machen. Diese wurden um so lehrreicher für ihn, weil er nun sechs Monate lang stets gereiset war, und immer neuen, höchst abwechselnden Umgang genossen hatte. Er lernte dadurch den Menschen näher kennen. Ich glaube wirklich, daß ihm kaum ein Stand fremd geblieben ist. Unser eigenthümliches Verhältniß führte uns in die Kreise aller, und machte uns fast in jedem einheimisch. Welch ein ungeheurer Gewinn ist dies allein schon für einen gehörig vorgebildeten Knaben! Wahrlich, wenn meinem Soh-

ne seine frühe Ausbildung auch nichts weiter genährt hätte, als dies, so wäre der Vortheil, den sie ihm gewährt hat, doch sehr groß!

Wir eilten über Etendal und Magdeburg nach Pochau zurück, und von da so schnell als möglich nach Göttingen. Das Einpacken meiner besten Sachen, die Fracht dafür, und unsere eigene Reise, mit einem Dienstmädchen, kosteten mich zwei hundert Thaler. Man begreift leicht, was die vielen Reisen in den vergangenen sechs Monaten kosten mußten. Dabei fürchtete jeder, daß das Jahrgeld früher oder später nicht ausgezahlt werden möchte. Auf jeden Fall reichte es lange nicht hin, davon zu leben, und Karls geistige Bedürfnisse zu befriedigen. Ich trieb also — mit Aufopferungen! — so viel möglich alles ein, was ich zu fordern hatte, setzte es in Gold um, und nahm es für Nothfälle mit. Es ist mir heilich zu Statten gekommen! Dabei wirtschafteten wir höchst sparsam, und ich insbesondere erlaubte mir nichts von dem, was zum Leben entbehrlich ist. Hierdurch habe ich es möglich gemacht, meinen Plan auszuführen, es Karl an keinem Mangeln zu lassen.

zu lassen, stets ankündig zu erscheinen und — doch nicht unter Schulden zu erliegen. Man hielt uns sogar für vermögend, weil ich alles pünktlich bezahlte. Wir wohnten und aßen besser, als manche, die das Doppelte einnahmen, denn wir gaben nichts für den Schein aus, und — schwelgten nie. Ich darf aber auch nicht verschweigen, daß man in und um Göttingen uns mit Wohlwollen entgegen, ja zuvor kam. Es war mein Grundsatz: Wir besuchen niemand! denn wir können erwiesene Höflichkeiten nur in geringem Grade erwidern. Aber — wie viele Familien haben uns ihren schönen Kreis freiwillig, und zuerst geöffnet! Mag es hier und da Neugierde gewesen sein! — Die meisten blieben sich gleich und behandelten uns am letzten Tage noch so gütig, als am ersten.

Der Ton in Göttingen hat etwas Eteles. Er ist aber fein und artig dabei. Man macht dort der Gelehrsamkeit den Hof; aber diese Gelehrsamkeit hat fast allgemein etwas Edelres angenommen. Heyne war überaus gelehrt; jedoch ein Geschäftsmann im höhern, und ein Mensch im höchsten Sinne des Wortes.

tes. Auf Fleiß ist alles, sind selbst die Gesellschaften, Vergnügungen u. s. w. berechnet. Innerhalb der Woche wird man selten eingeladen, der Einladende würde — nicht gerade angenehm! — auffallen. Auch am Montag oder Freitag sind wenig Gesellschaften. Die meisten am Sonnabend und Sonntag. Die großen Thees abgerechnet, geht man in der Regel nach neun Uhr auseinander; man hat folglich am andern Morgen rein ausgeschlafen und ist fähig, seine Arbeiten wieder kräftig anzufangen. Deshalb und mit Hülfe seines Bücherschatzes liefert Göttingen so große Männer, und giebt so viel literarische Ausbeute, besonders in Betreff des Wissens. Deshalb werden die dortigen Professoren, trotz ihrem vielen Studiren, sehr alt. Der oben erwähnte Ton mißfällt anfangs; aber man gewöhnt sich daran, und findet ihn bald dem Hauptzwecke angemessen. Allenthalben blickt Wohlgezogenheit vor. Jene niedrige Gemeinheit mancher andern Universität, wo man am boshaften Klatschen, an Verläumdungen, an Verdrehung der Worte und an Ehrenkränkung eines Rechtschaffenen, der sich schämt,

wie sie, zu sein, Vergnügen findet; verachtet man in Göttingen fast noch mehr, als in Leipzig. Ich habe Beweise darüber. Als A. G. Eberhard aus Halle 1812 mich und meinen Sohn zu beschimpfen gesucht hatte, fürchtete ich böse Eindrücke davon auf unsre Umgebungen in G., setzte deshalb — gegen meine sonstige Weise! — eine Widerlegung auf, und theilte sie mehreren Professoren mit. Ich erhielt sogleich die bündigsten Beweise von herzlicher Theilnahme. Es war nur eine Stimme: Lassen Sie ihn und die übrigen Misgünstigen schreien oder heimlich verläumdern! Ihr Kreis ist sehr Göttingen und Kassel! An beiden Orten aber kennt man Sie und Ihren Sohn besser. Ein sehr edler Mann, der H. und Pr. Oslander, erlaubte mir ausdrücklich, seine freundliche Zuschriften darüber, drucken zu lassen. Hier ist eine derselben:

„Die Herausgeber der ungesalzenen Cassina haben sich nicht entblödet, zum zweiten Male ihren Abergwitz ins Publikum zu bringen, indem sie ihren Spott an Ihnen und Ihrem Herrn Sohn anlassen wollten. Die

erste, von den Handlungsleuten der Verläumdung verbreitete Anekdote, war albern erdichtet. Diese ist aber gar zu dumm erfunden, als daß Sie sich im mindesten darüber ärgern könnten. Was müssen doch Eberhard und Lafontaine für fade Menschen sein! die sich nicht schämen, so etwas unter ihrer Firma drucken zu lassen! — Oß.

In Halle hat eben diese gar zu dumme Anekdote ungemein viel Glück gemacht. Doch soll sich Lafontaine davon losgesagt haben.

Natürlich spricht man auch in Götting. Gesellschaften über Neuigkeiten (aller Art.) Aber — man will nicht das Edlere hinab ins Niedrige ziehen, sondern erkennt es mit Achtung an, wo man es findet; man schützt die Wahrheit sogar gegen Vielvermögende, auch wenn man früher Vorurtheile dagegen hegte. Was ich an Senff, Tiesirunk und Schüh überrascht und dankbar erfahren habe, ist mir in Göttingen stets begegnet, so oft ein ähnliches Verhältniß eintrat. Man wird mich am schnellsten begreifen, wenn ich sage: Die Götting. Professoren und die Ihrigen stehen größtentheils selbst auf einer hohen Stufe der

Moralität. Die Sitten der Gebildeten sind dort im Ganzen: rein! Es giebt da wirklich noch mehrere: Jazillen, mehrere: Adelheit, die einen zweiten Schulze begeistern könnten. Jene niedrige Ausgelassenheit, mit der Mann, Frau, Jüngling und Mädchen begierig nach sinnlichen Genüssen streben, und sie sich schamlos erlauben, würde man in Göttingen brandmarken. Wollust, Spiel und Trunk trifft man dort selten und gewiß sehr gemildert an; auch fallen sie so widerlich auf, daß einige Familien, die sich eins und das andre erlaubten, schnell in der allgemeinen Achtung sanken, ja: versanken. Wo die Grazien den Schleier der Sittlichkeit verlieren, oder die Begierde ihn wild und roh hinwegreißt; wo man mit wenigen Ausnahmen, von den Angesehensten der Stadt an, bis tief hinab sagen kann, wohl gar sagen muß: Die hält es mit dem, und der mit jener; wo fast die ganze ehrliche Gesellschaft dem geistigen Auge als eine epikureische Heerde erscheint, bei welcher Bachantenlustigkeit das Vergnügen verdrängt; da möchte, ich wenigstens! meinen Sohn nicht bilden. Dies ist
der

der vernünftige Grund, weshalb ich große Selbstaufopferungen nicht achtete, um meinen Sohn in Göttingen studiren zu lassen. Grosse Unreinheit der Sitten und verächtliche Gemeinheit im Sprechen, Schreiben und Handeln stehen einander gewöhnlich ganz nahe, und waren mir von jeher unausstehlich. Wie der Hirt, so die Heerde. Die Studenten in Göttingen betrogen sich, wenn sie nicht von rohen Universitäten her ungewöhnlichen Zuwachs bekamen, als gar feine Leute. An ihnen erkannte man im Ganzen daß sie: lernen wollten, wie man die ersten Aemter im Staate gehörig verwalten, wie man die Nation an Geist und Herz bilden, am Körper heilen und den Uneinigen Recht sprechen solle. Auf die Ueberzeugung hiervon gründete sich meine Erwartung, daß sie vorzügliche Kenntnisse auch in einem Knaben ehren würden. Weit aus die meisten haben es gethan! Herr Voss (in Halle) sagt zwar, seiner Natur nach, schlau und schadenfroh: Die Göttr. Studenten sollen ihn (meinen Sohn) „Wunderbalg“ genannt haben. Aber das ist nur eine menschenfreundliche Verdrehung.

Es sollte heißen: höchst wenige! indeß. das nimmt so ein: Vos (in Halle) so genau nicht! — Ich erinnere ihn deshalb daran, daß es allenthalben räudige Schaafe giebt, und 2) daß grade damals mehrere Universitäten verödet waren, die noch übrigen Studenten derselben also, (namentlich auch von Halle,) nach dem blühenden Göttingen strömten. Da dauert es dann eine Weile, ehe so fremdartige Theile sich: „assimiliren.“ Man will dies in einer gewissen großen Stadt an Lehrern und Lernenden deutlich bemerken! Ich gestehe gern, daß ich trotz einigen, aber höchst wenigen, Unbescheidenheiten gegen mich — nicht gegen meinen Eohn! — (die überdies von den Götting. Professoren verabscheut wurden,) meine Wahl nie bereuet habe, wenn ich gleich — aus Gründen — noch lieber nach Leipzig gegangen wäre. In Göttingen begreift man noch die Worte: „Wann werden doch deutsche Schriftsteller lernen, daß es Pflicht ist, Schriften und Sachen von Personen zu trennen, und die Beurtheilung der ersten mit ruhiger Prüfung niederzuschreiben; daß es aber schlecht ist, und zugleich niedrige Ge-

meinheit verräth, statt bescheidener Wahrheit, hämischen Spott oder erlogene Dofheiten zu sagen. Bis jetzt sprechen zwar viele von attischer Feinheit und römischer Urbanität, gefallen sich aber nur in ädottischer, (sie nennen es: „göttlicher“) Grobheit und in verächtlichen Niederträchtigkeiten.“ Wo Druckschriften wiederholt zeigen, daß man keinen Sinn mehr für diese Wahrheit hat, mag ich nicht wohnen.

Die geistige Thätigkeit meines Sohnes kann ich mit wenig Worten darlegen: Er setzte alles bei mir Angefangene fort und hörte, in meiner Begleitung, Kollegia. Im ersten Halbenjahre nahm ich nur zwei für ihn an. Alte Geschichte bei Heeren, und Naturlehre bei Mayer. Ich ahnete, daß er bei der letzten bald fühlen werde, wie notwendig auch Math. für ihn sei; und wirklich trat, ungeachtet alles Vorbereitens und Wiederholens, der Fall doch schnell ein, wo er, aus Mangel an mathematischen Kenntnissen, im Vortrage etwas nicht verstand. Kengflich sagte er nach der Stunde zu mir: „Das habe ich nicht begriffen! Ich muß Mathematik studiren!“

Dafür war aber schon gesorgt, denn der treffliche Mathematiker, Dr. F. kam noch denselben Abend zu uns, erklärte ihm den schwierigen Punkt, und ging dann zu einem Vorterrichte in der reinen Mathematik über. Mein Sohn und ich werden lebenslang mit Achtung und Dank an diesen wahren Freund denken.

Es ist bekannt, daß alle Professoren äußerst zufrieden mit dem Fleiße und den Fortschritten meines Sohnes waren. Ich werde deshalb hier nur wenige Zeugnisse, z. B. diese ersten, und einige in Betreff schwieriger Vorlesungen mittheilen, ob ich gleich sie alle in der Urschrift besitze.

(Am Ende jeder Vorlesung bat ich seine Lehrer, ihn zu prüfen, und schickte dann die bescheinigten Abschriften ihrer Zeugnisse an die höheren Behörden.)

„Ad Carolum Witte.

Qui puer existit vir parvus, Witte tenelle,

Is vir, grandescens tempore, magnus erit.

Quantus quis fuerit, memor esto: nomine
vero

Dicitur is solus vir, cui virtus inest.

Virtus spectatur rerum vincendo labores;

Virtus, firmata mente petendo metam.

Ergo macte puer! virtutis ad ardua tende!

Praemia carpe manu, quae tibi tendit honos!

Magna quidem pars est plausu transacta viarum;

Major adhuc restat perficienda tibi.

At quid opus stimulis currenti sponte puello?

Currenti porro, gratia diva, fave!

Haec tibi discedens monumenta relinquit
amoris,

Qui rectae rectam iungere te docuit.

Rectè, care puer, semper tibi quaere salutem!

Usque memor recti vive meique! Vale!

Leontius Föglistaller, Pr. St. Galli.

„In meinen Vorlesungen über die alte Geschichte und Geographie ist diesen Winter der junge Hr. R. Witte mein Zuhörer gewesen. Ich bezeuge, daß er dieselben in Gesellschaft seines Herrn Vaters nicht nur mit ganz unausgesetztem Fleiße besucht hat, sondern ich habe auch bei ihm eine feste, aus dem Interesse an dem Gegenstande hervorgehende Aufmerksamkeit und eine für sein Alter seltene Fassungskraft wahrgenommen. Mögen diese

vielversprechenden Anlagen sich im gehörigen Verhältnisse weiter entwickeln.

H. N. L. Heeren.“

„Mit dem größten Vergnügen ertheile ich hierdurch dem Herrn Karl Witte das Zeugniß, daß derselbe nicht nur mit unabgesehtem Eifer und Fleiße meinen Vorlesungen über die Naturlehre beigewohnt, sondern sich auch von allen Lehren dieser Wissenschaft, so weit ich sie in meinen Vorlesungen vorgetragen habe, eine so vollkommene Kenntniß erworben hat, daß ich nach mehrmaligen Prüfungen, welche ich mit ihm vorgenommen, mich vollkommen von den Fähigkeiten überzeugt habe, die dieser hoffnungsvolle Jüngling schon durch so viele andre Proben seiner Geschicklichkeit an den Tag gelegt hat. J. T. Mayer.“

Daß Karl in diesem Winter nicht krank wurde, beweist die große Festigkeit seiner Gesundheit. Statt zwei bis drei Stunden mußte er mit einem Male fünf bis sechs Stunden am Arbeitstische sitzen. Sonst lebte er meistens im Freien, jetzt in der Stube. Nach einer sechs monatlichen Reise, folgten sechs Monate tiefer Ruhe. Zwar ging ich alle

Tage mehrmals mit ihm aus. Aber — der Winter war grade sehr regnigt und stürmisch. Oft mußten wir, um nur herauszukommen, im gräßlichsten Schneetreiben — (Luft)wandeln. Wir waren dann die einzigen auf dem ganzen Walle. „Bringe ich ihn glücklich durch diesen Winter, sagte ich oft, so ist mir vor seiner Gesundheit weiter nicht bange!“ Und Gottlob! es glückte mir.

Kaum traten die Osterferien ein, so ergriffen wir beide den Wanderstab. Dies fiel auf! weil man vorausgesetzt hatte, ich werde die Freizeit nützen, um die gehörten Kollegia mit Karln zu wiederholen, und ihn auf die zu hörenden vorzubereiten; besonders aber den Ober. Schatz, die Bibliothek, recht viel zu besuchen. Unsere Freunde waren so bieder, mir dies aus Herz zu legen, aber auch so verständig, meinen Gegengründen nachzugeben. „Lasse mir daran, mit Karln zu glänzen: so würde ich hier bleiben. Ich mag aber nichts verfrühen. Ich will lieber für seinen Körper, für Erweiterung seiner Ideen und für Erheiterung seines Gemüths sorgen! Er kann ja noch viel lernen!“ Herr Weiskfeld, der als

Com. reg. das ganze Han. Land genau kennt, setzte uns jedesmal den Entwurf zur Reise auf; fügte allenthalben das Nützlichste bei, und empfahl uns seinen — vielen! — Freunden. Nützlicher und angenehmer konnten wir sonst nicht reisen. Ich werde nicht bei jeder Freizeit anführen, daß, und wohin wir wanderten. Genug, wir blieben nie zu Hause, und kehrten jedesmal an Gesundheit, Kraft, Heiterkeit und Lust zum Arbeiten, gestärkt zurück. Dank dem edlen W.! Dank aber auch seinen Freunden, die sich so große Verdienste um Karl erworben! — Wir machten oft sechszig bis achtzig Meilen im Sitzak; wobei Karl freilich etwas mehr hörte, sah, lernte und empfand, als zu Hause möglich gewesen wäre. Da W. den Plan sehr verständig entworfen hatte, so war Oberringen der Mittelpunkt, dessen Umkreis bis zu zehn bis zwölf Meilen hinaus Karl allmählig bis ins Einzelne vollkommen kennen lernte. Der Landwirth machte ihn auf den Ackerbau; der Forstmann auf das Waldwesen; der Berg- und Hüttenmann auf Förderung und Vereitung der Metalle; der Künstler auf seine Erfindung

gen und Verbesserungen; der Gelehrte auf den Zweig des Wissens, welchen er besonders kannte u. s. w. aufmerksam. Dabei lernte er das häusliche Leben aller Stände noch näher kennen, und gewöhnte sich, bei ihnen sämmtlich zu Hause zu sein, wie ihre eignen Kinder es waren. Vielleicht theile ich einmal etwas von jenen lehrreichen und angenehmen Reisen mit! —

Im zweiten halben Jahre hörte Karl bei Schrader Botanik, und reine Mathematik bei Thibaut, dessen Zeugniß hier folgt:

„Herr Karl Witte hat in dem gegenwärtigen halben Jahre an meinen Vorlesungen über die reine Mathematik mit unausgesetztem und müßerhaftem Fleiße Antheil genommen. Da ich ihn nicht ohne die Besorgniß, daß ein zusammenhängender, abstrakter, wissenschaftlicher Vortrag seinem zarten Alter unangemessen sein möchte, unter die Zahl meiner Zuhörer aufgenommen, so ist es mir um desto angenehmer, versichern zu können, daß sein lebhaftes Interesse an allen Theilen der vorgetragenen Wissenschaften, selbst den schwierigsten, sich immer gleich geblieben ist.

Er hat bei der Auflösung der Aufgaben, die in besondern Übungsstunden vorgelegt worden sind, keinem der erwachsenen Zuhörer nachgestanden. Mit der strengsten Wahrheit darf ich also behaupten, daß sich eine ausgezeichnete Anlage zur Mathematik schon jetzt bei ihm hervorgethan habe.

B. J. Thibaut."

Das Pflanzensuchen, Bestimmen und Einlegen schaffte ihm viel Bewegung und Vergnügen. Daneben zeichnete er, lernte Klavierspielen und Tanzen, und trieb mechanische Arbeiten. Alte und neue Sprachen lehrte er bei mir, im philolog. Seminario, (d. h. bei Heyne, Mitschertlich, Wunderlich und Dissen) und bei Herrn Dr. Seebode so lange fort, bis wir Göttingen verließen. Ich erwähne davon also nichts weiter; denn, daß diese genannten Männer mit ihm sehr zufrieden waren, weiß man.

Während dieses Sommers kam der König Hieronymus nach Göttingen und besah unter andern den botanischen Garten. Mein Sohn war nebst den übrigen Botanikern dort. Leiß bemerkte ihn, und machte den König auf

ihn aufmerksam. Dieser verlangte ihn zu sprechen. Merio hob ihn schnell aus dem Gedränge hervor, und stellte ihn (bald darauf auch mich!) beiden Königl. Personen vor. Der König unterhielt sich lange und sehr gnädig mit uns, ermunterte meinen Sohn zu fernerm Fleiße und versicherte ihn, unter der Bedingung, seiner steten und lebhaften Fürsorge. Kaum war dies geschehen, so drückten und führten die ersten Herrn und Damen des Hofes den Knaben, als ob er jetzt ein Anderer wäre. Zwei Generale führten ihn zwischen sich, wie im Triumph, bis der König in den Wagen stieg. Die näheren Umgebungen desselben drangen in mich, jetzt noch zwei tausend oder wenigstens tausend Fr. Zulage zu begehren, weil sie mir nicht entziehen würden. Ich that es aber nicht! denn ich habe während meines ganzen Lebens mich lieber sehr eingeschränkt, als daß ich durch Ditten um Geld oder Aemter beschwerlich geworden wäre. Leist, der es mich zuweilen hart entgelten ließ, daß ich Karlu nicht nach Hiesfeld geschickt hatte, behandelte uns jetzt, als wir ihm für seine Gewogenheit dankten, unbeschreiblich ar-

tig. Wolfradt küßte Karln wiederholt und drückte mir oft und mit Wärme die Hand. Jetzt wußte ich gewiß, daß Morio und seine Freunde recht hatten, zu sagen: C'est le moment, Msr.! — aber — ich wollte dennoch nicht! —

Was vermögen doch die Großen der Erde für zauberartige Veränderungen zu bewirken, wenn sie wollen! — Sie können Talente befördern; Noth mindern; Verläumdungen steuern; die gedrückte Aufkuld erheben; dem bößlich Verfolgten sein Recht und seine Ehre schnell wiedergeben! O, ein göttlicher Beruf!

Im dritten halben Jahre hörte K. angewandte Mathematik bei Thibaut und Naturgeschichte bei Blumenbach. Auch hielt (in diesem Winter, wenn ich nicht irre) Herr v. Eckendorf seine Vorlesungen über Minik u. mit Darstellungen u. verbunden, welche wir ebenfalls besuchten.

Im vierten Chemie bei Stromeyer und (auf Thibauts u. ausdrückliches Verlangen) Analysis u. Sein Zeugniß in Betreff dieser, für einen noch nicht zwölfjährigen Knaben, sehr schweren Wissenschaft, folgt:

„Herr Karl Witte hat in dem Sommerhalbenjahre 1812 meinen Vorlesungen über die Analysis und höhere Geometrie beigewohnt. Ungeachtet der bedeutenden Schwierigkeiten, welche die Zunahme, sowohl an Umfang, als an Tiefe, bei den Untersuchungen in diesen Zweigen der theoretischen Mathematik unvermeidlich mit sich führt, hat er den nämlichen unausgesetzten Fleiß, dieselbe stetige Aufmerksamkeit, wie bei seinem früheren Studium der Elemente, bewiesen; Besondre, mit diesen Vorlesungen verbundene, Examinatoria haben ihm noch außerdem Veranlassung gegeben, die Deutlichkeit, Geläufigkeit, und Gründlichkeit seiner erworbenen Kenntnisse, nebst der Fähigkeit eines geschickten Vortrages, durch wiederholte Proben außer Zweifel zu setzen. D. Fr. Thibaut.“

Im fünften hörte K. bei Mayer über winkelmessende Werkzeuge, bei Stromeyer über die Reagentien und den chem. Aparat, bei Hausmann über mineralog. Terminologie und Systematologie, und bei Thibaut Diff. und Integralrechnung. Hier ist sein Zeugniß:

Daß der junge Herr Karl Witte meinen Vorlesungen über die Differenzial- und Integralrechnung im verflossenen Semester mit unangesehmem Fleiß und lebhaftem Interesse beigewohnt habe, bezeuge ich hierdurch mit Vergnügen. V. J. Thibaut.

(Philologie, Musik, Zeichnen, mechanische Arbeiten und Tanzen gingen fort.)

Während dieses Winters schrieb mein Sohn seine erste Schrift über höhere Mathematik: *Conchoïdis Nicomedae aequatio et indoles. Quas examini submisit et figuris illustravit C. Witte, Lochaviensis, Lit. in alma G. A. Stud.* Die Aufgabe hatte Thibaut gewählt, und selbst den Namen der krummen Linie, die hervorgehen werde, verhehlt, damit Karl nirgend darüber Auskunft suchen könne. Doch, das Werkchen ist ja allgemein höchst liebevoll aufgenommen.

Vielen war das von meinem Sohne zum mechanischen Ziehen der Konchoïde erfundene und gezeichnete Instrument besonders wichtig, weil es seinen Scharfsinn, seine Kenntniß der Mechanik, und seine Darstellungsgabe deutlich bewies. Thibaut versicherte öffentlich, daß

er die Konchoide in seinen Vorlesungen mit Fleiß nicht erwähnt und meinem Sohne bei seiner Arbeit nicht geholfen habe. König Hieronymus nahm das Werk sehr gut auf, und erklärte, so lange mein Sohn Unterstützung bedürfe, werde er sie ihm geben. Zugleich trug mir Wolfradt in des K. Namen an, Karl solle als Lieutenant in die Artillerie treten, u. s. w., seiner Jahre (zwoßf und ein halb) wegen auf der Kriegeschule wohnen zu. jedoch emporgehn, wie die andern. Der König werde ihn als Sohn des Staats ansehen, und für alles sorgen. Hier war schwer auszuweichen, ich wagte es also zum General Alix, dem Direktor der Kriegeschule, selbst zu gehen. Zwar wußte ich schon, daß er Karln gern nähme, aber ich hoffte auf gesunde Vernunft und guten Willen, und fand beides. Er bat uns zum Essen, prüfte meinen Sohn gründlich, und erklärte dann: Karl könne großes Glück machen. Vous avez trouvé les clefs, sagte er zu ihm, à présent vous pouvez entrer partout, où vous voulez. Aber ich wollte kein Kriegesglück. „Er kann ja auch in der Theorie groß werden!“ antwor-

tete ich. Ah, la théorie, verschte er lächelnd; c'est bien elle, qui vous a faite: esclaves. Endlich gab er mir nach, und versprach, es dem Könige auszusprechen. Er hat Wort gehalten. Ich erhielt eine schriftliche Versicherung, daß die Pension fortgesetzt werden solle.

Im sechsten halben Jahre hörte mein Sohn praktische Geometrie bei Thibaut; Theorie des Lichts und der Farben bei Waier; französ. Literatur bei Villers; und Mineralogie bei Hausmann. Sein Zeugniß folgt dem des Dr. Seedorf.

„Herr Karl Witte hat in dem vergangenen Semester meine Vorlesungen über die Historie des Tacitus gehört. Treuer, anhaltender Fleiß, besondere Aufmerksamkeit zeichneten ihn vortheilhaft aus, und sein schon in häufigen, meistens in lateinischer Sprache gehaltenen, Unterredungen und Untersuchungen über Gegenstände der Alterthumswissenschaft, erprobter Scharfsinn lieferte auch in den angestellten Disputirübungen die schönsten Beweise.

Ich kann daher nicht nur bezeugen, daß sein ruhig überlegender Verstand, sein heller Blick

Blick scharf die Gegenstände auffasse, und nach angewandter kurzer Reflexion richtig treffe; sondern auch, daß seine gründliche, nicht erborgte, Gelehrsamkeit auf dem festen Boden des Verstandes ruhe, und sie ihm einen hellleuchtenden Platz unter unsern gelehrteren Mitbürgern verschaffe.

Der strengsten Wahrheit war ich dieses Zeugniß schuldig; und es hat Glauben, da es aus langem Umgange und genauester Kenntniß hervorging. Das öffentliche ruht in meinem *Specimen Nov. Edit. Taciti* pag. XXI. Götting. 1812 und in meiner Ausgabe *Dialog de Orat. Tacit.* pag. 73 und 80. Götting. 1815, worüber schon Rezensionen das gebührende Lob aussprachen.

Dr. G. Seebode, Priv. Doz."

"Daß der junge Herr Karl Witte in dem Sommersemester 1813 meine Vorlesungen über die Mineralogie mit ganz unausgesetztem Fleiße und lobenswerther Aufmerksamkeit besuchte und in den damit verbundenen praktischen Uebungen seine guten Fortschritte bewährt hat, bezeuge ich hierdurch der Wahrheit gemäß.

Dr. J. F. L. Hausmann."

II.

[28]

Als Beweis von K.s glücklicher Lehrgabe und leichtem Vortrage (S. Thibauts Zeugniß. S. 426!) möge hier ein Schreiben des Herrn Kam. R. Frankenberg an mich folgen. Seinem Sohne und einigen andern Studenten hatte Karl (schon in seinem eilften Jahre!) Privatissima gelesen. Die jungen Männer fühlten den Nutzen davon mit Achtung und Liebe, und ihre Eltern waren sehr dankbar. Diejenigen Bücher, welche mein Sohn sich für seinen damaligen Erwerb anschaffte, müssen ihm lebenslang besonders werth sein. Hier ist der Brief:

„Th. Hr. Da mein in Göttingen studirender vierter Sohn, welcher wie Sie wissen, sich für das Geniecorps in Cassel bestimmt hat, sich täglich mehr dem Augenblicke nähert wo er Göttingen verlassen muß, so halte ich es für meine angenehmste Pflicht, Ihnen noch vorher für die Freundschaft den herzlichsten, innigsten Dank zu sagen, daß Sie Ihrem Herrn Sohne erlaubten, den meinigen, im ersten halben Jahre in der reinen Mathematik, im zweiten in der Analysis des Endlichen,

und im dritten in der Analysis des Unendlichen unterrichten zu dürfen.

Mit inniger, herzlichster Freude erfahre ich von sachverständigen Männern, welche vorzüglich gute Fortschritte mein Sohn jenem freundschaftlichen Unterrichte Ihres Herrn Sohnes in seiner Wissenschaft zu danken habe. Unvergessen werden mir jene Unterrichtsstunden sein, welche Ihr Sohn dem meinigen gab, wo ich mich in Person überzeuge, mit welcher Leichtigkeit und Klarheit er die schwierigsten Sätze der Mathematik zu erklären wußte.

Im siebenten halben Jahre hörte K. Staatsengeschichte bei Heeren und wiederholte die alte Geschichte zc. bei ihm.

Schon im vorigen Sommer erklärte mir Thibaut, daß mein Sohn bei ihm nun nichts mehr lernen könne. Früher hatte ich bisweilen gewünscht, daß Karl eins oder das andre mathematische Kollegium wiederhole, aber Th. antwortete stets: Nein! denn ich weis aus öfteren Prüfungen, daß er das Vorgelegene ganz inne hat. Ferner war ich dagegen, daß die mathem. Kollegia, namentlich die höheren, so schnellig sich folgten. Ich machte ernst-

liche Einwendungen, als mein Sohn noch in seinem eilften Jahre die Analysis und höhere Geometrie anzufangen, und als er im zwölften die Diff. und Integralrechnung hören sollte; Th. versicherte dagegen, er habe die Kraft, und hinreichende Lust, dazu, „was aber der Mensch gern thue, werde ihm nicht sauer!“ Nur mit Angst ließ ich beides geschehen, und mit zwei Vorbehalten, 1) daß er wegbleiben könne, wenn es ihm zu sauer werde, und 2) daß er dasselbe Kollegium noch einmal hören dürfe, wenn er es nicht ganz verstanden habe. Th. bewilligte beides, mit dem scherzhaften Zusätze: „Es habe gute Wege damit; n. s. w. und — er befolgt recht. Desto wichtiger war mir sein väterlicher Rath, Gaussen um ein Privatum für meinen Sohn zu bitten, welches aber G. bestimmen müsse. G. kannte Karl schon, prüfte ihn jedoch — auf meine Bitte! — noch einmal sorgfältig, und erklärte mir dann: „Aus Vorträgen, selbst aus einem Privatum, kann er wenig mehr lernen. Dagegen will ich ihm eine Reihe von lat. ital. und franz. Schriftstellern geben, welche die höheren math. Wissenschaften am

scharfsinnigsten behandelt haben. Die mag er für sich lesen!“ Ich zitterte hierbei; denn Karl war so eben dreizehn Jahr alt! Aber, sagte ich endlich, Herr Pr. er wird Vieles nicht verstehen! Er. Vieles? — Nein! Einiges? — Nun dann bin ich ja da! Uebrigens wird er so oft nicht fragen.

Auch Gaus hat recht behalten. Mein Sohn verstand ziemlich alles, den Eagnoli ganz. Die wenigen (ich glaube: drei) Stellen, welche in: Poisson's höherer Mechanik (2 B. gr. 8.) ihm undeutlich waren, fand Gaus wichtig genug, sie ihm schriftlich zu erklären. Auch dieser große Gelehrte hat sich also meines Sohnes liebevoll angenommen.

Ungeachtet Karl nun nichts mehr bei Th. hörte, verlor dieser ihn dennoch nicht aus dem Auge. „Lassen Sie ihn jetzt arbeiten, was er will, sprach er einst zu mir! Ich bin neugierig, worauf er fallen wird!“ Nun offenbarte ich ihm, daß mein Sohn eine: ebne Trigonometrie schreibe, doch solle es noch geheim bleiben, weil er nicht wisse, ob Zeit und Umstände ihm die Vollendung des Werkchens gestatten würden. Th. freute sich sehr dar-

über, und sagte: „Lassen Sie ihn nur gewähren!“ Als sie fertig war, ließ er sie, billigte das Ganze, und tadelte einiges, was Karl dankbar zu verbessern bemüht war. Die vielleicht hat mein Sohn mit solcher Freudigkeit, Kraft und Ausdauer gearbeitet, als an dieser Selbstaufgabe. Sie kam, (acht Bogen Median stark) in 5 bei Herold heraus, als wir schon in Heidelberg wohnten. Zu meinem Ersäunen fand ich sehr bald eine Rezension darüber von Th., welche diesen Mann in durchaus entgegengesetzter Gesinnung gegen ehemals zeigte. Statt: Liebe, waltete Haß! statt: freundlicher Zurechtweisung, harter Nachspruch! statt: menschenfreundlicher Rücksicht auf die Jugend des Verfassers, (dreizehn und ein halbes Jahr, die aber Th. absichtlich: „gegen sechszehn“ nannte) bitteres, ich möchte sagen: beißendes Niederdrücken! statt: Darstellung des klaren Sinnes, bößliche Verdrehung desselben darin. Zu dem allen kam, daß Eichhorn mir auf meine Nachfrage, wie in die G. G. A. sich so etwas verirrt habe, meldete: Herr Th habe verlangt, meines Sohnes Werk zu rezensiren. Das als

les war nicht in seinem, sondern im Geiste, ja ich möchte sagen: im Auftrage seines Heil. Bruders, dessen Streben beständig dahin ging, meines Sohnes Leistungen und besonders meine Bemühungen um denselben zum Alltäglichen hinab zu drücken. Der Vater hatte oft sonst gegen mich behauptet: Karl müsse Staatsmann werden. Man habe noch keinen Begriff davon, was so ein Mensch, dessen Anlagen groß, vielfach ausgebildet, und bis zu einem seltenen Grade gesteigert seien; der sich so mannigfaltige und zugleich tiefe Kenntnisse erworben habe, leisten könne! Wer so wie er, sagte er einst, Mathematik, Physik, Chemie u. studirt hat, wird — mit einer — Geisteskraft wirken, wovon man noch keinen Begriff hat. Denn wo giebt es Staatsmänner der Art? — Dieser nämliche Mann suchte jetzt seinen dankbarsten, ihm ehrfurchts- und liebevoll zugethanen Schüler (Liebling, dürfte ich sagen,) öffentlich als anmaßend zu beschämen, ungeachtet er stets versichert hatte: seine seltene Bescheidenheit sei seine höchste Tugend! — Er that dies, der selbst gewünscht hatte, daß mein Sohn — ganz ungewöhnlich

— vor dem Könige zc. in Kassel öffentlich von ihm über Mathematik geprüft werde! — Auch seine Wissenschaft konnte ihn wohl nicht gelei- tet haben; denn Herr von Lindenau schrieb mir mit Achtung, und Pfaff (in der Hall. A. L. Zeit.) urtheilte sehr günstig über dieselbe Schrift. Mit eigenen (früheren) Worten versichert Pf. daß sie des Verfassers ausgezeichnete Anlage zur Math. darlege, ein lebens- werther Beweis seines Fleißes, und seines, auch für diese Gegenstände offenen, Fassungs- vermögens sei; daß er den akademischen Un- terricht (so früh er ihm auch zu Theil gewor- den,) mit beharrlichem Eifer und gutem Er- folge benutzt habe; endlich, daß sie als eine ihm in Rücksicht seiner Fähigkeit und erwor- benen Kenntnisse zur Empfehlung reichende Probechrift gelten könne " Th. hat durch sein Urtheilen uns beiden zwar sehr ge- schadet, wir werden aber seine frühere Liebe doch nie vergessen.

Inzwischen war die Schlacht bei Leipzig geschlagen; die Verbündeten kamen nach Göt- tingen, und Jedermann sollte jetzt dahin zu- rückgehen, woher er gekommen war. Th. er-

wähne daher noch des Wohlwollens der Präsesken Franz und Dellus, ihrer Sekretaire, und des Generalzahlmeisters (Seelhorst) dankbar. Der Gen. Sekret. des M. Wolfradt, Prof. Hasselt, den man früher heftig gegen mich eingenommen hatte, wurde bald sehr freundlich gesinnt, und that alles, um mir Sorgen zu ersparen. Seelhorst nahm die Pension noch an dem Tage aus dem Schatze, als die Russen Kassel beschossen. Einige Wochen später empfing ich mit ihr den letzten noch rückständigen Groschen. Eine Menge hoher Preussischer Offiziere ermunterten mich, an des Königs Maj. mich zu wenden. Ich wagte es aber nicht, weil der König in einem schweren Kriege begriffen war. Endlich entschloß ich mich dazu, denn Herr General von Krusemark versprach, mein Schreiben an Se. Maj. sicher zu besorgen, und zu empfehlen.

Ein Präf. Sekretair, dem ich für seine viele mir bewiesene Güte dankte, drang in mich, die Hannöv. Kommission zu besuchen, ihr mein Verhältniß zu erzählen, und um Rath zu bitten. Ich folgte ihm, und bekam den Auftrag, das Ganze aufzusehen. Es

wurde nach Hannover geschickt, und in sechs Tagen schon erhielt ich eine Anweisung auf das nächste Vierteljahrgeld. Da in der Kasse noch kein Vorrath war, zahlte es Herr Westfeld vorläufig aus. Etwas später machte Graf Fr. v. Kalkreuth sich sehr verdient um uns, weil er in dem umgeschaffenen Hannover von mir und meinem Sohne mit Wärme sprach.

Von Dresden aus schrieb mir ein sehr wichtiger Mann: „Der gelehrte Mathem. v. Prasse in Leipzig ist todt. Sein Nachfolger kann nun zwar Ihr Sohn nicht werden; als kein er sollte sich doch dort habilitiren; denn ob des Wanders und der That selbst bekäme er wohl Beifall und Unterstützung.“ So lange ich nicht wußte, wie es mit uns werden möchte, war ich, — aus Noth! — geneigt dazu; sobald ich aber hoffen durfte, ohne das Leben zu können, achtete ich, wie immer! das blendende Licht, welches dadurch auf meinen Sohn und mich gefallen sein würde, für gering; weil ich fürchtete, er werde sich — dreizehn und ein halbes Jahr alt! — zu tief in die Mathematik hinein arbeiten,

wobei dann seine vielseitige Bildung, vielleicht sogar seine Geisteskraft, gelitten hätte. Gütte sein Herz wäre mir, wenn ich bei ihm blieb, weniger bange gewesen. — Sobald aber die Worte Sr. Maj. einliefen: „Ich finde mich geneigt, das ausgezeichnete Genie Ihres Sohnes auf eine angemessene Art zu unterstützen, und ich habe den G. Et. A. v. Schumann beauftragt, Mir deshalb u. so ließ ich jede andere Aussicht fahren. Bald darauf wurde mir die Pension noch auf vier Jahre gewährt, mit dem gnädigen Zusätze: sie verzehren zu können, wo ich es meines Sohnes wegen zweckmäßig fände. Um indeß das Rückständige für die bisherigen sieben Monate zu erhalten, mußten wir zunächst nach Braunschweig, und wurden dem Herzog vorgestellt, ungeachtet er in der Abreise begriffen war. Er sprach uns lange und gnädig; besonders schärfte er meinem Sohne ein, er müsse zuletzt nach England gehen, wo er ihn an seine Vettern dringend empfehlen wolle, damit er alles Merkwürdige durch sie kennen lerne. Der Theil des Geldes, der auf Braunschweig fiel, wurde mir noch denselben Tag ausbezahlt

In Hannover war man ebenfalls geneigt dazu, verlangte aber — mit Recht! — einen Beweis der Kenntnisse meines Sohnes. Dieser hatte kürzlich den Primanern in Salzwe: del einen freien Vortrag über Mathematik gehalten, welcher von den ausgezeichnetsten Männern daselbst mit großem Beifall angehört war. Er erböt sich auch hier zu etwas Aehnlichem, nur bat er um die Themata. Sie wurden ihm gegeben. 1) aus der Algebra, 2) Geometrie, 3) Anal. Finit., 4) anal. Trigonometrie, 5) Differ. Rechnung, 6) Integ. Rechnung. Am dritten Mai 1814 hielt er sie im großen Auditorio des Gymnasiums. Die ersten Gelehrten der Stadt waren gegenwärtig. Sie wußten, daß mein Sohn die Themata erst am Tage zuvor erhalten, und bis spät Abends in Gesellschaft gewesen war. Er sprach völlig frei und doch so bündig, leicht, und zugleich in gewähltem Deutsch, daß mehrere Zuhörer hinter das Katheder traten, weil es ihnen unmöglich schien, daß er so sprechen könne, ohne es abzuweisen. Lächelnd fanden sie sich getauſcht. Mein Sohn aber ging, so bald er ihre Muthmaßung merkte

vom Ratheder hinunter, und trug an der Tafel vor, von Zeit zu Zeit nur den Zettel nehmend, um das folgende Thema abzulesen. Der Beifall war allgemein und enthusiastisch! (Von Salzwedel und Hannover erschienen öffentliche Anzeigen. Die Regierung wies theilnehmend noch etwas mehr an, als uns zukam. Der Herzog von Cambridge versicherte uns persönlich seiner Gnade und Empfehlung, wenn mein Sohn nach England gehen werde.

Auch Hessen bezahlte alles, was ich billiger Weise verlangen konnte; ja der Kurfürst ließ, wie der Herzog von Braunschweig, mich selbst bestimmen, wie viel mir zukomme. Wir wurden mehrmals an den Hof gezogen, und mit Gnade überhäuft.

Die edle Frau Kurfürstin freute sich mütterlich, uns in Kassel bei sich zu sehen. Allen Personen, die mir bei diesen drei sehr schwierigen Forderungen die Hand geboten haben, sage ich hierdurch noch einmal den innigsten Dank. Daß nur Gottes Hülfe und ihre Mitwirkung meine Absicht so schnell und ehrenvoll förderten, erhellet daraus, daß wahre Freunde mir an allen drei Orten sagten: „Es ist

kein Geld da, und — Sie dürfen nichts fordern, was auf Westphalen Bezug hat, ohne hart zurückgewiesen zu werden.“ Ich that es aber doch, weil ich kein anderes Recht hatte, und die Hulo aller Fürstlichen Personen in D. H. und K. hat mich und sie gerechtfertigt.

Auch im achten halben Jahre lehrte mein Sohn die höhere Math. Philologie n. s. w. fort, hörte Logik zc. bei Schulze und analytische Chemie bei Stromeyer. Hier ist dessen Zeugniß.

„Mit Vergnügen bezeuge ich hierdurch, daß Herr Karl Witte in diesem Sommerhalbjahre nicht nur meine Vorlesungen über die analytische Chemie und die damit verbundenen praktischen Übungsstunden im Laboratorium mit eben dem rühmlichen Fleiß und Eifer, wie früherhin meine Vorlesungen über die theoretische Chemie besucht, sondern mir auch vielfältige Beweise seiner in der Chemie sich bereits erworbenen guten Kenntnisse durch die gute Ausführung der ihm in dem erwähnten Kollegio anvertrauten chemischen Operationen und Analysen, so wie auch durch die

Ausarbeitung der ihm zur Untersuchung mit zu Hause gegebenen chemischen Gegenstände gegeben hat. Dr. Fr. Stromeyer."

Während dieses halben Jahres überlegten wir, wie mein Sohn weiter studiren solle. Hätte ich die Absicht gehabt, ihn schnell recht berühmt zu machen, so müßte ich ihn in der Math. Physik, Chemie und Naturgeschichte, besonders auch Mineralogie, fortarbeiten lassen, denn in allen diesen Wissenschaften war er sehr (und gleich) weit! Ich zog aber das spätere — Aeltele vor; deshalb besorgte ich, ein so tiefes Forschen sei nicht für sein zarttes Alter. Auf diesem Wege mußte er ferner Professor &c. werden, und das war grade nicht mein Wunsch. Ich beschloß daher, er solle noch andre, bisher unbaut gebliebene Felder seines Geistes urbar machen, und dann im achtzehnten Jahre selbst wählen, was künftighin sein Hauptfach sein solle. Deshalb schlug ich ihm Camerallia vor, wo er dann mit den „Rechten“ anfangen mußte. Seine früheren Studien hatten ihn trefflich auf Camerallia vorbereitet. Man billigte deshalb meinen Plan allgemein; nur Thibaut, der früher ei-

ne solche Idee in mir erregt hatte, bedauerte jetzt, daß seine Wissenschaft meinen Sohn verlieren solle. Er kann zu ihr zurück, lehren, antwortete ich, denn er ist noch sehr jung! Gefallen ihm die: „Rechte“ nicht, so geschieht es gewiß.

Auf einer Reise nach Wehlar hatten sich in Gießen mehrere Mitglieder der philos. Fakultät viel und tief eingehend mit meinem Sohne unterhalten: Dann wurden wir von dem zeitigen Decan, dem bekannten Professor Schaumann, zu Tische gebeten, wo wir eine ausgesuchte Gesellschaft fanden. Uplötzlich erhoben Alle die Gläser, tranken meines Sohnes Gesundheit, nannten ihn: Doctor noster! und der Decan überreichte ihm folgendes Schreiben mit herzlichster Umarmung. (Jeder Anwesende weinte Freudenthränen.)

„I. H. Fr. Carolo Witte, Doctori nostro!

Mein geliebter junger Freund!

Was Sie sind, habe ich, mit dem Publikum, schon lange gewußt. Aber wie Sie sind, was Sie schon geworden, das habe ich erst in diesen Tagen, den glücklichen, anschaulich erkannt. Erkannt — und mich inniglich

ge-

gefrent! Gott hat die seltenen Bemühungen Ihres würdigen Vaters gesegnet. Er ist ein Vater, der Freude hat an seinem Kinde!

Meine achtungswürdigen Kollegen und ich, theilen diese Vaterfreude. Wir wünschen Sie, mein Theurer! und in Ihnen den Vater, öffentlich zu ehren.

Ich zeige Ihnen daher offiziell an, daß die philosophische Fakultät Ihnen gestern per unanimia die Würde eines Doktors der Philosophie dekretirt hat, und ich Ihnen das Diplom darüber, sobald es abgedruckt ist, übersenden werde.

Es macht mir ein seltenes Vergnügen, Ihnen zuerst das *Salve, Doctor noster!* sagen zu können *Salve, salve, Doctor carissime! consta Tibi! Vale! saveque Tuo Schaumanno, Philos. ord. p. t. Decano.*

Hier sind die ausgezeichneten Worte des Diploms: *Viro juveni, hodie jam celebratissimo, I. H. Fr. Carolo Witte, Lochavienensi, aetate juvenili, eruditione virili, modestia amabili, ut cum filii simul patris, — cui is omnia debet! — nomen celebratur, summos Doctoris Philos. honores etc. honoris*
II. [29]

causa etc. d. X. April, 1814 etc. (Dem Jünglinge, der schon Mann, und sehr berühmt ist, J. H. Fr. Karl Witte, von Leckau, der in zartem Alter mit liebenswürdiger Bescheidenheit männliche Gelehrsamkeit verbindet, ertheilt, um mit dem Sohne zugleich den Vater, — welchem der Sohn alles verdankt! — zu verherrlichen, den Grad, die Rechte etc. eines Doktors der Philos. zur Ehre unsrer Universität etc. d. 10. April 1814.)

In Marburg freuten sich Ullmann der ältere und seine Kollegen sehr über diesen Vorgang. Ullmann versicherte, wenn es nicht schon in Gießen geschehen wäre, so würde die Universität Marburg es gethan haben.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Aufenthalt in Heidelberg.

Michaells 1814, (mein Sohn war vierzehn Jahr alt!) verließen wir Göttingen, um nach Heidelberg zu ziehen. Diesen Ort wählte ich, 1) seiner reizenden Lage und heiteren Lebensweise wegen, denn mein Sohn sollte

nicht wieder so viel arbeiten, als in Göttingen. 2) Der Entfernung wegen. Die Reise hin und zurück, und die dortige Umgegend machte ihn mit andern Orten, Gewohnheiten etc. bekannt, vermehrte also seine Einsichten und Erfahrungen. 3) Die Juristenfakultät war dort vorzüglich gut besetzt. 4) Von da war ich nahe an der Schweiz, konnte leicht nach Holland kommen, und wohnte merklich näher an Strasburg und Paris. In den nächsten drei Freizeiten sollten aber diese drei großen Reisen gemacht werden.

In Allendorf nahmen wir von dem würdigen und uns sehr wohlwollenden Direktor Schaub dankbar Abschied.

In Hanau lernten wir den G. N. Leonhard, Sekr. der Wett. gel. Ges. und durch ihn, die Direktoren und den zweiten Sekr. kennen. Alle unterhielten sich oft und mannigfaltig mit meinem Sohne, beschenkten ihn mit seltenen Fossilien, und sandten ihm bald darauf das Diplom als korr. Mitglied mit folgendem Schreiben des G. N. Leonhard:

„Indem ich Ihnen, m. l. j. F.! in der Anlage den Beweis übersende, daß die Wett.

ter. Ges. f. d. ges. Naturkunde Ihre seltenen Talente und Ihren ruhmwürdigen Eifer zu erkennen gewußt hat, bringe ich Ihnen zu gleich meinen aufrichtigen und herzlichsten Glückwunsch dar. Fahren Sie rastlos fort in Ihrem schönen Streben und halten Sie sich meiner innigen Liebe und Freundschaft versichert!
Leonhard."

In Heid. beglückte uns Herr H. R. Thibaut eine volle Stunde lang, daß wir wieder nach Göttingen zurückreisen mußten, weil das jus meinem Sohne nicht zusagen könne, da er in der Mathem. Physik etc. so ausgezeichnet sei. Ich mußte ihm endlich zu erkennen geben, daß das unsre Sache wäre, eher erhielten wir die Erlaubniß, daß Karl seine Vorlesungen besuchen dürfe, nicht. Unglücklicher Weise laß er grade nicht Institutionen, sondern Pandekten. Indeß mein Sohn wagte sich daran, hörte auf Th. Rath bei Erb zugleich die Instit. und studirte sie, als dieser sehr krank wurde, für sich allein. Zu meinem Erstaunen wiederholte Th. selbst im Kollegio! noch oft, „daß für ein junges, mit den herrl. Naturwissenschaften innig befreundetes We-

sen, die Jurisprudenz viel zu trocken sei etc.“ Dies mußte sie Karl zu fast verleidern. Ich sprach daher mit Th. Freunden. Diese antworteten: „Daran müssen Sie sich nicht kehren! — Was er will, das will er! — Wenn Ihr Sohn nur durchdringt!“

Ich erinnere hierbei, wie heilsam es war, daß ich Karl gewöhnt hatte, nicht bloß in bestimmten Stunden das Festgesetzte zu studiren, (man mißbilligte es früher fast allgemein!) sondern auch gern und mit Kraft alles zu ergreifen, was, nach vernünftiger Ueberlegung, als zweckmäßig beschlossen war. Ohne eine solche Gewöhnung hätte Th. mich doch gezwungen, nach Göt. zurückzukehren. Jetzt sah er sich gezwungen, Karl zu schätzen, und folgendes Zeugniß auszusprechen, nachdem er ihn, auf meine Bitte, mehrmals und — streng! geprüft hatte:

„Daß der Dr. d. Philos. Herr L. H. Fr. Karl Witte in diesem Winter meinen, täglich drei Stunden gehaltenen, Vorlesungen über die Pandekten ununterbrochen mit dem ausgezeichnetsten Fleiße und müßerhaftester Auf-

merksamkeit beigezogen hat, bezeuge ich mit
vielen Vergnügen hierdurch.

A. F. J. Thibaut."

Erb's Worte sind: „Ich bezeuge, daß Herr
Karl Witte d. j. Dr. d. Pb. welchen ich die
Ehre hatte, in meinen Vorlesungen über In-
stit. d. r. Rechts unter meinen Zuhörern zu
haben, an diesen auf eine dem rühmlichen Lo-
be, welches seinen seltenen Talenten und sei-
nem ausgezeichneten Fleiße allgemein und
einstimmig ertheilt wird, vollkommen entspre-
chende Weise Theil genommen hat; bis er
sich durch die Unirrbrechungen, welche mein
Gesundheitszustand in den Vorlesungen ver-
anlaßte, genöthigt sah, mit demselben Eifer!
das Studium der Instit. privatim fortzuset-
zen.

K. A. Erb."

Die Reise nach Paris war zwar fest be-
stimmt, auch Geld, Paß, Wagen, Kleider,
Gefährten u. besorgt. Aber Napoleon ent-
wich aus Elba; wir mußten also in H.
bleiben. Indes machten wir eine herrliche
Reise im Odenwald bis an den Main, und
kehrten über Darmstadt auf der Bergstraße
zurück. Von einer Familie der andern zuge-

fährt, genossen wir unendlich viel Vergnügen, und mein Sohn gewann sehr dadurch für Körper und Geist.

Im zweiten halben Jahre hörte er Geschichte, Instit. und Hermeneutik d. r. Rechts bei Th. und deutsches Staatsrecht bei Zachariae. Beide waren vorzüglich mit ihm zufrieden.

Während dieses Sommers trat eine große Versuchung für uns alle drei ein. Die beiden Kaiser waren in Heidelberg und würdigten uns ihrer Aufmerksamkeit. Das Gleiche thaten ihre nächsten Umgebungen. Einer der Monarchen bot mir durch den jetzigen General v. D. an, meinen Sohn in seine Suite nehmen zu wollen. Ich erschaunte! und wir überlegten es lange. Endlich offenbarte ich es einem vertrauten Freunde, aber dieser stimmte mit uns (Eltern) ein, es dankbar abzulehnen, — so sehr auch die hohe Gnade, und das, blendende! Glück zu würdigen sei.

In dieser Freizeit konnten wir wieder nicht (nach der Schweiz) reisen, denn es regnete täglich. Nur kleine Gänge um H. herum waren ausführbar.

Im dritten halben Jahre hörte mein Sohn kathol. und prot. Kirchenrecht bei Zachariae; deutsches Krim. Recht, und Theorie des Krim. Processes bei Martin; ferner das Germanicum, Lehn- und Handelsrecht, wie auch ein Examinatorium über die Pandekten, bei Cropp. Die Zeugnisse sind alle vorzüglich. Das von Cropp schließt sich mit den Worten: „In beiden Collegien hat er den musterhaftesten Fleiß an den Tag gelegt; auch mich im Examinatorio, und durch eigne Ausarbeitungen von seinem lebenswerthen Privatfleiß und seinem Durchdenken der Rechtsmaterien überzeugt.“

Diese Zeit hatte ich für Holland bestimmt, aber die Lage der Dinge war nicht dazu geeignet. Wir begnügten uns also mit kleineren Reisen.

Im vierten halben Jahre hörte K. Diplomatie bei Gatterer. Hier der Schluß seines Zeugnisses: „mit dem größten Eifer und der ununterbrochensten Aufmerksamkeit; auch hat er sich besonders durch sein musterhaftes männliches Betragen meine vollkommenste Hochachtung und Freundschaft erworben.“

2) Disputationen über röm. Recht bei Balch. Die letzten Worte seines Zeugnisses sind: „und mir dabel viele Beweise gegeben von seinen vorzüglichen Talenten und Kenntnissen, insonderheit von dem großen Eifer, mit welchem er sein Studium treibt.“

3) Bei Geneler Theorie des gem. deutschen Zivilprocesses, und das Proceß:practicum. Sein Urtheil endet: „mit größtem Fleiße besucht und den eifrigsten Antheil genommen; im Practico auch den Besitz ausgezeichneter Rechtskenntnisse erprobt.“

4) Bei Cropp ein lateinisches Disputatorium über deutsches Recht. Hier ist sein Zeugniß: „hat bei mir ein Disputatorium in lateinischer Sprache über Gegenstände des deutschen Rechtes gehabt, und sich in demselben durch die Richtigkeit und Schärfe, mit welchen er seinen Gegenstand auffaßte, und die Gründe für oder wider eine Meinung abwog, so wie durch die Gründlichkeit und Leichtigkeit, mit welchen er die ihm gemachten Einwendungen widerlegte; äußerst vorthellhaft ausgezeichnet.

Fr. Cropp. Pr. d. R.

Meines Sohnes Unversitätsstudien sind nun — und ich hoffe: zu seiner Ehre! — beendet. Ich könnte die Herrn Eberhard, Vogt, Merkel und ihre Stipperschaft wohl nicht besser an den Pranger stellen, als wenn ich ihr Geschreibsel hier wörtlich folgen ließe. Aber — dazu ist mir mein Buch zu rein! — Ich begnüge vielmehr jede Zeile, die sie veranlassen.

Allgemein hat man uns in und um Heide, mit unschätzbarer Güte behandelt. Auch hier besuchten wir Niemand zuerst; und waren doch bald mit den Edelsten und Besten freundschaftlich, ja vertraulich! verbunden. Jede Stunde, die wir den Geschäften, oder dem Naturgenuß entziehen wollten, verlebten wir in feinen und schönen Kreisen. Da ich in H. und in der Umgegend, (wie früher in und um Göttingen,) oft predigte; so trug dies ebenfalls zur Erweiterung unserer Bekanntschaften bei. Mehrere Male wurden mir Pfarren angetragen, die ich — nur meines Sohnes wegen! — ausschlug. Die anlockendste war die reformirte Predigerstelle in B., wo ich oft das Amt versehen hatte. Ich nenne keine Familie, der wir Verbindlichkei-

ten schuldig sind, um nicht ganze Reihen von Namen hinzuschreiben. Aber — unsre dortigen theuren Freunde und Freundinnen wissen, daß das Gesagte auf sie und die Ihrigen geht. Nehmen Sie alle unsern herzlichsten Dank freundlich an!

Mein Sohn wurde unterdessen sechzehn Jahr alt, und war stets kerngesund. Schon in Gttr. hatte er ein hübsches Mädchen lieber gesehen, als andre. Hier fühlte er die ersten Pulse des Jünglingsblutes, und war daher bisweilen verlegen in Gesellschaft junger Mädchen. W. M. in Wa., älter als er, hatte ihn gesehen, liebgewonnen, und — zu fesseln gewußt. Der Apotheker B. in Wie. bot ihr (aus Eigennuth!) die Hand dazu. Beide unterhielten einen heimlichen Briefwechsel mit Karl. Die Briefe gingen durch einige vertraute Studenten, deren einer den Verliebten, unter dem Vorwande des Spazierens, öfters nach W. fuhr.

Thib. hatte Karls Erziehung oft und bitter getadelt, mir folglich bei diesem selbst, noch mehr aber bei dessen jungen Frauen großen Schaden gethan. Nach ihm war K. mir nichts

weniger als Dank schuldig; er mußte vielmehr gegen meine (und zwar nach Herrn Th.) Vorschriften handeln, wenn noch etwas Erträgliches aus ihm werden sollte. *) Wann wird doch eine solche gelehrte Zudringlichkeit endlich die goldene Regel bedenken: Was deines Amtes nicht ist, davon laß deinen Vorwitz! — Wann wird sie den ungeheuren Schaden einschen, den sie stifet, ja stiften will, um nur — ihren Eigenwillen durchzuführen. Die Folge wird darlegen, daß sie selbst bei den wichtigsten Vorfällen im Leben des sich angemessenen Jünglings, nicht davor zurückbebt, ihm heimlich ein Bein unterzuschlagen; um nur hinterher sagen zu können: „Sehen Sie wohl? Ich rieth Ihnen ab! Nun haben Sie es! —“ Der nicht zu berechnende Nachtheil, der daraus entsteht, lähmte solche Menschen nicht; denn — sie selbst sehen zu-

*) In Berlin nannte man kürzlich etwas Aehnliches: ein Verbrechen; und — man hatte recht! wenn die Beschuldigung wahr ist. Ich habe sie nie geglaubt; denn es wäre abscheulich!

nächst nur: sich; dann wieder: sich! und kaum dann erst: andre! Wer selbst Kinder hat, bedenke doch! Was Du nicht willst, daß Dir die Leute so.

Wahrscheinlich wäre, ohne dergleichen feindliche Einwirkungen, mein Sohn gegen mich oder seine Mutter stets offenerzig geblieben, jene Studenten hätten ihm wohl nicht die Hand geboten, und D. M. allein hätte wenig über ihn vermocht; aber — Th. Schüler glaubten, etwas Gutes zu thun, wenn sie ihn für die Idee: „es werde ein verkehrtes Wesen mit ihm getrieben:“ bearbeiteten. Das natürlichste für den sechzehnjährigen Jüngling war also wohl, zunächst im Betreff der Liebe, seinen eignen Gang zu gehen. Dazu halfen dann jene Briefe kräftig. D. M. schrieb von Zärtlichkeit und ewiger Treue, vom Heirathen u. s. w. Herr D. veranstaltete Zusammenkünfte so, aber — immer nur für kostbare Mineralien; mit der Drohung, sonst werde er mir alles melden. Ich aber ward meinem Sohne von allen Erwähnten als ein Satan geschildert. Die augenblickliche Ver-

wirung des guten Karls ist also wohl begreiflich.

So etwas war jedoch zu sehr gegen seine Natur und bisherige Sitte. Er wurde daher misguthig, und so ganz verändert, daß wir Alles durfschaute, ehe wir noch das Geringste wußten. Ich beschleunigte mein Weggehen um fast vier Wochen, und beschloß, Karl durch die herrliche Rheinreise zu erheitern. Beim Einpacken fand Luise jene Briefe, und nun war alles schrecklich klar! — Wir schwiegen, bis wir in K. bei Verwandten waren, welche uns und unsern Sohn herzlich liebten. Mit ihnen vereint eröffneten wir Karl alles, — und hatten nun schnell unsern guten, lieben, verständigen Sohn wieder. Er selbst schrieb, höchst schonend! aber, ruhig fest! an D. M. und bat sie, ihre Liebe in Freundschaft zu verwandeln. Bald darauf führte uns das Schicksal mit einem lebenswürdigen Mädchen Fr. v. L. zusammen. Sie vollendete meines Sohnes Heilung, wie seine Gedichte, und D. M. vergebliches Wiederaufknüpfen, beweisen.

Der Folge wegen führe ich hier an, daß mein Sohn mehrere Heid. Prof. (Cropp,

Gatterer, Balch oder Zacharia) schon damals darauf aufmerksam gemacht hat, daß in Verona diejenigen alten Handschriften u. dgl. liegen, welche Niebuhr acht Monate später von uns gefaßt fand. Zu mir hatte er längst und oft gesagt: „Ach, I. W. können wir nicht nach Verona reisen? Da liegen Schätze, die ich gern heben möchte!“ Aber das waren nicht bloß Vermuthungen, sondern er bewies sie auch, wie jene Männer wissen. Er wußte, was er wollte, ehe er daran ging. Der Zufall hatte keinen Antheil daran.

Zu den Wenigen, welche bedauerten, daß mein Sohn Camerata studire, gehörte auch der N. K. G. L. Graf Lieven, ein sehr edler Mann. „Ihr Sohn wird, sagte er, die Jurisprudenz (wie alles bisher!) mit seltener Kraft ergreifen, und — dann vielleicht dabei bleiben. Das wäre aber schade! wegen sein himmlischen Gemüths!“

Ich bekenne gern, daß ich dem Herrn H. N. Thib. viel Dank schuldig bin, weil er in mehrerer Hinsicht gütig an meinem Sohn gehandelt hat. Aber gern wollte ich ihm alle, uns aufgelegte Verbindlichkeiten, mit Zins

auf Zins bezahlen, wenn ich manche seiner Reden zc. ungeschehen machen könnte. Ich meine hier nicht, daß er mich in allerlei Wendungen versicherte: „Karl sei eine ganz gewöhnliche Erscheinung!“ zc. denn es bedurfte keines hellen Geistes, um seine Absicht dabei zu durchschauen. Hatte ich doch die grade entgegengesetzten Urtheile der größten Männer aus fast allen Töchtern über K. und meine Erziehungsweise in Händen. Aber — die üblen Eindrücke auf Karls Gemüth; Th.s — leider nur zu oft gelingende! — Bemühungen, uns beide hinabzudrücken. Die Durchführung seines Plans, meinen Sohn nicht emporkommen zu lassen; der viele Aerger und Gram, und die noch böseren Folgen; die Gelegenheit, die Th. einem Hinterlistigen gab, sich bei seinen Verfolgungen einen frömmelnden Anstrich zu geben! — Das, das, das! möchte ich wegkaufen können, so wäre unsäglich viel Schlechtes weniger geschehen. Wahrscheinlich wäre dann mancher der vielen hässlichen zc. Angriffe auf meinen Sohn in den öffentlichen Blättern nicht erschienen; jetzt sandte man, um Schändlichkeiten zu beschönigen, die:

diese giftigen Pfeile nach allen Seiten hin; denn so hoffte man meinen Sohn gewisser zu verwunden, wenn nicht moralisch zu morden.

Seine schönsten Eigenschaften, seine ausgezeichnetsten Geisteskräfte, seine trefflichsten Erzeugnisse sind — teuflisch folgererecht! — verlästert worden, und — werden es noch heute. Sicher wird man nicht eher damit aufhören, als bis er todt, oder zertreten ist, oder — so steht, daß seine Gegner ihm nichts mehr anhaben können.

Thib. blieb sich stets gleich. Zuerst sagte er: Das Jus müsse meinen Sohn anerkennen! Dann: er studire es viel zu tief! (Wirklich mußte ich deshalb mehrmals mit ihm schelten!) und endlich, er dürfe nicht Dr. juris werden, wenn er gleich nach Th. eigener Versicherung — die dazu nöthigen Kenntnisse doppelt besitze. Ob er auch in Göttr. und Berlin gegen uns gewirkt hat? — Mein Sohn wurde in H. von Prof. und Studenten gleich sehr geachtet und geliebt. In Rücksicht seiner Lehrer beweisen es die Zeugnisse. — Bald also fragte man mich: Wird Ihr Sohn nicht promoviren? — und wunderte sich sehr als ich:

II.

[30]

Nein! antwortete, weil meine Hauptabsicht noch immer auf Cameralia ging. Indes die Gründe jener Männer waren entscheidend. Ich gab daher nach: fragte aber sämtliche Jurist. Prof. aufs Gewissen nach ihrer Meinung. Alle versicherten: er werde im Examen ausgezeichnet bestehen, und eine Promotion, wie er sie sich versprechen dürfe, werde ihn bei S. M. dem Könige v. Pr., bei den Ministern u. sehr empfehlen.

Derjenige unter seinen Lehrern, der ihn am genauesten kannte, und wie seinen Bruder liebte, machte es ihm zur Pflicht, so bald als möglich Kollegia zu lesen. „Ich kenne, sagte er zu mir, seinen leichten, bündigen und klaren Vortrag selbst bei schwierigen Materien. Die nöthigen Kenntnisse hat er mehr als hinreichend! Auch fehlt ihm die Neigung dazu nicht. Und — ein junger Mann seiner Art darf in einem Orte wie Berlin nicht lange ohne bestimmte und ernste Beschäftigung bleiben, sonst zerstreut er sich und — geht dann vielleicht unter. Kollegia muß er nicht mehr hören. Ich wüßte nicht, was. Lassen Sie ihn bei Savigny die Pandekten besuchen, damit er sel-

nen Vortrag, (den man mir oft gerühmt hat) und über manche Materien seine Ansichten, kennen lerne. Doch wünsche ich, daß er in Berlin wenig oder gar nicht mit Studenten umgehe. Ich weiß aus Erfahrung, daß dies einem jungen Dozenten vielerlei Unbequemlichkeiten verursacht."

Wie soll er aber dies vermeiden, erwiderte ich, wenn er ein Kollegium auch nur besucht? Er. Ei, er muß sich Savigny hierzu anvertrauen, und ihn bitten, ihm einen Platz in irgend einer Ecke u. wo er mehr allein sitzt, anzuweisen. Ich sehe voraus, daß Sav. ein Mann ist, der sein Vertrauen nicht misbraucht. Aber — Studentenumgang darf er dort um so weniger anknüpfen, weil er, mit seinem liebevollen Wesen, sonst — wie hier! gar bald die Hälfte aller zu Freunden haben wird. Und das geht nicht an, wenn er lesen will.

Ich sprach aufs neue mit Th. und theilte ihm die Urtheile seiner Kollegen wörtlich mit. Er drückte sich so schneidend über sie aus, daß ich ängstlich wurde, und zwei seiner vertrauten Freunde, (verehrungswerthe Män-

ner) um Rath fragte. Ich mußte ihnen alles erzählen. Dann antworteten sie ruhig: „Sie lassen Ihren lieben Sohn promoviren!“ Ich. Aber — Thibaut : : spricht, (unterbrach mich der eine,) über Dinge, die er nun einmal nicht will, als ob er — — — Wer ihn genauer kennt, leidet sich daran nicht. — Jetzt war ich beruhigt. Thib. suchte die Promotion zwar noch zu verhindern. Sie ging aber zur höchsten Ehre meines Sohnes vor sich. Er war so vorzüglich im Examen bestanden, daß er die erste Zensur. (summa cum laude! mit dem höchsten Lobe!) — die in Heid. bis dahin nur höchst selten! gegeben wurde, — erhielt. Bei der Disputation selbst erschien Thib., der sich doch oft meines Sohnes väterlichen Freund nannte, nicht; ungeachtet er gesund war, und seine Abwesenheit nicht wenig auffiel, auch wohl das Ausbleiben Anderer veranlaßte. R. hoffte treuherzig! aber vergebens! er werde ihm opponiren. Mein Sohn disputirte sine praeside. Seine Opponenten waren Herr v. Kropf, der bekannte Dr. Zimmer, und der ausgezeichnete Jurist und Mensch, Prof. Cropp. Die Feiers-

sicherheit war sehr glänzend und höchst ehrenvoll für K. und mich. Am Ende derselben hielt Zacharia, Dekan und Promotor, eine Rede. 3 - s ausgebreitete und doch tiefe, Gesammtheit ist bekannt. Dabei ist er ein sehr verständiger, wohlwollender Mensch, mit feinem Gefühle. Wir konnten ihn kennen, weil er meines Sohnes Lehrer wurde; aber er hat sich — wie Cropp und alle! — immer, sehr edel! gegen diesen benommen. Sein schönes und fließendes Latein darf ich Kennern wohl nicht vorenthalten. Meinen Hauptlesern übersehe ich es:

Si unquam alias, profecto ego hodie non sine timore quodam in hunc locum ascendi, Auditores! Cum enim hodierna solemnitas, quam praesentia Vestra condecorare voluistis, nonnihil insoliti habeat; expectatur etiam a me, a quo supremac, sed non ultimae, partes in hac solemnitate agenda sint, oratio sive rerum sive verborum novitate excellens. Insolitum quippe est et contra morem a maioribus receptum, quod hodie summi, quos literae tribuere possunt, honores, in adolescentem; quin,

si cum Cicerone loqui licet, in præteritum XVI annorum conferuntur; cum tamen non nisi virilis ætas istorum honorum capax esse videatur. Et tamen, quod vel maxime solemnitatem hujus diei studiis Vestris commendavit, conferuntur in eum, qui scientia literarum, peritia juris, Virorum laudes æmulatur, hisce honoribus profecto sit dignissimus. Denique conferuntur in eum, qui, quanquam egregiis animi ingenique dotibus a natura instructus sit, tamen pleraque omnia sibi, h. e. acri, quo in literas incubuit, studio, viam monstrante et præcunte patre reverendo, debeat; ita ut in eo, non tam natura, quam institutio, quid efficere possit, experta esse videatur. (Nun spricht er über Erziehung und Bildung.) : : Quaecumque enim nobis set de educandis pueris sententia, in eo tamen profecto mecum consentietis, Candidatum dignissimum exemplo esse ac documento, quantopere studio ac labore ipsas, quas natura scripsisse videbatur leges, superare possimus. Quod ipsum simul admonet, nihil arti atque solertiae arduum esse atque impervium.

(Ius jurandum.) (Verba solemnia.)

Itaque salve, mi Doctor recens create, iterumque salve! Ego, j. u. Dr. Te primus Doctorem j. u. collegamque imperii saluto. Sed partim, quo privilegii praecipui, quod huic dignitati inest, statim particeps fias; partim, quo Tibi hanc dignitatem coram et solemnitus gratulari possim, escendas jam in cathedram superiorem Tibi jure meritoque patentem, — escendas! —

Laetus gratansque Te, Vir Ictissime, Te jam summo in fastigio constitutum, Te loco et dignitate mihi aequalem conspicio; Vobisque, Auditores, eundem quem mihi, animum esse, et spero, et ex vultu Vestro conjicio. Sed cum advenam et hospitem munere aliquo excipere deceat; praeterea cum majores symbola quaedam conferendis dignitatibus adhibere soliti sint, en Tibi, Vir Ictissime, non quidem pileum illum rubrum, quippe qui a moribus saeculi alienior esse videretur, sed instrumentum publicum dignitatis in Te rite collatae testimonium attesseram publice trado et exhibeo. (Diploma.) Neque vero hoc instrumentum Tibi

testimonii iam loco erit, sed admonebit Te etiam, quamdiu fata vitam concesserint, solemnitate hac die celebratae, juris iurandi abs Te praestiti, officiorum abs Te acceptorum.

Multum Tibi oneris impositum esse sentio, cum puer eos in literis prolebas laceris, ut multorum oculos et studia in Te converteres: quin an ipso Rege Borussiae beneficio publico dignus habereris; iam patria, iam parentes optimi, amici, extranei, ut quod mature contraxisti debitum, persolveras exigunt. Et difficile sane est, expectationi satisfacere; difficilis sibi! — Praeterea literarum, quarum studio flagras, ambitus immensum patet; ita ut, si vel per integram vitam illis operam ded-eris, tamen modesta confessionem ignorantiae sit expressura. Denique experieris, si iam ad rempublicam accesseris, obreptionem aequalium, aemulorum invidiam, optimatum superbiam; quippe quae virtuti deesse nequeunt, uti ote virtutis incitamentum. At tamen bono Te esse animo jubeo. Nihil industriae, nihil solertiae, nihil erecto

animo arduum est, atque imperium. Experientia didicisti, quantum labore et studio effici possit. Haec ipsa, quae hodie in Te collata est, dignitas, est tam virtutis praemium, quam ad virtutem incitamentum.

Sed quod patribus accidere solet, qui filios ex potestate sua dimittunt, nimius jam fui in praeceptis sapientiae exponendis. Itaque finem huic orationi impositurus, Vobis, Auditores! pro insigni benevolentia et indulgentia, qua huic solemnitati interesse voluistis, et viri honorati, et meo nomine debitas gratias persolvo.

Praeclare, Vos, Commilitones optimi, ostendistis, Vos nihil, quod ad unum aliquem Vestrum pertineat, a Vobis alienum esse, putare.

Dixi.

Habe ich, H. A. jemals diese Stelle mit einiger Keuschlichkeit betreten, so ist es heute der Fall. Denn da der Feierlichkeit, welche Sie durch Ihre Gegenwart verherrlichen, etwas ganz Ungewöhnliches zum Grunde liegt, so erwartet man gewiß von mir, der ich das Wichtigste dabei zu vollenden habe, einen Vor-

trag, welcher sich, in Sachen oder Worten, durch Neuheit auszeichnet. Ungewöhnlich, und ganz gegen die alte Sitte, muß ich es wohl nennen, daß heute, die höchste Ehre, welche die Wissenschaften ertheilen können, einem Jünglinge, ja wenn ich mit Cicero reden darf: einem Knaben von sechzehn Jahren, ertheilt wird, obgleich nur das männliche Alter solcher Auszeichnungen fähig zu sein scheint. Und doch — das ist es ja eben, was Ihnen allen die Feier dieses Tages so höchst wichtig macht! — doch, sage ich, wird sie einem Jünglinge ertheilt, welcher durch seine Gelehrsamkeit überhaupt, und durch seine Kenntniß der Rechtswissenschaft, insbesondere mit Männern wetteifert; folglich diese Ehre gewiß verdient. Einem Jünglinge, ferner, welcher zwar von der Natur mit herrlichen Anlagen des Geistes und Gemüths beschenkt wurde, aber weit aus das meiste sich selbst, d. h. seinem eifrigen Studiren, — wobei sein verehrungswürdiger Vater ihm vorgeht und den Weg zeigte, — zu danken hat. Von ihm darf man also sagen: Erziehung und Bildung, nicht sowohl die Natur!

versuchten, was aus ihm zu machen sei. (Man spricht er über Erziehung und Bildung!) : : Mögen wir indes über Erziehung denken, wie wir wollen, so erkennen Sie alle gewiß mit mir unsern würdigen Kandidaten als Beispiel und Beweis an, daß Fleiß und Eifer, selbst über die Gesetze, welche die Natur vorgezeichnet zu haben scheint, weit hinausgehen können. Möge er selbst sich hieraus die Lehre nehmen, daß einem angestrengten Streben nichts zu hoch, nichts unmöglich sei!

(Jetzt folgte der Eid, und auf ihn die feierliche Erhebung zum Doktor beider Rechte.)

Willkommen, theurer, so eben ernannter Doktor! noch einmal: Willkommen! Ich, dd. R. Dr. begrüße Sie hiermit zuerst als Dr. b. R. und als meinen Kollegen in dieser höchsten wissenschaftl. Würde. Damit Sie aber theils von dem ausgezeichneten Vorrechte, welches mit ihr verbunden ist, sogleich Gebrauch machen können; theils auch, damit ich Ihnen zu Ihrer Erhebung näher und feierlicher Glück wünschen könne; so treten Sie zu mir herauf auf das obere Katheder, das Ihnen jetzt nach

Recht und Billigkeit offen steht! — Kommen Sie! —

Freudig und Glück wünschend sehe ich Sie hier, als einen in der Rechtswissenschaft erfahrenen Mann, als einen, der früh schon den höchsten Gipfel erreichte, und mir in Betreff der Würde und dieses Standorts nichts nachgibt. Sie, H. Anw. fühlen gewiß wie ich; das traue ich Ihnen zu, und schließe es aus Ihren Blicken. Doch, man pflegt ja einen Besuch, einen lieben Gast mit einem Geschenke zu erfreuen; auch haben unsre Vorfahren mit jeder Würde gewisse äußere Zeichen verbunden; so überreiche ich Ihnen denn als einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten hiermit öffentlich nicht etwa den rothen Hut, — weil dieses jetzt nicht mehr Sitte ist! — sondern eine geltende Zusicherung der Würde, die Sie sich mit vollem Rechte erworben haben, als Zeugniß und Beweis davon für Jedermann. (Das Doktordiplom.) Indes nicht bloß als Beweis soll Ihnen dies Diplom dienen; nein! es soll Sie zugleich lebhaft erinnern, an die heutige Feierlich-

leit, an den von Ihnen geleisteten Eid, und an Ihre übernommenen Pflichten.

Ich fühle das Gewicht dessen, was Ihnen auferlegt ist. Schon als Kind hatten Sie solche Fortschritte gemacht, daß Tausende ihre Augen und ihre Aufmerksamkeit auf Sie wandten; ja daß sogar der König von Preussen Sie seiner Unterstützung würdig hielt. Deshalb verlangen Ihr Vaterland, Ihre trefflichen Eltern, Ihre Freunde, ja selbst das Ausland, daß Sie diese, so früh gemachte, Schuld abtragen. Freilich ist es schwer, solchen Erwartungen, — schwerer noch, sich selbst! — zu entsprechen. Ueberdies ist das Gebiet der Wissenschaften, die Sie so glühend bearbeiten, unermesslich. Mögen Sie denselben auch Ihr ganzes Leben widmen; immer wird Ihre Bescheidenheit Ihnen doch das Bekenntniß abdringen, daß Sie vieles nicht wissen. Endlich werden Sie auch, wenn Sie irgend ein Amt antreten, die Misgunst derer, welche Ihnen gleich stehen, den Neid Ihrer Racheiferer, und den Hochmuth der Höheren empfinden. Das alles kann der Ausgezeichnete nie vermeiden; ist es

doch ein Reizmittel, sich ferner auszuzeichnen!

— Dennoch aber sage ich: Verlieren Sie den Muth nicht! Nichts ist dem Reifer dem Eifer, dem erhabenen Gemüthe unüberwindlich!

— Sie insbesondere hat ja die Erfahrung schon belehrt, wie viel durch Eifer und Mähe zu erreichen sei! — Die Ihnen heute ertheilte Würde selbst ist zwar ein Lohn Ihrer Vorzüglichkeit, aber eben so sehr eine Ermahnung, stets vorzüglich zu bleiben.

Doch ich merke, es geht mir wie Vätern, welche liebe Söhne entlassen. Auch ich habe, — wie jene! — zuviel schon der Lehren und Ermahnungen ertheilt. Ich schließe also damit, daß ich Ihnen, H. A. in des Gefeierten und meinem Namen, pflichtmäßig für die große Güte und Rücksicht danke, womit Sie dieser Feierlichkeit wohlwollend bewohnten.

Sie aber, werthe Kommilitonen! haben deutlich zu erkennen gegeben, daß Sie es einsehen: jede Auszeichnung, welche einem unter Ihnen wiederfähre, gehe Sie alle an.

Ende.

Hier sind die ausgezeichneten Worte des Diploms:

doctissimo atque ornatissimo I. H. F. Carolo Witte, Löchaviensi, Philosophiae Doctori, L. L. A. A. Magistro, societatis Wetteraviensis ad perscrutandam naturam initae socio, adolescenti XVI annorum: sed qui acri studio, propitia natura, institutione patris, vacationem legis annariae impetrasset; post examen summa cum laude superatum, commentationem ad L. X. D. de usufructu accrescendo exhibitam, disputationem publice insitutam, supremos in Juris scientia honores Doctoris, jura, immunitates, privilegia, die XX mensis Augusti MDCCC XVI rite contulit Jure consultorum ordo. P. P. Heidelb., sub sigillo ordinis.

Dem sehr gelehrten und ausgezeichneten J. H. Fr. Karl Witte, von Lochau, Doktor der Philosophie, Magister der freien Künste, und Mitgliede der gel. Gesells. naturf. Freunde in der Wetterau, einem Jünglinge von sechszehn Jahren; dem aber bei glücklichen Naturanlagen, und unter Leitung seines Vaters, wegen seines eifrigen Fleißes, Erlaß in Betreff des römischen Alterthums ertheilt sein würde; hat die jur. Fakultät, nach einer

Prüfung, die er mit: „dem höchsten Preise!“ bestanden, nach eingereichter Dissertation über das zehnte Gesetz der Pandekten: de usufructu accrescendo, und nachdem er öffentlich disputirt hatte, die höchste juristische Würde, eines Doktors derselben, mit allen dahin gehörigen Rechten, Vorzügen und Freiheiten, heute am zwanzigsten August, 1816, rechtmäßig ertheilt. Heid. unt. uns. Zak. Sieg.

Alle Gebildete in Heid. nahmen innigen Antheil an unsrer Freude. Unter den Studenten waren vielleicht nicht drei, unter den Professoren, so viel ich weiß nur einer, der die ehrenvolle Auszeichnung meines Sohnes mit Mißgunst ansah. Jeder andre bewies uns Achtung und Liebe. Meinem Sohne, weil sein schönes Streben ihm gelungen sei; mir, weil ich ihn dazu geleitet habe. In Berlin war das anders! — Bei den Besseren, freilich nicht! — Wohl aber rechnete es uns eine gewisse Klasse von Studenten und Professoren als etwas Haßenswerthes und Straßbares an; meinem Sohne, daß er so früh viel gelernt und erreicht; mir, daß ich ihm den Weg dazu gebahnt habe. Wo mag sich

Ich wohl mehr Vernunft, Rechtlichkeit und Menschenliebe finden, bei jenen uns so günstigen Heidelbergern, oder bei diesen feindselig gesinnten Berlinern? —

Zum Doktorschmause luden wir alle unsere Gönner und Freunde zc. ein, um ihnen dabei innig zu danken. Alle erschienen und zwar gern! nur jener väterliche Freund blieb aus, ungeachtet wir ihn zuerst und höchst dringend eingeladen hatten, er sich auch vollkommen wohl befand. — Weshalb war ich aber auch so ungehorsam, meinen Sohn promoviren zu lassen, da Er es doch unterläßt hatte! — Man glaubte allgemein, Thib. werde dieses ungewöhnlichen akad. Vorgangs in den Heid. Jahrbüchern schnell, ausführlich und anziehend erwähnen. Ich lachte über diesen Wahn; schwieg aber, und fand — sehr viele Monate nachher! — meines Sohnes Promotion in noch nicht zwei Zeilen, d. h. so kurz als möglich, erwähnt. — *Tantaene coelestibus irae?* —

Ich fühle, daß in dem Bishergesagten harte Beschuldigungen gegen Herrn Th. enthalten sind. — Manche leuchten als Thatfachen

II.

[31]

durch sich selbst ein, andre fließen daraus als Folgen. Noch andre kann Thib. nicht ableugnen. Es ist indeß am besten, dem vorsätzlich Blinden die Augen so zu öffnen, daß er sehen muß, selbst was er gern wegstreiten möchte. Dazu hat mir Gott, auf eine fast wunderbare Weise! verholfen.

Im Sommer 1817, NB. als Thib. mußte, daß ich über hundert Meilen weit von Berlin entfernt sei, wiederholte er meinem Sohne gedrängt mehrere seiner schädlichen Lehren. Es ist vor Gott und Menschen unverantwortlich, aber — es ist wahr! — Durch ein höchst sonderbares Ungesähr verirrete sich der Brief, weil hier viele Wittens wohnen, und sogar zwei Dr.s Witte sich aufhielten. Mein Sohn konnte folglich nicht antworten. Thib. wurde verlegen und erkundigte sich durch seine Schüler nach dem Schicksale jenes Schreibens. Alle forschten nach. Der Brief war aber nicht aufzufinden. Als ich ein und ein halb Jahr später zurückkam, und nach etwa liegen gebliebenen Briefen fragte, ward mir auch dieser (offen!) übergeben. Ich las ihn, und erstarrte! Da ihn vielleicht schon mancher

gelesen hat, so mögen ihn jetzt Tausende kennen lernen. Er beweißet vieles und beweißet es stark! —

Hier ist er:

„daß Ihnen Savigny bei Ihrem neuen Streben zuwider war, a) sagt nichts gegen seinen Charakter; b) denn er kann gedacht haben, wie ich, nebst tausend andern c) stets gedacht haben: „Es wird ein verkehrtes Wesen mit Ihnen getrieben!“ d) Alles geht auf den Schein! e) Daraus, daß man

a) Also: Savigny ist meines Sohnes Hauptgegner bei seiner Konstitution gewesen? — Nun, nun! Thio. kann das am besten wissen.

b) Richtig! so bald man ihn als einen eingezeichneten Gelehrten von Profession betrachtet, der — die gehörigen Anweisungen empfangen hat!

c) Er? Das wissen wir leider! In Betreff der tausend Andern beweist dies Werk das Gegentheil.

d) Man sieht, ich habe früher mit Th.s eigenen Worten gesprochen! —

e) Gott erbarme sich! das sagt ein gebildeter Mensch, ein Vater, zu dem Sohne eines andern?

schnell viel von Ihnen rede, daß schnell ein glänzendes Glück gemacht werde. f) Aber eben dadurch können Sie zu Grunde gehen. g) Die frühe Neigung zum Glänzen rddet den tiefen Sinn für Wahrheit, h) das war: me Interesse für Menschenglück, i) dem doch vor allen Dingen die Wissenschaften dienstbar sein sollen. k) Sie hätten bis zum achtzehnten, zwanzigsten Jahre still und unscheinbar im Schatten erzogen werden sollen, l) dann

f) Man weiß aus dem bisherigen genau, daß ich das nicht suchte, mehrmals sogar ablehnte.

g) Schön! besonders: edel gesagt! — Daß aber die unberufenen Vormünder meines Sohnes es darauf angelegt hatten, mag ich nicht läugnen.

h) Hat denn Thibaut so früh gegläntzt? — Ich wußte das nicht.

i) Möchte Schreiber des Briefes dies (Menschenglück) endlich einmal richtig kennen und achten lernen, so würde er nie wieder einen Sohn — heimlich! — gegen seinen Vater aufwiegeln!

k) Sollten? — Ja! Aber — wann wird diese schöne Zeit kommen? —

l) Bestehtenweise heißt das: „Alles, was Gott, edle Menschen, und besonders: Ihr Vater, (als

wäre es Zeit gewesen, kräftig und gediegen hervorzutreten. m) Ich habe stets zurückzu-

Erzleher und Lehrer) an Ihnen gethan haben, taugt nichts. Es war dumm; und schlecht —“ Welche Anmaßung!!! — Und das meinem Sohne zu schreiben; ihm dann zu schreiben, als man ihn zuvor arglistig recht tief in Verdruss, Gram, Sorgen, Kränkungen (bei schlechten, oder ununterrichteten Menschen sogar in) Schimpf und Schande, gewiß aber in tiefen Mismutd geführt hatte? — Doch das Gewörendste ist, daß Th. dies alles, mit Uebersetzung! in meiner Abwesenheit, also möglichen heimlich! — that. Hatte er von seinen Freunden, oder haben diese von ihm gelernt? — Darf er, ich sage: darf er mich hinter meinem Rücken bei meinem Sohne als schwer schuldig gegen denselben!! anklagen? Möge der höhere Richter seine Luthar ihm nie an seinen Kindern vergelten!

m) Daß doch überfluge Zudringlichkeit in der Regel so kurzichtig ist! — Der Mann hat mich nie in die früheren Verhältnisse befragt; und wagt es doch, hinterrücks so etwas zu meinem Sohne auszusprechen! — Begreif er denn gar nicht, daß das, was er verlangt, unter den gegebenen Umständen unmöglich war, folglich: widersinnig ist? —

halten gesucht; n) und als Sie promoviren wollten, da habe ich Ihren Vater dringend gewarnt. o) — Bei allem, was Ihnen theuer sein kann, bitte ich Sie, denken Sie über sich ernstlich nach, und besonders jetzt, wo Sie etmal ganz sich selbst überlassen sind.“ p)

n) Ja wohl, ja wohl! — Ost: sehr unbescheiden und beleidigend! — Immer: gegen Recht und Sitze!! —

o) Ich treu von mir erzählt: micwohl ich dabei den Verdacht der Unredlichkeit fürchten mußte. Eben deshalb habe ich noch nicht gesagt, daß Ich es so weit rief mir ehrenwerthe Männer verdächtig zu machen, ja von einem derselben sogar anzuweisen, die Begeirde nach den Gebühren leite ihn bei seinem Rathe! — Eheu! —

p) Nein! Dies ist zu arg! Hierbei halten mir Geduld und Heiterkeit nicht aus! — Wenn es einen Familienteufel gäbe; er könnte sich nicht kühner in einen Engel des Lichts verstellen, um das Klüßerke, von ihm aber gehasste Glück eines Hauses mit höllischem Eifer zu zerstören. Ich frage jeden Rechtschaffenen: Ist es nicht gräßlich, meinen Sohn, der mir, seinem Vater, Erzieher, Lehrer und Erhalter so viel verdankt, heimlich gegen mich einzu-

Es empört mich, weiter abzuschreiben!
Also nur noch das: Zweimal verlangt Th.
mein Sohn solle Savigny begütigen, denn er

nehmen, und in seine offene Seele den Gedanken zu verfangen: Ihr Vater hat nichts als Schädliches an Ihnen gethan. Was Sie Gutes und Achtungswerthes an sich haben, ist Ihr eignes Werk, in sofern Sie seine Verderbungen beseitigen! — Welchen Stolz, Eigensinn, Troy und Mismuth mußte dies an die Stelle der bisherigen Bescheidenheit, des Gehorsams, der Sanftmuth und des heiteren Sinnes gründen! Doch darum kümmert sich so ein gelehrtes Juristenberg nicht, wenn es nur seinem Reid opfern, und seinen Willen durchsetzen kann! — Mein Sohn schreibt (am Neujahrstage 89) „ich finde täglich, daß ich ein Narr war, dem Vater oft nicht zu glauben. Die Erfahrung belehrt mich jetzt, daß er stets recht hatte.“ — Er würde mir immer geglaubt haben, wenn — — ihn nicht zuvor gemisleitet hätten.

Daß Th. meinem Sohne die erste Zensur gewiß nur höchst ungern zugesprochen hat, geht hieraus von selbst hervor. Bemerkenswerth und — drollig! — ist es aber, daß sie, die bis dahin, so selten! in Heidelberg vorfam, nach meines Sohnes Promotion schnell hinter einander mehreren ertheilt wurde. —

könne ihm sehr nützlich werden. (Nichtiger hieße es wohl. Dieser werde ihm sonst noch weit schädlicher werden!) Die übersandten Abhandlungen beurtheilt er, — völlig konsequent! — nicht, unter dem Vorwande: er habe sie noch nicht gelesen, könne vorerst noch nicht dazu kommen. Und doch war er gesund, und — wohl gewiß! neugierig, die vielbesprochenen zu kennen. Aber — nun brauchte er ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Deshalb hat er sie auch, so viel ich weiß, in den Heid. Jahrb. ignoriert.

Wehe diesem Manne, wenn er dereinst über alles, was er gegen mich (und meinen Sohn) dachte, sprach und schrieb, vor Gott Rechenschaft ablegen soll! —

Sechszwanzigster Abschnitt.

Unser Aufenthalt in Berlin.

Von unsrer — sehr anziehenden — Reise bis Köln, von da zurück über Frankfurth, Fulda, Gotha, Leipzig nach Berlin kann ich des

Naumes wegen hier nur sehr wenig sagen. Alles Merkwürdige wurde aufgesucht, mochten es Menschen oder Sachen sein. Der G. K. H. Koppe in Mannheim hatte meinen Sohn über Tironische Noten in Briefen belehrt. Jetzt that er es mündlich. Der A. H. Hartleben behandelte ihn ebenfalls sehr gütig. Die E. E. v. Ingersleben, von Humboldt, Graf Reinhard und Gr. Solms Laubach, theilten uns Rath und Hülfe. Der Letzte trank bei der Tafel meines Sohnes Gesundheit als baldigen Prof. Jur. in Bonn. Ohne feindliches Einwirken der Berl. Jur. Fak. und ihres Zuhörers wäre diese schöne Aussicht gewiß und leicht ausgeführt. Die Leipz. A. Z. Zeit. erwähnt seiner Durchreise mit den Worten: „Auf einer Reise nach D. hat er uns wieder besucht, und durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse eben so sehr als durch seine Bescheidenheit erfreut. Eine öffentliche Disputation des Herrn Senator, Dr. K. Einert gab ihm am achten Okt. Gelegenheit, mit Zustimmung der hiesigen Doktoren in einem so seltenen Falle, seine Einsichten,

und seine Gewandtheit im lateinischen Ausdruck zu beurkunden. : : "

Auch für Berlin war mein Plan langsam und sicher zu gehn! — Die Umstände haben mir aber — wie so oft schon! — manches weit früher aufgezwungen, als ich es wünschte. — Mein Sohn sollte als Privatdozent einige Jahre lang Kollegia lesen. Hierbei beabsichtigte ich 1) daß er seine Kenntnisse täglich erweitere, ordne und verarbeite. 2) noch andre Wissenschaften, z. B. Medizin, daneben studire. 3) sich an das bürgerliche Leben, ans Erwerben und Wirthschaften (mit dem eignen Gelde) gewöhne. 4) die Welt, besonders die feinere, genau kenne. 5) sich für seine Reise Vorkenntnisse einsammle, sie bespreche, überlege, kleine Uebungsreisen anstelle etc. 6) sich durch Geschicklichkeit und Fleiß die Achtung und Liebe seiner Zuhörer, der Professoren, des Ministers und S. M. des Königs erwerben, um dann als junger Professor, mit Unterstützung des Staats, eine gelehrte Reise zu machen. Vorher sollte er besonders noch kräftiger, erfahrener und gefeilter werden. Damals schon hätte ich es ferner für unbeschei-

den gehalten, von des Königs M. Kellergeld zu erbitten.

Um hier Kollegia lesen zu können, mußte mein Sohn sich nostrifiziren. Ich nehme mir hiermit vor, von dem, was bei seiner Nostrifikation vorgefallen ist, so schonend zu reden, als es dem tiefgetränkten Vater eines trefflichen Sohnes, (dessen Recht man noch bis heute schlau umgangen) möglich ist. — Deshalb möchte ich gern, die Leser selbst, urtheilen lassen. Um das Benehmen der Jur. Fak. (und ihrer Oberen) gehörig zu würdigen frage ich also zuvor: Wie benähmen sich — in einem solchen Falle, wohl 1) edle Männer? — Mein ganzes Buch ist die Antwort darauf: mit wohlwollendem Zuorkommen! 2) gewöhnlich gute Menschen? — Diese verlangen, was das Gesetz gebietet, und legen nichts in den Weg; eher heben sie etwas hinaus. 3) gewöhnlich schlechte Menschen? — Sie machen zwar Schwierigkeiten; verfahren aber dabei grade und offen! 4) Arglistige? Sie sagen: „Ja!“ versuchen aber allerlei heimliche Kniffe, schlagen ein Bein unter, und erlauben sich Ränke, um so das Recht:

mäßige zu hindern. — Nun mag Jedermann selbst urtheilen, auf welche dieser vier Arten mein Sohn behandelt worden ist. —

Noch bemerke ich, daß ich die sehr schwere Aufgabe deutlich fühlte, mit Schonung von einem Verfahren zu sprechen, welches meinen Sohn mitten in seiner ehrenvollen Laufbahn gelähmt hat, und wohl auch lähmen sollte; ja, welches vor den Ununterrichteten seine Ehre in den Staub trat. Ohne seltene Geistesgegenwart und Kraft wäre er auf dem Katheder in Ohnmacht gefallen, wenigstens hätte er doch die Besinnung verloren, und dadurch das bochhafte Geflüster: er sei ein Knabe, der nur am Erlichen seines Vaters tanzen könne,“ gerechtfertigt, vor dem Katheder aber lebenslang gezittert. Klüglich beschönigend, hat man sogleich und noch bis heute ihn und mich vielfach und hämisch verläumdet, seine gelungensten Arbeiten heruntergerissen, und seinen schönsten Tugenden einen bösen Schein gegeben hat. Dies alles hat ihn und uns Eltern unglücklich und krank gemacht. Ja, ohne die schützende Gnade S. M. hätten wir verzweifeln müssen. Bei so

etwas ruhig zu bleiben, ist unmöglich! —
Nicht jeder Gemarterter ist ein Montezuma.

Schwäche oder Bosheit werden freiwillig (gegen die eigene Ueberzeugung!) fragen: Warum ließen Sie aber auch Ihren Sohn sich hier habilitiren? — Ich antworte: Warum sollte ich es nicht? — Er hatte ja das Recht dazu. Die Gründe dafür sind dargelegt. Wer nicht bei ihm Kollegia hören wollte, hatte es ja nicht nöthig. Folglich trat er durch das, was er rechtlich verlangte, Niemanden in den Weg. Ich — wünschte die ganze Laufbahn als akad. Lehrer nicht; darum hätte ich es gar gerne gesehen, wenn m. E. von dem gnädigen Anerbieten S. E. des Herrn M. v. Kirchheim Gebrauch gemacht hätte: „Er wolle nun Vaters Stelle an ihm vertreten, so weit er es gesetzlich dürfe.“ Aber, — mein Sohn hatte überwiegende Neigung zum Univers. Lehrer. Ich ließ ihn also, — wiewohl ungern! gewähren.

Wir gingen zuerst zu Herrn Pr. v. Salvigny, dem Thib. über meinen Sohn geschrieben, und dem Haubold denselben dringend

empfohlen hatte. Ich beobachtete ihn genau, und sagte (nachher) zu Karl: „Nimm Dich vor ihm in Acht! Ich wette mein Leben! Wir sind ihm ein Dorn im Auge!“ Dieser fühlte sich gekränkt, weil er den großen Gelehrten sehr achtete. Ich schwieg daher von jetzt an darüber ganz. Sav. antwortete auf meine genaue Nachfrage: Meinem Sohne stehe nichts entgegen, hier Dozent zu werden. Was er zu leisten habe, sei unbedeutend, und werde ihm der Dekan, G. R. Schmalz, am besten sagen. Aber, setzte er hinzu: worüber wollen Sie denn lesen? — Mein Sohn antwortete unbefangen: „Ueber einzelne Theile des röm. Rechts! denn darin glaube ich am meisten bewandert zu sein!“ S. schwieg baumstill; und m. S. entschloß sich (auf Schmalzens Rath,) andre Vorlesungen zu halten. Man besuchte ich (allein) Göttingen; aus Gründen aber so gleich, noch ehe Sav. ihn gesprochen hatte. G. freute sich innig, daß mein Sohn hier lesen wolle. Uns, (sagte er) fehlt es durchaus an Privatdozenten. Zwei sind nur da; Einer davon bringt kein Kollegium zu Stande, und der Andre ließt

fast gar nicht. Die Fakultät ist schwach besetzt, denn Eichh. geht sicher bald nach Göttingen, folglich ist es mir höchst angenehm u. besonders da es ein junger Mann ist, der so viele Kenntnisse und Ruf hat. u. (Etwas älter hatte er sich zwei Tage später gegen meinen Sohn ausgedrückt.) Eichhorn fand ich nicht zu Hause. Er behandelte meinen Sohn sehr gütig! Auch er (und Wiener) hatten versichert, die Sache habe keine Schwierigkeit. Jetzt erst gingen wir zum Dekan, dem G. N. Schmalz. Er ahnete, daß ich Mißtrauen gegen ihn gehegt habe, und sagte es uns. Das gewann ihm mein Herz. Doch aber fragte ich ihn drei verschiedene Male, ob niemand meinen Sohn hindern könne, Dozent zu werden? und ob das, was er mir genannt habe, alles sei, was mein Sohn leisten müsse? — Möge es auch das Dreifache sein! Geleistet solle, wie in Heid., alles werden! nur müßten wir es (und zwar jetzt!) genau wissen. Endlich ward er böse: Trauen Sie mir denn nicht? (rief er) Oder glauben Sie, daß ich es nicht verstehe? Ich habe ja selbst die Statuten entworfen, und mehrere

Jahre lang gehandhabt. Ich werde es doch wissen. Das Alter des Dozenten ist nicht vorgeschrieben, also (wie sich im gelehrten Fache von selbst versteht,) unbedingt frei! Auf dem Candidaten darf kein Matel haften. — Nun! daran ist hier nicht zu denken! Er muß *De rite* promotus sein! — Das ist Ihr Sohn! Ferner muß er eine latein. Ausarbeitung über einen selbst gewählten Gegenstand in der Fakultät vorlesen. — Das ist ihm Kleinigkeit! — Hiermit ist eigentlich alles aus! Doch haben wir, damit die Studenten erfahren, was der künftige Dozent für einen Vortrag habe, verordnet, daß er öffentlich über eine aufgegebene Materie eine deutsche Vorlesung halte. Diese ist mehr *pro forma* und — gar nichts für Ihren Sohn!

Da ich indeß schon Verdacht hegte, so beruhigte ich mich nicht eher, als bis er die Statuten nachgesehen, und mir alles darin gezeigt hatte. (Zu meinem Erstaunen waren sie nicht käuflich zu haben!) Aber, sagte ich, da S. M. der König sie noch nicht unterschrieben hat? — Er. Sie sind längst gültig! Wir verfahren ja immer darnach, und sollen es;

— Ich

— Ich. Wenn also auch Jemand meinem Sohne Ehkanen machen wollte, so könnte er es nicht? — Er. Es ist unmöglich! Ich. Herr G. K. Noch können wir mit Ehren zurücktreten! Sagen Sie es uns also jetzt, wenn die geringste Schwierigkeit dabei ist! Er. Es giebt keine! Ich. Nun, dann in Gottes Namen! Aber von nun an verlasse ich mich auch auf sie, daß Sie uns treulich beistehen, wenn es nöthig werden sollte. Er. Darauf verlassen Sie sich! Aber — wie kommen Sie auf so etwas? — Ich. Ich fürchte aus sicheren Gründen, daß Sav. meinem Sohn entgegen wirken werde. Er. Das würde vielleicht der Fall sein, wenn er ahnete, oder wüßte, daß ich Ihren Sohn liebe. Darum wiederhole ich Ihnen jetzt, was ich neulich schon sagte: Lassen Sie dies niemand merken! Es ist Ihre: nicht mein: Sache! Uebrigens wird es S. nicht wegen, Ihre Rechte anzutasten, und die Heide. Jur. Jak. so zu beleidigen.

Ich betheure bei dieser Gelegenheit gern und dankbar, daß Schmalz dies alles wohl gewiß redlich meinte, sich auch bis — nach

dem Studentenlärm stets so bewiesen hat, Da aber mochte er denken: Jetzt mußt du, als Dekan, es mit deinen Kollegen und mit den Studenten aufnehmen? — So mag denn Witte fallen! — Schade! — Ich kann natürlich nicht jedes einzelne Wort verbürgen wohl aber den Sinn jedes Satzes. Zudem habe ich — meiner Gewohnheit gemäß, — fast alles noch an demselben Tage aufgeschrieben. Deshalb erkläre ich hierdurch, daß wenn Herr Sch. etwas ableugnen will, er es abschwören muß. Seine Zuverlässigkeit wird die Folge zeigen. Manches hätte ich nicht öffentlich erzählt, wenn er der guten Sache treu geblieben wäre. Jetzt ist es durchaus nöthig; und — sein Benehmen hat mich von diesem Rücksichtnehmen befreit.

Da ich zuversetze, daß Hämische sagen werden: Wozu so viel Lärm um eine Kleinigkeit? — so antworte ich: „Keinem darf ein Hinderniß in Erwerbung von Verdiensten und Vorzügen in den Weg gelegt; und Jedem, der sie erworben hat, muß die gebührende Aneerkennung erwiesen werden.“ Ferner: „Verbannung aller Willkühr! — Das ist

die Grundlage jeder Rechtsordnung im Staate.“ Dann! „Jeden Einzelnen gegen die Willkür zu schützen, und das Recht in allen Verhältnissen zu entwickeln! Das ist der Beruf unsrer Zeit!“ — Gewisse Leute sprechen, schreiben (und schreien) so viel von „Freiheit!“ Was ist Freiheit anders, als „der ungekränkte Genuß seiner Rechte für jeden Einzelnen!“ Wenn diese Stellen nicht belehren, daß jede willkürliche Beeinträchtigung eines Einzelnen auch ihn angehe, für den schreibe ich nicht. Er wird selbst das Folgende nicht begreifen wollen. „Jeder hat das Recht, seine Kräfte und Talente zu Werken des Fleißes und der Geschicklichkeit zu verwenden; nicht bloß, um seinen Erwerb dadurch zu sichern, nein! auch seine Mitbürger durch den Wettstreit emporzuziehen.“

Noch gehören einige Vorbemerkungen hierher: 1) Fast in jedem Kollegio leitet einer die übrigen, durch Geist oder List. Er hat seine Anhänger, Schüßlinge u. Was er (mit ihnen) durchsetzt, heißt: Beschluß des Collegiums z. B. der Fakultät. 2) Kabalen sind auf den Univ. am häufigsten und bößartigst.

sten. 3) An Studentenunruhen haben fast allemal Professoren, oder ihre nächste Umgebungen heimlich Antheil. Worte der Art: „Ei, der Mensch — noch ein halbes Kind! — läßt sich beikommen, jungen Männern, die um die Hälfte älter sind, als er, und — die für die Freiheit gekämpft haben, etwas lehren zu wollen! — Seine Kenntnisse? — nun, sie sind mittelmäßig! u. s. w. —“ wirken wie ein Oß! Morgen schon heißt es: „Das dürfen wir nicht leiden! N. sagt es auch u. s. w., und so ist das bezeichnete Schlachtopfer geliefert. Zurücktreten will und kann es nicht mehr; durchdringen soll es nicht; folglich entstehen schändliche Umtriebe.

Aber, könnte Jemand fragen: „Wußten denn die höchsten Personen um Ihr Vorhaben? —“ O, ja! — Zwar hatte ich nicht die Pflicht, wohl aber veranlaßten mich die Umstände, es Sr. M. zu melden, und ich erhielt unterm 3. Dez. 1816, die huldreiche Antwort: „ersehen, daß Ihr Sohn Ostern seinen Lehrkursus auf der Universität zu Berlin anfangen wird. Ich wünsche ihm und

Ihnen Glück hierzu und werde mir Ihren Sohn fernerhin empfohlen sein lassen.“ Als ich die Theuerung Berlin's drückend fühlte, rietten mir einige Rätke (des Minist. d. A.) und einige Prof. bei dem Minister um eine kleine Gratifikation für meinen Sohn zu bitten, weil er von Ostern 1817 an Kollegia lesen werde. Ich möge dabei auf die zwei (erwähnten) Pr. Doz. hinweisen, weil auch sie eine solche Gratif. göndssen. Ich that es, erhielt aber von C. E. v. Schuckmann ein mißl. Schreiben, worin es hieß, wenn er, (mein Sohn) fähig sei, so etwas zu leisten, so sei es, auch ohne Gratif. seine Schuldigkeit. *) Sein Recht zum R. lesen war hiers

*) Jene Rätke sagten: Lassen Sie Ihren Sohn sich näher mit C. bekannt machen. Er ist des Referenten in Universitätsfachen H. Uhdens, vertrauter Freund, und kann durch ihn es leicht beim H. M. v. C. durchsehen. Mein Sohn hatte alles bei Sav. versucht, aber immer kurze und kalte Antworten bekommen, und wurde stets schnell entlassen. Früher schlug C. jene Verwennung unter dem Vorwande ab: er wisse ja noch nicht, was er gelernt habe, NB. Er wollte dies aber nie wissen.

inn anerkannt, aber, dies harte Nein! set
mir sehr auf. —

Noch muß ich dem Einwurfe begegnen:
„Wie können Sie glauben, daß ein geschick-
ter Prof. sich fürchte, Ihr Sohn werde ihn
aus dem Sattel heben? —“ Wer die Uni-
versitäten kennt, weiß (ohne mich) daß der
Beifall wunderbarlich schwankt, daß also Män-
ner, wie Herr S. A. Nicolovius, Gdschen,
(und viele andre) wohl recht haben könnten,
meinem Sohne werde der Beifall schwerlich
fehlen! — Und wenn er das erstemal nur
fünfzehn Zuhörer, (die sich doch schon vor
der Magistratation gemeldet hatten,) erhielt, so
waren das so viele Louisd'ore weniger! —
Thib. in Göt. und Tropp rühmen seinen
Vortrag sehr. Wie leicht konnte also sein
Beifall zunehmen! — Ein Mann, der seit
dreißig Jahren mit großem Beifall Prof. war,
meint das wenigstens. Hier ist sein Vortef,
(als Beweis) ungeachtet er der Zeitfolge nach
erst später kommen sollte.

„Ich danke Ihnen H. H. Dr. für die
mir zugesandten Erstlinge Ihres Sohnes in
der Jurisprudenz. Sie wissen, wie sehr ich

ihn, dies anspruchlose Wesen, Liebe und Schätze: mit desto größerer Aufmerksamkeit habe ich die Schrift gelesen. Schmeichelei dürfen Sie, bei meiner bekannten Offenheit, nicht erwarten: aber ich schmeichle gewiß nicht, wenn ich das Urtheil anderer darin unterschreibe, daß es wohl nicht viele junge Juristen geben dürfte, welche die gewählten Gegenstände mit so vieler Gründlichkeit und Klarheit zu behandeln verständen, als von Ihrem Sohne geschehen ist. Was ich an einzelnen Behauptungen etwa auszustellen fände, sollen Sie in einer Rezension erfahren, an die ich mich recht bald machen werde. Aus der gehaltenen öffentlichen Vorlesung veroffenbart sich ein großes Talent zu dem akademischen Lehrstuhl, welches bei mehrerer Ausbildung leicht manchem dortigen Gelehrten gefährlich werden könnte.

Sollte diese geahnete Gefahr nicht allein schon den Grund zu der dortigen Abale gegen Ihren Sohn gewesen sein? — Wohl gewiß! denn wie ist es nur denkbar, daß junge Leute *motu proprio*! (ohne von Andern dazu veranlaßt zu sein!) zu einer solchen Hand-

lungsweise hätten schreiten können! — Man nennt hier ganz offen die *fax et tuba* der Schlechtigkeit, und jeder Biedermann ist darüber aufs höchste indignirt. Sie müssen darüber genauere Notizen besitzen. Haben Sie diese wirklich, warum werden dann die Namen nicht genannt? Unerhört ist der Vorfall auf einer deutschen Universität überhaupt: am unerhörtesten auf einer Preussischen, in der Residenz, und in Gegenwart so vieler verdienten Männer. Noch kann ich nicht glauben, daß das mir hier einstimmig genannte Subject die Ihrem Sohne widerfahrne Beleidigung angestiftet habe. Denn bei aller Eitelkeit, die ich demselben gern zutraue, halte ich es doch nicht einer solchen Gemeinheit für fähig. Erst die Folge und die Vergleichung aller Umstände wird mein Urtheil bestimmen müssen, indem ich in meinen Jahren nicht eher urtheile, als bis ich vollkommen überzeugt bin.

Das Benehmen der Juristenfakultät gegen Ihren Sohn bleibt mir noch zur Zeit unerklärbar; eben so unerklärbar ist mir das Benehmen des Ministers von Schuckmann.

„Ihr Sohn hatte ja alles prästirt, was nach den Statuten von ihm gefordert werden konnte: wie durfte man jetzt seine Vorlesungen von der Aufnahme in das Lektionsverzeichnis ausschließen? —“ Sicher wußte man vorher, was geschehen würde, und wollte zuerst die Wirkung davon abwarten? — In dem letztern Fall war es feindselig und zugleich hinterlistig gedacht, nicht gegen ihn offen hervorzutreten.

Grüßen Sie J. I. S. herzlich, und machen ihn mit meiner aufrichtigen Theilnahme an seinem Schicksal bekannt! Aber schärfen Sie ihm zugleich ein, das: „tu contra audentior ito!“ nicht aus den Augen zu sehen, denn alle Nichtswürdigkeiten zerfallen doch am Ende in sich selbst. J. g. e. Dabelow.

Halle den 18. April 1817.

Sage Niemand: so gemein denkt Herr * nicht! — Manche Leute halten sich an stehenden Wizen. Bei vielen Professoren ist es zur stehenden Schlaueit geworden, junge Männer von Geist und trefflichen Kenntnissen nicht aufkommen zu lassen; mittelmaßige dagegen zu empfehlen, anzustellen, zu

befördern, zu loben, zu erheben. Denn diese schaden ihnen nicht! sondern gehorchen dankbar. Ja, sie thun es um so gewisser, wenn sie rechtliche Leute sind. „Er hat viel Verdienst um Dich, denkt so ein Mann, Du bedarfst seiner noch! Auch meint er es wohl gut! —“ Und — ertheilt ihm seine Stimme. Von dem, der mehrere Schüllinge anstellte, kann es auch nicht heißen: Herr — ist neidisch, und drückt Andre hinab! — Nichts weniger! Er ist es ja eben, der A. D. und E. versorgt hat, — weil er weiß, daß sie nichts lesen werden, als was ihm gelegen ist, und daß sie ihm nie hinderlich sein, noch je höher gehen können, als er es will. Daher das Sonderbare, daß manche große Univ. oft in der einen Fakultät gar nicht erst an ausgezeichneten Männern zunehmen will

Die Jur. Fakultät in Berlin mußte das Recht meines Sohnes, hier zu lesen, unbedingt anerkennen, wenn er es hatte: es sei denn, daß unsre Zeit den Beruf zum Halten der Gelehrte ebe: so wenig habe, als sie Beruf zum Geben derselben haben soll. — Glaubte die Fakultät: Nein! sagen zu müssen, so war

es wieder ihre Pflicht, dies sogleich und bestimmt zu thun. Denn der Fall war einfach! Man konnte ihn also schnell durchschauen. Beides hat sie aber nicht gethan: selbst später nicht, als auf Verlangen eines Fakultisten der Dekan die Statuten nachsehen mußte, und dann — erklärte: Die Statuten enthielten nichts der Nostrifikation des Dr. W. Entgegenstehendes. Herr Schmalz kann diese Thatfache nicht läugnen! Wie soll ich es also nennen, wenn Sav. (Er soll sie geschrieben haben!) in der Schrift: die Jur. Fak. u. d. Dr. W. S. 3. sagt: Die Fak. habe noch keine Statuten gehabt! Wer hat die Unwahrheit gesagt: der Dekan, oder der Verfasser?

Es waren mehrere Vorfälle eingetreten, welche Sav. wohl hätten sollen auf meinen Sohn aufmerksam machen. Hufeland ließ sich, als wir das erstemal in seine wöchentliche Gesellschaft eintraten, vor sehr ausgezeichneten Männern höchst gütig darüber aus, daß mein Sohn und seine Erziehung ihm als Arzt, Philosophen und Gelehrten ein wahres Räthsel sei, u. Diese Stimme drang in vieler Ohren, nur in die des Herrn v. Sav.

sollte sie nicht dringen. Als dieser ferner die ersten Worte über Niebuhrs Verones. Fund im Kollegio sprach, ging mein Sohn gleich nachher zu ihm, und erzählte ihm das Obenangeführte. Sav. wies ihn vornehm zurück. M. S. nannte die Namen jener Heid. Prof. denen er es vor acht Monaten schon bewiesen habe, und bat S. nur seinen Freund Haubold darnach zu fragen. Diesem hätte er es mitgetheilt. H. habe es aber schon gewußt, und schreibe so eben etwas darüber. Zugleich führte er an, es stehe im *Masséi*, im *Traité diplomatique* u. s. w. S. antwortete noch vornehmer: Wenn es da stände, würden es wohl Andre, (Er selbst?) und besonders Niebuhr gefunden haben. Dieser habe aber nichts davon gewußt, also — &c. In der Angst zitierte m. S. ihm drei oder vier Stellen, wo es stehe. Ein höhnisches: So? — war die ganze Antwort. — Als wir allein waren, sagte ich: „Du hast ein hohes Spiel gespielt, wehe Dir! wenn Du in einem Zitate getrrt hast! Laß uns gleich auf die Bibliothek gehn und alles nachsehn! Hast Du Dich versehen, so schicke ihm das Richtige zu; denn er forscht

gewiß noch in den nächsten vier und zwanzig Stunden nach, ob Du recht gesagt hast.“ Wir sahen nach; aber — Alles traf zu. Noch ehe m. S. indeß das letzte Blatt gezeichnet hatte, war Sav. schon da. M. S. legte ihm alles vor, und — er stand wie verblüßt da. Doch nicht ein Wort des Beifalls entschlüpfte seinen Lippen. Mein unerfahrener Sohn schmeichelte sich, Sav. werde seiner wenigstens freundlich erwähnen, wenn er etwas darüber schreibe. Er irrte. Die einzigen, ihn ansehenden Worte sind so schlaue gestellt, daß ich den sehen will, der etwas für meinen Sohn darin finden will. In der Zeits. f. g. R. W. Band 3. S. 175. sagt Sav.: „erfuhr ich zufällig durch einen meiner Zuhörer, den Hrn Dr. Witte, daß von einem Theile derselben schon längst einmal die Rede gewesen sei, und daß grade in diesem Augenblicke Haubold damit umgehe“ u. s. w. Wie sehr diesem widersprechend, hieß es früher (S. 130) „Nebenbuhr fand diese Handschriften in einer Stadt, von welcher niemals bei unsern Juristen solche Erwartungen gehegt worden sind.“ Und S. 135: „Neben siebenzig Jahre lang war

jene merkwürdige Notiz (im Maffel 2c.) vorhanden, ohne daß nur ein einziger Jurist sie bemerkte, und nun fällt Haubold darauf u. s. w.“ Man lese selbst weiter, wie sehr S. von Seite 136 bis 140 den Maffel, (worin ihm m. S. die merkwürdige Notiz zuerst zeigte,) brennt hat; doch aber thut er schlan, als ob derselbe bei Haub. erst davon gehört, und ihm, von ungefähr, gleichsam ohne zu wissen wie wichtig es sei, gelegentlich davon erzählt habe. Bemerkungen dazu zu machen, oder Schlüsse hieraus zu ziehen, überlasse ich dem Leser! — W. S. besuchte ihn indeß nach wie vor! — S. fragte gewöhnlich: „Wollen Sie sich denn immer noch notifiziren?“ — Ja wohl, antwortete dieser, und berief sich dabei auf seine (und seiner Kollegen) Zustimmung, worauf S. schwieg. Seine Gattin sprach aber deutlicher. Sie versicherte einst, der Herr von Sav. (so nannte sie ihren Mann,) werde sogleich kommen, ungeachtet sie wußte, daß er eine Lektion hatte. Die Stunde benutzte sie, m. S. von der Notifikation abzuschrecken. Unter andern sagte sie: „Auch sind die Studenten gegen sie aufge-

brachte!“ M. E. konnte das nicht glauben, weil Schmalz, (auf meine Bitte!) wiederholt nachgeforscht, und in seinem Kreise viel Achtung und Liebe für meinen Sohn gefunden hatte. (Hier möchte das freilich anders sein!) Endlich mußte m. E. sein Alter angeben, und sie schloß mit den Worten: Das werde ein gewaltiges Aussehen geben, da er noch so jung sei. Selbst der Herr von Sav. habe erst nach seinem achtzehnten Jahre (Ab. es war merkwürdig später!) zu lesen angefangen &c. Endlich — kam Herr von S. und — fragte m. E. sogleich das Gewöhnliche. Seine Gattin unterbrach ihn aber mit den Worten: Ich habe schon darüber ausführlich gesprochen. Du sollst alles wissen! — Mir war es nun ausgemacht, daß man m. E. entgegen arbeiten werde. —

Im Nov. 17. kam dieser schriftlich bei der Zak. ein, (Kurialien &c. hatte der Dekan aufgesetzt) und bat, ihm den Tag zur lat. Vorlesung in der Zak. (so wie das Thema zur öffentlichen) zu bestimmen. (Was in acht Tagen beendigt sein konnte, zerstreute die Zak. aus — geheimen — Gründen zwölf Wochen

hin; ungeachtet m. S. unaufhörlich bat und trieb.) Erst nach mehr als vierzehn Tagen erhielt er das Thema, und wurde zugleich veranlaßt, seine Heid. Dissert. zur Ansicht einzureichen. Nach den Statuten brauchte er dies nicht. Denn sein Diplom hatte die Fak. schon, und das war genug! Auf Schm. Bitte that er es indeß, um nicht — erwünschte — Weiterungen zu veranlassen. Nach einigen Tagen erhielt er seinen übergebenen Brouillon zurück, und reichte statt dessen, auf Bitte des Dekans, sein (einziges) Originalreplum ein, um — vermuthete Zögerungen abzukürzen. Endlich wurde der 27. Dez. 16. zum Termin für die lat. und der 28. für die deutsche Vorlesung bestimmt. Die Dissert. (über welche die Berl. Jur. Fak. übrigens gar nicht zu urtheilen befugt, und die von der Heid. — sehr berühmten — höchst vorthellhaft beurtheilt war!) hatte man seliglich als gut anerkennen müssen. Allein, — beide Termine wurden wieder aufgesagt. M. S. machte ernstliche Vorstellungen gegen diese Zögerungen, und sicherte sich sein Recht wegen des Berl. Katalogs. Da setzte die Fak. den 7. Jan.

27. für die lat. Vorlesung fest. M. S. erschien. Erst nach einer Stunde kam Sav. (aber mit den drei übrigen Fak. Gliedern zugleich, welches dem Dekan sehr auffiel!) Man rief m. S. nicht, sondern beschloß vielmehr, eine Anfrage b. d. Hn. Minister mit Scheingründen gegen m. S. Nostrifikation. Jetzt erst fühlte Schm., wie gegründet mein Misstrauen sei. Ihr Herr Vater hat recht gehabt, sagte er betreten, man macht Ihnen wirklich Anstände. „Welche denn?“ ruft m. S. Er. Das darf ich Ihnen nicht sagen. Ich habe ausdrücklich mein Ehrenwort geben müssen, weder Ihnen, noch Ihrem Vater das Geringste zu entdecken. — Aber, antwortete m. S., dann werde ich ja behandelt, wie in der Inquisition etc. Schm. zuckt mit den Achseln. Dies war Dienstag Abend, und schon nach etwa vierundzwanzig Stunden, d. h. am Donnerstag Morgen, sollte im Ministerio gegen m. S. entschieden werden. Das war doch — klug eingerichtet! besonders da wir gar nichts wußten. Glücklicher Weise fiel mir ein, so gleich die Fak. zu verklagen, daß sie meinem Sohne sein Recht vorenthalte. D. H. Minister

konnte nicht anders, als nach dem Gesetze für m. S. entscheiden. Aber der Concipient (wie man versicherte, Herr Uhden, Sav: Freund,) gab mir, statt: Recht, worauf ich drang, unter andern den Rath, ich möge: überlegen. Bei Gott! ich hatte es lange, und mit — geistvollen Männern überlegt. — Ferner: ich möge m. S. nicht überreden, und doch war ich fast entschieden gegen die Univ. Laufbahn! — Es heißt: seine Zuhörer würden zwar im Wissen gegen ihn zurück, aber älter als er sein::: Dagegen: 1) m. S. hatte schon seit seinem zwölften Jahre achtzehn ja selbst zwanzig jährige gelehrt, ihnen genützt und sich dadurch Beifall und Achtung erworben. Hinc illae lacrimae! 2) Wer nicht bei ihm (Koll.) hören wollte, brauchte es ja nicht. 3) Das Alter war nach den Geieken frei. (Wir stellen dabei des vorurtheilsfreien Erhardts Worte ein: Thun müssen Sie nichts, als was Sie::: für gut finden. Denn, wenn wir Andre es besser verstünden als Sie, so würden wir es besser machen.) 4) Konnten wir jetzt nicht mehr, ohne Schande, zurücktreten. Verehrte Männer sagten: Sie dürfen es

nicht! — — Ab. Mehrere Stellen des Manuscripts waren übrigens aus der (heimlichen) Fak. Eingabe herübergenommen.

M. S. bat jetzt dringend um einen Termin, für seine lat. Vorlesung. Man schämte sich nicht, denselben abermals zehn Tage zu verzögern, unter dem Vorwande: er habe in den Kurialien gefehlt, die doch der Dekan ihm mitgetheilt, und die Fak. stets als richtig angenommen hatte. Dann erst konnte m. S. seine lat. Abhandlung vorlesen, und — man billigte sie. Einige Einwendungen Savs. widerlegte der Autor schnell! Schm. hatte einige Tage zuvor die Abhandlung gehört, und sie (gegen mich) als: originell und vortreflich gelobt. Jetzt war, wie Schm. versicherte, die Restifikation eigentlich vollendet. Am fünfundzwanzigsten Januar aber hatte m. S. die deutsche Vorlesung noch zu halten. Man hatte das Schicksal der Dos nach getrennter Ehe mit Berücksichtigung sowohl des vorjustin. als des Justin. Rechts, dazu bestimmt.

Am dreiundzwanzigsten redete mich ein bejahrter Mann auf der Straße an! Sind Sie nicht der Dr. Witte? Ich. Ja! Er.

Also der Vater des jungen Gelehrten, der übermorgen öffentlich aufzutreten will? Ich. Ja. Er. So halte ich es für Pflicht, Ihnen zu sagen, daß man Ihrem Sohn etwas Böses vorbereiten. Ich. Das fürchte ich leider! — Aber — von welcher Seite? Er. Von derselben, woher er bis dahin verfolgt wurde. (Jetzt ging er schnell fort.) Ich eilte sogleich zum Dekan, und bat ihn sehr, Pedelle ins Auditorium zu bespielen, weil ich mit Grunde fürchte, einige Studenten werden lärmen. Er. Das müßte auf Anstiften geschehen, aber für so schlecht halte ich den, welchen Sie im Verdacht haben, doch nicht! — Deordre ich Pedelle, so giebt das Aufsehen, und dann heißt es: Wir wurden aufgebracht, weil — Ich gab — mit Händeringen! — nach. Denn es war mir sehr ausgemacht, daß S — ren vorfallen würden. Wir boten deshalb den damaligen Rektor d. U., Herrn Prof. Link flehentlich, selbst zu erscheinen. Eben so dringend boten wir den Herrn Et. N. Widen, weil er des Herrn Ministers Vertrauen hatte. Beide waren am fünfzehntwanzigsten im Versammlungszimmer, versie-

Herten aber, sie müßten ein Kollegium lesen, ungeachtet über sechshundert Studenten und viele Professoren bei der Feierlichkeit waren, an Kollegien also wohl kaum zu denken war. Meinem Sohne verschwiez ich die erhaltene Warnung; sagte aber: Bereite Dich so, daß Du, wie Sch. es wünscht, frei vortragen kannst. Falls dann ja Niederträchtigkeiten vor, so blickst Du in Deine Papiere, und bist schnell wieder im Zuge! Beim Einsteigen in den Wagen versicherte er mich, er habe sich gehörig vorbereitet! — Nun dann: mit Gott! antwortete ich; und — Er hat ihm Kraft gegeben! — Die Jak. hatte — sonderbarer Weise! — ein kleines Auditorium bestimmt. Vor dem Anfange aber sagte der Dekan etwas dergl. zu Sav.: Nun müssen wir doch das große Auditorium nehmen, ich sagte es wohl! Sav. (unwillig) Wie so? Schm. Sehen Sie selbst zu! das kleine ist ja so gepfropft voll, daß Thüren, Fenster und Katheder angefüllt sind. Der Herr Dr., Sie und ich können nicht hinein! Sav. Das große ist aber nicht geheizt! Schm. (und Andre) Es ist nicht kalt! und — die vielen Menschen wer-

den es schon wärmen. Sav. Man wird ihn dort aber nicht hören! Dieselben. Nun, nun, wenn wir, und die nächsten Reihen ihn nur verstehen. Sav. Meinemwegen!

Das war die erste sichtbare Hülfe Gottes. Denn nun mußten die Ruheführer, die aufs Katheder postirt waren, (um m. Z. zu mishandeln, wenn er hinaufwollte?) warten, bis sich das Auditorium leerte. Indes füllte sich das große mit denen fünfhundert, die draußen und vorn im kleinen Auditorium gestanden. Die Ruheführer mußten folglich zurückbleiben, und konnten ihre Vorkheiten im großen Auditorium nicht vollführen, weil da Schranken waren, welche das Katheder und gegen achtzig ausgezeichnete Männer von ihnen sonderten. Auch führte eine andre Thür zu ihm. Im kleinen Auditorio soll man sogar Knallerbsen bereit gehalten haben, um meinen Sohn durch Schreck zu verwirren. Auf der Treppe und unten standen Aufpasser, welche Z. K. H. dem Kronprinzen und zwei andern K. Prinzen verschickten, sie bemühten sich vergebens, d. Dr. Witte sei ausgepocht, u. alles sei vorbei! Natürlich kehrten also sie, dr-

ren Gegenwart man scheute, und mit ihnen viele Andere, um. Dennoch war das große Auditorium gedrängt voll. M. S. bestieg das Redner. Aber, noch ehe er ein Wort gesprochen hatte, sangen die oben bezeichneten zwanzig bis vierundzwanzig den verabredeten Lärm an. Sie pöckten mit den Stöcken und Abköthen, pfliffen ic. Ich erbeble! denn ich dachte, der zarte und mit solchen Schlechtheiten völlig unbekannte Jüngling kann vor Schreck und Aerger in Krämpfe verfallen u. s. w. Sobald ich aber bemerkte, daß er ruhig, bald die Lobenden ansah, bald etwas im Corpus Juris aufsuchte, so sagte ich Muth. Erst nach fünf Minuten ward es still. M. S. öffnete wieder den Mund. Schnell ward der Unfug noch heftiger als zuvor. Hunderte, die vorn standen, pflöten, doch — vergebens! Jetzt stand ein Mitglied der Fak. zum Fortgehen auf, mit den Worten: „Unter diesen Umständen müssen wir hier nichts weiter!“ Drei Andre wollten ihm folgen; dann war alles vorbei, und mein S. blamiert. Nun wäre es leicht gewesen, die ganze Disputation zu verhindern, oder doch,

bis nach dem Abdruck des Letzt. Katalogs — zur Herabsetzung meines Sohnes vor den Studenten! — hinaus zu schreiben. Aber Hufeland, Gräfe und andre wichtige Männer versicherten: diese Auflehnung unter den Augen der Fak. sei um so mehr eine Beschimpfung derselben, ja der ganzen Universität, weil der Altns auf Veranlassung der Jur. Fak. vor sich gehe. Man müsse also bleiben, und Ruhe schaffen! — Das half! Der Dekan ging aufs Katheder, und ermahnte die Lärmenden höflich zur Ruhe. Diese trommelten ihn aber ebenfalls aus. Als es wieder ruhig war, bat derselbe m. E. es noch einmal zu versuchen. Er that es, jedoch mit dem Beisatze: es geschähe bloß auf des D.s Befehl. — Derselbe Unfug! — Jetzt gab m. E. zu erkennen; daß er etwas (anderes) sprechen wolle. Schnell war es stille! — Er sprach: „W. H. ich habe meinen Vortrag den Gesetzen gemäß öffentlich vor Ihnen halten wollen. Sie verhindern mich daran; es wird also nicht geschehen. Aber es wird angesehen werden, als ob ich ihn gehalten hätte. Vor der Fak. und diesen Männern hier, die, hu-

maner als Sie, geneigt sind, ihn zu hören, werde ich ihn dennoch halten. —“ Allgemeiner Beifall der fünf bis sechshundert Besseren belohnte ihn. Inzwischen hatte der Dekan zum Rektor d. Univ. Herrn Dr. Link, (der in einem nahen Auditorium saß,) geschickt, ihm alles melden und ihn dringend bitten lassen, sogleich selbst zu kommen und Ordnung zu schaffen. Er kam aber nicht!!! — sondern ließ durch einen Pedell Ruhe gebieten; (was selbst die besseren Studenten heftig aufbrachte.)

Man versicherte mich, Sav. hätte leicht Stille hervorbringen können, 1) wegen seiner Auctorität unter den Juristen, 2) weil viele der Lärmenden seine Schüler wären. Ich glaube es! aber — er that es nicht! Schm. gab sich dagegen alle Mühe! Er sagte z. B. Es sei keine Kunst, dort hinten im Verborgenen zu lärmern, und einen geschickten und unbescholtenen jungen Mann zu krankem. Wer Recht zum Pochen zu haben wähne, solle innerhalb der Schranken kommen. Da sei Platz! — Dies erregte ein heiteres Lachen. M. S. benutzte diese Stimmung, und fing seinen

Vortrag an. Da er unbedingt frei, (ohne Kenzep) ruhig und in gewähltem Deutsch sprach, auch seinen schwierigen Gegenstand leicht und glücklich behandelte, so dachte Niemand (selbst die Unverständigen nicht) daran, ihn zu stören. Es wurde vielmehr für einen, mit sechshundert Studenten angefüllten Saal, äußerst still. W. S. sprach eine volle Stunde lang, und es blieb so. Er nahm am Ende Bücher, Papiere, Schnupftuch u. langsam zusammen. Es rührte sich nichts. So unerwartet war es den Anwesenden gewesen, daß der Jüngling ungewöhnliche Kenntnisse, einen leichten Vortrag und — so viel Geistesgegenwart besäße. — Man hatte ihnen das alles — ganz anders! gesagt! — Die erhabenen Personen innerhalb der Schranken umarmten den Redner fast alle theilnehmend. G. J. M. v. Kalkreuth machte den Anfang. Allgemein wünschte man ihm und mir innig Glück zu diesem ehrenvollen Siege. Vor allem der Dekan, der mit Wärme sprach. Manche thaten es sogar mit Thränen. „Sie haben, sagte der G. J. M. nachher, dem Feinde ruhig ins Auge gesehen! Ich hätte Ihnen

gern schweres Geschäft geliefert, aber ich kam zu spät! Indes, der Feind ist total besiegt!"

Glischen sprach gerührt: „Ich wünsche Ihnen von ganzer Seele Glück, I. H. Dr. und bewundere Ihre Ruhe und Festigkeit. Wenn mir das Gleiche begegnet wäre, ich hätte kein einziges Wort hervorkringen, viel weniger, wie Sie, meinen Vortrag frei und ungenirt halten können.“ Nur Sav. äußerte gar nichts. In tiefen Ueberlegungen starrte er vor sich hin. Als wir Schm. begleiteten, erfuhr ich, daß er eine Session gleich nach Tische bestellt habe, um — zu berathen. Ich erzählte dem Dekan, mehrere Gegenwärtige seien der Meinung, jetzt müsse die Fak. (wenn sie anders auf ihre Ehre halte) m. S. mit Auszeichnung nostrifiziren. Er antwortete: Das sei abgemacht! denn er sei nostrifizirt! Ein Diplom, oder des etwas gebe es dabei nicht. Er (als Dekan) sehe meines Sohnes Kellegia in den 2. Kat. und das sei alles! — Ich. Kann Ihnen denn darin Niemand einsprechen? Er. Gott bewahre! Dafür bin ich ja Dekan! Ich. Auch der H. Minister nicht? Denn wahrscheinlich wird man sich wieder

an diesen wenden. Er. Nein! Das ist allein meine Sache! — Als ich von Untersuchung des ruhestündenden Frevels sprach, wurde Schm. verlegen. Sehr begreiflich! denn wenn strenge untersucht worden wäre, so hätte sich sicher mancherlei ergeben. Da sprach ich jene Prophezeiung aus, welche (Vd. I. S. 326) angeführt ist, und die sich seit zwei Jahren auf vielen Universitäten schrecklich bewahrheitet hat. Aufsehung gegen die Gesetze unter der Oberen Augen; und Ehrenkränkung eines Unschuldigen nebst dem Zertreten seiner Rechte, im Beisein der Vorgesetzten, sind bloß ein: „Anfang“, der, wenn er nicht schnell und strenge bestraft, wenn nicht besonders der Angegriffene mit Ersatz belohnt wird, zu allem Schrecklichem führt, was wir in der letzten Zeit erlebt haben *).

*) Bei jeder neuen Aufsehung gegen Gesetz, Recht, Obere und Ehre, sagte oder schrieb ich: „Abermals ein Schritt tiefer in die Nacht! — Wo soll das enden! —“ Darum bei ich m. S. ernstlich, jedes persönliche Zusammentreffen, besonders jeden münd-

J. M. der König hatte den Vorfall noch an demselben Abend erfahren, und als bedeu-

lichen Streit mit seinen Widersachern zu vermeiden; darum dankte ich Gott so innig, daß er die Idee wegen des kleinen Auditoriums hatte scheitern lassen; denn das beszeichnete Schlachtopfer d. rs nur Blut und Galle haben, d. h. ein Mensch sein, so liefert es sich seinen Verfolgern selbst. Die Schritte sind: 1) Boshafte Zerrüttung seiner Rechte, 2) Verhöhnung, 3) Schmähungen, 4) Körperliche Angriffe z. B. Stößen, Zerren u. s. w. 5) Prügel, 6) Duell oder gar 7) Mordmord. Gottlob daß m. S. am 25. Jan. jenen (mir unbegreiflichen) Gleichmuth bewies. — Jetzt hat er sich aus dem heilig sein sollenden Ajnt seiner Rechtsakademie nach — Italien geflüchtet. — Kogebue ist durch seinen — welthistorischen — Tod mehr verewigt, als durch seine geistreichsten Schriften. Deutschland trägt seit dem 25. März 1819 einen schwarzen Fleck an sich, welchen es nur dadurch abwischen kann, daß es endlich einmal des Nebel in seiner Wurzel angreift und ausrottet. Freilich, wehe dabei dem, was die Edleren: Fieichin! nennen, und als ein Himmelskind verehren, während Unverständige ihm sinnlos mit ihren groben Füßen ins Engelantlig schlagen! „Nun ist

tend angesehen, denn — Er blickte in die Zukunft! — S. M. hatten daher strenge Untersuchung und Verurtheilung befohlen. Wie sehr mußte jeder Bericht, der die mannigfaltigen Schuldigen freisprechen soll-

es dahin! Nun ist es verlohren!“ würde ich weinend sagen, wenn ich nicht auf den weisen Unterscheidungsblick Friedrich Wilhelms des Gerechten, und mehrerer seiner allerhöchsten Staatsbeamten — die schon lange vor dem Gefängniß jener Thoren die bürgerliche Freiheit menschenfreundlich gründeten, — mit innigem Vertrauen rechnete. Aber ich prophezeihe nochmals: „Der erste Werd ist nicht der letzte — Er ist wieder nur ein Anfang, wenn nicht jede bis dahin unternommene Maßnehmung wider Gesetz und Recht nachdrücklich bestraft, wenn nicht diejenigen, welche man willkürlich unterdrückte, — zum Schrecken der Empörer! — hinreichenden Ersatz erhalten. Hat man einmal das Decisivvotum einem — inkompetenten — Tribunale zugestanden, so wird man auch die rasendsten Entscheidungen desselben vertheidigen, oder doch beschönigen müssen, besonders, wenn sie (wie hier!) — jedesmal mit Trümmerei überlüncht werden. Die allerneuesten Erfahrungen beweisen, leider! das Gesagte.

te, meinen Sohn und mich — ungerecht anklagen! — Doch, der klarsehende Monarch hat uns seine schützende Gnade nie entzogen. Dem allverehrten Berl. Kammergericht wäre nichts leichter gewesen, als die Erforschung aller Schuldigen und ihrer Anstifter; denn ein gewisser Nölting aus Lübel, überzeugt, daß er wenig dabei wage, entblödete sich nicht, an den Dekan mit einem frömmelnden Eingange zu schreiben: Auch er habe jenen Lärm zu erregen gesucht, weil es ihm mißfällig sei, daß ein Kind auftreten wolle. &c. Mehrere Professoren fanden es sehr unweise vom Dekan, daß er dies Schreiben den Univ. Gerichten übergeben habe. Ich, der ich sechs und zwanzig Jahre lang auf und neben Universitäten lehte, begreife das gar wohl! — Das Univ. Gericht protokollierte — ohne Anstand! — Unwahrheiten und Schmähungen des Nölting gegen meinen — ihm bloß von Ansehen bekannten — Sohn. Nachdem erklärte Nölting: „Von der Hofst. Vorlesung wegzubleiben, sei ihm und den Uebrigen: — nicht widerstrebend genug! gewesen; denn sie hätten eben dem Dr. Witte durch das Lärmen

die Lust benehmen wollen, ferner Dozent zu sein. Man muß gestehen, das tiefe Böse der Handlung kann nicht klarer dargelegt werden. Und was war seine Strafe? — Zwei Tage Karzer, d. h. zwei lustige Tage (mit seinen Gefellen?) auf dem Zimmer, welches man: Karzer nennt. Sie tranken da wahrscheinlich ein poreat! auf: Geist und Fleiß und gute Erziehung! — und ließen ihre Beschützer hoch leben! — Wenn man sonst einen Unruhstifter hat, so hat man alle! — Hier hatte man einen! aber — man war so human — gegen Ruhestörer, daß man diese edlen Jünglinge nicht weiter beunruhigte. Doch noch mehr! Dem Gefrankten, an Ehre, Glück, Ruhe und Gesundheit bößlich Veraubten, und seinem Vater, meldete man selbst von jener geringen Strafe — nichts! — Denkwürdig ist noch, daß diese erste, arge, an bösen Folgen schwangere, muthwillige Uebertretung der Univers. Gesetze in einem von der Fak. der Rechtslehrer beschlun Akte, unter ihren eigenen Augen, an dem Tage, fast ungestraft! — geschah, an welchem (wie versichert wird,) S. M. der König die Univ. Gesetze durch Seine

Seine Namensunterschrift heiligte. Aber, meint der Leser, Ihren Sohn hat man doch wohl edel behandelt, ihn recht ehrenvoll zum Dozenten erklärt, wohl gar etwas Außerordentliches für ihn gethan! schon um die Unverschämtheit jener Widerspänstigen zu strafen, weil man sie ja sonst in ihrem Troke bestärkte. — Nichts weniger! Zwar war er *de jure* nostrifizirt. (Der Dekan und Göschen hatten es ihm ausdrücklich versichert.) Doch aber wagte die Fak. am siebenundzwanzigsten Januar, es dem Herrn Minister nahe zu legen, daß er meines Sohnes Kollegia aus dem Katalog weglassen. Sie konnte nicht läugnen, daß seine lat. Vorlesung gut gewesen sei. Die deutsche hatten alle Vernünftigen, unter den Umständen! bewundert; und die Fak. selbst kann sie nicht tadeln, muß sogar seinen Vortrag loben. „Was giebt sie denn als Grund ihres sonderbaren Verlangens an?“ fragt man. „Etwa wieder Ihres Sohnes Jugend?“ — Nein! denn das gebildete Berl. Publikum, gleich entfernt von kurzichtiger Arroganz als von neidischer Bosheit! — hatte diese Ausflucht der gelehrten Herrn gar zu lächerlich

gemacht. Man hatte das: „*ingenio et studio, non aetate adipiscimur sapientiam!*“ (Durch Geist und Fleiß, nicht durch Alter wird man verständlg!) oft höhnisch wiederholt. u. s. w. „Nun, dann! — der Grund?“ — Es ist unglaublich, aber, der tiefgelehrte Grund war: „die Studenten wollten es nicht!“ — Jener kleine — nicht edlere! — Theil der Studenten war also das Tribunal, dessen Entscheidung die Rechts: Fak. verehrte. Zweimal sprechen sie in diesem Schreiben klar davon; und das eine mal berufen sie sich deshalb — gleichsam als Vorwurf, daß das Ministerium ihnen nicht Folge geleistet — auf Äußerungen der Art in ihrer Eingabe vom siebenten Januar. Auch suchen sie mit neuen Lärmzügen der Studenten zu schrecken, wenn der Herr Minister (den Befehlen gemäß) etwa m. S. Kollegia lesen lassen wollte. Am Ende schämen sie sich sogar nicht, zu sagen: „sein Name im Katalog dürfe im auswärtigen Publikum ein nicht günstiges Licht auf die Universität werfen.“ — Das ist doch entsetzlich!! — Die Schande fällt freilich auf m. S. nicht! Aber — Rechtsgelehrte sollten doch wis-

sen, daß dies eine Injurie ist. Und das hatten Obischen und Schmalz mit unterschrieben? — Und das sandte man an ein K. Pr. Ministerium unter Friedrich Wilhelm dem Ges. rechten? — Und das ließ man, um das Ges. thanz zu beschönigen, drucken? — als Rechtfertigungsgrund jener — Handlungen drucken?

Uns hielt der Dekan mehrere Wochen lang mit der Versicherung hin, die Kollegia meines Sohnes kämen gewiß in den Katalog. Endlich erklärten Vledermänner uns, es sei nicht so; denn sie hätten in der Druckerei das Gegentheil gefunden. Ich ging selbst hin — und sie hatten recht. Nun stellten wir Schm. zur Rede. Er blieb bei dem Obigen. Ich sagte ihm also, daß ich eben aus der Druckerei und von dem Prof. B. (der den Katalog besorgt) komme, folglich das Gegentheil gewiß wisse. Da versicherte er, statt dessen, was man schon weiß: er habe die Kollegia unmittelbar zum Minister geschickt, denn — das sei besser! — Wir wandten uns nun an diesen. Am dreizehnten Feb. war m. S. bei dem Herrn Minister v. Schuckmann.

Ich fühlte längst, daß mein Sohn prozessiren müsse, um hier Kollegia lesen zu können; oder — zu reisen gezwungen sei; und wünschte (aus Noth!) dies sehr. Er aber sehnte sich zu lesen.

S. E. sagten, die Studenten (die übergens bestraft seien) wären viel älter, als m. S. hätten gedient u. s. w. Wie er jetzt schon könne Professor werden wollen! — M. S. erinnerte bescheiden, daß er nur Privatdozent, nicht Professor, zu sein wünsche. S. E. entgegneten: „Sie müssen mich nicht lehren wollen, welcher Unterschied zwischen re. ist; denn — ich stelle an! — M. S. wies dagegen nur ganz leise auf sein Recht hin, so wie, daß der Herr Minister selbst wohl nicht den 24 Ruhesthren gegen ihn Entscheidung erlauben, oder Recht geben werde. D. M. Warum haben Sie sich nostrifizirt? — Ich habe es ja nicht gewünscht! — M. S. gab die vernünftigen Gründe dafür an. D. M. Haben Sie denn aber ein Zertifikat, daß sie nostrifizirt sind? M. S. Nein! Denn der

Defan hat mir gesagt: ich sei es, und ein
Zertifikat bekomme niemand. D. M. Aber
die Fak. ist ja in ihrem letzten Bericht dage-
gen, daß Ihre Kollegia in den Katalog
kommen. — Ich wünsche daher nicht,
daß Sie im nächsten halben Jahre lesen! —
M. S. Aus Respekt für C. E. will ich dann
das eine Kollegium gar nicht, und das andre
privatissimo lesen, wenn ich gleich dadurch
sehr an Achtung und Einkommen verliere.
Nur muß ich bitten, daß beide in den Kata-
log aufgenommen werden, weil ich sonst pro-
fittirt bin, und meine Widersacher dann mein
Recht zertreten haben. D. M. Ich werde
mir darüber noch berichten lassen. M. S.
hat unterthänigst, daß er bald entscheide, denn
der Katalog sei beinahe schon zum Abdrucke
fertig! ic.

Der Herr Minister nahm diese Bitte un-
gnädig auf, und äußerte sich zugleich dahin,
daß mein Sohn in Berlin für jetzt als
Priv. Doz. nicht wohl bleiben könne.

(Hierdurch erfuhren wir übrigens
zuerst, daß die Fak. abermals heimlich einge-

kommen sei, um meines Sohnes Vorlesungen aus dem Letzt. Katalog auszuschließen.)

S. M. der König war gleich einer schützenden Gottheit stets geneigt, für m. S. zu wirken, und hatte deshalb auch jetzt einen Bericht des H. Ministers verlangt, was für seine vollendete Ausbildung noch zu thun sei.

Seine Excellenz schlugen eine zweijährige gelehrte Reise mit einem jährlichen Reisegelde von sechshundert Thalern vor. Dies, und daß mein Sohn nicht so fort (den 1. März 1817) abzureisen nöthig habe; — denn er blieb nun noch ein volles Jahr in Berlin! — wurde auf meine unterthänige und bittliche Vorstellung an des Königs Majestät, huldreich von Demselben genehmigt; außerdem geruhten Allerhöchstdieselben die fortdauernde Zahlung der früher ausgesetzten fünf hundred und fünfzig Thaler ausdrücklich als noch fortgehend zu bewilligen. Ein neuer Beweis des reinen Sinnes, der Gerechtigkeit und Gnade Seiner Majestät.

Was ich zuvor sah, trat ein. Um die verübten Frevel zu beschönigen, verläumdete

man m. S. entseßlich. Bald nannte man ihn furchtsam und feig. Bald gab man es für Frechheit aus, daß er ruhig, ja sogar frei vorgetragen habe, ungeachtet es die Studenten doch nicht hätten leiden wollen. Dort hieß es: Ja, gelehrt sei er, unsinnig gelehrt! aber in Gesellschaften ein Stöck! — Hier dagegen: Sein Talent für die Gesellschaft sei nicht abzulugnen, aber gelernt habe er wenig! Seine Dissertation sei nicht einmal gedruckt! (Doch, diese thörichte Beschuldigung hat ja selbst die Fak. sich gegen ihn erlaubt; und konnte doch leicht wissen, daß es in Heid. gesetzlich statt finden darf, in diesem Falle aber so sein sollte, weil m. S. noch gelehrte Vorträgen zu seinem Gesetze auf den Reisen und in Berlin sammeln wollte. Manche hatten sich sogar auf Thib. in Gött. berufen, m. S. sei in der Math., und auf Zav. er sei in der Jurisprudenz unwissend! Ich übergehe die andern Verleumdungen. Eine derselben ist aber für jeden Theilnehmenden besonders wichtig: Zav. hieß es, habe gesagt: „m. S. sei so stolz, daß er nicht unter den Studenten habe sitzen wollen.“ Man muß gesehen, für Studen-

ten konnte nichts Bösers gesagt werden! Aber die Leser kennen ja (von S. 457 her) das Wahre! — Sehr auffallend ist es, daß kein Mensch als Sav. allein von der Sache etwas wissen konnte. Wie kam es also — als Anklage! — unter die Studenten?

Um sich zu retten, mußte man denn auch auswärts verläumdern. Das geschah mäßig in allen Zeitungen, und zwar meistens verkäpft! — Man darf jene Aufsätze nur lesen, so fühlt man schnell, von was für Geschöpfen sie kommen. Um die Verläumdung: seine Arbeiten wären schlecht! zu Boden zu schlagen, und auf Verlangen großer Juristen, ließ m. S. sie drucken. Die Vorrede spricht über die ihm widerfahrne Behandlung schonend; angesehene Männer haben dies anerkannt. Die Jur. Fakultät fand sich aber doch gemüthiget, dagegen eine Schrift zu schreiben, die ich zur Ehre meines Sohnes, als seine schönste Rechtfertigung, N.D. mit einigen kleinen Aufklärungen und Berichtigungen hier wörtlich abdrucken lassen würde, wenn es des Raums wegen möglich wäre. Indes — ein andermal! — Das muß ich gestehen,

wenn es wahr ist, daß Herr v. Savigny sie geschrieben, so hat er dadurch seine Gewandtheit bei verzweifelten Händeln beurkundet. Für den Besserwissenden klingt freilich vieles hohl! Besonders ist es lächerlich, daß der Verfasser es m. E. gern als etwas Schlimmes anrechnen möchte, daß er die seit Heid. aufgefundenen Lesarten der Lex. X. im Eingange nachgetragen hat. Die Heid. Jur. Fak. hatte später das Ganze verglichen; war aber sehr erbötig, zu beschränken, daß der Abdruck der Diff. wörtlich mit dem Originale übereinstimme, weil — dieser Eingang eigentlich zur Diff. selbst nicht gehört. Das Letzte wußte Sav. gar wohl! deshalb wird er das Zeugniß der H. J. F. ganz in der Ordnung gefunden haben. Ich bedaure aber des Schreibers großen Kunstaufwand, denn die gebildete Welt läßt sich heut zu Tage nicht mehr gelehrtens Sand in die Augen streuen. Rechtlichkeit und gesunde Vernunft siegen.

Damit man indeß doch sehe, wie der große Jurist in Erlangen, Glück, über diese Arbeiten denkt, so lasse ich sein Schreiben an m. E. folgen. „E. W. haben mir mit Ih-

ren gel. Abh. aus dem Gebiete d. r. N. ein überaus schätzbares und angenehmes Geschenk gemacht, wofür ich Ihnen meinen innigsten Dank aus der Fülle meines Herzens darbringe. Ich habe dieselben, wie ich Sie aufrichtig versichere, mit wahren Vergnügen gelesen, und verehere Sie als meinen Lehrer, in dessen trefflicher Schrift ich über manche Dunkelheit Aufschlüsse gefunden habe, die ich zu seiner Zeit zu benutzen nicht ermangeln werde. Sie dürfen vollkommen überzeugt sein, daß jeder, der eine solche Arbeit zu würdigen weis, sie mit Beifall aufnehmen, und Sie ermuntern wird, das Publikum bald wieder mit einer so gründlich durchdachten und belehrenden Arbeit zu erfreuen. Lassen Sie mich fernerhin Ihrer Gewogenheit und Freundschaft empfohlen sein, und erlauben mir noch, die innigste Verehrung zu bezeigen u. Glück.“ Und — das schrieb dieser ausgezeichnete Mann zu einer Zeit, wo mehrere, der von Berlin aus (zur Rettung!) bestellten Rezensionen schon erschienen, andere aber bestimmt zu erwarten waren.

Ganz wie Glück, urtheilte der — auch als tüchtiger Jurist — bekannte Frh. v. Berlepsch. Persönlich versicherte er mich: er habe viel von m. S. gelernt, und werde es dankbar benutzen. Wie sehr er den Jüngling achtete, den er als Kind schon geliebt hatte, bewieset sein Schreiben an mich. : : die Specimina einer seltenen Erudition J. H. S.s bestätigen dasjenige, was bei seiner Creation zum Dr. b. K. gesagt worden ist. Er gehört zu den eleganten Rechtsgelehrten, welche in die Fußtapfen der berühmten Holländer fortwandeln. Ob dies noch jetzt von großem praktischen Nutzen sei, ist eine andre Frage. Ich würde Ihrem, mit so herrlichen Anlagen und Vorkenntnissen ausgerüsteten, H. S. rathen, das Verfassungsrecht der Staaten, welche er auf seiner gel. Reise besuchen wird, fleißig zu studiren; demnächst als ein zweiter Montesquieu in lat. Sprache ein jus publ. natur. et univ. zu schreiben; und damit ein in deutsch. Spr. zu schreibendes Verwaltungsrecht zu verbinden. Diese Arbeit, ein hohes Bedürfniß unsrer Zeit, giebt Ehre und Anstellung, mehr als alles Privatrecht, das bloß ein Ausfluß

des öffent. Rechts, der Weltw., der Kultur und der Civilisation ist, und es sein muß. Ich empfehle zc. Arb. v. Verleysch.

Bei Gott, wenn ein Greis, der in gelehrten Arbeiten und in den ersten Staatsämtern grau geworden ist, von einem sechszehnjährigen Jünglinge so etwas schreibt, so muß dieser wohl ernste Beachtung verdienen! —

In Berlin erschien das bekannte: Urtheil eines Unparth. abh. d. Venehmen der Berl. Jur. Fak. zc. S. 5. heißt es: „Wo aber der Buchstabe des Gesetzes so klar und deutlich spricht: wo der vorliegende Fall grade derselbe ist, den der Gesetzgeber ins Auge gefaßt hat; da wird man den Richter nicht allein verachten dürfen, wenn er dem Gesetze doch zuwider handelt, sondern der Besizer ist bereit, das Verdammungsurtheil über ihn auszusprechen S. 6. Kassation würde die unmittelbare Folge eines Verfahrens sein, das es sich herauszunehmen wagte, gegen den ausdrücklichen Inhalt der Gesetze zu handeln. S. 6. Ist es weniger schreiend, wenn Lehrer von Rechtsschulen, : : in dem Wege des Rechts so irre gehen, daß sie ihren Jüngern mit dem

Beispiele des praktischen und, wie es scheint, privilegierten, Unrechts voranstreben und sie, ihnen zu folgen aufmuntern? Vornehm, Geldgeiz, Eifersucht gegen Kollegen und alle Schliche, die mit diesen besagten Tugenden in Verbindung stehen, hat man deutschen Professoren schon längst verzeihen. S. 8. ; kann doch nicht so verderblich werden, als der auch nur einmal ausgesprochene Grundsatz, die Gesetze öffentlich und auf eine sträfliche Weise umgehen zu dürfen. Der Staat hat auf die Unverletzlichkeit der äußern Freiheit zu sehen; der Schutz der Freiheit ist aber das Gesetz. Die Verhandlungen bei der Habilitation des Dr. Witte verdienen wegen des groben Verstoßes gegen alle rechtliche Form, den besagte J. k. sich dabei zu Schulden kommen ließ, daß sie aus Licht gezogen werden. S. 10. Dessen ungeachtet scheute sich die J. k. nicht, ihn stillschweigend, als sei nie von einer Habilit. die Rede gewesen, (im Katalog) zu übergehen — ja späterhin seinen Anschlag ans schwarze Brett durch nichtige Gegengreden zu hintertreiben. S. 11. Es ist nöthig, daß man das gesammte Deutschland auf Rechtslehrer auf

merklich mache, die das formelle Recht außer Augen zu sehen sich nicht scheuen; damit das Publ. sehe, in welchem Verhältnisse das Privatleben dieser Männer zu ihren Schriften stehe. S. 12. Hatte die Jur. Fak. zu Berl. ein Recht, nachdem die von ihr verlangten Aufgaben gelöst waren, also alles geleistet war, was möglicher Weise von Seiten der Fak. erheischt werden konnte, dem jungen W. zu versagen, seine Vorlesungen im Pekt. Verzeichnisse anzuzeigen? Weder das Heil der Univ. noch des jungen Mannes durfte von ihnen in Betracht gezogen werden, wo es sich nicht mit den rechtlichen Formen vereinigen ließ. Daß aber Rechtslehrer diese Begriffe so sehr zu vermischen im Stande waren, muß jeden Juristen bestreiden. S. 14. Das Heil der Univ. konnte nicht leiden, weil jedem Studierenden frei steht, seine Koll. nach Willkühr zu hören. Das Heil des j. Mannes hätten die H. H. Prof. sogleich ihm selbst überlassen sollen; man wird es ihnen schwerlich Dank wissen, daß sie ihre Absichten so süßlich werden ließen. S. 15. zeigt er, daß die Fak. durch das m. S. gegebene The-

ma schon dessen Recht: Dozent zu werden, anerkannte. „Oder war das nicht ihre Absicht, so hätte sie sich dadurch gleich anfangs eines Vergehens schuldig gemacht.“ S. 16. folglich gesteht die Zak. ein, daß die Studentenunruhen eine so magnet. Wirkung in dem Innern der H. H. Prof. hervorbrachten, daß u. s. w. „Also die Studenten sind eigentlich die höchste richterliche Behörde einer Univ. und der Senat nur die erste Instanz, die sich aber den Entscheidungen des höhern Studententribunals willig fügt?“ — S. 17. Das ist wohl die Blüthenzeit der Univ. wenn öffentliche Lehrer die jugellose Ungebundenheit einiger Studenten für einen höheren Ausdruck, für Gottesstimme erkennen, sich aus dem Straube zu machen suchen, sich nicht entblößen, einen jungen, ihrem Schutze anvertrauten Mann, preis zu geben? S. 18. Sah die Zak. ein, wie sehr sie selbst durch das widergeschl. Benehmen der Studenten gefährdet sei; mißbilligte sie das Verrathen derselben wirklich, und nicht bloß scheinbar; warum hat sie es sich denn späterhin so aneignen sein lassen, die innerste Willensmeinung der Studenten

zu erfüllen? — S. 19. Hatte die Fak. gleich vom Anfang an im Sinne, das (Koll.) Lesen des j. B. zu hintertreiben, so hatte sie kein Recht, ihm ein Thema vorzuschreiben; dann hat sie sich selbst und die ehrwürdige Versammlung zum Besten gehabt; ihre Auctorität auf immer erniedrigt, und den Habilitat: akt in ein Hanswurstspiel verwandelt. Hat sie sich von der Studentenentsenz: vorschreiben lassen, so geiellte sich zur Ungerechtigkeit noch Kraftlosigkeit und Inkonsistenz. Wird das, was die Studenten der jur. Fak. im Allz. Anz. bekannt zu machen gewagt haben, *) von Seiten der Fak. nicht gehörig gerügt,

*) Da es manche nicht wissen, so bemerke ich, daß die Finsterlinge schlau verordnet hatten, man solle schnell in öff. Blät. die 22 bis 24 St. rer der Ruhe in hundert u. d. mehr noch verwandeln, um dadurch dem Pabliko zu imponiren. Mehrere, die meinen Sohn innigst liebten, mußten (er rieth ihnen selbst dazu!) ihre Namen mit unterschreiben, um öffentlichen Beschimpfungen, Prüg:ieren und Quellen, wor mit man ihnen drohte, zu entgehen. Jeg: wäre es im höchsten Grade leicht gewesen,

so muß man das Letzte annehmen.“ (M.D. Es ist nie gerügt worden!!! —)

die Schuldigen herauszubringen, denn die Unschuldigen warteten nur auf eine Untersuchung, um — jene Töthungen, und das durch die Wahrheit, zu entdecken; aber die Fak. des Rechts that nichts. — Bei dieser Gelegenheit beheare ich, es giebt auf fast allen Univ. der vortreflichen jungen Männer, welche Ruhe und Ordnung wollen, so viele, daß es leicht sein würde, Unfugstreiber und ihre heimlichen Anführer — im Raum zu halten, ohne daß dadurch die Geistesfreiheit, — welche vom Achten und tüchtigen Studiren allerdings untrennbar ist! — im mindesten gefährdet werde. Man darf nur das — ganze — Univ. Wesen lange und näher kennen, so liegen die zu treffenden Einrichtungen wahrlich nahe; denn, sie sind einfach und natürlich. „Warum hat man sie denn nicht längst getroffen? — Weil gewisse Leute dagegen interessiert sind, und gern halb und halb ein Staat im Staate bleiben wollen, folglich die einfache Wahrheit stets im falschen Gesichtspunkte zeigen. — „Nun — welches sind denn diese naheliegenden Mittel?“ — Es ist hier nicht der Ort, und ich habe nicht den Raum, sie auseinander zu setzen;

Ueber die Schrift der Fak. sagt der Verf. S. 23. Sie bestätige seine Worte, denn die Fak. sanktionire das Betragen der Studenten und fordre dadurch andre im ähnlichen Falle zur Nachahmung auf (S. meine Prophezeih. B. I. S. 761 und — die vielen seitdem eingetretenen Studentenunruhen, die sich allmählig bis zum Gräßlichen gesteigert haben.) S. 23. Die Fak. habe den Brief des Abtins und das Protokoll als Beleg in eine gleiche Kategorie mit denen minist. Schreiben gesetzt, und dadurch gezeigt, wie sehr der Wille eines Studenten sie bestimme, d. h. wie abhängig sie von denen sei, die ihr untergeordnet sind.

aber — Eltern, Vormünder, und alle vorzügliche Jünglinge würden sie segnen! Nein! schreit eine Heerde Professoren — schon im voraus, Das geht nicht! denn — alsdann wandern uns die Studenten aus, und mit ihnen die vielen Louisd'ore. Auch dem könnte vorgebeugt werden! Meherdies! — der Verhängige läßt ja den Hesen gern ablaufen, wenn nur der Wein bleibe! — Dreihundert Studirende sind dem Staate unendlich mehr werth, als dreitausend Studenten! —

So laut dies alles spricht, mein Sohn konnte seine Kollegia nicht lesen. Doch S. E. der Herr Minister des Kultus u. wird dem unschuldig Niedergedrückten seine Leiden sicher großmüthig vergelten.

Meines Sohnes „abgedrungene Erklärung“ bitte ich dringend, selbst zu lesen. Sie ist so höchst bescheiden, ruhig und gründlich geschrieben, daß sie (wie seine Enderklärung) ihm die Hochachtung und Liebe der ersten Staatsbeamten erworben hat. Beide Schriften waren nicht zu widerlegen! Sie mußten aber widerlegt sein. Herr Schmalz schrieb daher als Privatmann gegen m. E., denn so machte es mehr Eindruck. Könnte ich doch seine Schrift: „Ueber d. U. e. Uup. über des Dr. „W. abgedrungene Erklärung,“ hier wörtlich abdrucken lassen! — Sie stellt das Recht meines Sohnes, grade weil es ewig umgangen werden soll, ins klarste Licht. Da ich m. E. aus der Ferne sehr gebeten habe, dem Herrn Schm. bescheiden zu antworten, so will auch ich nur wenig rügen. S. B. sagt Schm. „es existirte noch kein Gesetz, nach welchem die

Fak. zu verfahren angewiesen werden, und provisorisch verfuhr sie ganz nach eigener Autonomie.“ Es steht wahrhaftig so da, daß, um habe ich S. 498 gesagt: Herr Schm. müsse seine früheren entgegengesetzten Vorstellungen abschreiben. Um den allgemeinen Unwillen gegen die Fak. zu mildern, sagt er S. 6. „Die Fak. habe ja nie über die Habilität entschieden!“ Man lese diese Worte des Dekans einer Rechtsfakultät selbst, und erstaune! H. R. G. N. Schm. will also nicht fühlen, daß das — eben entsetzlich ist; — weil sie dadurch und durch das heimliche Entgegenwirken beim Herrn Minister verursacht hat, daß meinem Sohne sein Recht vorenthalten ist, und daß er aus Berlin gehen mußte? — Von S. 7. bis zu Ende verwirrt er sehr klüglich die Worte: Orig. und Drouillon der Dissert. ungeachtet er mir selbst gesagt hatte, daß m. S. seine Dissert. gar nicht einzureichen, vielweniger bei der Fak. zu lassen nöthig habe. (S. oben.) Das Ganze ist im Grunde ein: „Bekennniß!“ welches aber nicht so aussehen soll, wodurch daher das Verübte und dessen großer Nachtheil nicht

getilgt wird. Daß Herr Schm. S. 11. sich rühmt, in der Diss. einige Sprachfehler verbessert zu haben, wovon er doch nur: imitavimus anführen kann, das bekanntlich Cicero gebrauchte — thut mir keineswegs sehr leid! denn jetzt muß ich es sagen, daß ich m. S. moral. zwang, das Anerbieten des Herrn Schm. anzunehmen, weil er mir dagegen einwandte: „Habe ich mich ja irgendwo versehen, so spricht Schm. es doch aus! — Und — beim Abdruck finde ich es ja selbst.“ Die Enderklärung m. S. zeigt die völlige Nullität der Schm. Schrift so gründlich und doch so bescheiden, daß sein Sieg über die Fak. allen Unparth. dadurch nur noch klarer einleuchtete, und ihm hohe Ehre erwarb. Sie enthält das (S. 537) erwähnte Zeugniß, (mit der von uns ausdrücklich verlangten Bemerkung.) Natürlich wagte damals keine Preuß. Zeit. das erwähnte Verfahren und die Schriften darüber, gerecht und wahr zu beurtheilen. Die Hall. A. L. Z. schwieg also! Doch Dabelow, dessen Rezension nicht aufgenommen werden konnte, mag sprechen:

Sie mahnen mich, H. H. D. wiederhole

Um die versprochene Rezension der Schrift Ihres Sohnes. Das ist nun eine gar schlimme Sache! Klingt würden sie solche gelesen haben, wenn sie in eine gel. Zeit, in der Art hätte gebracht werden können, in welcher sie doch erscheinen mußte, d. h. in Verbindung mit der „schwächlichen“ Apologie der Berl. Jur. Zsk. Ich suspendirte in meinem vorigen Briefe mein Urtheil über die Sache. Aus einer gemachten eigenen Erfahrung, von welcher Sie bald mehr in den Zeitgenossen lesen werden, und aus den bitteren Rezens., welche über Ihres Sohnes Schrift mir zu Gesicht gekommen sind, bin ich nun ganz überzeugt, daß alle Kabale gegen ihn von einer berücktigten civilistischen Klique ausgeht, die gerne den großen Civilisten des sechzehnten Jahrhunderts nachahmen möchte, ohne von ihrem Geiste, geschweige denn von ihren Kenntnissen in der Geschichte und der Philologie auch nur den sechzehnten Theil zu besitzen; und die nichts neben sich leiden will, als was zu ihren Nachbeteren gehört. Einen solchen Nachbeter durfte man freilich in Ihrem Sohne nicht erwarten. Bei seinen mannigfaltigen Kenntnissen

und seinem hellen Verstande mußte er bald seinen eigenen Weg suchen und finden. Er würde uns bald mehr als ein paar Seiten aus Heineccius, neuaufgeführt, zum Besten gegeben, und keinen historischen Roman für Geschichte, geliefert haben. So viel ich zu urtheilen vermag, dürfte er auch kein Küchenlatein geschrieben, sondern dies den großen Civilisten des neunzehnten Jahrhunderts überlassen haben.

Ich hoffe, mich über die Schrift Ihres Sohnes in einer eigenen Zeitschrift erklären zu können, so bald ich nur erst in Ruhe sein werde. Gedulden Sie sich bis dahin, und trösten sich mit dem Sprichworte: Was lange währt, wird gut!

Aber, erlauben Sie mir die Frage: Welches wird die Lage Ihres Sohnes für die Folge sein? Die Kugel ist nun einmal in's Gesicht geschlagen, denn in den Augen jedes Niemandes steht sie als: gedächet, da, und Ihr Sohn hat auf jeden Fall über sie triumphirt! — Es bleibe ihr nichts übrig, als die Werke der Finsterniß fortzutreiben, wie sie solche begonnen hat; und die Wortführer der

Parthei werden ihren Einfluß auf diejenigen zu behaupten wissen, die am Ruder sind. Schmeicheln Sie sich nicht mit dem Gedanken, daß die gute Sache doch endlich obliegen müsse; ich war in meinem vorigen Briefe auch dieser Meinung, aber ich nehme jetzt das Gesagte zurück. Wir leben nicht mehr in der guten alten Zeit! Dies ist genug gesagt! J. S. befindet sich jetzt auf einer gelehrten Reise; aber was wird werden, wenn er zurückkehrt? — Ich fürchte, man wird ihn, (wenn er nicht auf das Universitätsleben von selbst verzichtet, was mir sehr leid thun sollte!) auf eine Lehranstalt hinwerfen, wo er sich verzehrt und Lust und Liebe zum akademischen Leben verliert. Der Vorwand wird sich leicht finden; man braucht ja nur vorzuspiegeln: auf kleineren Universitäten wären immer vorzüglichere Gelehrten gebildet worden; in Berlin habe er doch ein Malheur gehabt u. s. w. Wegwerfende Rezensionen werden auch das ihrige thun, oder — man ignorirt, was Ihr Sohn schreibt. Glauben Sie mir, der kräftige Mensch geht am ersten zu Grunde, wenn man seine Kraft lähmt; und ich kenne schon

mehrere junge Männer, die durch gelehrte Nichtswürdigkeiten aus ihrer Carriere herausgeworfen wurden. Verloren muß der junge Mann auf jedem Fall gehn, wenn die gelehrte Kabale sich mit Ministern assoziiert. Wir haben jetzt fast in einem Jahre - drei Fälle solcher Assoziationen, die wirklich etwas Ungehörtes in der Gelehrtengegeschichte sind.

Es giebt jetzt Menschen, die aller Schande den Kopf abgebissen haben. 1c.

Halle, d. 28. Jan. 1819. Dabelow.

Die eine von m. O.s Segnern besorgte Rezension erschien in der Jen. A. L. Z. Merkwürdig ist es, daß zwei Monate später der Red. derselben H. G. A. u. Pr. Eichstedt, als Direktor der lat. gel. Ges. meinen Sohn, ohne sein Zuthun, zum Ehrenmitgliede derselben aufnahm. Die gleiche Ehre widerfuhr ihm etwas früher von der Jen. mineralog. Sozietät. Die zweite Rezension des Schlages hat der Westphälische Ritter, H. Prof. Hugo fabrizirt, der vertraute Freund und Seelenverwandte des Herrn v. Sav. Sie spricht H.s Selbstsucht und Unbescheidenheit sehr stark aus. Aber — wem sagt sie dadurch etwas

Neues? — Selbst Verehrer von ihm geben beide vorweg zu. Ihm mußte ein sechzehn-jähriger Dozent aus denselben Gründen ein Gräucl sein, als er es dem Herrn von Sav. war. Völlig unwartheilich spricht dagegen die Leipz. Lit. Z. Es schmerzt mich sehr, diesen so wahr, als ruhig; so gründlich, als fein geschriebenen Aufsatz nicht abdrucken lassen zu können. Er ist offenbar von einem bekannten großen Juristen, der das: amicus Plato etc. im Auge hatte, weil er, (ein edler Mensch!) Unrecht nicht ohne Schmerz ansehen konnte. Der Gott bezeuge ich, daß der Aufsatz völlig ohne unser Wissen erschien. Zuerst erinnert der Verfasser freundlich daran, daß mein Sohn ein Jahr zuvor in L. einen öffentlichen Beweis seiner Kenntnisse der Rechtswissenschaft gegeben habe. Später sagt er: durch diese drei Aufsätze hat der Verfasser seine Einsichten in die röm. Rechtswissenschaft bewährt. Die Schrift: Die jur. Fak. in D. u. d. Dr. W. zieht er tren aus, d. h. er legt ihre große Schwäche klar vor Augen. Aus der Abgedr. Erkl. m. E.s erzählt er: „Der Dekan (Schm.) hatte sogar dem Herrn Witte sein

Wort gegeben, daß, wenn er den erforderlichen Leistungen Gönze thäte, er ihm für die Aufnahme seiner Vorlesungen in den Lekt. Kata. 3 stehe. Die Zak. wird beschuldigt, daß sie die Sache nicht grade und offen, sondern heimlich und hinter den Rücken des Verfassers habe zur Entscheidung zu bringen gesucht."

Auch werden Zacharia's weissagende Worte: „obtreactionem aequalium, aemulorum invidiam, op' imatum sup rbiam (die Mißgunst derer, welche Ihnen gleich stehen; den Neid Ihrer Racheiferer, u. d. Hochmuth der Höheren") bedächtig erwähnt. Aus dem Urtheile eines Unpartheißchen führt er an: „es sei durch das Benehmen der Jur. Zak. zur höchsten Evidenz gebracht, daß nicht allein für Gesetzgebung (wie Sav. behauptet) sondern auch für richterliche Entscheidung nicht der Verus in unsern Zeiten verspürt werde. 10. Die letzten Worte sind: Wir haben nur treu erzählt, was geschehen und geschrieben ist. Das Publikum mag urtheilen! —

Noch muß ich von Böß (in Halle) dem Meister in der Tagespolitik, reden. Er war lange Prof. extr. der Philos. Sein lautes Preisen der damal. Verhältnisse (m. s. s.

Schriften jener Zeit!) empfahl ihn in Kassel sehr. Durch ein bittendes Schreiben an den gutmüthigen Woltär (damals Senior der Jur. Fak.) erreichte Voß zunächst, daß man ihn zum Dr. juris machte. „Es könne doch einmal sein Glück befördern!“ schrieb er an Woltär. Er hatte aber alles schon vorbereitet! — Durch einen Gewaltstreich von Kassel her ward er schnell darauf zum Prof. juris mit sechshundert Thalern Gehalt, und mit Sitz und Stimme in der Fak. ernannt. — Dies war zu arg! — Die Fak. schickte also sein Schreiben, worin er gestanden, „daß er vom Rechte nichts wisse,“ nach Kassel. Die Antwort war: „Von Sitz und Stimme in der Fak. könne weiter keine Rede sein!“ Aber Prof. juris blieb er und die sechshundert Thaler behielt er. 1817 benutzte er andre Konjunkturen! — Für meinen Sohn ließ sich damals in der H. A. L. Z. nicht sprechen.

Was that Voß? — In seinem Archiv f. d. n. Staatsgeschichte und Politik. (Man denke! — Darin erlogene Dorfplatzereien! Aber — Herr Voß wußte

gar wohl, weshalb er sie mit in die Staatsgeschichte und Politik hineingog!) schrieb er M. B. überzeugt, daß ich hundert Meilen weit entfernt war, einen, viele Seiten langen Aufsatz gegen meinen Sohn und mich, der voll Unwahrheiten und Ehrenkränkungen ist, um die Jur. Fak. in Berlin, die sich aufhebenden Studenten, kurz, alles Verächte dadurch zu vertheidigen. Er erhielt um jene Zeit vierhundert Thaler Zulage! —

„De Vos was politisch!“

Ich habe treffliche Sachen übergehen müssen, kann mich also mit diesem Spekulationsgeschreibsel nicht einlassen. Nur so viel das von: Unbegreiflicher aber verächtlicher Weise zieht er meine Lebensverhältnisse vor meines Sohnes Geburt mit Haaren herbei, und stellt sie so, daß mich vor ihm grauset. „Dr. W. d. W. sagt er, erhielt durch Gunst der F. Kanzl. v. H. die Pfarre in L. 1) gerieth hier

1) Am 22. Dez. 95. war ich schon ernannt und schnell darauf: examinirter Feldprediger bei Göß in Berlin. Später erst konnte mir Hr. K. v. H. die L. Pfarre aus

balb mit seiner Wehthäterin in skandalöse Prozesse, 2) mit seinen Bauern in die größten Unbilligkeiten, 3) und durch beides in eine solche Lage, daß er für rathsam hielt,

tragen. Ich schlug sie aber natürlich aus. Nach unzähligen Bitten und Thränen der Fr. K. gab ich ihren schönen Vorwänden endlich nach, jedoch nur unter Bedingung: weil ich sehr viel dabei anseufzte. Na Gung (in dem Weis'schen Sinne) ist also so nicht zu denken! — Dies alles ist als temerär!

2) Jene Prozesse waren für mich, als leutschen und rechtlichen Mann, nie skandalös, (S. d. Akten) wären es aber für Fr. K. geworden, wenn ich nicht aus Parigefühl, Papiere zurückbehalten hätte, welche sie mehrfach verächtlich dargestellt haben würden. Sie wollte mir sogar ihr Guth und ihr ganzes Vermögen schenken. Ich wies aber alles zurück, weil ich in ihre Anträge nicht eingehen wollte. Sie war folglich nie meine Wehthäterin!

3) Die Prozesse mit der Gemeinde hat Fr. K. erregt; ich habe darin, so wie in denen mit ihr selbst, ehrenvoll obgesiegt. Sie mußte zuletzt alle Prozesse aufheben und bezahlen.

seine Pfarre zu resigniren, wollt sie ihm sonst wohl würde genommen worden sein. a)“ —
So viel Sätze so viel Verkündungen! O die Noten! — Daß sich Peß vor Menschen nicht schämt, begreife ich; aber — vor Gott sollte er sich doch fürchten, da er zwei unschuldige Menschen abscheulich behandelt hat. So lade ich ihn denn hiermit vor Gottes Gericht! weil ich mich überzeugt halte, daß der Allgerechte seine (und jedes Andern) muthwilliges Verführen unsres Glückes, unsrer Ehre und

4) So etwas kann nur ein: Peß in Halle sagen; da es bekannt und allgemein ist, daß alle meine Gegner, (die doch 7 Advokaten bezahlten,) verloren, ich aber gewann, ungeachtet ich meistens gar keinen, höchstens einen, oft: „mir bloß zugeordneten“ Advokaten hatte. Erst als Fr. K. todt war, meine Gemeinde ihren Vorsitzern suchte, und mein Amt mir vollkommen sicher war; als endlich mein Sohn täglich meinem Unterricht mehr erwuchs, dachte ich daran, L. zu verlassen. Daß ich wegging, weil ich es — wollte, aber nicht eher als mir eine Königl. Pfarre gesichert war u. hat man oben gelesen.

Ruhe nicht ungestraft lassen werde. Ihm, und seinen Verbündeten rufe ich ins Gewissen: Der Gerechte und Allmächtige lebt noch! und es kommt gewiß ein Tag, an welchem Er unsre heimlichen Seufzer, unsre verborgenen Thränen, unsre Kränkungen, und unser zerstörtes Glück an den Urhebern des Allen rächen wird!

Jetzt, da das ganze Gewebe vor Augen liegt, mag die gebildete Mitwelt, so wie die weniger partheiische Nachwelt urtheilen, wie die Berliner Juristen Fakultät in der Morstrifikationsache meines Sohnes gehandelt hat; eines Jünglings, der Niemand beleidigt hatte; an dem kein Makel haftete; den viel mehr die Edelsten — darum allein haßten ihn ja seine Neider! — allgemein achteten, liebten und zur Vollendung seiner Ausbildung förderten; eines Jünglings, der nie Schleichwege betrat, sondern bloß durch angebohrne Kraft, durch naturgemäße Erziehung und Bildung, und durch steten Fleiß im Reiche des Denkens und Wissens vorzuschieiten strebte; eines Jünglings endlich, dessen — bis dahin! — blühende Gesundheit, dessen helles und ru-

hi

higes Auge, und dessen heiterer Sinn hohe äußere und innere Sittereinheit bezeugten, und bei welchem alles dieses auf dem seltenen, aber — festen Grunde einer gereinigten Gottesfurcht und Liebe gegründet war.

Ich, als tiefgekränkter Vater, erkläre hiermit, daß es Niemanden geglückt ist, m. O. aus der Bahn seines Glückes, d. h. seiner Ehe, Ausbildung, Ruhe, Heiterkeit, Gesundheit, Lebenslust, und Zufriedenheit mit Gott und Menschen, herauszudrängen, als allein der Jur. Fak. in Berlin. Ich rede von den Rechtslehrern einer Univ. in der Residenz des gerechten Königs, umgeben von weisen und unparteiischen Staatsbeamten, deren höchster Chef ein allverehrtes Muster der Humanität ist; von Männern, welche Jünglinge durch Lehre und Vorbild anweisen sollen, was recht sei, und wie man es ausübe; von Rechtslehrern, welche am 25. Jan. 17. als Vorgesetzte einen öffentlichen Akt, unter ihren eigenen Augen, (vor einer verehrungswürdigen Versammlung) veranlaßt hatten; und es doch — beschriebe:

II.

[30]

nermaßen! — mit ansehen, daß ihr — sein-
sollender — Schächling von etwa 24 Erbh-
rern der öffentlichen Ruhe beschimpft, an der
Ausführung ihres Auftrages gehindert, und
vom Erwerben der damit verbundenen Rechte
und Vorzüge abgehalten wurde.

Von Rechtslehrern rede ich, welche
meinem Sohne sein Recht — dreifach erhöht
durch seine Geistesgegenwart am 25. Jan.!
— nicht zukommen ließen, folglich — ihm al-
le damit verknüpfte Vortheile und Vorzüge
raubten, und ihn in großen Kummer stürz-
ten Von Rechtslehrern, welche den wider-
gesächlichen — Nichteranspruch einiger wenig-
gen trotzbenden Studenten, (d. h. junger
Leute, die erst lernen sollen, was recht ist,)
als gar wichtig betrachteten, ohne die so na-
heliegenden — bösen Folgen eines solchen
Verfahrens zu bedenken; Von einer Be-
hörde, rede ich, welche sich von ihren
Untergebenen verspottet ließ, und diese fakti-
sche Verspottung ihrer selbst vor einem Mini-
ster des gerechten Königs, ja vor dem ganzen
Publiko entschuldigte, um ihr eigenes —

— Benehmen damit zu rechtfertigen; von Rechtslehrern, welche keine Schuld an meinem Sohne finden konnten, (um ihm sein Recht vorzuenthalten,) und ihm deshalb seine: Jugend, vorwarfen. Seine Jugend! — die ihm eben zur höchsten Ehre gereicht, die ihm nach den Gesetzen nicht entgegenstand, und die ihn an jenem wichtigen Tage nicht hinderte, mit der Besonnenheit, Kraft und Geistesgegenwart eines erfahrenen Mannes zu handeln. Von Rechtslehrern, welche selbst nach diesem, das Geistesalter meines Sohnes gültig beweisenden Auftritte! — nicht einsehen wollten, daß sie ihm Hochachtung; seinen Neidern Brechung ihres bösen Willens, und der ganzen Jünglingswelt eine Veranlassung zur Nachahmung schuldig seien. Von Rechtslehrern, die über Kränkung des Rechts eines Dritten schreiben, als wäre von einer unbedeutenden Kleinigkeit die Rede: die also vergessen, daß das Recht jedes Menschen, — selbst des Missethaters! — etwas Hohes, Heiliges, und Unantastbares ist. Von Männern rede ich,

die nicht erwägen wollten, daß mein Sohn sich in kein, dem muthwillig zugefügten Unrechte unzugänglichler feinsolgendes Asyl flüchten konnte, als wohin sie selbst ihn beschieden hatten: in die Mitte sammtlicher hiesigen Rechtslehrer. Von bejahrten Personen rede ich, die noch heute nicht zu begreifen scheinen, daß in allen seit zwei Jahren hier und auf so vielen Universitäten vorgefallenen Widersprechlichkeiten und Ausfektionen gegen Gesetze, Recht, Ordnung und Sitte nur eine und dieselbe Tendenz ist, nämlich: mit roher Gewalt durchzusetzen, was Unwissenheit, Selbstsucht, Eigensinn, Stolz, Neid, falsche Aufklärung und Schwärmerei dekretirt haben. Von Männern rede ich, welche, statt den Sieger über die Chikanen, edel zu beloben, ihm seine Laufbahn zu versperren suchten, u. dadurch veranlaßten, daß er — zu früh! — Berlin verlassen mußte; Berlin, wo treffliche Jünglinge von ihm lernen, und erhabene Greise väterlich für ihn sorgen wollten; Berlin, wo die liebenswürdigsten Familien ihn gern bei sich sahen; wo er selbst bis zu den

Allerhöchsten Personen hin Achtung und Wohlwollen genoß, und wo seine — durch sie gebeugten — Eltern, bis dahin in allem Erwähnten ihren einzigen Lohn fanden. —

Der schuldlose, aber schwer Beleidigte lebt jetzt durch Seiner Majestät Gnade in Rom. Daß der Herr Minister von Humboldt recht hatte, er gebrauche jährlich wenigstens eishundert Thaler, hat sich bewährt; denn ob er gleich fast beständig zu Fuß ging, so hat er doch bei dem fortwährenden Reisen, und um alles ihn Anziehende zu sehen u. mehr als zwölfhundert Thaler verbraucht. Sechshundert Thlr. erhält er aber nur; folglich hat er sich, und mich in einen Abgrund von Sorgen stürzen müssen. Schuldlos und rein verließ er mich bei Wien. In Turin trug er noch den Abdruck des Edlen an sich. Von daher erhielt ich das letzte Urtheil über ihn. S. E. der Graf von Truchses, Waldburg schreibt mir nämlich: „Ihres Herrn Sohnes persönliche Bekanntschaft hat völlig dem Bilde entsprochen, welches ich mir von ihm entworfen hatte. Seine Bescheidenheit und An-

sprachestärke erhöhen den Werth seiner seltenen und so früh entwickelten Geistesgaben. Wie gern hätte ich ihn länger bei mir gesehen! — aber er eilte dem klassischen Boden zu; und versprach, bei seiner Rückkehr länger bei mir zu verweilen.“ Möge er nicht durch jugendliche Unerfahrenheit und Unbedachtsamkeit um Gesundheit und Leben gebracht, nicht durch Wollust, Wein, Spiel, und wie die in Italien lauernden Verführer alle heißen, verderbt werden! — Wir Eltern beten täglich dagegen zu Gott und warnen unsern Liebling. Aber -- wenn es geschieht, dies mögliche Ereigniß! so wird es Tausende, — dann vielleicht selbst seine bisherigen Verfolger! — betrüben. Ich aber lege für den Fall alles Unglück auf die Seele derer, welche ihn — ohne Recht dazu! — aus seinem — sorgfältig für ihn berechneten — Wirkungskreise drängten, und ihn dadurch zwangen, — so früh schon! — allein in die weite Welt hinaus zu fliehen. — Sage aber niemand, wenn ja alles glücklich gehen sollte, als Entschuldigung Jener: Gott hat es so haben wollen! Nein! — denn damit könnte man auch die pharisäischen Gesezlehrer im Jer-

rusalem, damit besonders die Unverständigen, welche auf der Pharisäer Geheiß ihr: „Kreuzige ihn!“ (den Unschuldigen) riefen, vertheidigen. — Gott wird ihn indeß beschützen! — so hoffe ich! Er wird ihn durch seinen sichtbaren Stellvertreter in unserm Volke, und durch dessen weise und unpartheiische Minister für alles Erduldete großmüthig entschädigen! — Darauf vertraue ich mit Ruhe! —



Gedruckt in Berlin unter den Augen des
Verfassers.